3 1761 06232512 1

1984
Yd

Leopold von Ranke als Politiker.

Historisch-psychologische Studie
über das Verhältnis des reinen Historikers
zur praktischen Politik.

Von

Otto Diether.

24561
30.7.30

Leipzig.
Verlag von Duncker & Humblot.
1911.

Alle Rechte vorbehalten.

Altenburg
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Meinem lieben Vater

in Dankbarkeit

zugeeignet.

GERMANY

Vorrede.

Die vorliegenden Ranke-Studien, welche auf jahrelanger Beschäftigung mit unserem größten Historiker beruhen und welche der philosophischen Fakultät der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität im Herbst 1909 als Doktordissertation vorgelegt wurden[1], waren im wesentlichen bereits niedergeschrieben, als Friedrich Meineckes hochbedeutendes Werk: „Weltbürgertum und Nationalstaat" zur Kenntnis des Verfassers gelangte. Es hätte nahe gelegen, daraufhin mehr als eine Partie des Buches einer eingehenden Umarbeitung zu unterziehen, den Gedankengang in Form und Inhalt den Ergebnissen der geistvollen Meineckeschen Untersuchung anzupassen. Wenn Verfasser sich dazu gleichwohl nicht hat entschließen können, so bestimmte ihn einmal die Erwägung, daß es immer mißlich ist, in einem bereits fertigen Ganzen nachträglich Änderungen am Grundkolorit vorzunehmen; vor allem aber meinte er, die ursprüngliche Farbe auch deshalb beibehalten zu dürfen, weil er glaubt, eine Seite der deutschen Entwicklung vom 18. zum 19. Jahrhundert in den Vordergrund der Betrachtung gestellt zu haben, die in Meineckes feingeistiger Auffassung etwas zurücktritt. Vielleicht ist nichts geeigneter, den leitenden Gedanken der vorliegenden Arbeit klarzulegen, als eine Auseinandersetzung mit dem epochemachenden Buch des Freiburger Historikers.

Schon in der Überschrift deutet Meinecke die beiden Entwicklungspole an, zwischen welche sich die Materie seiner Unter-

[1] Ein Teil der Arbeit (das vierte Kapitel) wurde zu Promotionszwecken besonders gedruckt. Das vorliegende Buch umfaßt das Ganze.

suchung verteilen und gruppieren soll: dort das weltbürgerliche, die freie, künstlerische Ausbildung des Individuums fordernde, den Staat, die Nation an die Peripherie des Einzellebens verweisende Ideal des deutschen 18. Jahrhunderts; hier die das 19. Jahrhundert kennzeichnende Idee des autonomen Nationalstaates, der als übergeordnetes, oft etwas geheimnisvoll anmutendes Kollektivindividuum den einzelnen in seine Gemeinschaft zwingt, ihn bis in die geheimsten Fasern seines Ichs durchdringt und bildet, und nach außen als geschlossene, einzig ihren inneren Gesetzen folgende „große Macht" den Daseinskampf mit gleichartigen Individualitäten durchficht. Eine Reihe mit Meisterhand entworfener Skizzen von bedeutenden deutschen Denkern der Übergangszeit deckt eine trotz aller individueller Schwankungen doch von Pol zu Pol folgerichtig fortschreitende Entwicklungslinie auf; Rahne und Bismarck machen dann den Beschluß als Hauptvertreter jenes autonomen Machtgedankens, welcher dem deutschen Geist im 19. Jahrhundert seinen Stempel aufdrückt. Was also Meinecke schildert, ist im wesentlichen ein Wandel im Reiche des Denkens; sein Buch gibt vor allem Ideengeschichte; von Wilhelm von Humboldt bis Bismarck atmen wir in diesen Kapiteln jene geistige Höhenluft, welche die individuellen Gipfel der Kultur umweht und welche selten oder niemals bis in die Niederungen des banausischen Massendaseins, der alltäglichen Öffentlichkeit hinabdringt.

Nun hat aber jene große Wandlung, welche die deutsche Nation vom 18. zum 19. Jahrhundert durchmacht, noch eine Seite, welche über die Welt der esoterischen Ideen hinausgreift, ja, sie geradezu einengt, umgestaltet und beherrscht. Auch Meinecke weist auf diesen vielleicht wichtigsten Zug im Werden der neuesten Zeit mehr als einmal hin. So, wenn er scharfsinnig zwei Hauptperioden der nationalen Entwicklung unterscheidet: eine frühere, in welcher die Nation ein mehr pflanzenhaftes und unbewußtes Dasein führt — das Stadium der reinen Kulturnation — und eine spätere, in welcher der bewußte Wille zu staatlichem Zusammenschluß in den nationalen Individuen erwacht, in welcher die Kulturnation sich zur Staatsnation weiterbildet. Eben dieses

Moment des leidenschaftlichen politischen Wollens, das „reckenhafte Empfinden" begreift er mit feinstem Verständnis als das eigentümlich Unterscheidende, was den politischen Tatmenschen Bismarck von seinen doktrinären Parteigenossen und auch von den tiefsinnigen Denkern der vorangehenden Jahrzehnte sondert. Denn die reine Idee und Theorie, welche jenen vor allem ein inneres Erlebnis und damit eine oberste Richtschnur für ihr äußeres politisches Verhalten bedeutet, verliert in dieser dämonischen Natur ihren beherrschenden Rang; sie wird zu einem bloßen Werkzeug des Wollens und Handelns und oft genug zu einer den taktischen Erwägungen des Augenblicks dienenden Finte.

Wenn nun Verfasser das Bekenntnis wagen darf, so scheint ihm eben in dieser Fortbildung von autonomem Denken und Dichten zu politischem Wollen und Handeln eine noch wesentlichere Veränderung zu liegen als in der Abwandlung der politischen Ideen. Denn nicht so sehr von den Kräften des Intellektes wie von den oft dunklen Mächten des Empfindens und Wollens werden ja die Menschen bewegt; sein Unterbewußtsein vor allem ist es, was den einzelnen einem bestimmten historischen und politischen Kreis, was ihn diesem oder jenem Zeitalter zuweist. Eben jenem vorwiegend auf geistige Werte gerichteten Streben der tiefsinnigen Köpfe, welche uns Meinecke vorführt, liegt doch eine ganz bestimmte Art der gleichsam unbewußten Empfindung zugrunde. Das helle Licht des Gedankens erzeugt sozusagen seinen eigenen Schatten, der es oft mehr, als man glaubt, abgrenzt und wiederum beschränkt. Das Denken und Dichten selbst ist eine Leidenschaft, welche die Seele beherrscht, das politische Wollen einengt und nicht selten lähmt.

Man kann also dem bei Meinecke vorwaltenden Einteilungsprinzip ein anderes, von ihm mehr angedeutetes zur Seite stellen, welches sich nicht so sehr mit dem Wechsel der gedanklichen Gebilde wie mit dem Wandel im Unterbewußtsein der Generationen beschäftigt, welches den Übergang von reiner Denker- und Dichterleidenschaft zu absolutem politischem Wollen

veranschaulichen möchte. An diesem Gradmesser gemessen, ergibt sich aber für die Entwicklung des deutschen 19. Jahrhunderts eine etwas andere Anordnung und Bewertung als bei Meinecke. Schon das Massenproblem gewinnt von hier aus eine abweichende Gestalt. Denn wenn auch die plumpe Öffentlichkeit für die Fortbildung der reingeistigen Ideen direkt nur wenig leistet, so bringt sie doch, indem sie sich in immer tieferen Schichten mit politischem Wollen, mit politischer Massenenergie in ihren verschiedenen Erscheinungsformen erfüllt, historische Wirkungen von ganz gewaltiger Art hervor. Dieses neue liberale und nationale Massenwollen stellt dem deutschen 19. Jahrhundert überhaupt erst seine eigentümlichen politischen Aufgaben, mit welchen sich jene Denkergehirne theoretisch abmühen; praktisch gelöst aber werden sie erst, als eine dieser politischen Leidenschaft des Jahrhunderts kongeniale, vulkanische Willensnatur die Kraft des preußischen Staates in rücksichtsloser Tat für sie einsetzt. Von hier aus gesehen, erscheinen Ranke und Bismarck eher wie Gegenfüßler als wie Geistesgenossen: denn während der eine sein politisches Wollen von den Bedürfnissen reinster Erkenntnisleidenschaft ableitet und tragen läßt, schreibt bei dem anderen gerade umgekehrt die titanische politische Leidenschaft der historisch-politischen Einsicht ihre Art und ihren Umfang vor.

Diese vornehmlich das voluntaristische Element berücksichtigende Betrachtungsweise mußte sich nun demjenigen aufdrängen, welcher sich vorgenommen hatte, den großen Historiker bei der praktischen politischen Arbeit zu beobachten; denn hierbei kommt es ja nicht so sehr auf den Gedanken wie auf die Tat an. Die folgenden Studien stellen sich also einmal die Aufgabe, das Rankesche Unterbewußtsein in seinem Werden und seiner Eigenart zu erklären, zu zeigen, wie es durchaus im Boden des deutschen Denker- und Dichterjahrhunderts wurzelt und wie aus ihm, nicht ohne Einwirkung von Kräften des beginnenden 19. Jahrhunderts, im wesentlichen aber doch infolge einer inneren Notwendigkeit, der prächtige Baum der Rankeschen autonomen Historie hervorsprießt, deren politischer Erkenntniswert noch besonders gewürdigt

wird. Weiter möchten sie im einzelnen verfolgen, wie dieser reine Historiker nun in den Kampf der politischen Gewalten des neuen Jahrhunderts gerät und gezwungen wird, in ihm nach den inneren und äußeren Bedürfnissen seiner Historie Stellung zu nehmen; wie er ihr bald in selbständigem Ringen, bald in Anlehnung an einen treuen und starken Mäzen einen Platz an der Sonne zu schaffen bemüht ist. Es wird eingehend untersucht, welche dem autonomen Historiker eigentümlichen Seelenqualitäten ihn in diesen seinen politischen Aktionen unterstützen und hemmen, und dargetan, wie die einzelnen Phasen des außerordentlich komplizierten Kräftespiels im deutschen Bunde ihn abwechselnd bedrohen und fördern, bis es ihm schließlich doch gelingt, seine autonome Historie als angesehenes Kulturelement in das neue Reich und in die Gegenwart herüber zu retten. Die einzelnen Werke Rankes erfahren dabei eine eingehende Prüfung auf ihren politischen Gehalt. So will das Buch die tiefsinnigen Ausführungen Meineckes keineswegs anfechten oder widerlegen, wohl aber sie nach der angedeuteten Richtung hin ergänzen und vervollständigen; es möchte auch mehr sein als eine bloße historische Darstellung, denn indem es an der Gestalt Leopold von Rankes das Verhältnis des reinen Historikers zur praktischen Politik behandelt, berührt es ein psychologisches Problem, welches auch für den Historiker der Gegenwart und vielleicht noch mehr für den der Zukunft Bedeutung haben dürfte.

Für seine Untersuchungen stand dem Verfasser nur das gedruckte, allerdings ziemlich reichhaltige Material zur Verfügung[1]. Auf ein Verzeichnis der benutzten Literatur glaubte er verzichten zu können, nachdem Dr. H. F. Helmolt in No. 132 bis 134

[1] An dieser Stelle sei eine nachträgliche Berichtigung gebracht, welche Verfasser der Liebenswürdigkeit des Herrn Dr. Helmolt in München verdankt. Der Adressat des auf Seite 60ff. besprochenen Rankebriefes vom 4. August 1819 ist nicht, wie dort vermutet wird, der Oberlandesgerichtspräsident K. E. Freiherr von Manteuffel, sondern der Frankfurter Regierungspräsident Freiherr von Seckendorff. Dr. Helmolt schöpft seine Kenntnis aus einer Mitteilung von Rankes ältestem Sohn, dem Pfarrer Otto von Ranke in Berlin.

des „Börsenblattes für den deutschen Buchhandel", Jahrgang 1910, eine eingehende Ranke-Bibliographie veröffentlicht hat[1]. Wenn ferner der Umfang der einzelnen Kapitel ein sehr ungleicher ist, so glaubte Verfasser doch den Gesichtspunkt innerer Zusammengehörigkeit der einzelnen Abschnitte dem einer äußerlich gleichmäßigen Einteilung des Stoffes vorziehen zu müssen.

Zum Schlusse ist es dem Verfasser angenehme Pflicht, Herrn Professor Dr. Hans Delbrück in Berlin für erfahrene gütige Förderung seinen herzlichsten Dank auszusprechen.

[1] Wie Verfasser aus einer Zeitungsanzeige ersieht, ist sie soeben auch im Buchhandel erschienen unter dem Titel: Ranke-Bibliographie von Hans F. Helmolt. Leipzig 1910.

Charlottenburg, im November 1910.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

I. Einleitung: Die Nation der autonomen Denker und Dichter 1

II. Erstes Kapitel: Die Genesis des autonomen Historikers. . . 10

Geistiger Werdegang Rankes in Wiehe, Donndorf, Schulpforta S. 10. — In Leipzig, Frankfurt a. O. S. 19. — Daraus sich ergebende Grundelemente der Rankeschen Historie S. 25.

III. Zweites Kapitel: Der Entdecker der politischen Kunst . . . 33

Gefahren des weltbürgerlichen Individualismus für die politische Erkenntnis S. 34. — Innere und äußere Momente, welche Ranke befähigen, den Staat in den Mittelpunkt seiner Historie zu stellen S. 36. — Trotz der Wertschätzung politischer Kunst keine wirkliche politische Leidenschaft S. 43. — Die Bedürfnisse seiner Historie bestimmen Rankes politische Stellungnahme, zwingen ihn, sich einen kongenialen Mäzen zu suchen S. 44.

IV. Drittes Kapitel: Die deutschen politischen Gewalten des neuen Jahrhunderts 46

Eindringen politischer Massenenergie in die deutsche Welt, Entstehung der liberalen und nationalen Demokratie S. 46. — Stellung der deutschen Staaten, besonders Preußens, zu dieser Macht S. 48. — Das System der rivalisierenden vier politischen Gewalten in Deutschland S. 52. — Rückwirkung dieser politischen Kämpfe auf das Denken und Dichten, historische Stimmung S. 53.

V. Viertes Kapitel: Der Historiker auf dem Wege zu seinen Mäzenen 55

Liberale und nationale Jugendstimmung Rankes, Verhältnis zu Heinrich Ranke S. 55. — Schreiben vom 4. August 1819 S. 60. — Beginnende geistige Emanzipation vom Bruder S. 64. — Schreiben an Thiersch vom 28. April 1822 S. 65. — „Geschichten der romanischen und germanischen Völker" S. 67. — Mäzenatentum des preußischen Staates, Berufung nach Berlin S. 72. — Berührung mit dem liberalen Berliner Schöngeistertum, Varnhagen v. Ense, Rahel, Bettina S. 74. — Ranke lehnt die Mitarbeit an der Spenerschen Zeitung ab S. 80. — Entscheidende Abkehr von den Idealen von 1789 und von der politi-

Seite

schen Richtung des Berliner Ästhetizismus S. 81. — Ausbildung einer eigentümlichen politischen Ansicht S. 84. — „Fürsten und Völker von Südeuropa" S. 86. — Preußen bewährt sein Mäzenatentum, fördert die Studienreise nach Wien und Italien; rascher, glänzender Aufstieg der Rankeschen Historie S. 93. — Wiener Milieu; Gentz, Metternich; Hochgefühle S. 95. — Wachsende Gefahren: Zerfall der Heiligen Allianz, Verleumdungen, Leos Angriff S. 99. — Mitarbeit an Pölitz' Jahrbüchern schon nicht mehr ganz abgelehnt S. 103. — „Die serbische Revolution" S. 103. — Rankes orientalisches Reformprogramm S. 107. — Gentz lehnt es freundlich ab S. 111. — Genußreiche Jahre in Italien S. 112. — Wachsende Differenz mit dem Liberalismus; Hallescher Kirchenstreit S. 114. — Julirevolution, Kampfstimmung S. 117.

VI. Fünftes Kapitel: Der Historiker als Publizist 120

Preußen durch Julirevolution gleichfalls zur Publizistik gedrängt S. 120. — Perthes' Plan einer offiziösen Publizistik im preußisch-nationalen Interesse, besonders einer historisch-politischen Zeitschrift S. 121. — Reaktionäre Widerstände, Denkschrift vom August 1831 S. 124. — Die Zeitschrift genehmigt, Redakteurfrage S. 126. — Rankes Stimmung und Entschluß S. 127. — Sein Abänderungsplan S. 130. — Stimmung der Beteiligten beim Erscheinen des 1. Heftes S. 132. — Aufsätze des 1. Heftes des 1. Bandes S. 133 ff. — Rankes Einleitung zur „Historisch-politischen Zeitschrift" S. 133. — Rankes „Über die Restauration in Frankreich" S. 145. — Rankes „Frankreich und Deutschland" S. 147. — Puchtas „Schreiben aus München" S. 154. — Rankes „Bemerkung über die Charte von 1830" S. 155. — Rankes „Über einige französische Flugschriften usw." S. 156. — Aufsätze des 2. Heftes des 1. Bandes S. 158 ff. — Rankes „Über die Zeiten Ferdinands I. und Maximilians II." S. 158. — Rankes „Über die Trennung und die Einheit von Deutschland" S. 160. — Aufsatz vom 9. August 1832 in der „Allgemeinen Preußischen Staatszeitung" S. 181. — Aufsätze des 3. Heftes des 1. Bandes S. 186 ff. — Savignys „Die preußische Städteordnung" S. 186. — J. G. Hoffmanns „Das preußische Zollwesen" S. 188. — Rankes „Auszüge aus italienischen Flugschriften" S. 189. — H. Ritters „Die Theorien und die öffentliche Meinung in der Politik" S. 191. — Rankes „Die Kammer von 1815" S. 193. — Aufsätze des 4. Heftes des 1. Bandes S. 196 ff. — Savignys „Wesen und Wert der deutschen Universitäten" S. 196. — Bluntschlis „Revolution des Kantons Zürich" S. 197. — Rankes „Staatsverwaltung des Kardinals Consalvi" S. 198. — Keßlers „Boden, Arbeit und Ertrag" S. 201. — Rankes „Reflexionen" S. 201. — Rückblick auf die Entwicklung des 1. Jahrganges S. 207. — Preßstimmen und Privaturteile über die Zeitschrift S. 209. — Aufsätze des 1. Heftes des 2. Bandes S. 215 ff. —

Seite

Rankes „Die großen Mächte" S. 217. — Rankes „Bemerkung über die mémoires tirés usw." und „Zur Geschichte der deutschen, insbesondere der preußischen Handelspolitik" S. 220. — Bluntschlis „Der Schweizerische Bund vom 7. August 1815" S. 224. — Keßlers „Über die Veränderungen usw." S. 224. — Aufsätze des 2. Heftes des 2. Bandes S. 225 ff. — Rankes „Die letzten Unruhen in Bosnien" S. 225. — Sonstige S. 228. — Aufsätze des 3. Heftes des 2. Bandes S. 228 ff. — Rankes „Venezianer in Morea" S. 229. — Kühnes „Über den deutschen Zollverein" S. 231. — Bluntschlis „Der Schweizerische Bund seit 1830" S. 232. — Rankes „Über Capefigue usw.", „Die Idee der Volkssouveränität in den Schriften der Jesuiten", „Über die paroles d'un croyant" S. 233. — Aufsätze des 4. Heftes des 2. Bandes S. 235 ff. — Kleinere Aufsätze Rankes S. 235. — Rankes „Politisches Gespräch" S. 236. — Zusammenfassende Kritik der Zeitschrift, Ursachen ihres Mißerfolges S. 241. — Rede „Über die Verwandtschaft und den Unterschied der Historie und der Politik" S. 251. — Charakteristische Ablehnung des Angebotes vom Jahre 1838, die Leitung der Preußischen Staatszeitung zu übernehmen S. 255.

VII. Sechstes Kapitel: Die halkyonische Epoche 259

Politische und geistige Wirkungen der Julirevolution in Europa und Deutschland S. 259. — Rankes Abhandlungen über „Don Carlos" und über „Die Verschwörung gegen Venedig im Jahre 1618" S. 263. — „Die römischen Päpste" S. 263. — Gründung der Rankeschen Schule S. 271. — „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" S. 273. — Äußerungen zum Kölner Kirchenstreit, zur Vertreibung der Göttinger Sieben S. 281. — Verhältnis zu preußischen und außerpreußischen Gönnern Ende der 30er Jahre S. 283. — Charakterskizze Friedrich Wilhelms IV., Rankes Verhältnis zu ihm und zu seinen politischen Plänen S. 286. — Ranke fühlt sich endgültig als Preuße S. 296. — Neue Gönner und Freunde, Edwin von Manteuffel, Kronprinz Max von Bayern, Affäre Dönniges S. 297. — Ranke bisweilen in politischen Fragen zu Rate gezogen, lehnt Mitarbeit an Verfassungsexperimenten des Königs ab S. 302. — Neubearbeitung der „Serbischen Revolution" S. 305. — Preußische Geschichte S. 306. — Wachsende kritische Stimmung und Besorgnis Rankes bis zur Märzkatastrophe S. 319.

VIII. Siebentes Kapitel: Der Historiker und seine Mäzene . . . 321

Wesen der Märzkatastrophe S. 321. — Kritische Lage Preußens und des Königs im April/Mai 1848 S. 322. — Radowitz; sein Rat, der König solle sich effacieren S. 323. — Gegenaktion der Kamarilla S. 326. — Ranke beschließt im Einvernehmen mit Edwin von Manteuffel, an dieser Aktion teilzunehmen; Stimmung S. 329.

Seite

— Denkschrift von Mitte Mai 1848 S. 331. — Politische Entwicklung bis Anfang Juli 1848 S. 337. — Denkschrift von Anfang Juli 1848 S. 339. — Vordringen der Reaktion bis November 1848, Anteilnahme Rankes an dieser Entwicklung S. 341. — Denkschrift vom November 1848 S. 344. — Ranke lehnt Aufforderung zur Mitarbeit an zu oktroyierender Verfassung ab S. 355. — Entwurf einer Proklamation für den 5. Dezember 1848 S. 356. — Politische Entwicklung bis zur Frankfurter Kaiserwahl S. 358. — Denkschrift von Ende März 1849. S. 361. — Die Unionspolitik bis September 1850 S. 370. — Rankes Verhalten während dieser Zeit S. 375. — Schreiben für Edwin von Manteuffel von Anfang September 1850 S. 376. — Politische Entwicklung bis zur Olmützer Zusammenkunft S. 386. — Rankes Instruktion für den nach Olmütz gehenden E. v. Manteuffel S. 389. — Von Olmütz bis zu den Dresdner Konferenzen S. 393. — Denkschrift von Ende Dezember 1850 S. 395. — Wiederherstellung des Bundestages S. 405. — Rückblick auf Rankes politische Aktion von 1848 bis 1850 S. 406. — Differenz und Aussöhnung mit Otto v. Manteuffel und der Kamarilla S. 407. — Enges Verhältnis zum Könige S. 411. — Zollvereinskrisis von 1851/52 S. 412. — Korrespondenz Rankes mit Peter v. Meyendorff darüber S. 416. — Europäisch-deutsche Bedeutung des Krimkrieges S. 421. — Das orientalische Problem dieser Jahre, Rankes Stellung zu ihm S. 426. — Memoire von Mitte Juni und Gutachten vom Juli 1854 zur orientalischen Frage S. 428. — Kriegsgefahren im Sommer und Herbst 1854; preußisch-österreichischer Vertrag vom 26. November, österreichisch-westmächtliches Bündnis vom 2. Dezember 1854 S. 444. — Gutachten von Mitte Dezember 1854 S. 449. — Österreichische Kriegstreibereien, Haltung der Mittelstaaten S. 459. — Verhältnis Rankes zu König Max von Bayern, Aufenthalt in Berchtesgaden S. 461. — Brief an König Max vom 30. Dezember 1854 S. 465. — Fortgesetzte österreichische Intriguen S. 466. — Brief an König Max vom 26. Januar 1855 S. 469. — Weitere österreichische Drohungen S. 472. — Brief an König Max vom 30. April 1855 S. 474. — Nachlassen der Kriegsgefahr S. 477. — Vergleichung zwischen Rankes „Historisch-politischer Zeitschrift" und seiner Denkschriftenaktion S. 479. — Die französische Geschichte S. 485. — Die englische Geschichte S. 491.

IX. Achtes Kapitel: Der Historiker und das neue Reich 499

Die neue Ära und Generation S. 499. — Wilhelm I.; Rankes Verhältnis zu ihm S. 501. — Oppositionelle Stimmung Rankes S. 504. — Innere und äußere Lage Mitte 1860, Gutachten von Mitte Juni 1860 S. 507. — Der preußische Verfassungskonflikt S. 512. — Wachsende Besorgnis Rankes S. 514. — Ranke und Bismarck S. 518. — Ranke beunruhigt über leidenschaftliches Verfahren der neuen Männer S. 525. — Einfluß E. v. Manteuffels auf

Seite

Rankes Verstimmung gegen Bismarck S. 529. — Sorgen Rankes beim Ausbruch des Krieges von 1866 S. 530. — Trotz Aussöhnung mit dem Erfolg kritische Stimmung gegen Bismarcks Politik von 1866 bis 1870 S. 534. — Ranke und der Krieg 1870/71; Unterredungen mit Thiers; Kaiser- und Reichsproblem S. 539. — Friedliche auswärtige Politik des Reiches seit 1871 von Ranke gebilligt S. 547. — Rankes Stellung zum Kulturkampf S. 552. — Sorge über die liberalisierende Reichspolitik, Attentate Hödels und Nobilings, Fall Arnim S. 558. — Politischer Umschwung von 1878/79 freudig begrüßt; freundlichere Beurteilung Bismarcks S. 563. — Trotzdem bleibt Bismarck Ranke unheimlich S. 569. — Eintreten für autonome Historie im neuen Reiche; Gedächtnisrede auf Gervinus S. 570. — Brief an Bismarck von Februar 1877, Verzicht auf jede Politik S. 571. — Günstige Entwicklung der autonomen Historie im Reiche, äußere Stellung Rankes in den letzten Jahren, Altersbeschwerden, rastloses Schaffen bis zum Tode S. 573. — Neubearbeitungen für die Sämtlichen Werke; „Geschichte Wallensteins“ S. 576. — „Ursprung des Siebenjährigen Krieges“ S. 582. — „Die deutschen Mächte und der Fürstenbund“ S. 584. — „Ursprung und Beginn der Revolutionskriege“ S. 588. — Hardenberg S. 590. — Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen S. 595. — Biographieartikel über Friedrich Wilhelm IV. S. 608. — Weltgeschichte S. 610. — Tod Rankes, Schlußwort S. 613.

Einleitung.

Die Nation der autonomen Denker und Dichter.

Ein eigenartiges nationales Schicksal war den Deutschen beim Eintritt in die neuere Weltentwicklung bereitet, wenn man unter „Nationen" Gebilde versteht, wie sie vor allem für das 19. Jahrhundert typisch sind.

Es sind Schöpfungen breitester demokratischer Massenenergie, welche die Angehörigen eines durch jahrhundert- und jahrtausendlange Entwicklung zusammengeschweißten Menschenkreises erfaßt und die mannigfaltigsten Lebensinhalte in ihm zum individuellen und allgemeinen Bewußtsein erweckt. Oft in heftiger Gärung vollzieht sich dann gleichsam eine Selektion der stärksten und umfassendsten Gemeinschaftswerte materieller und ideeller Art, welche am unüberwindlichsten in der Vergangenheit wurzeln, welche wiederum von der Gegenwart am meisten begünstigt werden. Ihre gemeinsame Anerkennung wird zur inneren Kohäsionskraft eines solchen Gebildes und gipfelt endlich in dem entscheidenden nationalen Merkmal: in dem leidenschaftlichen politischen Massenwillen, alle Teilhaber an diesen anerkannten nationalen Gemeinschaftsgütern unter denselben sozialen Generalnenner zu bringen: sie zu Angehörigen *eines* Staates zu machen, der als bewußtes demokratisches Gemeingut aller nationalen Individuen erscheint; sich gegen andere, als fremd empfundene Kreise durch staatliche Abgrenzung defensiv abzusondern; endlich wohl gar, den eigenen

nationalen Kreis und Staat auf Kosten ihn umgebender offensiv zu erweitern.

Bei den meisten großen Nationen der Neuzeit vollzog sich dieser Bildungsprozeß in normaler Weise. Durch eine rechtzeitige staatliche Zusammenfassung war ihr Kapital an nationalen Gemeinschaftswerten, wie es durch Sprache, Rasse, Kultur, Religion, gemeinsame geographisch-wirtschaftliche Existenzbedingungen dargestellt wird, schon früh um das unschätzbare nationale Gut gemeinschaftlicher politischer Vergangenheit und Gegenwart bereichert worden; bei Beginn der Neuzeit sind sie schon wesentlich in Nationalstaaten geeint, welche dann die Belastungsprobe einer solchen Demokratisierung wohl auszuhalten vermochten. — Demgegenüber könnte man das Schicksal der deutschen Nation fast ein tragisches nennen.

Wohl entsprang auch ihre Quelle in einem machtvollen, vielversprechenden Staatsgebilde: dem mittelalterlichen Kaisertume, das einer wachsenden demokratischen Strömung zu einem trefflichen nationalen Bett hätte werden können, wäre ihm nur ein günstigeres Los beschieden gewesen. Aber das strahlende Gestirn dieser Kaisergewalt zerschellte auf seinen frühzeitig eingeschlagenen imperialistischen Bahnen; es zerfiel in seine erst unvollkommen verbundenen Bestandteile, und die politische Asteroidenwelt des späteren Reiches wurde eben notdürftig zusammengehalten, indem das Schwergewicht des alten Kaisernamens schließlich auf dem ersten dieser Territorialasteroiden haften blieb.

Als dann auch unter den Deutschen der Strom lebendiger Massenenergie allmählich anschwoll, da waren seine Wasser weder hinreichend homogen, noch fanden sie ein bereites staatliches Bett vor: schon in seinem Ursprung erscheint er daher wenig einheitlich und mannigfach zerteilt. Ihm konnte auch nicht beschieden sein, das gescheiterte Werk der alten Kaiser wieder aufzunehmen und sich den Territorialgewalten zum Trotz das Bett der politischen nationalen Einheit selbst zu graben. Immerhin bleibt es ein auffallendes Symptom, das sich in den Werken

so mancher deutscher Humanisten, in den Verfassungsbestrebungen unter Maximilian, in den Programmen der aufrührerischen Bauernhaufen ein lebhafteres Gefühl für die Einheit des Reiches kund gibt, und ein Gebiet fand sich endlich, welches die Kraft besaß, alle diese mannigfachen Äußerungen zunehmenden Massenbewußtseins zu absorbieren, ihnen ein gemeinsames Ziel zu geben.

Indem sich nun die große religiöse Bewegung gegen den einen Sieger im mittelalterlichen Ringen, gegen den römischen Papst wandte, wurde sie freilich dem übermächtigen andern, dem Territorialwesen zinsbar; um nur einen Teil ihrer Wirkungen zu retten, mußte sie sich ihrer Autonomie begeben, mußte gleichsam Fürstendienerin werden. In dem Worte: „cuius regio, eius religio“ ist dieses Schicksal deutlich ausgesprochen, und als dann in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts die entgegengesetzten religiösen Kräfte zum endgültig entscheidenden Ringen aufeinanderprallten unter Führung der Territorialmächte und des verbündeten Auslandes, da wurde der Kampf vor allem mit dem demokratischen Lebensodem bestritten. Auf dem Grabe der großen Massenbewegung konnten sich die Sieger wohnlich einrichten. Neben den in ständischem Stilleben erstarrenden Gebieten und den wunderlichen Miniaturgebilden, in welchen deutsche Kleinfürsten, als Sonnenkönige travestiert, ein patriarchalisch-beschauliches Serenissimus-Dasein führten, entstanden vor allem die absoluten deutschen Groß- und Mittelstaaten, welche in der Person des Regenten alle politische Gewalt machtvoll konzentrierten. Kaum noch gehindert durch interne Erschütterungen konnten nunmehr die rivalen Territorien ihre Machtkämpfe ausfechten: es kam die Zeit der Kabinettskriege, der aufs höchste getriebenen Staatskunst. Immer mehr schwand die Erinnerung an populäre, an nationale Kräfte; nur noch statistisch-utilitarisch rechnete man mit Untertanen und Quadratmeilen. Auch der konfessionelle Gedanke trat immer mehr gegen die Anforderungen der Staatsräson zurück. Die Massenregung schien tot, ihr tragisches Schicksal erfüllt: eine massenenergetisch vordringende Bewegung war von einer nationalstaatlich rückläufigen

erstickt worden, ohne daß sie in ihrer Gesamtheit bis zum politischen, zum eigentlich nationalen Stadium hätte gelangen können. Einzig nach der religiösen Seite hin hatte sich die aufgespeicherte Energie einigermaßen entladen können.

Aber ihr Tod war doch nur ein scheinbarer, er glich mehr der tiefen Lethargie, welche auf einen gewaltigen Blutverlust folgt: ganz leise regten sich die Lebensgeister wieder im 18. Jahrhundert. Freilich war der Spielraum, in dem sie sich bewegen durften, nur ein engumgrenzter, und die Art ihrer Regung wurde von diesem eingeengten Dasein entscheidend bestimmt.

Das dichte Netz kleiner Territorialgewalten mit ihren patriarchalischen Regierungsformen, in den größeren Territorien die zu exaktester, kunstvollster Arbeitsteilung konstruierte innerstaatliche Maschinerie, bildeten wohl unüberwindliche Hindernisse für das Entstehen eines wirklich politischen Bewußtseins in den Kreisen des protestantischen dritten Standes, welche dieser wiedereinsetzenden Regung den ersten und bequemsten Angriffspunkt boten. War nun aber auch dem wiedererwachenden Bewußtsein immerhin breiterer Schichten das Gebiet wahrhaft politischen Empfindens fest verschlossen, so standen ihm dagegen die Gefilde des Denkens und Dichtens offen.

Hier hatte ja auch die Vergangenheit am meisten vorgearbeitet: schon in der gemeinsamen Sprache, in der dadurch erzeugten geistigen Einheitsatmosphäre hatte sie einen reicheren Schatz an möglichen bewußten Gemeinschaftswerten — diesen Grundlagen jeder modernen Nation — hinterlassen, als es auf politischem Gebiete geschehen war, und hierfür war auch die bunte politische Struktur des Reichskonglomerates eher anregend und förderlich. Dieser territoriale Zustand gewährte nicht nur dem einzelnen ein zwar enggebundenes, aber doch gesichertes materielles Dasein, welches ihm den Luxus einer idealen Betätigung wohl gestattete, er hinderte auch wiederum einheitliche Repressivmaßregeln der Regierenden, welche freilich der neuen Regung so lange gleichmütig zusehen konnten, wie sich der erwachende Massengeist von dem fremden Gebiete der Politik fern hielt.

Ein sonderbares Geschick ist doch das der neueren Deutschen! Erscheint anderwärts die Blüte der Literatur, der Wissenschaft als reife Frucht am Baume eines kräftigen politisch-nationalen Lebens, so stellt sich bei ihnen umgekehrt die spätere politische, die eigentlich nationale Regung häufig erst wie ein Produkt aus dem Laboratorium ihrer autonomen Denker und Dichter dar. Lange Zeit beruhte auch ihr Nationalgefühl auf rein geistigen, rein kulturellen Gemeinschaftswerten; es erfaßte gleichsam nur die Seele und wußte nichts von einem politischen Körper. Eine merkwürdige Hypertrophie des Geistes bildete sich bei ihnen aus, und weil der schwache politische und soziale Leib diese wachsende Seele nicht entfernt zu halten vermochte, weil dem Geiste durch die große nationale Katastrophe das lebendig-verknüpfende Band mit der Vergangenheit abgerissen war, so drang er auf individualistischen Schwingen ungehindert bis in weite, universale und kosmopolitische Fernen: ein Geschlecht autonomer Denker und Dichter entstand, das seinesgleichen in der Geschichte sucht.

Man möchte diese erste neudeutsche Massenregung mit einem Rekonvaleszenten vergleichen, der aus tiefster Ohnmacht erwacht, dem aber die lebendige Erinnerung an sein Vorleben erloschen ist, und der doch eben mit dem ausgebildeten Geistesinstrumente, welches dieses Vorleben in ihm erzeugte, daran geht, sich die Welt wieder zu gewinnen. An die enge Stube gefesselt, versenkt er sich zunächst mit Behagen in die kleinen Einzelheiten seiner Umgebung und vermag sich die Welt da draußen nur nach dem Muster der eigenen kleinen Existenz vorzustellen. Aber bald sucht sich sein erwachender Geist weitere Nahrung, und während der schwache Körper noch ruht, blättert er in Bilderbüchern von fremden Menschen, fremden Zeiten, kopfschüttelnd oft, dann aber voll gemütlicher Teilnahme an diesen fremdartigen Existenzen; ja, sein eigenes früheres Ich tritt ihm schließlich erst in einem solchen Bilde entgegen. Er ist erstaunt, er sucht wohl in seinem Gedächtnis nach Reminiszenzen an diese dunkle Vorzeit, und schon regt sich ein wenig der erstarkende Körper, da befreit ihn ein

plötzliches Ereignis aus diesen engen Daseinsschranken und zwingt ihn zum Handeln.

Die gewaltige Massenflut des 16. und 17. Jahrhunderts hatte sich also im 18. zerteilt und in viele kleine, stille Teiche verlaufen, in denen aber gleichwohl latente Energie schlummert. Aus solchen Gebilden mußte sich dieses erwachende Denker- und Dichterbewußtsein seine erste Nahrung schöpfen. Wohl mochte aus den großen Nationalstaaten des Westens, vor allem aus dem immer noch übermächtig in das territoriale deutsche Dasein hineinragenden Frankreich unendlich viel sich den deutschen Denkern und Dichtern aufdrängen, aber ihr eigentlicher Charakter erscheint doch wie ein autochthones Produkt dieser deutschen Erde des 18. Jahrhunderts.

Ihr erwachendes Denken zergliedert zunächst den Menschen dieses engen Daseins; es begreift ihn als Individuum und allenfalls noch als Glied seines kleinen sozialen Kreises. So entsteht die deutsche ratio des 18. Jahrhunderts; ein kleinbürgerlich-individualistischer, nüchterner, selbstgefälliger gesunder Menschenverstand. Freilich vermag sich der Intellekt nicht zum Alleinherrscher der deutschen Zeitpsyche aufzuschwingen; er findet im enggebundenen Dasein und im Gemüte dieser Menschen ebenbürtige Konkurrenten, die ihn gleichsam zu einem Kondominium zwingen: eine fromme, aufrichtige Religiosität, die in der vorangehenden Epoche des Pietismus selbständig die Geister beherrscht hatte, und eine patriarchalisch-strenge Moralität. Alles vereint sich in der deutschen rationalistischen Religion. Da erbaut der Geistliche zur Weihnachtszeit seine Gemeinde nicht nur mit frommen und moralischen Betrachtungen, sondern auch mit Anweisungen über Stallfütterung und Wöchnerinnenpflege; und als du, ehrwürdiger Pfarrer von Grünau, den edlen, bescheidenen Walter als Amtsbruder und Schwiegersohn begrüßtest, da ermahntest du ihn, die Religion „aus Schrift und Vernunft" zu predigen, und weiter unter redlichen Moralbetrachtungen, ja nicht die Obstzucht im Pfarrgarten zu vernachlässigen[1].

[1] Voß, Luise II.

Auf die Dauer begnügt sich nun diese aufgeklärte ratio damit keineswegs, sie erweitert ihren Wirkungskreis und unterwirft ihren Distinktionen auch, was jenseits ihrer Wiege liegt: fremde Völker, fremde Zeiten, Gesellschaft und Staat. Überall vermag sie aber nur sich selbst zu sehen und verteilt nach dem eigenen Maßstabe selbstsicher Lob und Tadel. Fehlt ihr ja doch die Erinnerung an ihr eigenes Werden, das Bewußtsein ihrer eigenen Begrenzung! Muß sie sich ja doch für absolut, für ewig gültig halten!

Da ihr enger Ursprung wilde Leidenschaften nicht kennt, da in ihm die gemütlichen Ströme noch fest eingedämmt und ruhig dahinfließen, so vermag sie weder religiöse noch politische Leidenschaft nachzufühlen: sie schüttelt verwundert und mißbilligend ihr Haupt über die „Fanatiker". Alle Religionen, alle Völker und Zeiten betrachtet sie auch mit dem gleichen nüchternen Interesse, und in allen findet sie entweder nur sich oder ihr Gegenteil wieder: sie, in ihrem Ursprung so eng beschränkt, glaubt sich weltumfassende Kosmopolitin; sie, die erste Regung einer Neuentwicklung, meint schon fertig zu sein, sie sieht den baldigen Sieg „des Vernunftrechtes über das Schwertrecht" voraus. Der Staat erscheint ihr nur als ein Institut zur Förderung der eigenen individualistisch-kleinbürgerlichen Glückseligkeit; die Vertragstheorie ist auch diejenige, welche sie am besten begreifen kann. In der damit verbundenen, zunehmenden intellektuellen Kritik bestehender Staatsgebilde ruhen freilich schon die Keime zu einer kräftigeren, politischeren Regung.

Immer schärfer und spitziger wird dieses rationalistische Geistesinstrument von den Gelehrten und Denkern zurecht geschliffen; schon fängt es an zu zerstören, zunächst freilich nur auf dem Gebiete des Denkens selber. Jene Göttinger Historiker z. B. zerbrechen endgültig die altüberkommenen Vorstellungen von den Weltmonarchien und proklamieren „das Recht der Gegenwart". Die also in ihre Bestandteile zerschlagene Weltgeschichte präsentiert sich ihnen nunmehr als ein ungeheures Aggregat von Einzeltatsachen, jede der anderen koordiniert, gleich-

wertig, wie die Körner im Sandhaufen. Keine andere Einheit wissen sie dafür als die Summierung aller Einzelkörner zu einem riesenhaften, universalhistorischen Sandberge. Die erstaunlichste Tat aber vollbringt der Weise von Königsberg: der hebt diese überspitze ratio eben durch sie selber wieder auf! Aber indem er bei diesem Harakiri in den eigenen Eingeweiden wühlt, trifft er auf einen Widerstand, an welchem seine Waffe zerbricht: auf sein moralisches Gewissen. Dieses psychische Beharrungsvermögen, welches die Notwendigkeiten sozialer Zähmung in der Seele des deutschen Menschen jener Zeit so besonders erfolgreich fixierte, gebietet nunmehr der intellektuellen Zerstörung Einhalt; der kategorische Imperativ wird zum festen Punkt, von dem aus Religion und Welt rekonstruiert werden; er liefert einen neuen unfehlbaren Maßstab für Staat und Gesellschaft. Schlosser legt ihn an die Historie an; den lockeren Sandhaufen der Göttinger kittet er unter Ausscheidung unbrauchbarer Teile mit diesem moralischen Zement zu einem festeren, wirkungsvolleren Ganzen zusammen.

Ähnlich wie bei den Gelehrten und Denkern ist die Entwicklung bei den beweglicheren und liebenswürdigeren Kindern im Reiche des Geistes: den Dichtern. Sobald sie die rein nachahmende Stufe überwunden haben und zu eigenem Leben erwacht sind, beginnen auch sie damit, das behagliche, enge Dasein ihrer Welt in Idyllen wiederzuspiegeln, über die kleinen Vorgänge ihres Alltags in liebenswürdig-philiströser Lehrhaftigkeit zu moralisieren, oder ihre fromm-religiöse Gefühlsregung in schwungvollen Poemen zu besingen. Das genügt ihnen aber bald nicht mehr, sie suchen nach weiteren Inhalten für ihr dichterisches Erleben, und da sie trotz Friedrichs des Großen Heldentaten durch keine übermächtige Gegenwart auf die Dauer festgehalten werden, da sie sich durch keine Schranken nationaler Tradition beengt fühlen, so schweifen sie in die Ferne: sie gehen bei allen Zeiten und Völkern in Kost. Ein Lessing befreit sie von der Hegemonie des pseudoantiken französischen Vorbildes: da erfüllt sich ihnen mit Leben, was noch aus der Zeit der Humanisten als philologische Schulübung in ihre Tage hinein-

ragt: sie sehen wieder mit den Augen Homers. Sie begeistern sich an Hermann dem Cherusker, an Shakespeares Helden, an nordischen Nebelgestalten, am spanischen Cid. Mit der Wendung zur Romantik belebt sich ihnen sogar der bis dahin für die ratio der Zeit so spröde Stoff des Mittelalters, und ihre ruhelose Dichterphantasie schweift bis in weite, orientalische und tropische Fernen. Der größte und vielseitigste unter ihnen, ein wahrer Dichterproteus, webt aus den Erfahrungen seiner mannigfachen Goethe-Inkarnationen ein so engmaschiges Weltanschauungsnetz für autonome Poeten und deren Gefolge, daß er damit bis in die Gegenwart unter unseren literarisch-ästhetischen Produzenten und Konsumenten einer der erfolgreichsten Seelenfischer geblieben ist.

Fast mehr noch als die zerstörende Kritik der Denker hilft dieses vielseitige, leidenschaftlichere und positivere Erleben der Dichter, den Genius der Zeit weiterbilden, ihm aus der Ferne, aus der Vergangenheit neue, zukunftsreiche Werte erschließen. Immer mehr steigt das souveräne Selbstgefühl dieser Poeten; die engen Fesseln von Staat und Gesellschaft fangen an, ihrer individualistischen Beweglichkeit unerträglich zu werden. Es entsteht der Typus des Dichterrevolutionärs, des Stürmers und Drängers, der „in tyrannos“ auf seine Fahnen schreibt. Er gibt der intellektuellen Kritik der Denker durch das leidenschaftliche Ferment erst die rechte Würze, und nun vermag der neue Geist schon vernehmlicher als bisher mit seinen theoretischen Postulaten an die Pforten von Staat und Gesellschaft zu pochen, vor allem gewaltig gefördert durch das anschwellende Sturmesbrausen der Revolution im nahen Frankreich. Und als dieser Orkan das alte Reichskonglomerat erreicht und auseinanderfegt, als die Regierenden, die bisher für das politische tägliche Brot ihrer Untertanen sorgten, bankerott machen: da steht diese Generation autonomer Denker und Dichter vor der völlig neuen und ungewohnten Aufgabe wirklicher politischer Betätigung.

Erstes Kapitel.

Die Genesis des autonomen Historikers.

Es ist, als schaue man in einen jener stillen Teiche des 18. Jahrhunderts hinein, in welchen sich ein Bruchteil der gewaltigen Flut früherer Zeiten gerettet hat, wenn man den Blick auf die Jugendjahre Leopold von Rankes richtet[1].

Enggebunden, in festgeregeltem kleinem Kreise, ohne Stürme, ohne leidenschaftliche Wallung, wenn auch unter starken, aber ruhigen gemütlichen Impulsen vollzieht sich der Lebensprozeß dieser Menschen. Nichts ist von der lebhafteren politischen Geistesregung der Jahrhundertwende bis in diesen stillen Erdenwinkel gedrungen, nicht einmal der schon seit längerer Zeit stärker wehende Wind modernen Denkens und Dichtens. Noch ganz in den Formen des echten 18. Jahrhunderts bewegt sich das „reiche

[1] Es kann im folgenden nicht die Absicht sein, den Verlauf von Rankes Jugend noch einmal ausführlich zu erzählen, es sollen nur einzelne für das Verständnis seiner geistigen Genesis wichtige Momente hervorgehoben werden. Wer sich über die Lebensschicksale Rankes zu informieren wünscht, der sei zunächst auf die vier Diktate „zur eigenen Lebensgeschichte" verwiesen, welche Band 53/4 der „Sämtlichen Werke" (abgekürzt S.W.) einleiten. Stellen und Angaben aus diesen Diktaten sind im folgenden nicht besonders als solche gekennzeichnet. Weiter sei verwiesen auf den klassischen Aufsatz Alfr. Doves in Band 27 der „Allgemeinen Deutschen Biographie" (abgedruckt in Doves „Ausgewählten Schriftchen", Leipzig 1898, S. 150 ff.), ferner auf die Bücher von Guglia (L. v. Rankes Leben und Werke, Leipzig 1893), und von Nalbandian (L. v. Rankes Bildungsjahre und Geschichtsauffassung, Leipzig 1901).

innere Leben", welches der alte Ranke seiner Heimat, dem kursächsischen Städtchen Wiehe nachrühmte.

Die alteingesessenen Kleinbürgerfamilien treiben ihr Gewerbe, bauen ihren Acker nach alter Väterstitte, aber nur leise regt sich in gespenstischen Familiensagen und verworrenen Geschichtstraditionen[1] die halbvergessene Erinnerung an eine dunkele Vorzeit. Die mit Ehrfurcht betrachtete Spitze der kleinen sozialen Pyramide wird vom Schloßherrn mit seiner Familie dargestellt, in welcher sogar sächsische Minister und Staatsmänner vorkommen; daran gliedern sich die Offiziere der kleinen Garnison, deren meist adelige Persönlichkeiten den Stoff zum ehrsamen Stadtklatsch liefern.

Zwischen diesen Privilegierten und der Ackerbau oder Kleingewerbe treibenden Unterschicht steht — im ganzen für sich — der protestantische dritte Stand, die Vertreter der Intelligenz und Bildung, der „drei Fakultäten", welche „die Verbindung mit den allgemeinen Ideen und Interessen" aufrechterhalten: Männer wie der Oberpfarrer, der Diakonus, der Schulrektor, der Doktor, der Advokat, der Stadtschreiber. Was von ihrer geistigen Physiognomie überliefert wird, zeigt sie als echte Kinder dieses deutschen Denkerjahrhunderts, denn einzig nach der Seite der Gelehrsamkeit, der Theologie, der Philologie fließt ihr geistiger Strom aus den engen Ufern dieses Daseins in etwas weitere Fernen. Bei ihren Zusammenkünften erzählen sie z. B. gern von Erlebnissen auf der Universität; der Sohn des Herrn Oberpfarrers, der sich als Philologe einen Namen gemacht hat, wird dem kleinen Ranke als „Muster" vorgehalten; der Herr Diakonus hat sogar „literarische Velleitäten", er hält die Beziehungen zu Leipzig aufrecht, „die überhaupt die vornehmsten aus der Ferne waren".

Die Rankes passen vollständig in diese Umgebung hinein; wenn auch ursprünglich nicht Eingeborene der Stadt, sind sie doch Einheimische der Landschaft: ein Kreis, mit 50 km Radius

[1] Vgl. darüber S.W. 7 S. 5.

um Wiehe geschlagen, umfaßt die Stätten ihrer Wirksamkeit, soweit überhaupt Nachrichten über sie vorliegen. Stets gehörten sie einem gelehrten Stande an, fast alle waren Pfarrer, und der Vater Leopolds ist der erste, welcher der Theologie abtrünnig wird. Er empfindet übrigens öfters Reue darüber und behält selbst als Jurist einen ausgeprägten theologischen Zug. So stark ist diese Familientradition, daß der Großvater Ranke alles aufbietet, um dem Handwerkerberufe zu entgehen, der ihm wegen widriger Schicksale droht: als Waisenknabe arbeitet er sich mühsam zu dem geliebten Pfarrerideale durch. Das gibt dem Wesen aller dieser Männer etwas Festgefügtes, Bodenständiges; einen sicheren, altangestammten geistigen Habitus, dem alles Unstäte, Vagantenhafte, Neuerungssüchtige widerstrebt. Es sind lauter ehrenfeste, vielleicht ein wenig pedantische, aber aufrichtig fromme Männer, im Alter lauter Patriarchen, deren kräftige Individualität sich mit altgermanischer Gefolgschaftstreue ihrem gelehrten Berufe angepaßt hat. Alte Aristokraten, keine Parvenüs auf dem Gebiete der Gelehrsamkeit und des Denkens!

Unendlich viel ist hiervon auf Leopold von Ranke und seine Brüder übergegangen: ein unschätzbares Erbteil für den Historiker. Aber freilich, dieses etwas schwerflüssige Gelehrtenblut mußte mit einem beweglicheren Elemente durchsetzt werden, damit sich der bewunderte Geschichtschreiber bilden konnte: mit einer künstlerischen Gabe dichterischer Intuition. Die Mutter, scheint es, hat ihm dieses wohl nicht minder wertvolle Erbe verschafft; von ihr wird berichtet: Sie war „sinnvoll, geistig angeregt, nicht ohne einen gewissen poetischen Anflug, der dem Vater fremd war, jedoch minder glaubensfest als dieser“ [1]. So ist der Knabe trotz seines schwachen Körpers durchaus kein Stubenhocker, er

[1] Schon mancher Ranke-Biograph hat an die Goetheschen Eltern erinnert und den bekannten Spruch zitiert:

„Vom Vater hab ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen:
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabulieren.“

spielt mit Brüdern und Kameraden und zeigt größte Lebhaftigkeit, geistig wie körperlich. Überall weiß er für sein dichterisches Intuitionsvermögen Nahrung zu finden: auf Spaziergängen wird der Zauber der Natur empfunden und genossen; aus alten Burgen, aus Rittergeschichten erwachen die Gestalten des Mittelalters; Beckers Erzählungen beleben ihm die Antike so, daß sein erstaunt lauschender jüngerer Bruder Heinrich Hektor und Achilles leibhaftig vor sich zu schauen meint[1].

Wäre ihm nur dieser geistige Quell geflossen, so hätte er wohl das Zeug zu einem Poeten gehabt! Aber mächtig regt sich das alte, stabile Denker- und Gelehrtenblut, es hindert ihn, sich allzu tief mit den Dingen, den Stimmungen einzulassen, sie wie ein wirklicher Dichter, wie ein Goethe zu erleben. Wurde der in der Luft zum Vogel, im Wasser zum Fisch, so möchte man die Rankesche Phantasie mit dem geübten Taucher vergleichen, der in das fremde Element eindringt, sich darin umsieht, aber alsbald wieder zurückkehrt und dem am Ufer harrenden Intellekte berichtet, was er gesehen hat. Es kommt so eine Reihe, nicht sowohl von intensiven Erlebnissen, als vielmehr von Bildern, Impressionen zustande, von denen keine den Geist dauernd in Banden zu halten vermag; eine Gabe vielseitigsten Nachempfindens bildet sich aus, das den Stoff belebt, aber, wie Ranke selbst gesteht, zu eigener dichterischer Produktion nicht ausreicht. Und alsbald bemächtigt sich der Gelehrte, der Denker dieser impressionistischen, durch ein gewaltiges Gedächtnis festgehaltenen Bilder; er säubert sie kritisch und verbindet sie miteinander, etwa wie der Kinematograph die Einzelbilder bewegt und dem Auge den Eindruck des Zusammenhängenden, des Strömenden, des Lebendigen hervorzaubert.

Freilich, diese wundervolle Maschinerie hätte nicht so ineinander greifen können, wären ihr in der Psyche Rankes, in den Einflüssen der Umgebung schwere Hemmungen begegnet, aber ein glückliches Geschick fügte es, daß starke gemütliche Regungen,

[1] Heinrich Ranke, Jugenderinnerungen mit Blicken auf das spätere Leben, Stuttgart 1886, S. 14.

daß die Einwirkungen des Jugendmilieus eher zu einer neuen Kraftquelle für den Historiker wurden.

Schon früh erscheint ein überwiegender Teil der gemütlichen Energie eben von dieser Geistestätigkeit absorbiert und an sie gebunden; schon dem Knaben galt das Wort: labor ipse voluptas, das er sich als Greis zum Wahlspruch erkor: „Ich denke, es wird nicht vorgekommen sein, daß er die Bücher verlassen hätte, wie ich es liebte, um das Freie zu suchen", schreibt sein Bruder Heinrich[1], und er selbst gesteht: „Bei mir war nicht viel Zwang nötig. Ich tat eher zu viel als zu wenig." Aus dieser Lieblingsbeschäftigung entwickelt sich dann ein nicht geringer Ehrgeiz nach gelehrtem, schriftstellerischem Ruhme: „Die schriftstellerische Ambition auf Grund einer angeborenen Neigung und ungemeiner Befähigung zu literarischer Gestaltung bildete bei Ranke den ursprünglichsten und vornehmsten Antrieb", so urteilt glaubhaft Dr. Wiedemann, der selbstlose Gehilfe seines Alters[2].

Die Umgebung hinderte ihn auch gewiß nicht, sich in diesem Sinne auszuleben; seine starke, aber ruhige Liebe zu Heimat, Eltern und Geschwistern brauchte ihn deswegen in keine Konflikte zu führen, wie es vielleicht hätte geschehen können, wenn ihn das Schicksal zum ältesten Sohne etwa eines hansischen Großkaufmanns gemacht hätte: gelehrter Beruf war ja das angestammte Ideal dieses Geschlechtes von Pfarrern und Juristen! „So wurde er schon in frühester Jugend die Freude und die Hoffnung der Eltern"[3], zumal er mit seiner ruhigen, aber nachhaltigen gemütlichen Energie das in sich aufnahm, was diesen Menschen das Höchste schien, was sich wie ein roter Faden durch ihre gesamte Existenz zog: ein strenges, ernstes sittliches Empfinden und eine aufrichtige, innige Religiosität. „Erinnere ich mich recht, so gehörte er zu den seltenen Knaben, bei denen es früh

[1] a. a. O. S. 12.

[2] Th. Wiedemann, Sechzehn Jahre in der Werkstatt L. v. Rankes. Fleischers „Deutsche Revue", April 1892, S. 102 f. Anmerkung.

[3] H. Ranke a. a. O. S. 11 ff.

zu einer bestimmten Erkenntnis des Rechten und Guten und zu dem bestimmten Vorsatz kommt, davon nicht abzuweichen", liest man in den Jugenderinnerungen des Bruders[1], und wie sehr er den lebendigen Gott im Herzen trug, bezeugt sowohl der Knabe, der „in dem Waldesdunkel unter den glänzenden Sternen, nach ihnen emporschauend", sein Abendlied sang, als auch der Greis, der „jeden Morgen am Pult mit gefalteten Händen und bewegten Lippen" sein Gebet sprach[2]. Verschweigen darf man freilich nicht: so schön und erhaben diese Dinge den Menschen zieren mochten, für den Historiker bargen sie gefährliche Klippen! Es wird sich aber zeigen, daß er nicht ohne heftige Wallung seiner Geisteswogen sie glücklich umschiffte, und daß gerade dieser religiös-sittliche Hauch ein glückhafter Wind wurde, der sein Historikerschifflein vorwärts trieb.

Noch ein Blick auf seine erste Jugend sei gestattet, um zu erkennen, welchen Gefahren für seine spätere Bildung er glücklich entging.

Im Jahre 1806 störte plötzlich ein gewaltiges Weltereignis den stillen Frieden des Unstruttales: die Kanonen von Auerstädt donnerten in der Nähe, flüchtige Sachsen und Preußen, verfolgende Franzosen durcheilten die Gassen der Stadt. Was blieb nun wohl dem Greise, als er seine Lebenserinnerungen diktierte, davon im Gedächtnis haften? „Die lange Reihe von Wagen", „die stattlichen Männer in fremdartiger Tracht", welche der Jugend so „gewaltig imponierten", daß sie alsbald Französisch lernen wollte! Kein leidenschaftlicher Schmerzensausbruch über die Niederlage des Staates, keine haßerfüllten Blicke gegen die fremden Eroberer haben sich in der Erinnerung fixiert, — höchstens der Umstand, daß sich die Bürger über den Französisch sprechenden Schwiegersohn des Oberpfarrers beschwerten, weil er marodierenden Chasseurs zu viel zugestanden habe! Deutlich erkennt man auch hier wieder das deutsche 18. Jahrhundert:

[1] a. a. O. S. 11 f.

[2] Wiedemann, Sechzehn Jahre usw. „Deutsche Revue", September 1893, S. 345.

diese Menschen waren gewiß ζῶα πολιτικά, sie liebten ihre enge Heimat, ihr sozial streng gebundenes Dasein; ihr berufliches Pflichtgefühl, ihre Moralität waren staatlich unschätzbare Faktoren; aber diese Rudimente sozialen und politischen Lebens wurden noch ohne Bewußtsein, ohne eigentliche Leidenschaft als etwas Selbstverständliches geübt, und ihr Wirkungskreis war auf dieses engumgrenzte Dasein beschränkt. Von der Welt da draußen erregte ein lebhafteres Interesse fast nur das Gebiet der Universitätsstudien; für die ihrer kleinen sozialen Zelle übergeordneten politischen Organismen, selbst für ihren sächsischen Territorialstaat[1] und vollends etwa für den Körper eines nationalen Reiches hatten sie weder eigentliches Verständnis noch Leidenschaft[2]. Unter den Feen, welche die Wiege dieses Geistesprinzen

[1] Dem alten Ranke mochte beim Diktieren seiner Lebenserinnerungen diese politische Gleichgültigkeit auffallend und störend erscheinen. Er suchte nach einer Erklärung dafür und fand sie vornehmlich darin, daß man die Niederlage als eine spezifisch preußische angesehen habe, und daß die Schwenkung Sachsens in das französische Lager, welche dem Kurfürsten die Königskrone eintrug und den ungestörten Fortbestand der sächsischen Klosterschulen sicherte, an dem mangelnden politischen Empfinden schuld gewesen sei. Jedenfalls kann aber dieser sächsische Patriotismus nicht allzu stark gewesen sein, denn als 1815 Wiehe preußisch wurde, fanden sich sowohl der Vater Ranke als auch der Sohn ohne allzu große Schwierigkeit in die neue Lage. Überhaupt wird man namentlich in den beiden letzten Diktaten die Bemerkung machen, daß der alte Ranke nicht immer ganz der Gefahr entgeht, welche in der „langgeübten Kunst" liegt, „die Tatsachen und Gegensätze der Weltbegebenheiten zu einer Art von wirkenden Kräften in die Persönlichkeit selbst zu versetzen." (O. Lorenz.) Wir möchten glauben, daß sein Leben weit mehr von „seiner eigenen, inneren, von allen äußeren Ereignissen unabhängigen Bewegung" (S.W. 53/4 S. 55), d. h. von seinem autonomen Historikerwesen bestimmt worden sei, als es nach diesen letzten Diktaten scheinen könnte.

[2] In der Eröffnungsrede zur Versammlung der Historischen Kommission von 1868 erzählt der 72jährige Ranke zwar, man habe in seiner Heimat „mehr oder minder" in dem Gefühl gelebt, „dem großen Reich anzugehören"; es habe ihn „durchzuckt", als er das Wort „Kaiserliche Majestät" zuerst mit einigem Verständnis vernommen habe (S.W. 51/2 S. 537), doch wird man in diesen von der Erinnerung wohl etwas entstellten Empfindungen kein eigentliches politisches Reichs- und Nationalgefühl erblicken können.

umstanden, fehlte die mächtige Fee „politische Leidenschaft". Es wäre auch wohl für die „objektive", die „autonome" Historie kein segensreiches Angebinde geworden, was sie ihm hätte spenden können! So ging das Ereignis vorüber, und seine einzige Wirkung war, den Geist des Knaben um eine neue Impression zu bereichern, — diesmal um eine aus der Gegenwart.

Was in Wiehe und im Vaterhause begonnen worden war, das wurde in den Klosterschulen Donndorf und besonders in Schulpforta fortgesetzt, ja, man kann sagen: er kam hier in ein wahres Treibhaus für die Eigenart seines Geistes. Hinter diesen Klostermauern, in denen man in einer Art gelehrter Selbstverwaltung allein den Studien lebte, war sein werdender Genius noch weniger Störungen und Ablenkungen ausgesetzt als daheim. Einiges aus seinen Diktaten über diese Zeit sei herausgegriffen!

Da erhält der vielseitige geistige Impressionismus neue Nahrung und bildet sich in seiner elastischen Eigenart bestimmter aus. Die Fluren und Wälder, die Burgen der Umgebung werden wieder durchstreift, aber die Rittergeschichten und Beckers Erzählungen erhalten bald eine siegreiche Konkurrenz: Homer in der Ursprache. „Mit unserer ganzen Seele lebten wir darin." Euripides, Sophokles schließen sich an, er übersetzt die „Elektra", den „Philoktet" und bereitet dem Vater damit eine Geburtstagsfreude. Der fürchtet, der „ernste, schreckliche Inhalt" der Sophokleischen Stücke möchte des Sohnes Geist verdüstern, — unnütze Sorge! „Er betrachtete die Tragödien schon ganz als Kunstwerke, die er zu erfassen und zu würdigen suchte, ohne den Gegenstand der Darstellung mehr als nötig auf das Gemüt wirken zu lassen." So lautet ein klassisches Zeugnis des Bruders[1] für die frühzeitige Eigenart des Rankeschen Erlebens. Und auch die Bibel, obwohl sie „das Buch" bleibt, wird wenigstens zum Teil in gleicher Weise genossen, denn weit mehr als die lehrhaften Episteln sprechen den Knaben die Evangelien, die Psalmen, vor

[1] a. a. O. S. 37.

allem die historischen Bücher des alten Testamentes an. Vielleicht kann man darin schon einen interessanten Vorläufer seiner späteren religiösen Entwicklung sehen. Nun wird auch in die bisher kaum gekannte Moderne ein kleiner Vorstoß unternommen: Klopstock vor allem, selber ein alumnus portensis, wird dem Geiste einregistriert. Neben der klassischen Form bildet wohl seine schwungvoll lebendige, noch in der unplastischen reinen Gefühlssphäre schwebende Religiosität die Einfallspforte, durch welche der Knabe eindringt; nunmehr kann auch der Dichter Hermanns des Cheruskers zur Geltung kommen, das „Gefühl von Größe und Nationalität und wilder Natur darin" macht Eindruck, — freilich nur einen ästhetischen. Weiter prägen sich Schillers „große, objektive Gestalten" dem Gedächtnis ein[1], selbst Goethe wird versucht, aber vorläufig noch als ungenießbar beiseite gelegt; denn der vielseitig-bewegliche Dichter-Bohèmien in Goethe mochte den stabilen, frommen, streng erzogenen und streng denkenden Klosterschüler doch ein wenig stutzig machen.

Und weiter: die politische Gegenwart wird impressionistisch erfaßt, aber sie übt keine andere Wirkung auf das Gemüt, als etwa der Inhalt einer Sophokleischen Tragödie! Nacheinander genießt man den Ton der Bulletins Napoleons und der Manifeste der Verbündeten, und alsbald vergleicht der junge Ranke den Inhalt der Manifeste mit den Gedanken der Taciteischen Königin Boadicea. Hier sind zwei Impressionen wirksam: die eine, aus Büchern geschöpft, kommt zeitlich, räumlich aus weiter Ferne, die andere bricht aus der nahen Gegenwart, so sollte man glauben, mit überwältigender Kraft herein, — aber beide werden koordiniert, die Gegenwart erhält keinen Vorzug vor der Vergangenheit, dieser Geist lebt bereits in allen Zeiten gleichmäßig! Und schon sieht man den geistigen Kinematographen bei der Arbeit: zwei Bilder werden miteinander verbunden, ein Ahnen von tiefer liegenden allgemeinen Zusammenhängen geht durch die Seele, der künftige Historiker regt leise die Schwingen.

[1] Mit Schiller wird er schon in Donndorf bekannt.

Freilich ist auch dafür gesorgt, daß der Geist nicht nur mit Eindrücken gespeist werde, nicht etwa kritiklos irrlichteliere: streng methodisch, philologisch-kritisch wird er gleichzeitig geschult; Faust muß neben sich Wagner und Mephisto dulden! Der tiefernste, gelehrte, „in seinem Ingrimm schreckliche" Rektor Ilgen gleitet nicht etwa leichtfertig über die Schwierigkeiten der Interpretationen hinweg, er wägt und erklärt ausführlich jedes Wort[1], er läßt seine Schüler ein Thema „de lexicographis" in lateinischen Versen bearbeiten, ja, zu ihrem Mißbehagen bringt er ein philologisch-trockenes „usquequaque" in eine schwungvolle Ode. Das war die solid-gewissenhafte, klassisch-philologische Bildung, deren Ranke noch bei Abfassung der Weltgeschichte dankbar gedachte[2].

Als er dann frühzeitig die Klostermauern verließ mit der höchst charakteristischen Begründung: er wolle nicht länger durch „die Stunden, denen er beiwohnen müsse[3]", an der eigenen Arbeit behindert sein; da waren die Grundelemente seines Wesens bereits unabänderlich festgelegt: aus dem Treibhause der Klosterschule in den freieren Boden der Universität Leipzig verpflanzt, widerstand seine nunmehr festgewurzelte Eigenart allen lebhafteren Luftströmen, die ihn hier umspielen mochten.

Nichts hört man in den Berichten über diese Universitätsjahre von Jugendtorheiten, selbst nichts von gesellschaftlichen Beziehungen, welche den Kreis der gelehrten Welt durchbrochen hätten: dieser Fuchs im ersten Semester steuert unbeirrt und selbstgewiß im alterwählten Fahrwasser weiter! Wo in den Diktaten Reminiszenzen schalkhaften Jugendübermutes auftauchen, da beschäftigen sie sich mit den kleinen Eigentümlichkeiten der

[1] Über den Schulpfortaer Unterricht, die einzelnen Lehrer usw. vgl. auch die betr. Abschnitte in H. Rankes „Jugenderinnerungen" und Ferdinand Rankes Buch: „Rückerinnerungen an Schulpforta 1814—1821", Halle 1874. Der etwas pedantische Unterricht des Rektors Ilgen wird hier S. 27 ff. ausführlich geschildert.

[2] G. Winter, Erinnerungen an L. v. Ranke in „Nord und Süd", Bd. 38 S. 221.

[3] H. Ranke a. a. O. S. 44.

gelehrten Mentore: er erzählt etwa, wie die Studenten, um sich vor dem feuchten Sprudel aus dem Munde des Herrn Professors Wieland zu retten, einen roten Regenschirm aufspannten; — sonst ist das Thema allein der Fortgang der vielseitigsten Studien und die Studien anregender Impressionen.

Das Altertum wird weiter lebendig: Pindar, Theokrit und auch die bis dahin vernachlässigten Historiker in stärkerem Maße: er beugt sich vor dem „mächtigen, großen Geiste" Thukydides. Nicht minder stark fließt der andere antike Quell, aus welchem diese Gabe dichterischer Intuition gespeist wird: die Psalmen, die bis zum Lebensende ein biblisches Lieblingsbuch blieben[1], werden rhythmisch übersetzt, und da! wieder ein eigenartiger Ton! Die Geistesmaschinerie des Historikers regt sich, Beziehungen werden gesucht und gefunden: die Psalmen sind ihm nicht nur Ausdruck religiöser Gefühle, nicht „objektive Religion überhaupt", er meint, „das eine oder das andere auf einzelne Momente der Geschichte der Könige beziehen zu können".

Und wieder werden die Neueren, die Zeitereignisse wohl empfunden, aber sie müssen es sich gefallen lassen, mit der Antike zu rangieren. Niebuhr erhält einen Vorzug, weil er die Studien des Altertums „gewaltig" anregt, er gibt Ranke die Überzeugung, „daß es auch in neuerer Zeit Historiker geben könne". Eine Bemerkung, die man weder über- noch unterschätzen darf: Niebuhr hat ihn nicht zum Historiker gemacht, und verfehlt wäre es wohl, Ranke in seiner kritischen Eigenart als bloßen Nachahmer Niebuhrs aufzufassen; wohl aber mochte die Kenntnis des verwandten Ingeniums seinem Geiste einen fördernden Anstoß nach der Richtung geben, in welcher er sich unwiderstehlich bewegte[2].

---

[1] Noch auf dem Sterbebette und schon in der Auflösung reagiert er auf ein Psalmenwort, das ihm sein Bruder Ernst zuruft. Zu L. v. Rankes Heimgang. Berlin 1886, S. 13.

[2] Der treffliche Ranke-Kenner A. Dove meint in seiner Biographie, ohne Niebuhrs „Erklärung des ewigen Krieges der Kritik gegen die Überlieferung wäre aus Rankes allempfänglicher Natur im Lesen, Aufnehmen und Wiedererzählen am Ende nur ein anderer, größerer Johannes von Müller geworden". Allerdings gibt er dann die vollkommene Selbständigkeit des

Ranke will nunmehr unter seinen Kommilitonen „der größte Bewunderer Goethes" gewesen sein, gesteht aber ein, daß er ihm doch „zu modern" gewesen sei, als daß er ihn hätte nachahmen sollen: er blieb für ihn eine Impression mehr. Und nicht anders erging es Belle-Alliance: es erfüllte das Gemüt zwar mit „lebendigster Teilnahme", aber es hatte nicht die Wirkung, den Geist „zu retardieren"; im Gegenteil, es half ihm „eine Richtung auf das öffentliche Leben" geben, es wird als Feuerungsmaterial für den künftigen politischen Geschichtschreiber registriert. Unter eine ähnliche Rubrik gehört wohl auch der „tiefe" Eindruck der Boisserées chen Gemäldesammlung in Heidelberg, der 1817 auf einer Fußreise an den Rhein genossen wird. Er bewirkt eine Annäherung an das Mittelalter, aber Ranke ist durch ihn und ähnliche Zeiteindrücke noch lange nicht zum Romantiker geworden.

Und wieder ist, wie in Pforta, für eine strenge, philologisch-kritische Säuberung dieser Eindrücke, für ein gelehrtes Gegengewicht gegen allzu weitschweifigen Impressionismus gesorgt; die Rolle des Rektors Ilgen übernehmen hier die Philologen Beck und Herrmann. Ein philologisches Interesse für das „Fundament der neudeutschen Schriftsprache" führt zu Luthers Werken: da bleibt der Geist haften, alle seine Elemente werden von dieser Gestalt unwiderstehlich angezogen, die er nun gleichsam neu entdeckt: das gelehrt-philologische, das religiös-theologische, das dichterisch-impressionistische; der schriftstellerische Ehrgeiz regt sich, und auch die Gegenwart wirkt mit, denn 1817 feierte man das dreihundertjährige Jubiläum der Reformation in „schwachen

---

Rankeschen Verfahrens zu. Wir möchten glauben, daß auch ohne Niebuhr Ranke zu seiner Kritik gelangt wäre, denn außer über die Allempfänglichkeit Joh. v. Müllers verfügte er über Qualitäten, die dem Verfasser der Schweizergeschichte wohl nicht in gleichem Maße zuteil geworden waren: über einen scharf realistischen, nicht erst durch Niebuhr philologisch-kritisch geschulten und kombinierenden Verstand. Was aber vor allem die Kritik bei ihm auslöst, das ist der religiöse Ernst und Ehrgeiz, mit dem er an seine Aufgabe herantritt, das Bewußtsein seiner göttlichen Mission als Historiker. Doch davon soll noch weiter unten die Rede sein.

populären Darstellungen". Ihnen gegenüber wird eine „zusammenfassende Geschichte Luthers in seiner Sprache" begonnen.

Die ganze Eigenart der späteren Rankeschen Publizistik und seiner Geschichtschreibung, soweit ein öffentliches Interesse bei ihr überhaupt mitspricht, kündigt sich hier bereits an: die von seinem Genius in der Welt der reinen Historie erzeugten Werte sollen zugleich die gleichsam schmutzige Arbeit der Publizistik verrichten, die irrigen Meinungen der Gegenwart sollen durch die geläuterte Anschauung der Vergangenheit bekehrt werden, es wird von der schlecht unterrichteten Öffentlichkeit an die durch Historie besser zu unterrichtende appelliert. Ein solches Verfahren fällt niemandem ein, der ganz in Gegenwart und Zukunft aufgeht, so erhaben unpraktisch konnte nur ein autonomer, auf dem deutschen Denker- und Dichterboden erwachsener Historiker handeln, dem im Herzen alle Zeiten lieb und wert sind, der auch der Gegenwart die Erkenntnissünde an der Vergangenheit nicht verzeihen kann. Leider ist von dieser unvollendeten Geschichte Luthers nichts bekannt geworden, sie müßte einen interessanten Querschnitt durch das Wachsen des Historikers liefern.

Der Trieb des Denkers, der nach Einheit der Erkenntnis, nach umfassender Anschauung strebt, äußert sich wohl in dem philosophischen Interesse, welches ihn in Leipzig zum Studium Kants und Fichtes führt. Aus den oft so lebhaften Äußerungen der Teilnahme für Fichte, Plato und andere idealistische Philosophen hat man die Rankesche Geschichtsphilosophie, die vielen so rätselhaft dünkt, auf den Einfluß dieser Geister zurückführen wollen; aber es ist damit nicht anders, als mit der Einwirkung Niebuhrs auf seine Kritik: Rankes Geschichtsphilosophie in ihrer oft unbestimmten und widerspruchsvollen Form ist im wesentlichen ein selbständiges Erzeugnis der Elemente seines Geistes, wie noch gezeigt werden soll. Verwandte Schwingungen bei antiken Philosophen wie Plato, Aristoteles, bei modernen wie Fichte, Jacobi, Schelling, selbst Hegel, fördern vielleicht die Bildung, verursachen sie aber nicht eigentlich.

Besonders interessant ist, was er über sein religiöses Leben

aus dieser Zeit berichtet. Die Verbindung von aufgeklärter, kleinbürgerlicher ratio mit ehrlichem religiös-moralischem Empfinden, diese deutsche rationalistische Religion des 18. Jahrhunderts, hatte auch in seiner Jugendumgebung fast unbestritten geherrscht, sie war wohl dem unmündigen Geiste des Knaben zunächst aufgezwungen worden. Aber sehr bald emanzipiert er sich von ihr, er fühlt eine starke Abneigung gegen den Rationalismus der Leipziger Theologieprofessoren, er findet sich strenggläubig, und als der damals ungläubigere Bruder Heinrich ihn in Leipzig besucht, da verteidigt er die orthodoxe lutherische Abendmahlslehre mit solchem Feuer, daß der Bruder in die Worte ausbricht: „Da wirst du ja eine Säule der Kirche werden“ [1].

Man meine aber nicht etwa, daß es ein sacrificium intellectus gewesen sei, was er damals gebracht hätte: ganz im Gegenteil, es war eine neue, eine Historikerratio, die aus Anschauung, Kritik und Kombination jeden Tag gewaltiger in ihm anwuchs; diese hatte nunmehr die alte Bindung gesprengt, sie hatte jene selbstgefällige, seichte ratio des 18. Jahrhunderts beseitigt, aber noch besaß sie nicht die Kraft, den anderen starken Herrscher im rationalistischen Geisteskondominium, das religiös-sittliche Empfinden, das ihm von der Wiege bis zum Grabe unerschütterlich treu blieb, zu einem neuen Bündnis zu zwingen. Da konnte der freigewordene religiöse Geist sich noch souverän in orthodoxen Bekenntnissen äußern. Aber je machtvoller diese neue, revolutionäre historische Erkenntnis in ihm aufwuchs, desto näher rückte der unausbleibliche Konflikt, und da keiner von beiden Gegnern den anderen zu besiegen vermochte, so mußte eine neue Bindung eingegangen, ein neues Kondominium geschaffen, gleichsam eine neue Historikerreligion gefunden werden, bei welcher sowohl der Historiker als auch der religiöse Mensch bestehen konnten.

Und das geschah in der folgenden Periode, in welcher der Historiker endgültig zum Durchbruch kam, in dem Abschnitte seines Lebens, welchen Ranke selbst als den wichtigsten für seine Ent-

[1] H. Ranke a. a. O. S. 90.

wicklung bezeichnete[1]. Es wurde aber in ihm auch nur geerntet, was vorher gesäet und schon aufgegangen war.

Zunächst freilich erscheint diese Zeit am Gymnasium zu Frankfurt a. d. Oder[2] wie „eine Fortsetzung der Studentenjahre, nur mit der Pflicht zu lehren". Der Schatz von Eindrücken aus Vergangenheit und Gegenwart wird weiter bereichert, das wachsende kritische und kombinierende Talent geübt. Die klassische Antike bleibt eine feste Operationsbasis, von der aus aber nunmehr ernsthaftere Streifzüge in mittlere und neuere Jahrhunderte unternommen werden[3]. Das Material dazu liefert die Westermannsche Bibliothek, ein wahres Gottesgeschenk für den jungen Oberlehrer, und nun wirft auch ein äußerer Anstoß gleichsam den Funken ins Pulverfaß: Ranke erhält den Auftrag, den Primanern Geschichte der alten Literatur vorzutragen. Pflicht und Neigung treffen hier zusammen: nicht nur die Rücksicht auf die Schüler, mehr noch das eigene Entdeckerbedürfnis, das den willkommenen Anlaß freudig begrüßt, treibt ihn, längst geahnten, gewaltigen Zusammenhängen nachzuspüren, die flachen Notizensammlungen der gebräuchlichen Handbücher zu verachten, tiefer als bisher in den Geist der antiken Schriftsteller, vor allem nun auch der Historiker, hinabzusteigen, ihn in seiner Eigenart impressionistisch-kritisch zu erfassen und in Verbindung mit den „unermeßlichen Weltgeschicken" zu setzen[4]. Das war der „unendlich leichte Übergang", der „von den philologischen und allgemein wissenschaftlichen Studien, welche die historischen schon in sich begreifen, zu den eigentlich historischen" führte. Freilich, nicht jeder hätte den „leichten Übergang" in dieser Weise gefunden; es gehörte ein Kolumbus dazu, um das Ei auf die

[1] S.W. 53/4 S. 293.

[2] Vgl. über sie auch die Schrift von C. Rethwisch: „Leopold von Ranke als Oberlehrer in Frankfurt a. O." Berlin 1908.

[3] Die erste Bekanntschaft mit mittelalterlichen Geschichtschreibern hatte er in Leipzig durch seinen Freund Stenzel gemacht. S.W. 53/4 S. 649.

[4] Das zweite Diktat enthält (S.W. 53/4 S. 40 ff.) ausführliche Betrachtungen über antike Historiker, welche augenscheinlich auf diese Frankfurter Studien zurückgehen.

Spitze zu ſtellen! Der Kollege Heydler ſchüttelte über die unerhörten Kombinationen den Kopf; überhaupt ſtand dem jungen Entdecker noch mancherlei Anfechtung bevor, ehe die Menge der gelehrten Zeitgenoſſen ſeine großen Taten voll begriffen und gewürdigt hatte.

Einmal zum vollen Bewußtſein ſeiner Gaben erwacht, blieb dieſer Genius nicht bei der Antike ſtehen, auf den für klaſſiſch geſchulte Geiſter ſo gangbaren Pfaden der Latinität ſchritt er ehrgeizig und entdeckungseifrig weiter zu Gothen, Langobarden, Franken, zu den scriptoribus rerum germanicarum, zu der Neugeburt der Antike im 15., 16. Jahrhundert. Die feine Gabe der Nachempfindung belehrt ihn indeſſen bald, daß hier doch nicht eine bloße Reproduktion der Antike ſtattfindet, daß ſich hier auch ein neuer, ſelbſtändiger Geiſt regt; ja, es entſchlüpfen ihm ſogar Worte des Tadels über den ſtarren Klaſſizismus, über die humaniſtiſche Verachtung der eigenen ſprachlichen und gedanklichen Individualität[1]. Das wagt gewiß kein reiner Altphiloloģe mehr!

Und aus allem, aus der impreſſioniſtiſch-kritiſchen Wahrnehmung des Individuellen, aus der Kombination der Einzelimpreſſionen zu univerſalen Zuſammenhängen ergibt ſich ihm immer gewaltiger, immer berauſchender ein neues Weltbild voll Leben, Bewegung, Fortentwicklung, ein Strom der Weltgeſchichte, die Idee einer unendlichen Kauſalität aller hiſtoriſchen Dinge.

Damit iſt nun aber auch der Punkt erreicht, wo der innere Konflikt notwendig anheben muß, wo gegenüber der wachſenden Erkenntnis vom Zuſammenhang der Dinge der gebieteriſche Ruf des religiöſen Gemütes nach der Hand Gottes, nach der moraliſchen Freiheit des Individuums erſchallt.

Ein Ausweg bot ſich zunächſt dem von Zweifeln gequälten Geiſte: das war die Identifizierung der beiden widerſtrebenden Gedankenreihen, der Gottheit und des Weltzuſammenhanges zu einem kauſalen, hiſtoriſchen Pantheismus, und in der Tat iſt

[1] Vgl. S.W. 53/4 SS. 110, 114.

die Neigung sehr stark, diesen Weg zu beschreiten. Man wird sie in folgenden Aussprüchen deutlich wiedererkennen: „In aller Geschichte wohnt, lebet, ist Gott zu erkennen. Jede Tat zeuget von ihm, jeder Augenblick prediget seinen Namen, am meisten aber, dünkt mich, der Zusammenhang der großen Geschichte." „Gibt es wohl etwas Weltliches auf der Welt, etwas Gottloses? Ruhet nicht alles auf dem ewigen Gute, dem mütterlichen Erdboden und dem, der ihn geschaffen?" „In allen Dingen ist Gott; dieses Ding für Gott zu halten ist Götzendienst; wie ist es nun mit dem Wort?" (sc. der Bibel)[1].

Zugleich wird man aber auch bemerken, daß der kausale Pantheismus nicht zur konsequenten Durchbildung gelangen kann. Wo blieb auch einmal der persönliche Gott und die moralische Freiheit des Menschen, welche das religiöse Gefühl so stürmisch begehrte, wo dann vor allem auch für den Historiker die scharf umrissene, dichterisch-intuitiv als Ganzes erfaßte Einzelerscheinung, wenn sich alles zu einem unabänderlichen, unendlichen, rein kausalen Pantheismus verflüchtigte?

So bleibt es zwar bei dem pantheistischen Ansatz, zugleich aber muß, vor allem in der Theorie, Raum für diese gebieterischen Postulate geschaffen werden; so greift — deutlich namentlich in seinem ersten Werke — die „Hand Gottes" bisweilen noch sichtbarlich in das Weltgetriebe ein, so besteht „der Freiheit zur Seite die Notwendigkeit"[2], so untersteht jede Einzelerscheinung nicht nur dem kausalen Zusammenhang, sie ist zugleich ein selbständiges Geschöpf Gottes, auch „jede Epoche ist unmittelbar zu Gott"[2]. Das Individuum und die historische Einzelerscheinung erhalten so theoretisch eine Zwitterstellung: sie ruhen zum Teile

[1] S.W. 53/4 SS. 89, 96, 119. Daß sich dieser Rankesche Pantheismus vielfach an Fichtesche Ideen anlehnt, soll keineswegs bestritten werden. Gewiß hat Fichte dabei mit Pate gestanden, aber im wesentlichen ergibt er sich doch aus der inneren Notwendigkeit, die Ingredienzien des Rankeschen Denkens zu einer möglichst einheitlichen Weltanschauung zu verschmelzen. Vgl. M. Ritter, L. v. Ranke. Seine Geistesentwicklung und seine Geschichtschreibung, Stuttgart 1896, S. 6 ff.

[2] Weltgeschichte (abgekürzt Wg.) Textausgabe, Band 4 SS. 518, 529.

auf eigenem, religiös-transzendentalem Grunde, hinter einer jeden steht ein eigentümlicher, individueller, „schöpferischer Genius", aber sie unterliegen zugleich der ebenfalls religiös gefärbten Kausalität[1].

Freilich konnte dieses eigentümliche, historisch-philosophisch-religiöse Gebilde zu keiner logisch-konsequenten Ausgestaltung bis ins kleinste gelangen, dafür widersprachen sich seine Bestandteile doch zu sehr. Waren sich zwar die Großmächte der Rankeschen Psyche im ganzen über ihren neuen Pakt einig geworden, es blieb doch ein ansehnliches strittiges Grenzgebiet philosophisch-religiöser Fragen übrig, in welchem sich weder der Historiker noch der gottgläubige Ranke dauernd gegeneinander behaupten konnten. Sie neigten dazu, dieses Gebiet für neutral zu erklären, es erscheint häufig in geheimnisvoll-mystischer Beleuchtung und fast unwillig wird jeder Versuch abgewehrt, das Geheimnis zu „rationalisieren". Es entwickelt sich eine gewisse kritische Stimmung gegen die philosophische Spekulation überhaupt. Zum hauptsächlichen Teile beruht sie darauf, daß der neue Wein seiner historischen Erkenntnis sich nicht mehr in die spekulativen Schläuche der idealistischen Zeitphilosophie füllen ließ: weder Hegel noch Schelling konnten seiner pragmatischen Empirie Genüge tun. Zum Teil ist es aber auch das uneingestandene, vielleicht unbewußte Gefühl der eigenen philosophischen Schwäche, was ihn so ungern an solche Spekulationen gehen läßt, ihn mit Mißtrauen gegen Geschichtsphilosophie überhaupt erfüllt. Freilich regt sich dann auch wieder das philosophische Gewissen des

[1] Eine lehrreiche Stelle für Rankes philosophische Anschauungen findet sich in einem Briefe an H. Ritter vom Jahre 1837 (S.W. 53/4 S. 291). Dort heißt es: „... hinter allem ... Kausalnexus ist doch ein unendliches, allverknüpfendes Agens, das mit ununterbrochener Kontinuität in allen Dingen Ursache und Wirkung oder vielmehr umgekehrt Wirkung und Ursache verknüpft. Dagegen die Freiheit individuell, moralisch, sich selbst bestimmt, aber auch höchst selten und nur in den wichtigsten Momenten sich selbst erzeugt." Man erkennt deutlich den kausalen Pantheismus, der an geeigneten Momenten von der individuellen Freiheit durchbrochen wird. Vgl. auch die Stelle in der „Erwiderung auf Heinrich Leos Angriff", S.W. 53/4 S. 665.

Mannes, der mit vollem, subjektivem Rechte gegenüber den Beschuldigungen der Zeitgenossen von sich sagen konnte, daß ganz allein das philosophische und religiöse Interesse ihn zur Historie getrieben habe[1]; das Bedürfnis nach allgemeiner Anschauung wird, wenn auch empirisch verklausuliert, anerkannt[2], und mit zunehmendem Alter wird versucht, das eigene philosophische Gebäude fester auszubauen[3], ohne daß es freilich aus den erwähnten inneren Gründen zu einem völlig befriedigenden Ergebnis kommen

[1] S.W. 53/4 S. 238 f.

[2] Wg. Textausgabe, Band 4 S. 516.

[3] Ein solcher Versuch findet sich vor allem in den Vorträgen an König Maximilian von Bayern, Wg. Textausgabe, Bd. 4 S. 527 ff. (Auch besonders erschienen unter dem Titel: „Über die Epochen der neueren Geschichte, Vorträge dem Könige Maximilian II. von Bayern im Herbst 1854 gehalten zu Berchtesgaden von L. v. Ranke." Herausgeg. v. A. Dove, 5. Aufl., Leipzig 1899.) Ergiebig in dieser Beziehung ist auch das „Politische Gespräch", S.W. 49/50 S. 314 ff. Eine große Menge Einzelaussprüche ist natürlich in den Werken verstreut. Man findet eine brauchbare Zusammenstellung von Aussprüchen Rankes über allgemeinere, auch philosophische Themata in dem Büchlein: „Leopold v. Ranke, Lichtstrahlen aus seinen Werken, gesammelt von A. Winckler", Berlin 1885. Die umfangreiche Literatur, welche neben der Geschichtsauffassung Rankes auch deren philosophische Grundlagen erörtert, kann hier unmöglich vollständig aufgeführt werden. Eine Menge derartiger Literaturangaben findet sich in dem schon erwähnten Buche von Nalbandian. Vor allem sei auf Helmolts in der Vorrede erwähnte Ranke-Bibliographie hingewiesen. Von wichtigeren Werken und Aufsätzen seien noch genannt: Lord Acton, Über die neuere deutsche Geschichtswissenschaft, Berlin 1887; Aufsätze in Doves „Ausgewählten Schriftchen", Leipzig 1898; das Buch von O. Lorenz, „Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben, Bd. 2: L. v. Ranke, Die Generationenlehre und der Geschichtsunterricht", Berlin 1891; K. Lamprecht, „Alte und neue Richtungen in der Geschichtswissenschaft", Berlin 1896; die schon erwähnten Schriften von Guglia, M. Ritter; ferner Aufsätze von M. Lenz (Preuß. Jahrbücher, April 1888, bei Besprechung von Sohms Kirchengeschichte), von Fester (Humboldts und Rankes Ideenlehre, Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Neue Folge 1); von Konstantin Rößler (Ausgewählte Aufsätze, Berlin 1902), von B. Schmeidler (Zur Entwicklung der Geschichtschreibung Rankes, Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reiche 1903) usw. Übrigens beabsichtigte Ranke nach einer Mitteilung seines Bruders Ernst im Anschluß an die Weltgeschichte noch eine Philosophie der Geschichte zu schreiben (G. Winter in „Nord und Süd", Bd. 38 S. 206).

kann. Seine Philosophie ist wohl stark dort, wo sie ablehnt, wesentlich unsicherer und schwächer aber, wo sie Positives finden möchte[1].

Im allgemeinen haben sich indes die beiden Quellströme seines Geistes in diesem Stromsysteme einer neuen Historikerreligion vereint; sie fließen nebeneinander her, ohne sich zu hemmen, vermengen wohl auch ihre Wasser, meist aber liegt ein niedriger Streifen Landes zwischen ihnen, der bald von rechts, bald von links her überflutet wird, je nachdem die Umstände den einen oder anderen anschwellen lassen. Das ist das Gebiet der „gelegentlichen" Äußerungen, bei welchen man häufig ein Hin- und Herfluten in kürzester Frist, ein Wiedereinschränken des soeben Gesagten beobachten kann, das für Rankes Aussprüche über solche Dinge geradezu charakteristisch ist.

Mochte nun auch dieses philosophisch-religiöse Gebilde den theoretischen Anforderungen streng systematischer Durcharbeitung nur mangelhaft entsprechen, so hatte es dafür den unermeßlichen praktischen Wert, daß es dem Historiker nicht nur Luft- und Atemraum gönnte, sondern ihm nun erst den rechten Schwung, seinen Schöpfungen erst die höhere Weihe gab. Jede Entdeckung des praktischen Historikers erhebt und entzückt nun zugleich den religiösen Menschen, Historie wird Gottesdienst, der Historiker ein Priester der göttlichen Wahrheit, ein anbetender Entzifferer

[1] In einem Aufsatze „Über den Begriff der Weltgeschichte", „Deutsche Revue", Oktober 1905, meint Professor F. Rühl, Ranke habe „nicht die mindeste philosophische Ader" gehabt. Wenn man zur philosophischen Ader auch den induktiven Trieb rechnet, von den Einzelerkenntnissen zu immer allgemeineren und schließlich zur Einheit alles Erkennens durchzudringen, so hatte Ranke sogar eine ungewöhnlich starke philosophische Ader. Er wäre sonst auch sicher nicht der universale Geschichtschreiber par excellence geworden. Freilich ist seinem historischen Pragmatismus auch das „Besondere" an sich lieb und wert, und er möchte es nicht ohne guten Grund dem „Allgemeinen" opfern, daß aber dieser Empiriker nicht a posteriori zu einer starken, in sich geschlossenen Philosophie gelangen kann, beruht nicht sowohl auf einem Mangel an philosophischem Trieb als auf der subjektiven Unmöglichkeit, die imperatorischen religiösen Bedürfnisse seiner Seele restlos mit den historischen Erkenntnissen zu verschmelzen. Daher das Schwankende, oft schwer Verständliche seiner Philosophie.

der „heiligen Hieroglyphe", und indem er „den Dingen die Schale, die Hülle" nimmt, und „das Wesentliche" hervorkehrt, geschieht es, daß auch in ihm selbst „Wesen, inneres Leben, Seele und Odem Gottes Flügel bekommt, oder wenigstens Dasein" [1]. Ist er doch selbst ein gottgewolltes Geschöpf, selbst ein Tropfen in diesem halb mystisch-panteistischen Strome der Dinge, ist doch das, was so mächtig-ehrgeizig in ihm braust, nach Leben und Gestaltung ringt, eben die individuelle Offenbarung Gottes, der gerade ihn auserkoren hat, mit seinen Gaben und Fähigkeiten der Menschheit die wahre Historie zu schenken, „von wahren Menschen, dem wahren Gott und wirklich geschehener Geschichte wahrhaften Bericht zu erstatten" [2].

Erscheint so die ganze Tätigkeit des Historikers gleichsam geheiligt, so wird er dagegen zum Frevler an der Gottheit, zum Sünder wider den heiligen Geist, wenn er gegen die Gebote ernstester Wahrhaftigkeit verstößt, die strengste Historikermoral wird zur absoluten Pflicht. Das ist der Hintergrund, der auch bei den scharfsinnigsten kritisch-philologischen Erörterungen nicht fehlt, darum „verletzte" es ihn, als er die romantischen Fiktionen Walter Scotts entdeckte [3], darum ist er fast empört, wenn Guicciardini von seinen erdichteten Reden behauptet, sie seien wahr [4].

Aber alsbald wird diese Entrüstung wieder gemildert durch den Gedanken, daß doch auch diese Sünder wider die heilige Historie individuelle Kreaturen Gottes sind, daß sie als Kinder ihrer Zeit der pantheistisch-religiösen Kausalität unterliegen. Nun söhnt er sich wieder mit ihnen aus, ja, er gewinnt ihnen ein neues, teilnahmvolles Interesse ab, und ähnlich ergeht es ihm mit den moralischen Scheusalen: den Cesare Borgias, den Inquisitoren, den osmanischen Despoten. Auch bei ihnen entnimmt er seiner Historie das Gegengift gegen die sich regende

[1] S.W. 53/4 S. 107.
[2] S.W. 53/4 S. 122.
[3] S.W. 53/4 S. 61.
[4] S.W. 33/4 SS. 21*, 23* f.

Empörung. Ihm steht es jedenfalls nicht zu, an solche Erscheinungen einen anderen Maßstab als den historischen zu legen, denn „sehr dem Irrtum unterworfen ist der Mensch: gebrechlich, ein Tor — und in seinem Gebrechen groß; zuweilen edel noch dann, wenn er Verabscheuungswürdiges tut. Doch vor allen Dingen geziemt uns, mild und gut zu sein. Der Irrtum ist allenthalben um uns[1]".

Ganz ohne Wirkung bleibt nun freilich diese unterdrückte moralische Entrüstung doch nicht: es widerstrebt ihm, in der Aufzählung von Scheußlichkeiten zu schwelgen; wo es ihm das historische Gewissen erlaubt, geht er lieber den moralischen Defekten seiner Menschen aus dem Wege, „denn die Geschichte ist eben kein Kriminalgericht[2]", und wo er davon sprechen muß, da sucht er wenigstens nach Möglichkeit zu entschuldigen, zu begreifen, den inneren Abscheu zu überwinden, indem er sich in die Region der großen Zeittendenzen, der umfassenden Weltperspektiven erhebt, die ihm selbst im Tun solcher minderwertiger Individuen noch das Wirken großer „moralischer Energien" zeigt. Dagegen fühlt man die innere Genugtuung durch, wenn er einmal uneingeschränkt loben darf. Die Temperatur in seinen Werken steht zwar immer über Null, aber ganz gleichmäßig ist sie darum doch nicht: ein guter Beobachter würde aus den Wärmedifferenzen Schlüsse auf die verschiedenen Grade innerer Anteilnahme ziehen können.

Hatte also sein starkes sittliches Empfinden diese für die Genialität seiner Gesamtleistung belanglose Nebenwirkung, so verbot ihm seine neue Historikerreligion doch ganz und gar, etwa den bequemen Maßstab des kategorischen Imperatives an historische Dinge zu legen, und ihr wesentliches Verdienst ist und bleibt jedenfalls, daß nunmehr der Historiker mit gutem Gewissen, ja mit freudiger Billigung des religiösen Gemütes seinem Genius folgen darf.

---

[1] S.W. 53/4 S. 164.
[2] S.W. 43/4 S. 513.

Dafür, daß seine Entdeckungen den religiös-sittlichen Menschen nicht allzu sehr ängstigen, sorgen schließlich auch die gleichsam physischen Grenzen, die seiner gewissenhaften Tätigkeit gesetzt sind: nicht nur das sich verstandesmäßiger Analyse leicht entziehende Wesen der „lebendigen Anschauung", ferner Lücken im Material, Schwierigkeiten der Kombination, auch wohl der geringe Einfluß außerhalb liegender Wissensgebiete, z. B. der Naturwissenschaften. So sehr das in der Rankeschen Historie liegende empirisch-kausale Moment sich mit naturwissenschaftlichem Denken berührt, so sehr er das gelegentlich empfinden mochte[1], im Grunde blieb er der Naturwissenschaft gegenüber doch ein etwas mißtrauischer outsider und beharrte auf dem Standpunkte, den schon der Knabe einnahm: „Wir genossen die Natur, aber wir studierten sie nicht[2]".

[1] Vgl. z. B. S.W. 24 S. 284.
[2] S.W. 53/4 S. 15.

Zweites Kapitel.

Der Entdecker der politischen Kunst.

Blickt man noch einmal zurück auf den Entwicklungsweg, welchen der Rankesche Genius nahm, so muß man bekennen: er hat im letzten Grunde seine alte Heimat, das deutsche Land autonomen Denkens und Dichtens nicht verlassen, — nur bisher unbekannte, neue Regionen dieses weiten Reiches hat er entdeckt und die alten Vorstellungen von seiner Ausdehnung über den Haufen geworfen. Seine Historie blieb ein reines Erzeugnis dieser idealen deutschen Geistesrichtung des 18. Jahrhunderts, freilich eines, das sich riesenhaft neben der kleinbürgerlich-rationalistischen Stufe seiner Jugendumgebung ausnahm. Aber auch die Befreiung aus diesen engen Geistesfesseln hatte er nicht etwa vollzogen wie ein Raubtier, das, in den Käfig gesperrt, zum Bewußtsein seiner Natur erwacht, sich durchnagt und in unbändigem Drange nach neuen Lebensverhältnissen strebt; sie war mehr organisch erfolgt, etwa wie die des Vogelkörpers, von welchem die Eierschalen wie von selbst abfallen, weil in ihrem engen Raume für sein gewachsenes Volumen schlechterdings kein Platz mehr ist.

Kein dem deutschen 18. Jahrhundert wesensfremdes Element, keine politische Leidenschaft, keine praktisch-politischen Ziele, nicht einmal eigentliche politische Erfahrung hatten sein geistiges Werden bestimmt. Wo die Gegenwart daran Anteil hatte, da hatte sie ihm nur das reale Anschauungsmaterial geliefert, welches

verhinderte, daß die Wasser seiner Historie theoretisch stagnierten; aber ihr zuliebe die Vergangenheit zu opfern, seine heilige Historie den „Bestrebungen des Moments" zu unterwerfen, das hätte ihm ein Verbrechen geschienen, mochte er auch versuchen, dieses Erzeugnis der reinen Erkenntnis der Gegenwart dadurch schmackhafter zu machen, daß er auf die politischen Lehren hinwies, die sie daraus entnehmen könne.

Wie kam es nun aber, daß die inzwischen so veränderte Gegenwart in der Tat für ihre neuartigen politischen Bestrebungen sich darin Rats erholen konnte? Wie kam es, daß Könige und Minister des 19. Jahrhunderts bei ihm, dem Denker und Dichter des 18. Jahrhunderts, politische Belehrung suchten und fanden? Woher kam ihm überhaupt das politische Verständnis, das ihn so weit über die Einsicht vieler Zeitgenossen emporhob, obwohl bei denen die Politik ungleich machtvoller in die Entwicklung hineingesprochen hatte? Die Antwort lautet: es ist eine der herrlichsten Früchte am Baume seiner Historie, eines der reifsten Erzeugnisse seines autonomen Denkens und Dichtens.

Eine große Gefahr für eine wahrhaft politische Erkenntnis lag zunächst in der einseitigen Wertschätzung des Individuums, wie sie sich aus Denker- und Dichterregung des 18. Jahrhunderts ergeben hatte, in der daraus abgeleiteten ästhetisch-literarisch-religiösen Lehre vom autonomen Werte und Rechte der Persönlichkeit, zu welcher die Romantik so sehr neigte, und die, zum Dogma erhoben, noch in unseren Tagen einen Zustand fortwährender Bohèmien-Pronunziamientos in Kunst, Literatur, Religion, Moral und Politik begleitet.

Es ist schon von der verschiedenen Intensität des Goetheschen und des Rankeschen Erlebens gesprochen worden; vielleicht kann man diesen Unterschied zu einem kennzeichnenden Unterschiede zwischen dem dichterischen und dem Erleben des echten Historikers überhaupt erweitern. Er bildet wohl den tiefsten Grund, warum ein Goethe, mit dem man so häufig Ranke verglichen hat, der gleich ihm ein riesenhaftes 18. Jahrhundert darstellt, nicht zu

eigentlichem historisch-politischen Verständnis gelangen konnte. Denn durch diesen Unterschied werden dem Geiste auch verschiedene Erkenntnisgrenzen gesetzt.

Eben das heftigere Gefälle, mit welchem die gemütlichen Ströme im Dichter-Mikrokosmus hin- und herfluten, wirkt wie ein Vergrößerungsglas auf die Vorgänge im Inneren der Seele; der Blick kann nicht über sie hinweg, er erweitert die Stürme bei den mannigfachen Dichter-Inkarnationen zu Stürmen der Welt überhaupt, und der Makrokosmus dient schließlich nur noch als Folie für den Mikrokosmus. Mag das nun auch ästhetisch äußerst reizvoll sein, so ist es doch für die Erkenntnis der historisch-politischen Welt ein arges Hindernis. Es wird dem echten Dichter nur schwer möglich sein, über individuelle Werte hinaus zu gelangen, sich ein Gefühl und Verständnis für die Funktionen größerer sozialer Körper zu verschaffen, in welchen das Einzelindividuum schließlich nicht mehr wie eine, wenn auch unter Umständen recht wichtige Einzelzelle bedeutet. Fast der einzige Weg, auf dem er sich größeren sozialen und vor allem staatlichen Erscheinungen nähern kann, ist für ihn das Nacherleben individueller sozialer und staatlicher Tugend oder Leidenschaft. Auf diese Weise kann es ihm allerdings gelingen, sich solche großen Bankwerte einigermaßen in seine kleinere individualistische Münze umzurechnen.

Den autonomen deutschen Dichtern des 18. Jahrhunderts freilich war auch dieser Umweg sehr erschwert. Wo sollten sie auch aus ihren Lebensumständen die Elemente hernehmen, um sich etwa als echte Patrioten, Politiker und Staatsmänner zu fühlen? Die Welt, welche sie umgab, die ratio, welche aus ihr herausdestilliert wurde, war ja eine kleinbürgerlich-individualistische, eine völlig unpolitische, die in staatlichen Leidenschaften und Tugenden, z. B. in der Vaterlandsliebe nur sonderbare „heroische Schwachheiten" sah. Da kann es nicht wundernehmen, daß sie ihren vielseitigen kosmopolitischen Dichter-Individualismus immer souveräner und anspruchsvoller ausgestalteten und eine Entwicklung anbahnten, die alle Stufen-

leitern bis zum krassesten ästhetisch-literarischen Subjektivismus durchlaufen sollte.

War nun bei Ranke schon die abweichende innere Struktur ein starkes Hemmnis für die Ausbildung eines solchen, die politische Erkenntnis gefährdenden Individualismus, so kam noch hinzu, daß er durch die ganze Stimmung seines Jugendmilieus weit mehr als etwa ein Goethe auf die sozialen Zusammenhänge des Individuums hingewiesen und dadurch befähigt wurde, es als Glied sozialer und politischer Körper zu begreifen. In dem anregenden Frankfurter Hause der Goetheschen Eltern, wo dem Knaben große Freiheit, vielseitiges Ausleben nach allen Richtungen gestattet war, wehte eine ganz andere individualistische Luft, als in dem streng geregelten Dasein des Wieheschen Kleinstädters, des Klosterschülers in Schulpforta. Hier lag der Hauptton auf den sozialen Pflichten des einzelnen, mochten sie sich auch vorwiegend in moralisch-religiöse Gewänder hüllen und sich praktisch nur in einem engen, nichtpolitischen Kreise betätigen dürfen. In Schulpforta wurde der Schüler sogar durch ein förmliches Selbstverwaltungssystem einem gemeinsamen gelehrten Zwecke dienstbar gemacht, und der Frankfurter Oberlehrer bekam sicherlich durch seine Berufstätigkeit strengere Begriffe über die Abhängigkeit des einzelnen von übergeordneten sozialen Organismen, als der Jurist Goethe etwa durch seine Wetzlarer Praxis.

So konnte auch bei Ranke das kinetische Moment, der Strom der Begebenheiten, sich nicht zu einem bloßen Hintergrunde für eine Reihe individueller Einzelschicksale abschwächen, es wurde im Gegenteil zur Hauptsache, es half ihm über den rein individualistischen Standpunkt nun erst recht hinwegkommen. Seine Geschichtschreibung wurde keine Serie von Biographien, keine bloße „Galerie von Charakterköpfen", so groß auch unter Umständen die Rolle ist, welche Einzelindividuen darin spielen. Während aber bei Dichtern und auf das Gebiet der Historie geratenen Poeten die Weltverhältnisse meist der Individuen wegen da sind, sind umgekehrt bei Ranke die Individuen hauptsächlich

um der Weltverhältnisse willen da. Sie haben zugleich auch eine selbständige, infolge der geschilderten religiösen Entwicklung halb transzendente, gleichsam private Stellung, aber der Hauptton liegt stets auf dem Teile ihres Ich, der für den göttlich-kausalen Strom der Weltgeschichte von Belang ist, der ihre eigentliche historische Mission ausmacht. Ja, man kann vielleicht sogar finden, daß bei seinen späteren Werken die Neigung immer mehr hervortritt, die Persönlichkeit aus den Weltverhältnissen heraus zu konstruieren, sie zum adäquaten Ausdruck einer auch außerhalb vorhandenen Tendenz zu machen und darüber die individuellen Varianten ein wenig zu vernachlässigen[1].

Konnte nun auch bei Ranke das Einzelindividuum nicht nur sein eigener Zweck sein, so bildete es doch für diesen, von den individualistischen Stimmungen der Zeit gewiß nicht unberührten, immerhin halben Dichter einen bequemen Punkt, von dem aus sich die historischen Kräfte übersehen ließen. Aber freilich, nicht jedes Individuum war dazu geeignet, es mußte eine Auswahl getroffen werden, es mußten solche historische Persönlichkeiten gefunden werden, in deren Wesen und Wirken

---

[1] Vgl. auch den Aufsatz Doves über Rankes Verhältnis zur Biographie, „Biographische Blätter" I 1895 (abgedruckt in den „Ausgewählten Schriftchen", S. 205 ff.). In dem schon erwähnten Buche von Guglia sucht der Verfasser die Rankesche Historie wesentlich unter dem Gesichtswinkel des „Geheimnisses der Persönlichkeit", der „Fülle des Lebens", d. h. des transzendent-individualistischen Gedankens zu begreifen, wie er von dieser Zeit in mannigfacher Schattierung aus dem deutschen Denker- und Dichterjahrhundert herausdestilliert worden war. Gewiß ist namentlich der junge Ranke sehr tief von solchen Stimmungen und Ideen durchdrungen, aber seine Historie weist doch einen noch viel bedeutungsvolleren Zug auf: das ist die gewaltige kausale Kombination, welche bei aller liebevollen Würdigung des einzelnen schließlich den individualistischen Gedanken überwindet und zu universalen Weltperspektiven führt. Sie bildet den wesentlichen Kern der „Idee der Weltgeschichte", sie macht ihm den „Zusammenhang der großen Geschichte" erst besonders heilig. Ohne diese Gabe wäre er auch schwerlich zu historisch-politischem Verständnisse gelangt, sondern höchstens ein vielseitiger Literat im Stile der damaligen Goethejünger geworden. Dieses wichtige Charakteristikum der Rankeschen Historie kommt aber in der Guglia'schen Darstellung nicht genügend zum Ausdruck.

sich eine möglichst große Summe göttlich-kausaler Weltenergie zuverlässig offenbarte.

Das waren einmal die großen Träger der eigentlichen „Kultur", die sich um das Denken und Dichten herum gruppiert; sie lagen dem Deutschen des 18. Jahrhunderts ja auch besonders nahe. Große Dichter und Gelehrte, Künstler und Religionsstifter erfahren daher alle eine eingehende und teilnahmvolle Würdigung. Auf ihrer Tätigkeit beruht auch bei Ranke zu einem großen Teile der Zusammenhang der Nation, und kulturelle Werte sind z. B. wichtige Bindemittel, welche das Gebilde der romanisch-germanischen Einheit verkitten. Aber, — und das ist das Neue, das Große, — dieser Mann des 18. Jahrhunderts ist damit nicht zufrieden; sein Scharfblick strebt, den Nebel zu durchdringen, welcher für den Menschen seiner Herkunft die geheimnisvolle Welt des Staates umhüllt; er entdeckt den politischen Künstler, welcher über das soziale Zentralorgan der Menschheit, über den Staat gebietet, und durch ihn zur kulturellen Seele auch den politischen Körper. Freilich bleibt bei diesem, auf reinem Denker- und Dichterboden aufgewachsenen Historiker die menschliche „Kultur" im engeren Sinne, wenigstens in der theoretischen Wertschätzung, immer das Primäre, aber in praxi wird der politische Gipfel immer mehr zum Lieblingsplatz, von dem aus er das welthistorische Getriebe, selbst das Reich der kulturellen Ideen überschaut und studiert. Das Streben nach einem solchen überragenden Standpunkte lag tief in dem universal-kinetischen Wesen seiner Historie begründet, daß er ihn aber wirklich erreichte, das bewirkte neben seinem Genius auch eine Reihe äußerer Helfer.

Wieder muß auch hier wohl die Antike zuerst genannt werden. In der Welt der alten Historiker und Philosophen, ja selbst der meisten griechischen und römischen Poeten, erschien der Schriftsteller als bewußtes politisches Individuum; er stand in lebendigstem Zusammenhange mit dem sozialen Zentralorgane, dem Staate; nach diesem Gipfel strebte er hin und von ihm aus suchte er die Fülle der Geschehnisse zu überschauen und zu

beurteilen. Wer so feinsinnig und verständnisvoll und zugleich mit solcher Ehrfurcht vor dem antiken Geiste wie der junge Ranke die Eigenart jedes Schriftstellers erfaßte und verglich, dem konnte der große Wesensunterschied z. B. gegen das Schriftstellertum seiner Zeit nicht entgehen; es mußte ihn reizen, diesem fremden, geheimnisvollen Etwas nachzuspüren, die Schriften der Alten nicht nur literarisch-ästhetisch zu genießen. Daß er dann das antike Staatsempfinden nicht unbesehen adoptierte, daß er nicht zum antik-republikanischen Literatenschwärmer wurde, wie mancher seiner Zeitgenossen, davor behütete ihn wiederum die kritische Elastizität seines Empfindens und der ehrgeizig-religiöse Entdeckungseifer, dessen universalhistorischem Drange selbst die reiche Fundgrube der Antike nicht Genüge tat. So glitt er weiter über die Jahrhunderte des Mittelalters bis zur italienischen Renaissance, und hier war es wieder das gleiche Wesen, das sich in so reizvoller Form den Blicken des jungen Entdeckers darbot; aus den Schriften der Dante, Macchiavelli, Guicciardini sprach der bewußte florentinische Staatsbürger, der an den politischen Schicksalen seiner Vaterstadt den lebhaftesten Anteil nahm.

Daß endlich das Gefühl hiervon nicht nur theoretisch-literarische Errungenschaft blieb, daß es durch den realen Anschauungsunterricht lebende, plastische Form gewann, dafür sorgte vor allem die stürmische Gegenwart selber, in welcher sich das neuartige, politische Moment dem Menschen geradezu aufdrängte. Eine so riesenhafte politisch-militärische Erscheinung wie der erste Napoleon, der wie eine Windsbraut in das deutsche Denker- und Dichteridyll hereinfegte; die gewaltigen Stürme der Befreiungskriege, welche die schlafenden Massen in ihren Tiefen aufrüttelten; die leidenschaftlichen Rückschläge auf die Literatur selbst: die Reden an die deutsche Nation, die Schriften eines Jahn, Görres; dann die Bestrebungen der Turner, der Burschenschafter, in welchen sich alte Geisteselemente religiöser, moralischer, literarischer Art mit den neuartigen politischen unklar verbanden, — Regungen, die ihm durch seinen Bruder Heinrich noch besonders nahe gebracht wurden, — alles das wies ein-

dringlich und gewaltig auf die Welt des politischen, des staatlichen Lebens hin.

Freilich, in ihrem letzten, innersten Wesen blieb ihm diese neue Zeit fremd, er verspürte wohl ihres Geistes einen Hauch, aber fortgerissen ward er von ihr nicht; er entnahm ihr nur die lebendige politische Anschauung, vermählte sie mit längst geahnten, den Büchern entnommenen Erkenntniswerten zu einem immer vollkommeneren Verständnis der politischen Kunst, und mit diesem neuen Lichte durchleuchtete er dann die geliebten Jahrhunderte der Vorzeit und sah nun selbst unter der Staubdecke mönchischer Chroniken und trockener Reichstagsakten das Gold der politischen Regung hindurchschimmern. Ein Savonarola z. B. blieb nunmehr nicht nur die große religiöse Erscheinung, sondern dieser subjektiv in der Welt der reinen Religiosität lebende und webende Mönch wurde nach der politischen Seite hin als Parteigänger Frankreichs erkannt.

Man wird das Entzücken begreifen, welches er bei der Entdeckung der venezianischen Relazionen auf der Berliner Bibliothek verspürte; hier war ja alles gegeben, was der Historiker Ranke brauchte: die bei den Schriftstellern so oft schmerzlich vermißte, mit religiösem Ernst gesuchte „originale Kenntnis" in künstlerisch reizvoller Form und Individuen von weitem politischem Blicke, in deren Wesen und Wirken sich die großen Weltverhältnisse spiegelten.

So wurde der politische Künstler immer mehr zum Brennpunkte seiner Historie, der Strahlen auffing, die teils aus geheimnisvollen, für die Historie unerreichbaren Sphären stammten, zum allergrößten Teile aber aus den realen Weltverhältnissen herrührten; so gelang diesem Denker und Dichter des 18. Jahrhunderts die Entdeckung der politischen Welt: eine Tat, wohl nicht minder erstaunlich, als die jenes jungen Gelehrten, der, ohne es noch mit eigenen Augen gesehen zu haben, einzig aus planetarischen Störungen heraus Existenz und Ort eines neuen Gestirnes berechnete.

Man hat Ranke häufig vorgeworfen, er habe aus Vorliebe

für diplomatische Verhandlungen oder gar aus mangelhaftem kausalem Verständnis, das durch die Bedürfnisse seiner idealistisch-mystischen Philosophie gehemmt worden sei, die breiten Regungen der Masse, die sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Kollektivkräfte vernachlässigt; ja, man hat deswegen die ganze Rankesche „politische" Geschichtschreibung für veraltet und abgetan erklärt.

Im Grunde genommen beruht dieser Vorwurf eines demokratischeren Zeitalters auf einer Lehre, welche nur noch Massenkräfte in der Geschichte wirksam sehen möchte, welche alle Dinge nur von unten her begreifen will, welche daher auch individuellen politischen Faktoren und den Taten großer Staatsmänner keinen nennenswerten Spielraum in der Geschichte mehr zuerkennen kann. Eine eingehende Auseinandersetzung mit dieser Ansicht würde hier zu weit führen: falsch wäre aber jedenfalls die Meinung, Ranke kenne die Kollektivkräfte nicht und stelle sie nicht in Rechnung. Ganz abgesehen von den zahlreichen Stellen, wo er, jedem unbefangenen Auge sichtbar, direkte soziale, wirtschaftliche und kulturelle Querschnitte liefert, verbirgt sich bei ihm hinter dem manchmal etwas geheimnisvoll klingenden Namen der „großen Zeittendenzen", der „leitenden Ideen" und „Prinzipien", auch z. B. hinter dem Begriffe des „nationalen Genius", der „nationalen Komplexindividualität" das, was ein Kultur- und Wirtschaftshistoriker, was ein Taine, ein Burckhardt in tausend Einzelheiten aufgelöst und zum Angelpunkt ihrer Darstellung gemacht haben würden. Das sind meist große Massenerscheinungen, deren Charakter als Kollektivkräfte allerdings nicht immer klar hervortritt; es steckt eben in diesen Faktoren als Folge der geschilderten religiösen Entwicklung und im Einklang mit den Anschauungen z. B. der deutschen Identitätsphilosophie oder der historischen Rechtsschule bei Ranke ein supranaturalistisch-mystisches, individualistisch gefärbtes Ingrediens, das allen seinen historischen Potenzen anhaftet. Seiner praktischen Wirkung auf Rankes Geschichtschreibung nach bleibt es aber meist nur eine Form des Ausdruckes. Gewiß hat es dazu beigetragen, Ranke die Fülle menschlicher Erscheinungen zu kondensieren, ihm

große, einheitliche Komplexe zusammenzuballen und ihn so zum Gipfel staatlicher Betrachtung emporzutragen; aber man überschätzt seine Tragweite doch sehr, wenn man die „politische" und angeblich individualistisch-teleologische Geschichtschreibung Rankes hauptsächlich von ihm herleitet. Für eine kinetisch-universale Betrachtung wie die Rankesche, welche sich in den Niederungen historischen Spezialistentumes irgendwelcher Art auf die Dauer nicht aufhalten kann, welche auf der Basis des sorgfältig und liebevoll erforschten „Besonderen" vor allem große universale Überblicke erstrebt, werden auch Massenkräfte erst dann größeres Interesse gewinnen, wenn sie durch das soziale Zentralorgan der Menschheit, den Staat, und die es erfüllenden Einzelzellen, die politischen Künstler, hindurchgehen und damit erst größere universalhistorische Wirkungen ausstrahlen. Ein solcher Historiker muß notwendig auf den Höhen des Staates mit Vorliebe seinen Standpunkt wählen, weil sich von hier aus die großen, weltbewegenden Wirkungsreihen jeder Art am besten in ihrer Tragweite abschätzen und studieren lassen. Das ist vor allem der Quell, aus welchem die „politische" Rankesche Historie fließt, nicht seine transzendentalen Velleitäten. Wollte man wegen dieses metaphysischen Einschlages die Rankeschen Entdeckungen negieren, so wäre das nicht viel anders, als wenn man die Newtonschen Gravitationsgesetze anfechten wollte, weil der große Naturforscher darin einen neuen Beweis für die Allmacht Gottes sah.

Kann also nicht zugestanden werden, daß dieses supranaturalistische Ingrediens für Rankes historische Praxis von entscheidendem Belang gewesen sei, so hat es allerdings dazu beigetragen, für seine praktische Politik die Einzelerscheinung oft allzu zähe und unwandelbar zu gestalten. Doch davon später!

Wenn er bisweilen wirklich in seinen Werken der politischen Kunst einen allzu großen Einfluß einzuräumen scheint, wenn er z. B. noch in vorgeschrittenen Konfliktsstadien an die Möglichkeit diplomatischer und versöhnlicher Lösungen glauben möchte, so liegt das im letzten Grunde an etwas anderem, das auch für

seine Politik von der größten Wichtigkeit wurde: diesem Denker und Dichter des 18. Jahrhunderts konnte sich zwar die politische Kunst in ungeahnter Großartigkeit erschließen, aber die eigentliche politische Leidenschaft blieb ihm zeitlebens fremd.

Wohl mochte sein beweglicher, eindrucksfähiger Genius auch von ihr einen Teil nachfühlen, aber nur eben so viel, wie ihm sein milder historischer Intellektualismus gestattete; was darüber hinausging, das konnte er sich vielleicht berechnen, aber mit dem Gemüte vermochte er da nicht mehr zu folgen, dem gegenüber behielt er die Stimmung des 18. Jahrhunderts gegen die „Fanatiker".

Das färbt denn auch ein wenig auf seine Historie ab. Sie strebt darnach, die harten, scharfen Konturen der Leidenschaft, ähnlich wie die der Unmoral, nach Möglichkeit zu verwischen; sie kann einen leisen Unterton der Mißbilligung bisweilen nicht unterdrücken, wenn sie berichten muß, wie törichte Menschen statt vernünftigen Erwägungen blinden Leidenschaften folgten. Von hier aus gesehen, gewinnt dann jene Meinung, welche Ranke Mangel an Sinn für Kollektivkräfte vorwirft, eine bessere, wenn auch beschränkte Berechtigung: weil die dumpfe, brutale und irrationelle Leidenschaft vor allem in Massenkräften wirksam ist, so flüchtet er, wenn es ihm sein Historikergewissen irgendwie gestattet, gern aus dieser beklemmenden Atmosphäre in die lichtvolle, rationale und leidenschaftslose Sphäre der diplomatischen Kunst, in welcher sich jene dumpfen und unheimlichen Kräfte zu harmonisch abgetönten „Ideen", zu intellektuell begreifbaren „Tendenzen" abgeklärt haben, welche dann das bewußte Handeln der politischen Künstler bestimmen.

Von sehr viel größerer Wichtigkeit sollte diese Scheu vor der politischen Leidenschaft freilich für sein eigenes praktisch-politisches Verhalten werden. Nie ist er im Herzen trotz seines ausgeprägten politischen Verständnisses mit der neuen Zeit über die Schwelle des autonomen Denkens und Dichtens getreten; in dieser Hinsicht blieb er rückständig, — freilich war das eine grandiose Rückständigkeit, welche die Gewähr gab, daß er die

Zeiten überdauerte. Dafür blieb denn aber auch die politische Leidenschaft derjenige Faktor, bei dem er sich politisch am meisten verrechnete, der seinen politischen Versuchen am verhängnisvollsten wurde. Sie behielt für ihn stets etwas Fremdes, Unheimliches, das ihn ängstigte und abstieß, denn sie drohte ihm und anderen den klaren Spiegel der historischen Erkenntnis zu trüben.

In der Sorge für seine Historie liegt nun überhaupt das Entscheidende für sein politisches Verhalten; denn diese autonome Historie, erwachsen auf dem Mutterboden seines eigentümlich dafür veranlagten Geistes, gefördert durch das milde Klima des deutschen Denker- und Dichterjahrhunderts, ist das Bestimmende, das Absolute in Rankes Wesen. Sie beherrscht im letzten Grunde seine gesamten politischen Sympathien und Antipathien; nie würde man daher zu einem Verständnis des Politikers gelangen, wenn man nicht zuvor Werden und Sein des Historikers begriffen hätte.

Dieser braucht nun für sein Dasein nicht nur Folianten und Aktenrollen, auch der lebendigen Gegenwart entnimmt er seine Nahrung, denn diese Gegenwart ist ihm ja nichts, als das Verbum „Geschichte" in der Form des Präsens konjugiert, und in dieser Form findet sich einzig das unentbehrliche Erkenntnismaterial der „lebendigen Anschauung". Mit größtem Interesse, ja, mit Leidenschaft nimmt daher Ranke die Erscheinungen der Zeit in sich auf; auch politische Stimmungen und Parteinahmen klingen so in ihm an: das sind die Resonanzen der Tonwellen, welche das vielsaitige Instrument seines rezeptiven Geistes in Schwingung versetzen. Und wie er in den Jahrhunderten der Vergangenheit Erscheinungen und Individuen auswählt, welche ihm die meiste historische Energie zu enthalten scheinen, so sucht er auch unter den lebendigen Menschen der Gegenwart nach solchen, welche ihm die reichste Ausbeute versprechen; für sie wird er sich am meisten interessieren und die Regionen am liebsten haben, wo sie zu finden sind.

Leider hat er es dabei aber nicht so bequem wie Zarathustra, der von einsamen Höhen aus das Treiben der Menschheit durch-

schaut und dabei ihrem Hassen und Lieben entrückt bleibt: das Licht seiner Historie ist vielmehr aus der stillen Atmosphäre seines Ursprungs in ein wesentlich unruhigeres und gefährlicheres Klima geraten. So zwingt ihn auch die Pflicht der Selbsterhaltung, ihm ein sicheres Plätzchen zu schaffen, wo es ruhig und ungestört brennen darf. Unter den politischen Gewalten des neuen Jahrhunderts, welche in seinen Lebenskreis eintreten, muß sich also der Historiker diejenige aussuchen, welche ihm innerlich und äußerlich die günstigsten Daseinsbedingungen bietet; welche ihn etwa durch den Anblick politischer Künstler und weitverzweigter staatlicher Interessen labt und zugleich seiner Historie das wohlwollendste und schützendste Verständnis darbringt. Hat er einen solchen Mäzen gefunden, so knüpft er dankbar und pietätvoll an dessen Dasein sein eigenes und verteidigt in ihm sich selbst.

So kommt schließlich ein bestimmtes System politischer Sympathien und Antipathien zustande, und durch die Notwendigkeit der Selbsterhaltung ist ihm sogar ein Gefühlsingrediens beigemengt, das ein Historiker-Übermensch als einen Rest Erdenstaub verdammen könnte; aber im letzten Grunde hat auch dieses in den Bedürfnissen der autonomen Rankeschen Historie seine Wurzel. Jedenfalls bleibt der Historiker immer der eigentliche Ranke, der Politiker erscheint nur wie ein Ableger davon, wie eine Art geistiger Sekundogenitur. Wenn hin und wieder einmal eine Spur politischer Parteinahme selbst beim Historiker nachweisbar sein sollte, so ist das doch nur der Wirkung zu vergleichen, welche schließlich auch die geringere Masse des Planeten auf den Gang des Zentralgestirnes ausübt.

Drittes Kapitel.

Die deutschen politischen Gewalten des neuen Jahrhunderts.

Blieb der Historiker Ranke im Grunde ein allerdings gewaltiges Produkt des deutschen 18. Jahrhunderts, so war hingegen in die deutsche Welt, als er mit ihr in engere Berührung kam, ein ganz neues Wesen eingezogen, das auch eine ganz neue Zeit heraufgeführt hatte. Die Flut lebendiger Massenenergie, bisher in dem schmalen Bette autonomen Denkens und Dichtens eingedämmt, hatte unter den Stürmen der Revolutionskriege die alten Dämme durchbrochen und ihre Natur großenteils verändert: die Massenregung der Deutschen war nicht nur extensiv und intensiv gewaltig gewachsen, sie hatte auch einen bisher unerhörten praktisch-politischen Charakter angenommen; sie wurde auch nun erst zur eigentlich nationalen.

Freilich verleugnete sie nicht auf einmal ihr gesamtes früheres Wesen, das alte, hochangesehene Denken und Dichten reichte vielmehr in neuen Modifikationen auch in das 19. Jahrhundert hinein, aber es war mit einem neuartigen, leidenschaftlichen, aktiv-politischen Willenselemente durchsetzt, das immer mehr zum eigentlich bestimmenden und charaktergebenden wurde.

Individualistische Stimmungen und Erscheinungen standen dabei zunächst noch im Vordergrunde. Im Einzelindividuum vollzieht sich einmal leichter und rascher als in den schwerfälligeren und konservativeren Massen der Verschmelzungsprozeß zwischen Altem und Neuem, welcher die Zeiten weiterbildet, und dann mußte überhaupt die Auflockerung des alten Staates, der alten

Gesellschaft, das erwachende politische Massenbewußtsein, welches zuerst das Nächstliegende, die Bedürfnisse des einzelnen begriff und erst durch dieses Medium hindurch größere soziale und staatliche Notwendigkeiten anvisieren konnte, auch politisch eine gewaltige Wertschätzung individuellen Lebens, individueller Faktoren erzeugen, welcher wiederum das Denken und Dichten des 18. Jahrhunderts zu Hilfe kam; denn das autonome Denker- und Dichter-Ich verlegte sich nun auch auf die praktische Politik. Aus der Fülle dieser oft eigenartigen und anziehenden Erscheinungen schied dann freilich die Zuchtwahl der Realitäten die Geeignetsten aus; die Form, in welcher sich bei ihnen die Zeitbedürfnisse zusammengefunden hatten, wurde zum Schema, zur unpersönlichen Tradition, welche die Nachfolgenden uniformierte und so die politischen Mächte innerlich geschlossener und damit praktisch wirksamer machte. Aber selbst im späteren deutschen Liberalismus, so einigend er durch seine Doktrin, durch den demokratisch-nationalen Anspruch auf Alleinherrschaft in Deutschland gewirkt hat, blieb der eigentliche Kern, der auch seinen Theorien das Gepräge gab: das zu politischem Bewußtsein erwachte, gegen den Druck des absoluten Staates protestierende bürgerliche Individuum, und sein innerer Zusammenhang beruhte ebensosehr auf dem consensus liber solcher Individuen gegenüber dem gemeinsamen Gegner, wie auf den in ihnen zum Bewußtsein gelangten positiven Gemeinschaftswerten vor allem nationaler Art.

Obwohl nun die Summe dieser Einzelerscheinungen zahlreiche lokale und territoriale Risse und Spalten aufweist und vielfach schon sehr früh Keime späterer Partei-Differenzierung zeigt, obwohl sie ferner einer dauernden einheitlichen Organisation entbehrt, wird ihre Hauptmasse doch durch den Druck entgegenstehender politischer Gewalten zunächst zusammengehalten und läßt sich, im wesentlichen sogar bis zur Entscheidung der sechziger Jahre, als eine Einheit auffassen.

Aus zwei Hauptquellströmen war dieser neue große Strom der politischen Demokratie zusammengeflossen, beide mehr oder

weniger durchsetzt mit den alten Elementen des Denkens und Dichtens. Der eine hatte seinen Ursprung in dem Preußen der Befreiungskriege, der andere in den Gebieten, welche unter der direkteren Einwirkung der französischen Revolution gestanden hatten, vornehmlich also in den Rheinbundstaaten. Erschien jener auch mehr autochthon-national, dieser mehr importiert-fremdartig, so bewirkte doch ihre enge innere Verwandtschaft als politische Massenregungen, daß sich ihre Wasser in der Folge immer mehr miteinander vermengten, daß die liberale und nationale Demokratie entstand, welche ihre Herrschaftsansprüche nicht nur innerhalb der Einzelterritorien geltend machte, sondern auch über diese hinweg ein demokratisch konstituiertes, einheitliches Gesamtdeutschland begehrte.

Als Hauptgegner, dessen Druck vor allem fühlbar wurde, erschien dabei zunächst die Welt der Territorialregierungen, erst im weiteren Felde die des Auslandes. Diese Territorialgewalten selbst waren nun verschieden mit dem neuen Geiste durchtränkt, sie standen ihm daher auch verschieden gegenüber.

Am wenigsten von den populären Strömungen berührt und seiner Struktur nach ihr entschiedenster und unerbittlichster Feind war der alte Kaiserstaat Österreich. Dagegen war ihre Einwirkung am stärksten auf die Mittel- und Kleinstaatenwelt des Südens und Westens. Viele dieser Gebilde waren ja als Geschöpfe Napoleons großenteils selbst revolutionären Ursprungs und mußten schließlich die demokratischen Ideen des Jahrhunderts zu Hilfe nehmen, um sich nach innen und außen behaupten zu können. Nur ihr nördlicher, schroff restaurierter Flügel auf dem Boden des ehemaligen Königreiches Westfalen führte gegen die neue Zeit einen heftigen, auf die Dauer gleichwohl aussichtslosen Kampf. Politisch bildete zwar die Welt dieser Territorien eine bunte, von tausend Rivalitäten durchkreuzte Vielheit; bei großen Krisen führte sie ihr gemeinsames Interesse aber doch in der Regel zusammen, und die Triaslehre gab dieser Zusammengehörigkeit auch theoretischen Ausdruck.

Endlich, zwischen beiden Extremen gleichsam in der Mitte

stand der Hohenzollernstaat Preußen: der einzige, der aus eigener Kraft sich eine selbständige demokratische Bewegung zu seiner Rettung hatte schaffen können. Allerdings befand er sich nunmehr in einer eigentümlich schwierigen und lähmenden Lage.

Der alte absolute Territorialstaat Friedrichs des Großen hatte von einer lebendigen demokratisch-nationalen Basis nichts gewußt; er war als gewaltiger, kunstvoller Mechanismus konstruiert, der zwar alle Teile vom Könige bis zum Bauern herab in den rücksichtslosen Dienst einer verzehrenden Staatsidee stellte, der aber seinen lebendigen Antrieb allein von der königlichen Spitze her empfing. Den untergeordneten Maschinenteilen blieb nur die Tätigkeit des geschickten und gewissenhaften Werkzeuges. Als dann der zentrale Antrieb versagte, da mußte die Maschinerie notwendig stocken und vor dem Stoße des Erben der Revolution brach sie vollends zusammen. Gleichwohl schlummerte in dieser straffen Verwaltung, in diesen streng erzogenen Massen eine gewaltige Summe politischer Energie: sie mußte nur geweckt und nutzbar gemacht werden, und gerade das ehemalige Werkzeug, das preußische Beamtentum, vollbrachte diese rettende Tat. Die altpreußischen, starren Verwaltungsmänner waren dessen freilich nicht imstande, im Vordergrunde standen vielmehr die beweglicheren Kreise der genialischen deutschen Ausländer, welche vom Glanze des preußischen Namens angezogen worden waren. Bedeutete schon hierdurch diese Reform gewissermaßen einen Sieg des neuen nationaldeutschen Gedankens über den territorialen altpreußischen, so mußte sie anderseits auch wieder wie eine Art Beamtenrevolution erscheinen.

Sie hatte zweierlei Wirkungsreihen im Körper des preußischen Territorialstaates: nach oben hin beschränkte sie die königliche Allmacht und strebte darnach, durch eine verantwortliche ministerielle Omnipotenz die Einheit des Staatswillens darzustellen; nach unten hin wollte sie überall die Massen erwecken und befreien, nicht um die staatliche Einheit zu sprengen, sondern um im Gegenteile die breiten Schichten der Bevölkerung in lebendigen, unauflöslichen Kontakt mit den politischen Schicksalen des Staates

zu setzen. Sie durfte das wagen, denn sie wußte, welche Summe von Gemeinschaftswerten, von latenten politischen Kräften in dieser durch straffes Preußentum disziplinierten und erzogenen Masse schlief. Auch hatte sie sich nicht getäuscht: von unten kam ihr ein breiter Strom preußisch-territorialer und freilich auch deutsch-nationaler Leidenschaft entgegen. Elemente der Tiefe stiegen so bis in die Spitzen des Staates empor: Kantische Moral, religiöser Ernst, literarischer Schwung, wissenschaftliche Ideale, — alles was das deutsche Denker- und Dichterjahrhundert auszeichnet, findet sich im Wesen dieser Reform wieder; aber diese Elemente sind hier gleichsam praktisch geworden, sie dienen politischen Zielen. So durchdrangen sich die Tiefen mit politischem Willen und die Höhen mit Denker- und Dichterelementen der Tiefe.

Als dann aber nach gewaltigster Anstrengung die Befreiung gelungen war, da stockte dieser Kräfteaustausch. Die stolzen Traditionen des alten Territorialstaates waren wohl mitgerissen, aber keineswegs beseitigt worden; sie waren ja als wesentlicher Bestandteil mit in das Neue übergegangen und strebten nunmehr, als der äußere Druck fortgefallen war, wieder nach beherrschender Geltung. Zu Hilfe kam ihnen dabei die tiefe, ruhebedürftige Erschöpfung des Staatswesens, welche eine Wiederaufnahme altpreußischer Expansionspolitik im großen verbot; eine solche hätte vielleicht schon damals zu Bündnisversuchen mit der gleichfalls expansiven nationalen Demokratie führen können. Vor allem half ihnen aber das lärmend-anspruchsvolle Auftreten der jugendlich-parvenühaften Demokratie, deren unitarisches Programm Preußens Aufgehen in Deutschland bedeutete und so wenigstens theoretisch die Existenz des Territorialstaates bedrohte. Dazu kam, daß man unter dem überwältigenden Eindruck der eben erlebten revolutionären Schrecken die reale Macht der deutschen Demagogen zunächst gewaltig überschätzte und sich durch demokratische Exzesse übermäßig in Entrüstung und Besorgnis setzen ließ. Männer der alten Zeit, klug-intrigante Kavalierbureaukraten wie Wittgenstein, ehrliche, tüchtige, noch

dazu persönlich von den Demokraten gekränkte Verwaltungsbeamte mit wesentlich subalternem politischem Ressortdenken wie der Mecklenburger Kamptz, drängten immer mehr die dem Könige unter dem Drucke der Not aufgezwungenen Männer der Reform zurück. Und der König selbst war doch nur oberflächlich von der neuen Zeit berührt, er blieb im Grunde der kleinbürgerlich-ehrsame, sorgsam-nüchterne Hausvater des 18. Jahrhunderts, dem das lärmende neue Wesen mit seiner Beschränkung der königlichen Allmacht Besorgnis und Abneigung einflößte.

Auf die Dauer vermochte allerdings diese Reaktion des alten Territorialstaates ebensowenig zur Alleinherrschaft zu gelangen wie die Reform; der Geist Stein-Hardenberg war doch zu tief in das preußische Beamtentum hineingesenkt worden, und in den staatlichen Notwendigkeiten selbst fand er seinen besten Anwalt. Ohne demokratisch-nationale Basis konnte der Territorialstaat Preußen selbst rein defensiv seine Stellung in Deutschland und in Europa nicht mehr behaupten; die Errungenschaften der Verwaltung, vor allem aber die des Heeres konnten nicht ohne schwere Gefahr wieder preisgegeben werden, und mit den neuen Provinzen war ein revolutioniertes Element in den Staatskörper eingetreten, das sich nicht mehr mit den altpreußischen Traditionen assimilieren und regieren ließ. Es entstand so ein Gleichgewicht der Tendenzen, eine Art staatlicher Doppelseele, welche lange Zeit hindurch jede größere Aktion förmlich lähmte.

Zunächst freilich blieb die Reaktion im Vordringen, und die naiv-überschwenglichen populären Mächte verspürten mit Empörung den steigenden Widerstand. Selbst noch idealistisch-unreif, reichlich unklar in ihrem Wollen und Handeln, wurden sie gezwungen, das erträumte Paradies in eine ferne Zukunft zu verlegen und sich erst in der harten Schule praktischer Erfahrung politisch zu erziehen. Vor allem die französische Revolution wählten sie sich hierbei zur Lehrmeisterin. Das darf nicht wundernehmen, denn abgesehen davon, daß ja die Napoleonische Zeit viele ihrer Errungenschaften direkt nach Deutschland verpflanzt hatte, waren in den revolutionären Lehren klar und gemeinverständlich An-

sprüche formuliert, auf welche keine noch hoffnungsfrohe Demokratie verzichtet, am allerwenigsten eine durch geistige Hypertrophie bei relativ schwachem politischem Körper zum Doktrinarismus prädestinierte wie die deutsche. Das Wesen jeder bewußten Demokratie drängt konsequent zur Forderung nach politischer Alleinherrschaft; erst dann entsagt sie diesem Anspruch, wenn ihr Mut gebrochen, wenn sie an sich selbst irre geworden ist und gelernt hat, sich zu bescheiden. Davon konnte bei den deutschen Demagogen der Zeit noch keine Rede sein: trotz aller Verfolgungen, welche ja durch die territorialen Rivalitäten vielfach paralysiert wurden, waren sie noch voll jugendlich-doktrinärer Zuversicht und sahen in der französischen Revolution das überwältigende Vorbild einer gegen die Fürsten siegreichen Bewegung in jüngster Vergangenheit. Überhaupt war ja dieser französische revolutionäre Ideenschatz auf dem Boden eines großen Nationalstaates erwachsen, der selbst im ancien régime eine ganz andere politische Massenregung gehabt hatte als die deutsche Territorienwelt; er war daher für die demokratische Praxis den Traditionen des deutschen Denker- und Dichterjahrhunderts und des durch die Romantiker zu künstlichem Leben galvanisierten Mittelalters trotz seiner mannigfachen Unzulänglichkeiten ungeheuer überlegen. Da mußte freilich der andere große Lehrmeister der Demokratie, der nationale Geist des preußisch-deutschen Befreiungskrieges sich oft mit der zweiten Rolle begnügen.

So wurde versteckter und offener Kampf die Losung in Deutschland. Die deutsche Frage war ja durch den Wiener Kongreß keineswegs gelöst worden; der deutsche Bund wurde nur die lockere Fortsetzung des alten Reiches: ein neues Kompromiß zwischen den widerstreitenden Gewalten. War in ihm die Lage zwar gegen früher vereinfacht durch das Verschwinden einer großen Zahl kleiner und kleinster Territorien, so wurde sie doch auch wieder kompliziert durch das Auftreten der neuen populären Macht.

Vier einheimische Gewalten oder Machtgruppen erstrebten nunmehr politische Geltung in Deutschland; drei davon terri-

torialer Natur: die alten Rivalen Österreich und Preußen und die vielgestaltige Triaswelt der Mittel- und Kleinstaaten; die vierte, neu hinzugekommene, alle anderen mehr oder weniger — oft nur als Imponderabile — durchsetzende war die jugendliche, vielfach noch formlose nationale Demokratie mit ihrem stürmischen Anspruch auf einigende Alleinherrschaft in Gesamtdeutschland. Die Entwicklung und das Gegenspiel dieser vier Gewalten unter dem Drucke der großen europäischen Verhältnisse bildet den Inhalt der deutschen Geschichte bis zur Entscheidung in den sechziger Jahren.

Bei einem Volke, dessen Massenregung sich bis in jüngste Vergangenheit auf autonomes Denken und Dichten beschränkt hatte, konnte dieser Kampf sich nicht nur in der realen politischen Welt abspielen, zumal deren Institutionen hierfür noch so mangelhaft ausgebildet waren, das Denken und Dichten wurde vielmehr zu einem fast ebenbürtigen Nebenkriegsschauplatze. Aber dieses Denken und Dichten ist kein eigentlich autonomes mehr wie das des 18. Jahrhunderts, seine Antriebe kommen immer mehr von außen. Das ist wohl der Hauptgrund, weshalb in dem neuen Zeitgeiste die Dichter den Denkern mehr und mehr überlegen erscheinen: ihrem Wesen lag das moderne Element der Leidenschaft ungleich näher als dem starren Denkerverstande. Das religiöse Gemüt kündigte nunmehr der alten ratio den Bund, es konstituierte sich autonom zu einer leidenschaftlichen, individualistisch-pietistischen Orthodoxie; das erregte romantische Dichter-Ich sprengte die ruhigen Formen des Klassizismus. Vor allem wichtig aber wurden die Erscheinungen, in welchen sich dieses ideale Trachten mit den neuen praktischen Zeitbedürfnissen vermählte. Die geistige und körperliche Erziehung eines neuen, würdigeren Geschlechtes wurde zu einer förmlichen pädagogischen Manie, und besonders der Geschichtschreibung nützte die Zeitströmung: sie wurde zu einem der wirksamsten Faktoren, bei welchem sich das neue politische Bedürfnis in die Formen des alten Denkens und Dichtens kleidete.

In dem verwirrenden Gefühl, daß alterprobte Normen

nun nicht mehr ausreichten, daß aber zuverlässige neue auch noch nicht gefunden seien, angesichts einer leidenschaftlich betrachteten, unklaren Zukunft, von der alles zu hoffen und zu fürchten stand, wandten sich die Blicke sowohl von Regierenden wie von Regierten der Vergangenheit zu, um in ihr entweder Rat für die neuen Aufgaben der Gegenwart und Zukunft zu finden, oder auch, um sich von ihr die Unfehlbarkeit der eigenen politischen Bestrebungen klipp und klar bestätigen zu lassen.

Besonders der preußische Staat hatte sich tief mit dieser historischen Stimmung eingelassen; vielleicht bei keinem anderen deutschen Staatswesen hielten sich ja Altes und Neues so die Wage und verlangten nach einem sicheren Ausgleich. Ein geistvolles Geschlecht von Reformern, welche alle Zwischenstufen zwischen dem gelehrten Politiker und dem in den Dienst der Politik gestellten autonomen Gelehrten aufweisen, arbeitete an dieser schweren Aufgabe; als Politiker stehen sie freilich tief unter Friedrich dem Großen oder Bismarck, aber sie haben doch nicht umsonst gearbeitet: sie haben geholfen das Saatfeld bestellen, das erst ein Größerer abzuernten verstand. Ihre Politik gleicht allerdings meist den tastenden, häufig unterbrochenen Schritten eines Mannes, der im Gefühle, auf unsicherem, unübersichtlichem Boden zu gehen, ängstlich die Blicke nach seitwärts und rückwärts schweifen läßt, um aus der Konfiguration der Umgebung, aus der Gestalt des zurückgelegten Weges Anhaltspunkte für die Richtung zu gewinnen, die er einschlagen muß.

Das war eine Zeit, die einem Ranke in manchem Sinne entgegenkam; sie führte ihm nicht nur eine Fülle politischer Bestrebungen und interessanter Einzelerscheinungen vor Augen, an denen sich prächtige Studien machen ließen, er durfte auch hoffen, gehört zu werden, wenn er den Anspruch erhob, die Vergangenheit besser und genauer zu kennen als andere. In seinem innersten Wesen freilich wurde das historische Streben des neuen Jahrhunderts dem seinigen immer fremder: die Geschichte war dieser Zeit nicht reiner Selbstzweck mehr, sie wurde immer mehr zu einer praktisch-politischen Pädagogik.

Viertes Kapitel.

Der Historiker auf dem Wege zu seinen Mäzenen.

Als der werdende Historiker Ranke aus der Klausur von Schulpforta den ersten Schritt in freiere Verhältnisse tat, innerlich bereits gefestigt, wenn auch noch nicht zum vollen Bewußtsein seiner Mission erwacht, noch suchend, alles prüfend, bis er das Beste fand und behielt, — da war die Umgebung, in welche er eintrat, zu einem großen Teile auf den Grundton der Befreiungskriege gestimmt.

Es ist ein Quellstrom der Demokratie, welcher ihn hier umspült, aber freilich der noch werdenden, unfertigen Demokratie, deren dämmerndes Bewußtsein noch zu keinem klaren Verständnis ihrer Natur und Aufgabe erwacht ist. Der Bruch mit den Regierungen, vor allem mit dem preußischen Staate, ist noch keineswegs vollzogen; in dem naiven Gefühlsüberschwang dieser Zeit glaubt man noch, mit allen deutschen Mächten einig zu sein. Noch überwuchert Denken und Dichten, ideales Trachten religiöser, moralischer, literarischer Art fast das neugewonnene politische Empfinden, und dieses selbst äußert sich noch gefühlsmäßig verworren, ohne deutlichen Begriff von seinem eigensten Wesen.

Man wird erwarten dürfen, die Grundtöne dieser Umgebung als Resonanzen in den Stimmungen des seiner Historie zustrebenden, nach „lebendiger Anschauung" dürstenden jungen Ranke wieder zu finden.

So widmet er z. B. nach eigenem Geständnis den Reden an die deutsche Nation eine „unbegrenzte Bewunderung“[1]; in einem nicht veröffentlichten Tagebuche, das 1817 auf der Fußreise an den Rhein verfaßt wurde, soll der „Jammer um die politischen Verhältnisse Deutschlands und der feste Wille, selbst etwas zu leisten, um dem Vaterlande aufzuhelfen“, zum Ausdruck kommen[2]. Vor allem aber gerät er in Frankfurt a. O. in einen Kreis von Mitkämpfern der Freiheitskriege, Burschenschaftern und Turnern, der seine Stimmungen zeitweilig stark beeinflußt.

Der als Philologe bekannte Direktor des Gymnasiums, Poppo, z. B. ist im wesentlichen liberal gesinnt[3], und mit dem empfänglichen und poetisch veranlagten Kollegen Heydler verlebt der junge Oberlehrer Ranke Stunden schwärmerischer Begeisterung über die populären Regungen im Süden und Südwesten Europas, über die Züge Riegos, die Cadizer Freiheitsfanfaren[4]. Analysiert man aber diesen „selgen Taumel“ etwas genauer, so bemerkt man bald, daß es damit doch eine besondere Bewandtnis hat, daß eigentliches politisches Bewußtsein, wirkliche politische Motive gar nicht den Ausschlag dabei geben. Heydler macht die ganz realistische Anmerkung, er könne sich doch nicht entschließen, für diese Freiheit zu sterben: „Da redeten wir untereinander von verschiedenen Erscheinungen Gottes, und daß der Mensch Gottes Sohn, und daß dies aller Zeiten und Jahrhunderte selig machender Glaube gewesen, und wie wir alle zum Tode bestimmt sind, damit der Gott frei werde.“ Der religiös-philosophische Gedanke vom Gotte im Menschen, dem der einzelne selbst in den

---

[1] S.W. 53/4 S. 59.

[2] Vierzig ungedruckte Briefe Leopold von Rankes, herausgegeben von seinem Sohne Friduhelm von Ranke. Fleischers „Deutsche Revue“, Januar 1904, S. 81.

[3] S.W. 53/4 S. 34. Nach einer von Rethwisch (Leopold v. Ranke als Oberlehrer in Frankfurt a. O. S. 13) mitgeteilten Notiz ließ er einen seiner Schüler 1819 in einer griechischen Abschiedsrede einen König und eine Volksvertretung für Deutschland fordern, einen βασιλεὺς τῆς Γερμανίας und ein ξυνέδριον.

[4] S.W. 53/4 SS. 38, 88 f.

Tod folgen müsse, ist es, welcher die Gärung in der Seele des werdenden Historikers erzeugt; die Freiheitsidee der spanischen Liberalen ist ihm nur eine der vielen Selbstoffenbarungen Gottes in der Menschheitsgeschichte; er klatscht Beifall, wenn sie durch den Tod für diese Idee den innerlichen Gott bekennen und befreien, — wer aber aus dieser Begeisterung schließen wollte, daß er damals genau die gleiche Erscheinungsform Gottes auch in sich verspürt habe, der würde doch wohl etwas voreilig urteilen: ganz andere Dinge waren es, für die er sich vielleicht hätte töten lassen! Diese liberale Begeisterung fällt also keineswegs aus dem Rahmen seiner Entwicklung zum Historiker heraus, wenn auch in ihr gewisse politische Stimmungen anklingen.

Etwas erfolgreicher allerdings wirken die Mächte der Zeit auf seine werdende Historikerseele, wenn sie die Waffen auf eine Stelle richten, wo er verwundbarer ist: auf seine gemütliche Zuneigung zu seinen Angehörigen, vor allem auf die Liebe zu seinem jüngeren Bruder Heinrich.

Wie alle Rankes haben auch Leopolds jüngere Brüder Heinrich und Ferdinand einen erheblichen Fonds milder Solidität und religiös-sittlicher Grundstimmung aus dem Elternhause mitbekommen, aber die prächtige Farbenmischung, welche bei Leopold auf diesen gemeinsamen Hintergrund aufgemalt ist: die künstlerisch-eindrucksfähige Phantasie und der kritische, kombinierende Verstand, erscheint bei den Brüdern wie differenziert. Ferdinand hat davon hauptsächlich nur die philologische Gelehrsamkeit und Heinrich die Erregbarkeit des Gemütes. Heinrich fällt daher, eben weil ihm das ruhige Steuer des Intellektes fehlt, den Zeitströmungen auch viel unmittelbarer, intensiver, naiver anheim als Leopold; während sie bei diesem sich zu anregenden, alsbald in Historie umsetzbaren Impressionen abschwächen, strebt jener darnach, sie „nicht allein im Begriff und Verstand zu fassen, sondern im Leben darzustellen“ [1]. Trotz der ähnlichen, idealen und milden Grundstimmung ist daher auch Heinrich eigentlich

[1] S.W. 53/4 S. 119.

ein moderneres, politisch gefährlicheres und gefährdeteres Individuum als der ältere Bruder.

In dem engen Verhältnis zu diesem Lieblingsbruder, welcher in den Jahren 1819/20 und 1821/22 in Frankfurt an seiner Seite lebte, besaßen nun die Zeitmächte ein Werkzeug, um über das Maß der Anregung hinaus auf die Seele des werdenden Historikers einzuwirken.

So übte die religiöse Entwicklung Heinrichs einen erheblichen Einfluß auf ihn, und es kostete ihm Mühe, sich davon zu emanzipieren. Aus der gleichen religiösen Atmosphäre wie Leopold hervorgegangen, geriet Heinrich unter der Einwirkung des Rationalismus in Zweifel und Unglauben, dann aber durch die Bekanntschaft mit dem Prediger Baier auf Rügen in jene pietistische biblische Orthodoxie, die als zeitgemäßes religiös-gemütliches Ferment den alten Rationalismus auseinander sprengte[1]. Die Exposition dieses Bekehrungsdramas fand Leopolds vollen Beifall, dessen Entwicklung zum Historiker damals noch auf der Stufe souverän-religiöser Gemütsstimmungen verharrte; die Berichte des Bruders veranlaßten ihn, selbst eine Reise nach Rügen zu machen, um den Prediger Baier kennen zu lernen[2], aber mit seiner zunehmenden historischen Erkenntnis, der Bildung seiner eigenen Historikerreligion einerseits und der immer kräftiger auftretenden Gemütsorthodoxie Heinrichs anderseits, entstand eine steigende innere Divergenz, die sich schließlich auch äußerlich nicht mehr verbergen ließ. Sie führte sogar zeitweilig zu einer Art Verstimmung zwischen beiden Brüdern, bis sie später auf Grund eines gegenseitigen Nichtinterventionsprinzipes einander wieder etwas näher traten[3].

[1] In den erwähnten Jugenderinnerungen Heinrichs wird diese Bekehrung ausführlich erzählt.

[2] H. Ranke, Jugenderinnerungen mit Blicken auf das spätere Leben, Stuttgart 1886, S. 140.

[3] An dem Sterbebette Baiers, an welches er im Herbste 1822 geeilt war, kam die Orthodoxie Heinrichs zum vollen Durchbruch, während Leopold inzwischen in seine religiös-philosophische Gärungsperiode eingetreten war und von Zweifeln geplagt wurde (vgl. die „Beilage" zu seinem

Freilich fiel diese Trennung Leopold recht schwer, und in seinen Briefen sucht er lange durch liebevolle und gutgemeinte Vorstellungen den Bruder wieder ein wenig vom Himmel zur Erde herabzuführen. Dabei macht man ähnliche Beobachtungen, wie bei seinen späteren publizistischen und politischen Versuchen: bei aller Ablehnung des gegnerischen Standpunktes zwingt ihn doch das historisch-religiöse Gewissen, ihn als „selbständig Gewächs Gottes" zu ehren und ihm kausales Daseinsrecht zuzuerkennen. Dadurch heben sich dann allerdings seine Argumente meist gegenseitig wieder auf, und ihr praktischer Effekt ist ziemlich gleich Null.

Wie den religiösen, so fiel Heinrich auch den eng damit zusammenhängenden politischen Zeitbestrebungen mit ganzer Seele anheim. In Jena und Halle tat es ihm der Idealismus der Burschenschaft an, und der Durchzug Jahns mit seinen Turnern durch Frankfurt a. O. machte ihn zum begeisterten Anhänger des Turnvaters. Auch Leopold geriet so zeitweilig stark in den Bannkreis dieser Bewegungen mit hinein; aber während z. B. Heinrich im Dauerlaufe den entschwundenen Turnern nachsetzt, um sich dann in Berlin in die Geheimnisse der Turnerei einweihen zu lassen, kehrt Leopold, nachdem er an der markigen Gestalt des wackeren Turnvaters sein impressionistisches Bedürfnis befriedigt hat, ruhig wieder nach Hause zurück[1].

Briefe an Heinrich vom 18. Oktober 1822, S.W. 53/4 S. 102). Klar zum Bewußtsein scheint dann beiden Brüdern ihre divergierende Richtung gekommen zu sein, als Heinrich im Spätherbst 1822 zur Ablegung seiner theologischen Prüfung von Rügen nach Magdeburg ging und dabei Leopold in Frankfurt besuchte (S.W. 53/4 S. 103). Ostern 1823 siedelte Heinrich von Rügen, wo er sich der Erziehung von Baiers Sohn gewidmet hatte, nach Nürnberg über und vermied es, bei Leopold auf der Durchreise vorzusprechen, worüber dieser sich gekränkt fühlte (S.W. 53/4 S. 108). Hauptsächlich der Brief Leopolds vom 28. Dezember 1823 (S.W. 53/4 S. 116 ff.) scheint dann das spätere freundlichere Verhältnis angebahnt zu haben. In den Jugenderinnerungen Heinrichs wird übrigens diese religiöse Differenz mit dem Bruder diskret verschwiegen und auch von dem kritischen Besuch in Frankfurt im Spätherbst 1822 kein Wort erwähnt.

[1] H. Ranke a. a. O. S. 105 f. Es muß freilich bemerkt werden, daß Heinrich, der nur an einer Privatschule angestellt war, sich eher erlauben

Immerhin haben diese fortgesetzten Einwirkungen ein Überwiegen demokratischer Stimmungen zur Folge, und als nach den Taten Sands und Lönings der preußische Staat den schon lange latenten Bruch mit der werdenden Demokratie offen vollzieht, als die Demagogenverfolgungen das Klärmittel in die politische Lage werfen, das zur Parteinahme für oder wider zwingt, da sieht es so aus, als solle der werdende Historiker in dem sich entspinnenden Kampfe auf die Seite der Demokraten gezerrt werden.

Zwar schneidet er dem naiven Bruder, als dieser in aller Unschuld nicht abgeneigt scheint, die Frage nach der Berechtigung des politischen Meuchelmordes generell zu bejahen, das Wort ab; mit einem ernstmoralischen: „Du sollst nicht töten! Das ist Gottes Gebot!“[1] bringt er ihn zum Schweigen; aber am 4. August 1819 läßt er sich zu einem ungewöhnlichen politischen Schritte hinreißen; in einem erregten Briefe an eine hochgestellte Persönlichkeit, einen Präsidenten — vielleicht ist der Chefpräsident des Oberlandesgerichts in Ratibor, Karl Erdmann Freiherr von Manteuffel gemeint[2] — stellt er sich offen auf die

durfte, aus seiner Stellung gleichsam fortzulaufen, als der Gymnasialoberlehrer Leopold Ranke. Trotzdem ist das verschiedene Verhalten beider Brüder bezeichnend.

[1] H. Ranke a. a. O. S. 112 f.

[2] Der Brief steht S.W. 53/4 S. 79 ff. Daß der damals weiteren Kreisen noch völlig unbekannte junge Ranke mit dem hochgestellten Empfänger in persönliche Beziehungen getreten sein muß, geht schon daraus hervor, daß sein Brief nur dann auf Wirkung hoffen durfte, wenn der Empfänger genau wußte, wer sich für die Verfolgten verbürgte, — sonst wäre das Schreiben als dreiste Zudringlichkeit erschienen; es geht ferner aus dem gesamten Ton und vor allem auch aus den Eingangsworten hervor: „Weil ich Sie kennen zu lernen das Glück gehabt, hang' ich mit aller Lieb' und Verehrung an Ihnen“. Aus der Leipziger Zeit ist nun nichts über vornehme Beziehungen überliefert, ebensowenig kommt wohl die Fußreise oder der kurze Berliner Aufenthalt von 1817 (zur Ablegung der Schulamtsprüfung) in Betracht; man wird vielmehr auf Frankfurt a. O. selbst verwiesen, besonders auch durch den Passus S. 80 Zeile 10, daß der Empfänger „hier, in Berlin, aller Orten“ als frei gesinnt gelte. Eine Notiz aus den Jugenderinnerungen des Bruders Heinrich hilft weiter: S. 111 wird dort berichtet, daß am Unterrichte der Privatschule, an welcher

Seite der verfolgten Demokraten und sucht den Adressaten, den man anscheinend durch anonyme Drohungen geängstigt hat, wieder zu beruhigen und für die Verfolgten günstig zu stimmen.

Bei der Abfassung dieses Schreibens läßt sich nun wieder die Einwirkung des Bruders deutlich nachweisen: kurz zuvor, am 31. Juli und 1. August, kam Heinrich auf der Rückreise von Rügen durch Berlin, wo er voll Kummer und Empörung die Verhaftung Jahns und die Haussuchungen beim Buchhändler Reimer erfuhr. Entrüstet über die gewalttätigen Menschen, „die das gewagt hatten", kehrte er zum Bruder zurück, der voll Teilnahme seinem Berichte lauschte[1]. Die hierdurch erzeugte Seelenstimmung wird wohl nicht unwesentlich auf Abfassung, Ton und Inhalt des Schreibens mitgewirkt haben.

Unter Berufung auf seine persönliche Erfahrung streitet er

Heinrich Lehrer war, auch „die Söhne des ersten Mannes der Stadt", des „Präsidenten des Oberlandesgerichts Baron Manteuffel" teilgenommen hätten. Dieser Präsident, Vater Edwins von Manteuffel, hatte hinsichtlich seiner Staatszugehörigkeit ein gleiches Schicksal wie die Rankes gehabt, er war einst sächsischer Regierungspräsident der Niederlausitz in Lübben gewesen und mußte mit der Annexion dieses Gebietes 1815, allerdings sehr gegen seine Neigung, in preußische Dienste treten. Er kam so nach Frankfurt a. O. In dem Buche von Keck: „Das Leben des General-Feldmarschalls Edwin von Manteuffel," Bielefeld und Leipzig 1890, wird er S. 64 beschrieben als „ungemein gewinnende und fesselnde Persönlichkeit, voll von Lebendigkeit, Geist, feinem Humor und dabei kindlichem Gemüt und unendlichem Wohlwollen", er sei in allen Kreisen der Lausitzer Bevölkerung hochgeachtet und geliebt, und sein gastfreies Haus der Sammelpunkt aller Einheimischen und Fremden gewesen. Nach Keck, S. 84 f., pflegte er zu sagen: Die Bezeichnung eines Mannes als homo liberalis sei der schönste Titel, auf den ein Braver Anspruch machen könne, aber leider habe eine politische Partei sich desselben bemächtigt als eines Stichwortes und den alten, schönen Sinn verdreht. 1819 wurde er nach Ratibor versetzt, wahrscheinlich nicht lange vor Abfassung des Rankeschen Schreibens; denn am 7. Juni wurden seine beiden Neffen Otto und Karl (der spätere preußische Ministerpräsident und der spätere Landwirtschaftsminister), die bis dahin als Waisen in seinem Hause erzogen worden waren, nach der Landesschule Schulpforta gebracht, wozu ein Umzug eine passende Gelegenheit bieten konnte. (Das Datum bei Poschinger, Unter Friedrich Wilhelm IV., Denkwürdigkeiten des Ministers Otto Frhrn. v. Manteuffel, Berlin 1901, Bd. 1 S. 1.)

[1] H. Ranke a. a. O. SS. 137 ff., 140.

darin jegliche Schuld Jahns ab; bis tief in die Nacht habe er mit ihm im vertrautesten Gespräche gesessen, ohne etwas Verdächtiges zu bemerken, im Gegenteil: „‚Christentum, Reformation, was je Großes begonnen, ist verunglückt durch Blut. Der Strahl des Blutes löscht den Strahl der Sonne aus.' Das ist seine Lehre. Sein Herz war bewegt, es hatte sich mir geöffnet: log er da, so hat niemand je die Wahrheit geredet. Vor keinem Ding hat er die Jugend also gewarnt, als vor geheimer Verbindung." Die als Beweis für Jahns Schuld gedeuteten Momente erklärt er offenbar nach den Informationen des Bruders für lächerliche Kleinigkeiten und Mißverständnisse; die Besorgnis und vielleicht auch den Verdacht wegen der anonymen Drohungen sucht er durch Hinweis auf die allgemein beliebte, freisinnige Persönlichkeit des Empfängers zu zerstreuen, und gibt ihm zu bedenken, daß ja Meuchelmörder sich nie zuvor brieflich ankündigen. Dann aber steht er nicht an, die Drohungen als Polizeikniff von agents provocateurs der bankerotten Reaktion zu denunzieren, welche durch solche verwerflichen Mittel den König und liberal gesinnte Männer an die Existenz der behaupteten Verschwörung glauben machen wollen. Sehr scharfe Worte fallen gegen diese verkommenen Ultras, „die keine Konstitution kennen, als den Willen der Polizei, kein Vaterland, als ihr Sofa, keinen Gewinn, als das blanke Geld", und die alte, neuere und neueste Geschichte muß Beispiele für die moralische Minderwertigkeit aristokratisch-reaktionärer Faktionen liefern[1]. Er bittet endlich den Adressaten, „den Ausbruch eines Gefühls, das er nicht zurückhalten möge noch könne", zu verzeihen, und schließt mit dem eindringlichen Wunsche, daß es ihm doch gelingen möchte, ihn „ein wenig mit der Jugend zu versöhnen".

Auch hierbei fehlen nun eigentlich politische Kampfstimmungen,

[1] Die angeführten Beispiele sind auch insofern nicht uninteressant, als sie einen Rückschluß auf den Umfang der bis dahin getriebenen historischen Studien gestatten. Er führt Beispiele aus der Antike, der Reformationsgeschichte (wohl als Frucht der Beschäftigung mit Luther) und aus den jüngsten Ereignissen an.

es dominiert vielmehr durchaus die sittliche Entrüstung über die reaktionären Gewalttaten, welche seine milde Leidenschaftslosigkeit verletzen, die menschliche Teilnahme an dem Schicksal der ihm persönlich liebgewordenen unschuldig Verfolgten, der Wunsch, ihnen einen wohlwollenden Gönner zu erhalten, und wohl auch die geheime Besorgnis, daß Verdacht und Verfolgung den geliebten Bruder treffen könnten[1]. Solche Motive sind es wohl hauptsächlich, welche ihm die Feder in die Hand drücken.

Über einen Erfolg seiner Bemühungen ist nichts bekannt[2]. Jedenfalls mußte der Bruder die Leiden der Demagogenverfolgung späterhin ziemlich reichlich durchkosten. Man stellte polizeiliche Verhöre mit ihm an, konfiszierte ihm Briefe und verweigerte ihm die erbetene Befreiung vom Militärdienste; man versagte dann seiner Anstellung als Lehrer am Frankfurter Gymnasium die Bestätigung und verwehrte ihm den Eintritt in das Wittenberger Predigerseminar[3]. Als er endlich an der Dittmarschen Erziehungsanstalt in Nürnberg eine Stelle fand und seinen Bruder Ferdinand auch dorthin zu ziehen wünschte, erklärte man diesem kurz und bündig: wenn er sich an diese verdächtige Anstalt begebe, so könne er auf keine Anstellung im Preußischen mehr hoffen[4].

---

[1] Trifft die Vermutung zu, daß Präsident Manteuffel der Adressat des Briefes ist, so konnte diesem allerdings leicht der Verdacht aufsteigen, daß die anonymen Drohungen aus Frankfurter Demokratenkreisen stammten, und daß Heinrich Ranke mindestens irgendwie Mitwisser darum sei. Heinrich, der in Frankfurt einen Turnplatz einrichtete, hat wohl als einer der hauptsächlichsten Jahnjünger dort gegolten. Unter solchen Umständen würde der Brief Leopolds noch eine ganz besondere Bedeutung gewinnen; er würde eine Art Loyalitätserklärung der Gebrüder Ranke vorstellen.

[2] A. Dove teilt in einer Anmerkung (S.W. 53/4 S. 79) mit, daß dieser Brief nach einer von dem Bruder Ernst Ranke genommenen und aufbewahrten Abschrift in die Sammlung des Bandes 53/4 der S.W. übergegangen sei. Dieser jüngste Bruder war damals noch nicht fünfjährig und befand sich in Wiehe, im Elternhause. Er kann also die Abschrift erst sehr viel später genommen haben. Nahm er sie vom Original, so muß man annehmen, daß der Brief überhaupt nicht abgeschickt worden ist.

[3] H. Ranke a. a. O. SS. 153 ff., 215 f., 224 ff., 231.

[4] S.W. 53/4 SS. 129, 131 f.

Recht lehrreich ist nun, wie Leopold sich zu diesen Dingen stellt: Während Heinrich als eine Art reiner Tor voll naiver Zuversicht und Gottvertrauen ganz seinen religiösen Stimmungen und Bestrebungen hingegeben lebt und mit einer Mischung von Erstaunen, Kummer, auch wohl Entrüstung die ihm unbegreifliche Feindschaft politischer Gewalten verspüren muß, erscheint dagegen der ältere Bruder immer mehr wie der besorgte Schutzengel dieses liebenswürdigen Kindes, der weitblickend und geistig überlegen die realen Folgen von dessen naivem Tun sehr wohl übersieht[1] und bei aller gemütlichen Zuneigung und Teilnahme sich doch immer weniger mit solchen Bestrebungen identifizieren kann. Sanfte Vorstellungen suchen nun den Bruder zu beeinflussen, den Ahnungslosen auf Gefahren aufmerksam zu machen, und doch darf er ihm wieder nicht verwehren, dem „innerlichen Gotte" nachzuleben, selbst wenn Not und Verfolgung daraus hervorgehen sollten. Vollends mit seiner eigenen religiösen Entwicklung emanzipiert er sich sichtlich vom Bruder, er wird zum Betrachtenden, der dieses „selbständige Gewächs Gottes" zwar liebevoll und nicht ohne bedauernde Erinnerung an das frühere Verhältnis, aber doch immer objektiver zu erfassen strebt. Schließ-

[1] Bezeichnend für das entwickelte politische Verständnis Leopolds schon in diesen Jahren ist ein Ausspruch Heinrichs in den „Jugenderinnerungen", S. 227: „Mein Bruder stimmte mir bei; aber ihm trat bei dieser Veranlassung die damals im Staate vorwaltende Richtung und hiermit auch die Lage, in der ich mich innerhalb des Staates befand, in ihrer ganzen Bedenklichkeit vor die Augen." Einmal trifft ihn Heinrich auf der Straße wie er in Görres' „Teutschland und die Revolution" liest: „Er hielt es mir mit den Worten entgegen: ‚Da kannst du sehen, was du zu erwarten hast' —, und indem er das sagte, zeigte mir sein Gesicht einen so schmerzlichen Ernst, wie ich ihn noch nie an ihm oder an irgend jemand gesehen hatte." Beim Abschied nimmt er dann aber das Buch wieder mit sich. Offenbar haben also die rhetorisch-düsteren Schilderungen und Prophezeiungen, mit welchen der rheinische Publizist anhebt, großen Eindruck auf ihn gemacht. Leider ist aus dieser kurzen Notiz nicht ersichtlich, was er damals zu dem im zweiten Teile der Flugschrift entwickelten politischen Reformprogramm des phantasievollen Romantikers gesagt hat. Daß er vor Görres eine große Hochachtung empfand, beweist die Stelle S.W. 53/4. S. 189 f. Später freilich, in der historisch-politischen Zeitschrift, verurteilt er die politischen Einheitsphantasien dieser Zeit. Vgl. S.W. 49/50 S. 135

lich steht ihm Heinrich Modell zu Savonarola; damit hat der Historiker endgültig gesiegt: der Bruder ist zu einer allerdings ungewöhnlich starken Impression geworden.

Mitten aus den Studien zu seinem Erstlingswerke, die ihn sonst immer mehr absorbierten und ihn immer unempfindlicher für Einwirkungen der Umwelt machten, schreckte ihn freilich im Frühjahr 1822 noch einmal ein Akt der preußischen Demagogenverfolgung auf, welcher ihn nunmehr für seine eigene gesicherte Existenz als Lehrer fürchten ließ und ihn zu einem Schritte fortriß, der fast als der radikalste dieser gleichsam demokratischen Epoche seines Lebens erscheint: gedachte er doch diesem gewalttätigen preußischen Staate den Rücken zu kehren und sich ein anderes, gastlicheres Vaterland zu suchen!

Am 12. April 1822 hatte der König eine „Allerhöchste Kabinettsordre, betreffend das Verfahren bei Amtsentsetzung der Geistlichen und Jugendlehrer, wie auch anderer Staatsbeamter" erlassen, durch welche den Demagogen auf Kanzel und Lehrstuhl in Preußen unverzüglich der Garaus gemacht werden sollte[1]. Das ordnungsmäßige gerichtliche Verfahren bei ihrer Absetzung und Maßregelung wurde dadurch aufgehoben, und dessen Befugnisse direkt dem Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten verliehen; um weiter zu verhindern, daß der Minister Altenstein sich durch seine geheimen liberalen Sympathien zu unerwünschter Milde verleiten lasse, wurde er gewissermaßen unter die Aufsicht Schuckmanns, des verhaßten Ministers des Innern und der Polizei, gestellt: auf fünf Jahre wurde ihm z. B. zur ausdrücklichen Pflicht gemacht, vor jeder Neuanstellung oder Beförderung eines öffentlichen Lehrers das Gutachten Schuckmanns über die politische Ungefährlichkeit des Betreffenden einzuholen. In der Begründung klagte der König über den „Oppositionsgeist" mancher Lehrer, welche sich „namentlich auf Angelegenheiten der Staatsverfassung und Verwaltung eine

[1] Publiziert als Nr. 714 der „Gesetzsammlung für die Königlich Preußischen Staaten", Berlin 1822, S. 105 ff.

nähere oder entferntere Einwirkung anmaßen", und bekundete den festen Willen, „die weitere Verbreitung solcher Verirrungen" im Interesse der deutschen Regierungen, der zukünftigen Generationen und der Ehre des Lehrstandes, wie der Lehrinstitute nicht dulden zu wollen. Altenstein wurde energisch ermahnt, die ihm durch diese Ordre erteilte Befugnis „rücksichtslos" gegen alle der Demagogie Verdächtigen in Ausübung zu bringen.

Diese Gewaltmaßregel schien dem werdenden Historiker das zu bedrohen, was seinem Dasein unentbehrlich war: die Freiheit zu lehren und zu lernen, sie brachte selbst in seinem milden und leidenschaftslosen Herzen das Maß zum Überfließen. Am 28. April wandte er sich in einem, übrigens recht selbstbewußten Schreiben[1] an den berühmten praeceptor Bavariae, den Münchener Philologen und Philhellenen Friedrich Thiersch, und bat ihn, ihm doch eine Lehrerstelle in einer der protestantischen Städte Bayerns oder auch „um der Bibliothek willen" in München zu verschaffen. „Die Unterdrückung der Lehre und der Lehrer ist in preußischen Landen mit dem Edikt vom 12. April auf so hohen Punkt gestiegen, daß ein gewissenhafter Mann ihr entfliehen muß." Der preußische Staat habe ihn einst von seinen Studien in Leipzig weg als Oberlehrer in Frankfurt angestellt: „Er bricht aber den Vertrag, den ich mit ihm auf ein früheres Gesetz geschlossen. Wer hätt' es nicht seit 1819 vorausgesehen?" Zwar sei er, Ranke, nicht in Untersuchungen wegen demagogischer Umtriebe verwickelt, noch müsse er befürchten, abgesetzt zu werden, „aber es ist unerträglich, in einem Staate zu wohnen, der den moralischen Grund, auf dem er ruht, unter seinen Füßen weghebt, und nun erst bestehen zu können meint. Er ist nicht wesentlich mein Vaterland: ich habe keine Verpflichtung gegen ihn". Wohl sei ihm nun versagt, „eine lange, schwere und ernste Arbeit" zu

[1] Von H. F. Helmolt in der Münchener Bibliothek aufgefunden und in der Beilage zur „Münchener Allgemeinen Zeitung" Nr. 106 vom 29. Mai 1907 veröffentlicht. Mit dem gleichen Gesuche scheint sich Ranke auch an den Erlanger Schulmann und Philologen Döderlein gewandt zu haben. Vgl. die auch von Helmolt angeführte Briefstelle vom 22. Mai 1823. S.W. 53/4 S. 114.

vollenden, „die vielleicht in Entfernteren und Glücklicheren mir Freunde und Zutrauen erwecken könnte", aber „ein freieres Dasein" glaubte er allem vorziehen zu müssen.

Charakteristisch ist auch an dieser Aufwallung das Überwiegen sittlicher Empörung und wissenschaftlichen Unabhängigkeitssinnes vor eigentlich politischen Velleitäten. Jedenfalls war es ein Glück für ihn, daß sein Gesuch erfolglos blieb, daß er sein Schicksal von dem Preußens nicht trennte, das seiner Historie eine Unterkunft bieten konnte, wie sie der katholische Mittelstaat Bayern ihr schwerlich hätte gewähren können.

So durfte er sich ungestört immer tiefer in die Vergangenheit versenken, in das „süße", „verführerische" „Schwelgen in dem Reichtum aller Jahrhunderte", das ihn bald so gefangen nahm, daß er nur noch auf Augenblicke in diese reale Welt zurückkehren konnte und dann mit Schrecken bemerkte, wie einsam, wie „eisig" gegen die Menschen seiner Umgebung er geworden war.

Untersucht man die Motive und Anregungen, die ihn veranlassen, gerade mit einem Werke über die Renaissancezeit seine Historikerlaufbahn zu beginnen, so kann man darunter eigentlich politische Absichten durchaus nicht entdecken und selbst der sich vielleicht regende Wunsch, das historische Werden der Gegenwart an einer ihrer wichtigsten Quellen aufzudecken, darf dabei schwerlich als anschlaggebend angesehen werden[1].

Es ist vielmehr „das nochmalige Aufgehen aller Keime, die

[1] In seinem vierten Diktate S.W. 53/4 S. 60 gibt Ranke an, „die öffentlichen Zustände selbst" hätten ihn veranlaßt, vom Altertum in die neuere Zeit fortzuschreiten. Dagegen äußerte er zu Wiedemann, er sei von der alten Geschichte abgegangen, weil sich in dieser „schriftstellerisch Bedeutendes nicht mehr leisten lasse" („Deutsche Revue", Aprilheft 1892, S. 102). Es ist schon vorher einmal der Verdacht ausgesprochen worden, daß in den letzten Diktaten dem eigenen Leben bisweilen ein gar zu kräftiger, historisch-politischer Hintergrund untergelegt werde, und daß dieses doch erheblich unabhängiger davon gewesen sei, als dies dem alten Ranke scheinen mochte. Ohne in Abrede stellen zu wollen, daß das Interesse an den Zeitereignissen mit anregend gewirkt hat, möchte man doch dem zweiten Motive den Vorrang zuerkennen, weil es seinem tausendfach bezeugten autonomen Historikerwesen besser entspricht!

das Altertum gesäet — als wär nun die alte Blüte dahin, verweht, und der Keim, lang gepflegt, schöß wieder empor“ [1], was seinen von der Antike herkommenden Geist zunächst einmal veranlaßt, hier auf seinen Entdeckerfahrten Station zu machen; der mit religiösen Stimmungen durchsetzte, schriftstellerische Ehrgeiz erkennt dann bald in dieser Epoche ein geeignetes Objekt zur Erfüllung seiner göttlichen Mission. Halb gezwungen durch das geringe Entgegenkommen der gelehrten Welt, welche dem völlig Unbekannten das notwendige wissenschaftliche Material für die Fortsetzung seiner Studien zu versagen droht, — Studien, die er doch nicht lassen kann, ohne sich „zu morden“ [2], — wagt er sich dann, wie zu seiner Legitimation, mit dem für seine ehrgeizig-religiösen Ansprüche noch lange nicht fertigen Buche „auf Lob und Tadel“ heraus. Trotz dieser Unzufriedenheit ist er doch voll geheimer Zuversicht, voll starken Selbstbewußtseins, denn er hat Dinge entdeckt, „die für uns alle bis auf diesen Tag sehr wichtig sind, und die bis jetzt noch in keinem Buche, weder in einem gleichzeitigen noch in einem späteren mit dieser Wahrhaftigkeit erzählt worden“ [3]. Er bittet wohl auch den frommen Bruder, beim lieben Gott ein gutes Wort einzulegen für das Gelingen des Werkes „zu seiner [sc. Gottes], der Deutschen und unserer Ehre“ [4]. Man sieht, er stellt sich seine Ziele nicht eben niedrig und denkt nicht gerade gering von seiner Leistung! Wenn die Gegenwart, wenn die Deutschen hierbei auch mit bedacht werden sollen, so darf man das doch nicht so verstehen, als habe er in irgendeinem politischen Sinne auf sie wirken wollen; es ist vielmehr nach Ansicht dieses reinen Denkers und Dichters der Gegenwart stets höchst ersprießlich, Dinge der Vergangenheit in wahrheitsgetreuer Schilderung kennen zu lernen, — mit solchen Hinweisen empfiehlt er gern seine autonome Historie, — und den Deutschen geschieht Ehre, wenn ihr Kulturschatz um ein

[1] S.W. 53/4 S. 89.
[2] S.W. 53/4 S. 122.
[3] S.W. 53/4 S. 134.
[4] S.W. 53/4 S. 124.

solches Werk der reinen Erkenntnis bereichert wird, wie er es mit Gottes Hilfe zustande zu bringen hofft.

Ebensowenig wie bei der Entstehung, tritt im Inhalte der „Geschichten der romanischen und germanischen Völker" irgendwie die Absicht einer bewußten politischen Einwirkung hervor. Allerdings verschmäht er es nicht, gelegentlich einmal einen vergleichenden Blick auf die Gegenwart zu werfen, und wenn er dann vor demokratischen Mißverständnissen warnt, oder falsche landläufige Ansichten entdeckt und korrigiert, so kann man in solchen Stellen vielleicht schon eine beginnende leise Opposition gegen die herrschende öffentliche Meinung sehen: etwa, wenn er ausdrücklich hervorhebt, man dürfe Savonarolas Staatseinrichtungen, obwohl er seine Theorien auf Vertrag gründe, doch nicht mit der Proklamation der Menschenrechte identifizieren[1]; oder wenn er sich darüber verwundert, daß man das englische Parlament als Grundlage der englischen Freiheit feiere, während es doch zeitweilig geradezu zur Stärkung der königlichen Gewalt gedient habe[2]. Solche Zurechtweisungen entstammen aber seinem autonomen Historikerwesen, sie richten sich zunächst nur gegen den politisch-historischen Tages-Dilettantismus, — freilich kann man schon ahnen, daß diejenige politische Macht, welche am meisten von diesem unsympathischen Elemente durchsetzt ist, am wenigsten auf seinen Beifall wird rechnen können.

Und weiter kann der milde, intellektuelle Aristokrat Ranke, dem Brutalität und wilde Leidenschaft schon an sich höchst zuwider sind, doppelt unangenehm aber, wenn sie sich mit roher Unwissenheit paaren, bisweilen eine Spur innerer Abneigung nicht verbergen, wenn er in seiner Geschichte auf gewalttätige Proletarier und die geschwungenen Heugabeln der Revolution

---

[1] S.W. 33/4 S. 88.

[2] Geschichten der romanischen und germanischen Völker, 1. Aufl., Berlin 1824, S. 366. Diese Stelle fehlt in Bd. 33/4 der S.W. Es sei hier bemerkt, daß für angeführte Stellen aus Rankes Werken natürlich nur die betr. gleichzeitige Auflage maßgebend sein kann. Wurde die angeführte Stelle unverändert oder kaum verändert in die S.W. aufgenommen, so ist der Einfachheit halber der Ort angegeben, wo sie sich dort findet.

stößt. Die Genuesische Bewegung von 1506/07, welche schließlich einen Färber zum Dogen der Republik erhebt, wird z. B. unter unverkennbarem Seitenblicke auf die französische Revolution mit einem leisen Untertone mißbilligender Kritik folgendermaßen kommentiert: „So pflegen diese Dinge vom Übergewicht der mittleren Bürger sich alsbald zum Gegensatz, darauf zum Übergewicht der Geringeren, endlich zu einer Monarchie aus der Plebs umzuwerfen“ [1]. Solche Stellen fallen aber im Kontexte des Werkes kaum auf, sind auch gar nicht eigentlich politisch gemeint; sie erhalten erst einige Bedeutung im Hinblick auf die Entwicklung seiner eigenen politischen Sympathien und Antipathien.

Hin und wieder verstattet sich dieser autonome Historiker auch wohl Äußerungen eines milden Patriotismus, wo es unbeschadet oder gar im Einklange mit seiner Historikermoral geschehen kann: er bedauert z. B., daß das Deutschland jener Jahrhunderte keine der italienischen und spanischen Geschichtschreibung gleichwertige hervorgebracht habe [2]; er ruft einmal angesichts der noch wenig erforschten deutschen Geschichtsquellen aus: „Wir jagen unbekannten Gräsern bis in die Wüsten Libyens nach; sollte das Leben unserer Altvordern nicht denselben Eifer in unserm eigenen Lande wert sein?“ [3]; es freut ihn immer ganz besonders, wenn er die Tapferkeit deutscher Kriegsvölker loben kann. Einmal droht ihn sogar die patriotische Aussicht auf eine ungeheure politisch-militärische Weltstellung des Deutschtums gleichsam zu verführen; nachdem er festgestellt hat, daß Deutschland allen Ländern jener Zeit die militärischen Kerntruppen geliefert habe, fährt er fort: „Hätte Maximilian diese gesamte Macht in seiner Hand vereinigt, so hätte ihm weder Europa noch Asien zu widerstehen vermocht.“ Alsbald aber verwahrt sich der autonome Denker und Dichter, welcher in der politischen Mannigfaltigkeit Europas eben die Grundlage seiner vielseitigen Kultur und damit der eigenen Heimat verehrt, gegen diese einen

[1] S.W. 33/4 S. 218.
[2] S.W. 33/4 S. 117*.
[3] S.W. 33/4 S. 149*.

Augenblick vielleicht verführerische Perspektive: „Gott gab aber, daß sie mehr zur Freiheit als zur Unterjochung gereichte", heißt es weiter [1].

Es sei gestattet, an eine andere Stelle dieses Buches eine etwas weitergehende Betrachtung zu knüpfen. Der Untergang der italienischen Freiheit entlockt ihm das Geständnis: „Uns aber wird nicht wohl zu Mut. Wir beklagen es, wenn das eigentümliche Leben, wenn die Kreatur Gottes zugrunde geht" [2]. Hier macht sich die Kraft des religiös-individualistischen Gedankens fühlbar, welche sich sträubt, das besondere Leben dem allgemeineren und dem Weltzusammenhang zu opfern. Aber der Historiker verstattet ihr doch nur einen geringen Spielraum, denn gerade der große Strom der Geschichte ist ihm ja besonders heilig; stets findet er daher ein Mittel, solchen Stimmungen zu entgehen [3], die individuelle Idee der universalen unterzuordnen. Man darf aber wohl fragen, wie es angesichts der Gegenwart und Zukunft sein werde, wo einmal der universale Verlauf lange nicht so einleuchtend und unzweifelhaft festgestellt werden kann, wo dann auch das individuelle Moment durch die Kraft der lebendigen Anschauung noch besonders verstärkt erscheinen muß. Hier wird wohl die individualistische Idee eine stärkere, sprengendere Wirkung entfalten können.

Entschließt sich also der Historiker z. B., einen Mäzen durch historisch-politische Versuche zu unterstützen, so werden seine Ausführungen dort immer besonders wirksam sein können, wo es gilt, fremde Angriffe abzuwehren, die gottgewollte Eigenart des Gönners vor Vergewaltigung zu schützen; aber nicht un-

[1] S.W. 33/4 S. 74. Allerdings entbehrt die Frage, mit welcher er dann zur Besprechung der Reichsverfassung überleitet, nicht eines tadelnden Beigeschmackes: „Was war das Reich, das bei solcher Kraft seinen Kaiser aus seinem Erbland jagen ließ, und sich lange nicht in Bewegung setzte, ihn zurückzuführen?"

[2] S.W. 33/4 S. 143.

[3] In diesem Falle tröstet er sich damit, daß die Gefahr einer Türkeninvasion, welche infolge der Schwäche und Uneinigkeit der Italiener nahe schien, durch die französische Eroberung abgewendet worden sei. Gewöhnlich variiert er den Gedanken, daß neues Leben aus den Ruinen blühe.

wesentlich ändert sich die Sachlage dort, wo die Defensive in eine Offensive übergehen soll. Gewiß weiß er, daß auch die Expansion zum Wesen politischer Macht gehört, gewiß wünscht er seinem Beschützer von Herzen eine legitime Machterweiterung, aber die damit verbundene Vergewaltigung anderer, um seine Historie vielleicht auch hochverdienter Individualitäten wird ihm keine geringe Pein bereiten; nach Möglichkeit wird er sie zu umgehen suchen, zu Konzessionen, Kompromissen neigen: schließlich geschieht es wohl, daß er sich in die Region allgemeiner Zukunftsperspektiven flüchtet, welche das Resultat schon gleichsam vorwegnehmen und eigentlich mehr wie eine Prophetie, als wie eine politische Tat anmuten. So unterstützt die zähe Kraft des individualistischen Gedankens noch die Scheu vor brutaler Gewalttat, den Mangel an politischer Leidenschaft, der seinem autonomen Historikerwesen überhaupt anhaftet. Eine radikal vorwärts dringende, rücksichtslose Machtpolitik wird an ihm nur einen schwachen Bundesgenossen finden.

Um wieder auf sein Erstlingswerk zurückzukommen, so sei noch einmal betont, daß es durchaus ein reines Erzeugnis seiner autonomen Historie darstellt, dem jede bewußte politische Absicht und Parteinahme fehlt, wenn auch universales politisches Verständnis ihm bereits den bestimmenden Charakter verleiht.

Es sollte für seine Zukunft von größter Bedeutung werden, es sollte auch den Bund anbahnen mit derjenigen politischen Macht, welche dann seiner Historie zur wohlwollendsten und treuesten Beschützerin wurde. Derselbe Herr von Kamptz, von dem Ranke noch am 20. Juni 1824 nicht eben billigend an Heinrich geschrieben hatte: „Du wirst erfahren haben, daß nach der Anstellung des Herrn von Kamptz im geistlichen Ministerium hier allem, was Demagog heißt, der Vertilgungskrieg gemacht werden zu sollen scheint“ [1], — derselbe Mann richtete am 24. Dezember desselben Jahres ein Schreiben an den jungen Autor, den Bruder eines politisch Verfolgten, worin er ihn als „einen Wiederhersteller der Historie, wie ihn diese Wissenschaft

[1] S.W. 53/4 S. 130.

bedürfe", pries und sich bereitwilligst erbot, ihm eine geschichtliche Professur und historische Manuskripte zu besorgen[1].

Wenn sogar dieser reaktionäre Bureaukrat der alten Schule[2] die autonome Rankesche Historie freudig begrüßte, vielleicht das Gefühl hatte, daß sie dem preußischen Staate eine nützliche Bundesgenossin werden könne, so durfte sie erst recht auf das Wohlwollen der preußischen Reformer zählen, deren höchster Stolz die sorgsam gepflegte, glänzende Berliner Universität war, der Männer, deren Wesen die Signatur trägt, welche dieser Universität bei ihrer Gründung aufgeprägt worden war: der Staat müsse durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren habe. Auf den Brief des Herrn von Kamptz folgte sofort einer des Ministerialrates Johannes Schulze, der sich erbot, als Referent für Rankes Professur alles zu tun, was sich tun lasse[3]; an ihm gewann Ranke einen treuen Gönner und Freund, der sich mit Vorliebe rühmte, „diesen Stern" entdeckt und „in die Bahnen unserer Universität" gezogen zu haben[4].

[1] S.W. 53/4 S. 139.

[2] Er hatte übrigens Sinn für Wissenschaft und war in seinem persönlichen Verkehr durchaus nicht engherzig; so sah man ihn z. B. stundenlang mit dem wegen seines Liberalismus entlassenen Varnhagen v. Ense spazieren gehen (Wiedemann, Leopold v. Ranke und Varnhagen v. Ense vor Rankes italienischer Reise. „Deutsche Revue", August 1896, S. 203 f.). Sein Verhältnis zur Wissenschaft scheint allerdings wesentlich ein utilitarisches gewesen zu sein (vgl. sein gegen den Neu-Humanismus in den höheren Schulen gerichtetes Gutachten bei Varrentrapp, Johannes Schulze und das höhere preußische Unterrichtswesen in seiner Zeit, Leipzig 1889, S. 380). Es ist bezeichnend, daß diese Männer des alten Staates, wie auch der König, wohl noch mit der soliden autonomen Wissenschaft einen Bund schließen konnten, aber gegen die phantastische Romantik der jüngeren Generation ein instinktives Mißtrauen hatten.

[3] S.W. 53/4 S. 139. Vgl. auch den übrigens recht selbstbewußten Brief, mit welchem Ranke sein Erstlingswerk an Schulze übersandt hatte (Wiedemann, Mitteilungen zu Rankes Lebensgeschichte, Beilage zur „Münchener Allgemeinen Zeitung", Nr. 293, 1895).

[4] Varrentrapp, Johannes Schulze usw., S. 457. In der „Historischen Zeitschrift", III. Folge, 9. Bd. (1910) hat Varrentrapp außerdem je einen Brief Heerens, Schlossers und Raumers an R. veröffentlicht, worin die drei Historiker dem jungen Autor ihre Anerkennung für sein Erstlingswerk aussprechen (a. a. O. S. 108 ff.).

Ein solches Entgegenkommen konnte nicht ohne Wirkung auf das Gemüt des Historikers bleiben: was noch an kritischer Stimmung gegen die gewalttätige preußische Demagogenverfolgung übrig war, mußte angesichts der Ehre, die seiner Historie geschah, vor der Dankbarkeit zurücktreten; das Verdienst um das, was er für das Höchste ansah, wog schließlich andere Rücksichten wieder auf.

Allerdings waren auch noch weitere Kreise auf das aufgehende Gestirn aufmerksam geworden und strebten darnach, es in ihre Bahnen zu ziehen.

Schon am 12. Februar 1825 hatte in der Spenerschen Zeitung eine „sehr lobpreisende Anzeige" des Buches gestanden, die von dem Geheimen Legationsrat Varnhagen von Ense herrührte[1]. Bald darauf traf auch ein Schreiben dieses angesehenen Berliner Literaten bei dem jungen Autor ein; dadurch wurden schon vorher angebahnte Beziehungen[2] fester geknüpft, welche dann, nach der Übersiedelung an die Berliner Universität, bald ziemlich enge wurden. In der Einsamkeit einer fremden Umgebung, inmitten ungewohnter Verhältnisse, welche oft genug die Sehnsucht nach Frankfurt wachriefen, mußte dem jungen Professor die Freundschaft dieses Gönners doppelt erquicklich sein. Er war aber auch ein Bekannter, der nach gesellschaftlicher Stellung, Lebensart und geistigem Gesichtskreis recht merklich gegen die Gymnasiallehrer, Subalternbeamten, Idealisten und frommen Schwärmer abstach, an deren Umgang der Historiker bis dahin hauptsächlich sein Anschauungsbedürfnis hatte befriedigen müssen.

Im Grunde zwar nur ein vielschreibendes, vielgeschäftiges, wesentlich formalistisches Talent, mit großer Anempfindungs-

---

[1] S.W. 53/4 S. 140. Diese Anzeige ist wieder abgedruckt in dem Buche: Zur Geschichtschreibung und Literatur, Berichte und Beurteilungen von K. A. Varnhagen v. Ense, Hamburg 1833, S. 576 ff.

[2] Vgl. Th. Wiedemann, Leopold v. Ranke und Varnhagen v. Ense vor Rankes italienischer Reise, „Deutsche Revue", August 1896, S. 197 ff. Hier wird u. a. ein Billet Rankes an Varnhagen schon vom 2. September 1824 mitgeteilt, ferner eine Anfrage R.s an Karl Spener, wer der Verfasser der lobenden Anzeige sei, weiter ein Dankschreiben R.s an Varnhagen u. a. m.

gabe, aber ohne eigentliche Fähigkeit, Bedeutendes von Unbedeutendem zu unterscheiden, daher kleinlich, klatschsüchtig und außerdem vielfach verbittert, war dieser Mann gleichwohl eine Art Zentralstelle für die vielseitigsten geistigen und literarischen Beziehungen jener Tage und fand in der ihm gutliegenden Rolle eines Literatur-Mäzens für seine Eitelkeit Befriedigung, nachdem seine politische Laufbahn gescheitert war[1]. Sein äußerlich liebenswürdiges, glattes, anpassungsfähiges Wesen führte so dem jungen Ranke eine Fülle von Bestrebungen aus der Gegenwart in geistig bereits verarbeiteter Form vor Augen; er war zwar alles andere als ein großer Politiker und verfügte auch über keinen eigentlichen politischen Einfluß mehr, aber er stand doch in engeren Beziehungen zu den oberen Göttern und besaß mehr politische Informationen als irgendeiner der bisherigen Rankeschen Bekannten. So mußte dieser Mann dem jungen Historiker als eine höchst anziehende, lebendige Geschichtsquelle erscheinen, wie sie ihm bis dahin noch nicht zu Gebote gestanden hatte[2]. Von den weniger angenehmen Seiten dieses Charakters bemerkte seine harmlose Dankbarkeit lange Zeit hindurch nichts. Hierzu sei eine allgemeinere Beobachtung gestattet.

Zu der tief in seinem Wesen wurzelnden, schonungsvollen Stimmung gegen historische Persönlichkeiten, gegen individuelle

[1] Er war bis 1819 preußischer Geschäftsträger in Karlsruhe gewesen, wurde dann aber wegen seiner liberalen Haltung abberufen und lebte seitdem ohne eigentliches Amt in Berlin. Bisweilen erhielt er den Auftrag, Denkschriften auszuarbeiten, Zeitungsartikel zu verfassen, Instruktionen zu entwerfen und dergleichen mehr. Im Februar 1825 erhielt er den Titel „Geheimer Legationsrat" und wurde 1829 noch einmal zu einer diplomatischen Mission nach Kassel und Bonn in dem unerquicklichen hessischen Familienzwiste verwendet.

[2] In einem Briefe an Heinrich vom 11. Juli 1825 (S.W. 53/4 S. 147) schreibt er: „Mein vorzüglichster und bester Bekannter ist der Geheime Legationsrat Varnhagen von Ense geworden; ein Mann, so viel ich sehe, von dem reinsten Sinn, wahrer Wißbegier, milden Sitten, in allen Gegenständen des Wissens geübt und gewandt und von den vorzüglichsten Kenntnissen, besonders aller bestehenden Verhältnisse; genug, soweit ich ihn kenne, ist er ganz ein Mann, wie ich ihn mir zum Umgang wünsche." Vgl. auch die Stelle S.W. 53/4 S. 151.

Kreaturen Gottes überhaupt, trat in seinem Verhältnis zu den lebendigen Menschen der Gegenwart noch die dankbare Pietät, wenn sie sich irgendwie um die in seiner Person gleichsam materialisierte Historie verdient gemacht hatten. Dieses Gefühl wurde dann noch sehr verstärkt, wenn ihnen, wenigstens im persönlichen Umgange, die beängstigenden und abstoßenden Züge der heftigen Leidenschaft und Unmoral fehlten, vor denen er sich in der rauhen Gegenwart eben nicht so leicht flüchten konnte, wie in den rein geistig erschauten Jahrhunderten der Vergangenheit. Vor allem aber konnte er hier sein Urteil wieder nicht durch einen ebenso unzweifelhaften und klar erkannten Gesamtverlauf der Dinge bestimmen lassen, wie es ihm sein Genius bei den Individuen der Vergangenheit gestattete. So kommt es, daß seine Beurteilung von Menschen, mit denen er in persönliche Berührung trat, zwar stets eindringend, scharfsinnig und höchst beachtenswert bleibt, daß aber jene Rechenfehler, die bei den Individuen der Vergangenheit meist unbedeutend bleiben, hier weit beträchtlicher werden, daß er sich nicht allzu selten erheblich täuscht.

Durch diesen Gönner wurde nun Ranke als neueste Akquisition den Salons der geistreichen Rahel Levin, der Gemahlin Varnhagens, zugeführt und geriet so in die Kreise jenes schillernden Literaten-, Ästheten- und Schöngeistertums, welches unter dem Klima des Berliner genius loci ganz besonders zu gedeihen scheint. Er erlebte gerade damals eine glänzende Blütezeit, deren Auswüchse freilich manchem Zeitgenossen willkommenen Anlaß zum Spotte über den Berliner „ästhetischen Tee" boten.

In seinem innersten Wesen unfähig, große originale Werte zu erzeugen, erfüllte dieses prätentiöse Treiben gleichwohl die wichtige Funktion einer Art Geistes- und Literaturbörse, an welcher Werte der mannigfachsten Art verhandelt wurden. Die vielseitigsten und glänzendsten Börsenmakler wirkten an diesem Institute: hier blüht in ganz besonderer Pracht der Typus des souveränen, mit der virtuosen Gabe vielseitigsten Anempfindens

ausgestatteten, ehrgeizigen und eitelen Literaten, der gern mit seinen Fähigkeiten schönrednerisch kokettiert und schauspielert, der, um hochpoetisch zu wirken, auch wohl einmal absichtlich-bewußt mit Zungen lallt.

Der eigentliche Horizont dieser Kreise hörte jenseits von Werten auf, die für diesen souveränen Literatur- und Kunstsport erreichbar waren: politische Dinge wurden meist nach literarischen und ästhetischen Maßstäben beurteilt, und die politische Parteinahme richtete sich nach dem Grade, wie die Bestrebungen der einzelnen politischen Gewalten mit den hier herrschenden Schöngeistergefühlen und -Anschauungen harmonierten oder kollidierten. Der Kultus ästhetisch-literarischer Nervenreize und individueller Werte jeder Art, die Anbetung des autonomen Dichter- und Künstlerindividuums, überhaupt der ästhetisch anempfundenen, charaktervollen und naiven Persönlichkeit, führte nun immer mehr zu einem deutlichen Ausschlage nach links, nach der Seite der liberalen und demokratischen Opposition, vor allem gegen den altpreußischen Staat hin. Denn dieses im Vordringen befindliche, reaktionäre und banausische Altpreußentum mit seinem Kerne straffster innerer Geschlossenheit, mit seinem Bureaukratismus und Militarismus, bildete weit mehr, als die liberale, noch stark individualistisch gefärbte Demokratie, einen vollkommenen Gegenpol zum literarisch-ästhetischen Subjektivismus; es besaß auch bei weitem die fühlbarste und bedrohlichste äußere Macht.

Nun war freilich trotz der Demagogenverfolgung bei der Doppelseele des Preußen von damals eine direkte Gefahr durchaus nicht vorhanden; der Geist Stein-Hardenberg, der sich in Männern wie Altenstein, Johannes Schulze, Savigny verkörperte, schützte vor allzu fühlbarer Unterdrückung; liberale Staatsmänner und Armeereformer, mit Preußen verbündete autonome Wissenschaftler der Berliner Universität unterhielten vielfach die freundschaftlichsten Beziehungen zu diesem glänzenden Schöngeistertreiben; — überhaupt war das autonome Künstler- und Poeten-Ich in der damaligen Welt noch nicht heimatlos geworden; es hatte noch nicht nötig, in die Bohème zu flüchten

und von hier aus Pfeile des Hasses gegen seine Bedränger abzuschießen.

Bei aller Neigung nach links treiben daher diese Kreise doch noch keine eigentliche aktive Oppositionspolitik, ihre humanitär-idealistische Schwärmerei für die Ideen der Revolution, für den Kommunismus der Saint-Simonistischen Zeitschrift „Globe" mutet mehr wie ein literarisch-ästhetischer Sport an, und das große Herz der Rahel schlägt für Saint-Simon wie für den reaktionären österreichischen Publizisten Gentz: sie schenkt ihre Liebe gleichzeitig den politisch heterogensten Individuen, sobald sie nur „Persönlichkeiten" im literarisch-ästhetischen Sinne sind.

Diese ehemalige Jüdin ist nun die eigentliche, die geborene Herrscherin dieses bunten Reiches und dazu besser qualifiziert als ihre Nebenbuhlerin Bettina von Arnim, mag auch diese dafür über die größere schöpferische Kraft verfügen. Rahels Persönlichkeit ist aber jedenfalls eine weit abgeschlossenere, harmonischere und imposantere als die des exzentrischen „Kindes"; wenn auch in ihren Briefen die Unarten des Schöngeisterstiles nicht immer fehlen[1], so verfällt sie doch nicht in das kokette, spielerisch-tiefsinnige Stammeln, womit Bettina ihrem Rufe geistreicher Kindlichkeit gerecht zu werden sucht. Dafür besitzt allerdings Bettina den größeren Reiz der Originalität und Naivetät; es steckt wirklich ein liebenswürdiges, wenn auch launenhaftes und verzogenes Kind in ihr, nur vermag es in diesem autonomen Schöngeisterklima nicht so recht zu gedeihen; die Rolle der „geistreichsten Person in Europa"[2] wird ihr verhängnisvoll; um sich

[1] Vgl. „Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde", 3 Bde., Berlin 1834. Ein interessantes Urteil dieser scharfsinnigen und genialischen Frau über Ranke und sein Verhältnis zu Bettina findet sich in Bd. 3 S. 303 f. Der Brief, welcher diese Stelle enthält, steht auch in der Sammlung: „Aus dem Nachlaß Varnhagens v. Ense. Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel." Leipzig 1875, Bd. 6 S. 173. Hier werden Rankes und Bettinas Namen voll genannt; in dem Buche „Rahel" usw. sind sie nur angedeutet.

[2] Als solche wurde sie, wie sie nicht ohne Behagen an Ranke schreibt, bei einem Schöngeisterdiner 1827 gefeiert. (Th. Wiedemann, Leopold v. Ranke und Bettina v. Arnim. „Deutsche Revue", April 1895, S. 64.)

stets selbst zu übertreffen, züchtet sie ihre natürlichen Gaben, ihre Kindlichkeit, ihren Geist gleichsam künstlich an Spalieren in die Höhe.

Begreiflich ist freilich, daß eben das Unausgeglichene, Widerspruchsvolle, das ihr so anhaftete, Ranke am meisten reizte und anzog, daß er Bettina vor Rahel den Vorzug gab, als er sie in den Varnhagenschen Salons 1826 kennen lernte; auch haben wohl die intakteren und kokett zur Schau getragenen weiblichen Reize Bettinas dabei eine gewisse Rolle gespielt, denn bei aller Ehrbarkeit war Ranke dafür keineswegs unempfänglich. So wurde er bald der Intimus und Favorit Bettinas, der „zuweilen bis zwölf" bei ihr aushielt und sich an den Phantasien dieses fesselnden Geschöpfes ergötzte[1].

Für das kinetisch-universale und damit das politische Wesen der Rankeschen Historie konnten nun freilich diese Kreise kein rechtes Verständnis haben; was sie neben der lebhaft-naiven Persönlichkeit des Autors an seinen Werken reizte, war die ästhetisch-literarische Seite, die künstlerisch-lebendige Schilderung, auch wohl die gelehrte Einzelkritik, welche in ihren Gesichtskreis fiel; sie mögen wohl auch schon versucht haben, für ihre politischen Sympathien und Antipathien Kapital daraus zu schlagen und so dieses Produkt der reinen Erkenntnis in recht zeitgemäßer Weise zu mißbrauchen[2]. Vielleicht geschah es auf Anregung

[1] S.W. 53/4 S. 165.

[2] Guglia irrt allerdings, wenn er in seinem Buche (S. 88) meint, Varnhagen habe in seiner erwähnten Kritik über R.s Erstlingswerk politische Nutzanwendung für die Gegenwart daraus ziehen wollen. Die „scharfgeschliffene Spitze", welche ihm von der Zeitungszensur abgebrochen wurde, besteht nämlich in den Schlußworten, in welche R. seine Ansicht über Macchiavellis „Principe" zusammenfaßt. „Macchiavell suchte die Heilung Italiens; doch der Zustand desselben schien ihm so verzweifelt, daß er kühn genug war, ihm Gift zu verschreiben." (S.W. 33/4 S. 174*.) Varnhagen hatte am Ende seines Referates diese Stelle zitiert, und der preußische Zensor sie „sinnzerstörend weggeschnitten", weil er besorgte, sie könne in Österreich Anstoß erregen. In seinem Dankschreiben an Varnhagen erwähnt Ranke diesen „Mangel" und macht Vorschläge, wie ihm abzuhelfen sei, die übrigens sehr charakteristisch für seine dankbare Stimmung gegen die

Varnhagens, daß Karl Spener, der Eigentümer der „Haude und Spenerschen Zeitung", der vornehmeren und hoffähigeren der beiden größeren Berliner Zeitungen von damals[1], im Juni 1826 Ranke zur Mitarbeit an seinem Blatte aufforderte.

Die Antwort, welche der autonome Historiker darauf gibt, läßt nun tief in sein geistiges Verhältnis zur Tagespolitik blicken[2]. Die Beschäftigung erscheint ihm zunächst durchaus anziehend und ehrenvoll; der Hauptgrund, weshalb er sie gegenwärtig mit Bedauern ablehnen müsse, sind die dringenden historischen Arbeiten, die ihn völlig in Anspruch nehmen; aber noch weit bezeichnender ist das publizistische Ideal, durch das er sich dann verrät: „Wenn aber diese Arbeiten vollendet sein werden, wenn es mir möglich sein wird, den neuesten Angelegenheiten die eingehende Aufmerksamkeit, das strenge Studium zu widmen, welche sie so sehr erfordern, was könnte mir dann angenehmer sein, als eine Beschäftigung, wie Sie mir dieselbe anzutragen die Güte haben? Indessen ich begreife, daß eine Zeitung hierauf nicht warten kann." Ein wirklicher Politiker, der an den Kämpfen der Zeit leidenschaftlichen Anteil nimmt, wäre wohl mit beiden Füßen in die Publizistik hineingesprungen; ohne große Vorbereitung wäre sie ihm so natürlich gekommen, wie dem Fisch das Schwimmen. Aber dieser Sohn des achtzehnten Jahrhunderts hat ja seinen Schwerpunkt gar nicht in dieser politischen Welt; wohl ist seine Historie fähig, auch die Gegenwart mit eindringendstem politischem Verständnis zu umfassen, aber sie schwebt über ihr in idealen Höhen und sieht in ihr immer nur die klar erkannte Fortsetzung der Vergangenheit. So steht der Historiker einen Augenblick am Ufer, sieht die Fische spielen und glaubt naiv, es ihnen späterhin gleichtun zu

---

preußische Regierung und seine vorsichtige Art des Lavierens sind (Wiedemann, „Deutsche Revue", August 1896, S. 198 f.).

[1] Über die „Spenersche Zeitung" in diesen Jahren vgl. Ludwig Salomon, Geschichte des deutschen Zeitungswesens, Bd. 3, Oldenburg und Leipzig 1906, S. 264 ff.

[2] S.W. 53/4 S. 158 f.

können, wenn er nur erst Zeit gehabt hat, gehörigen Schwimmunterricht zu nehmen. Die Gegenwart bleibt ihm Historie im Präsens, und Publizistik autonome Geschichtschreibung dieser Gegenwart, höchstens vielleicht mit dem praktischen Nebenzwecke, seine Historie gegen störende Zeiteinwirkungen nach Möglichkeit zu schützen.

Von dem schöngeistigen Berliner Milieu profitierten nun nicht nur der gesellschaftliche Schliff und der literarische Stil Rankes außerordentlich viel, nicht nur konnte er in diesen Salons eine Menge wichtiger und interessanter Bekanntschaften machen, auch historisch-politisch erhielt er aus diesen Kreisen die weitgehendsten und folgenreichsten Anregungen.

Hier fanden, wenn auch meist unter literarischer Maske, politische Zeitbestrebungen der mannigfachsten Art Eingang; hier fühlte er den Pulsschlag Europas in weit deutlicherer Nähe als je zuvor; hier trat seinem gereifteren Geiste auch erst recht eigentlich das große, internationale demokratische Prinzip in seiner ganzen Tragweite vor die Augen.

Bisher hatte ihn davon fast nur das einheimische, noch unausgebildete, von Denken und Dichten überwucherte Anfangsstadium berührt, wie es sich in den Bestrebungen der Turner und Burschenschafter charakterisierte; die südeuropäischen Ereignisse waren ihm unter dem Gesichtswinkel dieser Regungen und durch das Medium der eigenen philosophisch-religiösen Gärung hindurch erschienen. Inzwischen aber hatte er seine autonome Historie endgültig gefunden und sie als Angelpunkt seines Daseins erkannt; sie hatte schon die Wirkung gehabt, jene mit seinem Werden vielfach verflochtenen Regungen erheblich abzuschwächen, sie mußte sich nun auch entscheiden, wie sie sich zu einer Form der Demokratie stellen wollte, welche gegenüber der embryonalen einheimischen als eine weit reifere, politisch ausgebildetere und wirksamere gelten konnte.

Mit universalen Herrschaftsansprüchen drangen diese Ideen der französischen Revolution auf ihn ein, und durch die unbedingte Geltung, welche sie in den Köpfen dieser Literaten und

Schöngeister erlangt hatten, beanspruchten sie, daß auch er mit seiner autonomen Historie sich ihnen zu unterwerfen habe. Es ist beachtenswert, daß er sie keineswegs von vornherein zurückweist, aber als echter Historiker begnügt er sich nicht damit, das Wesen dieser gewaltig auftretenden Macht aus zweiter Hand kennen zu lernen, sondern, angeregt durch diese fortgesetzten Hinweise und vielleicht auch durch einen Rest demokratischer Sympathien, steigt er zu den originalen Quellen der Revolution selbst hinauf: er vertieft sich in den Moniteur, in die biographischen Denkmäler der Epoche und wird so mit den Urhebern der revolutionären Bewegung „gleichsam persönlich bekannt“ [1]. Nach dieser echt Rankeschen Vorbereitung stellt er sich dann die entscheidende Frage, „ob die Revolution ein allgemeines, Geist und Gemüt mit Notwendigkeit bestimmendes und eine unbedingte Teilnahme erforderndes Interesse in sich habe, oder ob es ein Ereignis sei, das, wie andere, seine eigentümlichen Wurzeln in den Tatsachen hatte und aus Verflechtungen hervorging, die auch andere hätten sein können.“ Die Antwort kann freilich für den autonomen Historiker nicht zweifelhaft lauten: „Ich erkannte die unendliche Bedeutung für die Welt und für jeden einzelnen, die darin liegt, lebendig an, versöhnte mich aber doch mit den entgegengesetzten Bestrebungen der von der Bewegung nicht ergriffenen europäischen Welt“.

Wieder hat also der Historiker über sein Milieu gesiegt; den alleinseligmachenden Glauben, den diese Literaten ihm aufdrängen wollen, weist er zurück und hält an dem eigenen Gotte fest. Damit fängt sein Entwicklungspfad an, sich von den politischen Bahnen dieses Literatentums abzugabeln: er folgt konsequent dem Leitsterne seiner Historie.

Diese nähere Berührung mit der französischen Revolution hat aber bald noch eine viel weitergehende Wirkung: sie drängt ihn ganz entschieden nach rechts hinüber und ruft einen völligen Umschwung seiner Sympathien hervor. Schon die Worte: „Ich

[1] S.W. 53/4 S. 65.

versöhnte mich mit den entgegengesetzten Bestrebungen der von der Bewegung nicht ergriffenen europäischen Welt", deuten an, daß seine Oppositionsstimmung gegen die reaktionären Verfolgungen stark im Schwinden ist und gegenteiligen Gefühlen Platz macht.

Denn im Wesen dieser Revolution fanden sich ja zahlreiche Elemente, die seine Eigenart notwendig abstoßen mußten: fanatische Leidenschaft, blutige Gewalttat und Unterdrückung, banausische, brutale Pöbelhaufen, ein antireligiöser, ätzend-skeptischer Geist; vor allem aber trat hier eine eroberungssüchtige und unduldsame Lehre auf, die laut rief: „Wer nicht für mich ist, ist wider mich!", eine geschlossene, völlig unhistorische und rücksichtslose Doktrin, von welcher die zarte Pflanze seiner autonomen Historie alles zu fürchten hatte. Und dieses bedenkliche Wesen war keineswegs mehr auf sein Ursprungsland beschränkt; schon in den Ideen dieser Literaten und liberalen Wissenschaftler, die vom Barrikadenhelden wahrhaftig nichts an sich hatten, trat ihm der feindselige Geist bedrohlich entgegen; täglich gewann er in der deutschen Demokratie an Boden; ganz Europa erfüllte er schon mit seinen Wirkungen und verkündete siegesgewiß seine baldige Weltherrschaft. Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß es mit den liberalen Sympathien des Historikers rasch ein Ende nimmt: die Rankesche autonome Historie ahnt alsbald hier ihren gefährlichsten und unheimlichsten Gegner, sie vollzieht denn auch folgerichtig eine innere Schwenkung.

Die portugiesische Konstitution des Dom Pedro, von diesen Literaten als Musterverfassung bewundert, wird nun als „schlechtes Machwerk voll Unzusammenhang und Widerspruch", ihre Oktroyierung als „Akt der Tyrannei" verurteilt. Ja, im Juli 1827 versteigt er sich sogar in den Varnhagenschen Salons zu der Behauptung, „daß es vor der französischen Revolution mehr Freiheit in der Welt gegeben habe als seitdem", und erregt damit keinen geringen Widerspruch[1].

[1] Wiedemann in „Deutscher Revue", August 1896, S. 208.

Man sieht, wie weit diese Entwicklung bereits gediehen ist. Die Möglichkeit scheint gar nicht mehr fern, daß seine Historie auf der Flucht vor diesem, als besonders gefährlich erkannten Gegner unversehens den entgegengesetzten politischen Parteien in die Arme läuft, so doch wieder ihre Autonomie einbüßt und gleichsam aus der Scylla in die Charybdis gerät.

Aber sie besaß doch genügende innere Kraft, um in allem Wesentlichen auch hier ihre Selbständigkeit zu wahren. Auch Ranke ist ja mit einem nicht unerheblichen Tropfen demokratischen Öles gesalbt, seine Historie ist das echte Kind dieser ersten neudeutschen Massenregung des achtzehnten Jahrhunderts und bedarf zu ihrem Gedeihen vor allem der Freiheit. Selbst ein schwacher Abglanz der einstigen Sympathien für diese ersten, idealen national-demokratischen Regungen des neuen Jahrhunderts blieb ihm lange Zeit erhalten[1]. Vor allem aber verbot ihm das ureigenste Wesen seiner autonomen Erkenntnis, einer großen historischen Gegenwartsmacht die Daseinsberechtigung abzusprechen, mochte er auch durch die Notwendigkeit der Selbsterhaltung in eine noch so ausgesprochene Defensivstellung gegen sie gedrängt werden.

So vollzieht sich denn wohl schon in diesen Jahren[2] die Bildung einer eigentümlichen politischen Ansicht, welche zwischen dem Widerstrebenden zu vermitteln sucht, welche aus der Fülle der demokratischen Gesamterscheinungen dasjenige auswählt, was

---

[1] Im November 1832 z. B. stellt er mit Befriedigung fest, daß Jahn den süddeutschen Liberalismus aus voller Seele verdamme (S.W. 53/4 S. 262). In einem Briefe vom 11. August 1848 an Heinrich Ranke macht er einen deutlichen Unterschied zwischen den „Ideen, mit denen wir uns in unserer Jugend trugen" und der „Wut der roten Republik", dem „blutigen Irrwahn der Nationalsouveränität." (Vierzig ungedruckte Briefe usw. „Deutsche Revue", Januar 1904, S. 88.)

[2] Darauf deutet die Diktatstelle S.W. 53/4 S. 65, in welcher er die Auseinandersetzung mit den politischen Anschauungen des Berliner Literatentums erzählt und sogleich fortfährt: „Genug, ich gelangte unter den eifrigsten Studien zu einer beide Seiten in sich begreifenden Auffassung, die mir eine gewisse innere Ruhe gab, welche von den Tagesbegebenheiten nicht erschüttert werden konnte."

dem Historiker gut und nützlich für seinen Heimatboden deucht, und das übrige als unzulässigen ausländischen Import aus den Grenzpfählen seines Vaterlandes ausweisen möchte. Von außerordentlichem defensivem Werte erweist sich hierbei das transzendental-individualistische Element, welches dem Rankeschen Begriffe der Nation anhaftet. Es kann ja auch hier wieder nicht durch einen unzweifelhaft festgestellten Gesamtverlauf hinreichend modifiziert werden! Das eigentümliche, gottgewollte Leben dieses zähen Gebildes muß nun leiden, wenn ihm fremdartige Dinge eingeflößt werden, die seiner historisch-transzendentalen Eigenart nicht zuträglich sind; es wird durch solche Vergewaltigungen vergiftet und zugrunde gerichtet.

Damit gewinnt er eine defensive Basis, welche ihm gestattet zu sondern, das eine zwar als historisch berechtigt anzunehmen, das andere aber als ein unhistorisches und fremdländisches Erzeugnis zurückzuweisen, das nur in seiner Heimat brauchbar sei. Vor allem wird er nun die Begriffe Nation und politische Demokratie nach Möglichkeit zu trennen und so die heimische nationale Individualität vor dieser gefährlichen romanisch-französischen Ideen-Invasion zu retten suchen. Das wird eine seiner wichtigsten Waffen im Kampfe gegen die Revolution.

Und auch noch bei einer anderen Erscheinung der großen Demokratisierung des Jahrhunderts ist ihm durch diese Tendenz, nationale und demokratische Bewegung auseinander zu halten, die Möglichkeit geblieben, seine Sympathien einer Massenregung zuzuwenden: das ist der Emanzipationskampf der christlichen Rajah gegen ihre türkischen Bedrücker, das Freiheitsringen der Griechen und vor allem dann der Serben.

Schon in Frankfurt a. O. ist er wohl vom Philhellenismus berührt worden; denn dem Schüler der Pfortaer klassischen und christlichen Bildung mußte eigentlich diese Regung noch anziehender erscheinen, als die spanisch-italienischen Vorgänge. In seiner ersten Berliner Periode verkehrte er dann bisweilen mit Franz Lieber, einem allerdings recht enttäuschten Philhellenen[1],

[1] Franz Lieber hatte er im Oktober 1820 zuerst kennen gelernt, als

und daß man in den Literatursalons der Hauptstadt mit dem Herzen auf seiten der Griechen stand, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden [1].

In den Studien über das Osmanische Reich, vor allem „in einigen Anmerkungen über das Fortleben der griechischen Welt unter dem türkischen Joch", die sich in seinem zweiten Werke, den „Fürsten und Völkern von Südeuropa" finden, soll nach eigenem Zeugnisse [2] der historische Niederschlag dieser Anregungen enthalten sein.

Ursprünglich ist dieses Werk aber wohl nur als Fortsetzung des ersten gedacht und erhält dann durch die Entdeckung und Benutzung der venezianischen Relationen auf der Berliner Bibliothek seine eigentümliche Prägung. Das hier gefundene Material reizt ihn, Werden und Vergehen der beiden großen, weltbewegenden Mittelmeermächte jener Zeit, der osmanischen und der spanischen, zwischen denen das Kulturzentrum Italien mitten inne liegt, nach den Bedingungen ihrer „inneren Entwicklung" zu schildern. Für die Abschnitte über die Osmanen mögen dann die Vorgänge im Südosten Europas und die philhellenische Zeitbegeisterung

---

der wegen Demagogie verfolgte, jugendliche Mitkämpfer der Freiheitskriege Ranke in seiner Frankfurter Wohnung aufsuchte. Obwohl R. damals noch vorwiegend demokratisch gestimmt sein mochte, erschrak er doch bezeichnenderweise vor dem „gar tollen Menschen", der aufs äußerste gebracht sei. Sie stritten miteinander, und Lieber sagte, „er ginge traurig", Ranke und er würden sich „nie treffen" (S.W. 53/4 S. 94). Anfang 1826 in Berlin pflogen sie gleichwohl freundlichen Umgang miteinander (S.W. 53/4 S. 151). Lieber hörte Kolleg bei R. und mochte diesen dafür mit den Eindrücken und Erfahrungen seiner verunglückten Philhellenenfahrt unterhalten (vgl. über diese sein „Tagebuch meines Aufenthaltes in Griechenland", Leipzig 1823).

[1] Varnhagen allerdings, der sich etwas zugute tat auf seine „selbständigen" Ansichten, verspürte gegen den Philhellenismus staatsmännische Anwandlungen; er vermißte „rechtliche Grundlagen" für die bewaffnete Intervention von Navarino und fand, obwohl er „natürlich den Griechen wie jedem Unterdrückten alles Heil" wünsche und „die menschenfreundliche Begeisterung" für ihre Sache ehre, daß sich damit doch „eine große Lüge und Scheinheiligkeit" verknüpft habe (V. an R. „Deutsche Revue", September 1895, S. 341 f.).

[2] S.W. 53/4 S. 65.

einen weiteren Anstoß gegeben haben, aber recht eigentlich ist es doch wohl die Wahrnehmung von der Weltbedeutung des damaligen Türkenreiches, welche die Blicke des Historikers nach Stambul lenkt.

Eine irgendwie weltbewegende Rolle kommt nun freilich der geknechteten griechischen Rajah von damals nicht zu, und so mag der Abschnitt über sie, schon äußerlich als „Digression" charakterisiert[1], hauptsächlich dem philhellenischen Zeitinteresse seine Entstehung verdanken. Wer aber erwarten wollte, hier eine Apotheose des unterdrückten Griechentums zu finden, der würde das Wesen unseres autonomen Historikers nur schlecht kennen und auch durch das Gebotene nur wenig befriedigt sein.

Wohl handelt es sich hier um eine Nation, die gegenüber brutaler Unterdrückung ihre Individualität zu wahren strebt, die noch besonders geheiligt erscheint, weil sie die Nachkommen Homers umfaßt und am Christentum gegenüber dem kulturzerstörenden Islam festhält; aber solche Sympathien und Zeiteinflüsse haben doch nicht entfernt die Kraft, ihm die Neugriechen irgendwie philhellenisch zu verklären. Zwar verzeichnet er nicht ohne Genugtuung Momente, in denen sich die „edelgeartete Natur" dieses Volkes noch offenbart; zweifellos hat er Mitgefühl mit den Unterdrückten, von deren „Mark" sich der Osmane nährt; auch weiß er, daß ihr kultureller und geistiger Tiefstand eben von diesem erniedrigten Dasein verschuldet wird; aber gerade diese Barbarei, der abergläubische „Wahn", die „phantastische Weltansicht" dieser Neugriechen, welche den etwas wehmütigen Vergleich mit dem alten Griechenvolke hervorlocken, „das einst eines Lebens genossen, welches die Ehre des Menschengeschlechtes und das Muster der Jahrhunderte ist", heben die wohl nur geringe Gefahr übertriebener Sympathien wieder auf, so daß der Historiker freie Bahn behält[2]. Dieser erkennt dann

[1] S.W. 35/6 S. 15 ff.

[2] Dazu mochten auch Informationen F. Liebers beitragen, welcher zwar in der Theorie entschlossener Philhellene geblieben war, aber tatsächlich eine höchst ungünstige Meinung von den Griechen mit nach Hause gebracht

gern wieder an, daß gerade dieser Irrtum, dieser Wahn, auf welchen die Macht der Priester gegründet wird, für die Nation wohltätige Folgen gehabt habe, weil unter seinem Schutz „die Griechen den Türkenhaß und die eigentümliche Natur bewahrt und ausgebildet haben, die ihnen jetzt zu statten kommen." So wirkt dieser Abschnitt mehr wie eine historische Fußnote zum Texte des Tages, von welcher die philhellenische Zeitbegeisterung nicht gerade eine besondere Förderung erwarten konnte.

Wie die Sympathien für die Griechen, so weiß er die Antipathien gegen ihre barbarischen Bedrücker durchaus im Zaume zu halten. Auch diese osmanischen Despoten sind ihm ja Kinder Gottes und von den Weltverhältnissen abhängig; aber er läßt doch keinen Zweifel, daß er einen solchen Despotismus verabscheut; gern stellt er manchmal ein wenig naiv klingende moralische Betrachtungen an über die sittlichen Verheerungen, die solche unbeschränkte Macht im Gefolge habe: „Eine so absolute Gewalt ist nicht für den Menschen. Die Völker sind nicht so klein und elend, sie ertragen zu können[1]." Wiederum muß aber der kausal denkende Historiker zugestehen, daß sogar dieser zentrale Despotismus der Sultane unter Umständen eine wohltätige Wirkung auf die subalterne Willkür der Wesire aus-

---

hatte. Er veröffentlichte sein „Tagebuch" ausdrücklich, um „eine lautredende Warnungstafel" in den Weg jedes zu stellen, den noch die Lust anwandeln sollte, nach Griechenland zu ziehen (Vorwort S. VI).

[1] S.W. 35/6 S. 27. Bei Besprechung des Janitscharen-Institutes S. 9 findet sich übrigens eine nicht uninteressante Reminiszenz an Fichtes „Reden an die deutsche Nation". Es heißt dort: „Ein deutscher Philosoph hat einmal eine Erziehung vorgeschlagen, die in völliger Absonderung der Kinder von den Eltern, in einem für sich bestehenden Gemeinwesen dergestalt vollzogen werden müsse, daß ein neuer Wille an die Stelle des alten trete. Hier haben wir eine solche Erziehung . . . . . Was der Philosoph zur Bildung von Sittlichkeit, Religion und Gemeinschaft in der Idee vorgeschlagen hat, ist hier, Jahrhunderte vor ihm, zur Entwicklung eines zugleich sklavischen und doch kriegerischen Sinnes in Ausführung gebracht." Eine besondere Begeisterung für Fichtes Idee gibt sich hier nicht kund, auch nicht für Schulpfortaer Einrichtungen, die ja dem alten Pfortenser Fichte vorgeschwebt haben sollen.

üben könne, und hieran knüpft er eine politisch interessante Bemerkung: „Wenn es nämlich für geordnete Verfassungen eine der schwersten Aufgaben ist, sich der Willkür der oberen Staatsbeamten entgegenzustellen, eine Aufgabe, *um welcher willen sie überhaupt versucht werden*, so ist es immer bemerkenswert, daß auch der Despotismus dieselbe auf gewisse Weise löst, doch nicht durch Gesetze, sondern durch Willkür[1]." Das ist für die Rankesche Auffassung von Verfassungsfragen recht bezeichnend: Sinn und Ziel einer geordneten Verfassungsbewegung soll hiernach nur die defensive, gesetzlich begründete Abwehr von Mißbräuchen sein; darin erkennt er ein im Gesamtinteresse unter Umständen notwendiges, korrigierendes Gegengewicht gegen Ausschreitungen der höchsten Gewalten an. Man sieht, wie weit er allenfalls konstitutionelle Einrichtungen und Bestrebungen der Gegenwart als berechtigt gelten lassen konnte: von dem leidenschaftlichen demokratischen Machtanspruch, der sich in der Lehre von der Volkssouveränität kristallisiert, ist das freilich himmelweit entfernt.

Bedeutungsvoll für den künftigen historisch-politischen Spezialisten der orientalischen Frage in ihrem europäischen Zusammenhange sind auch die Schlußworte des Abschnittes über die Osmanen: „Ihr Glück (in späteren Zeiten) ist gewesen, ... daß in dem Westen die europäische Politik ausgebildet worden ist, jene Eifersucht, mit der jeder von unseren Staaten alle anderen bewacht, und alle jeden einzelnen; diese hat ihnen in ihren größten Gefahren immer Verbündete und Rettung gewährt[2]."

Nicht unwesentlich wärmer wird der Ton, als er von dem Ausflug in die barbarische Welt des Islams zu seinen romanisch-germanischen Nationen, von dem orientalischen Fürsten, dem „Alleinherren unter Knechten", zu dem germanischen, dem „Schutz

---

[1] S.W. 35/6 S. 34. Der Relativsatz ist als besonders charakteristisch gegen Rankes Text gesperrt worden.

[2] Erste Auflage von 1827 S. 96. Ähnlich S.W. 35/6 S. 82.

der gemeinen Freiheit", dem „Erhalter der persönlichen Rechte", dem „Schirm des Vaterlandes" heimkehrt[1].

Zwar fühlt er nach eigenem Geständnisse beim Studium der spanischen Staatsverwaltung „über den entsetzlichen Verein von einer vielleicht durchaus nicht erheuchelten Gottesfurcht mit Habsucht, hinterlistiger Politik und ruinierenden Maßregeln" Erstaunen und Empörung[2]; der schwache, abergläubische Philipp III., der sich nach dem Tode seiner Gemahlin durch eine himmlische Stimme trösten läßt, „die ihm in ganz vernehmlichem Kastilianisch anredet[3]", die Einfalt der Spanier, welche Rettung aus ihren materiellen Nöten dadurch erhoffen, daß sie einer neuen Heiligen das Patronat über ihre Reiche übertragen[4], wecken einen gewissen mitleidigen Spott; er wundert sich über die „sonderbare Illusion", daß Philipp II. die Fortschritte seiner Macht und die Fortschritte der katholischen Religion identifiziere[5], und die ruinöse spanische Verwaltung Neapels entlockt ihm den Ausruf: „So zerstört der Despotismus durch seine Mittel seine Absichten. Ein schlechter Trost für die Menschheit! Die Wirkung des Despotismus, die Zerstörung der Tugend und der Wohlfahrt, diese bleibt[6]".

Aber die Gründung der spanisch-österreichischen Macht ist ihm doch schon deshalb ein Glück für die Christenheit und verdient „den Dank aller unserer Nationen", weil sie den Türken in seine Schranken zurückzuweisen fähig war[7]. Mit großer Teilnahme studiert er daher die inneren Bedingungen ihrer Entwicklung.

Man könnte vermuten, daß die intensivere Berührung mit Verfassungsfragen in dieser ersten Berliner Zeit auf die breitere Erörterung solcher Themen in diesem Werke einigen Einfluß

[1] S.W. 35/6 S. 87.
[2] S.W. 53/4 S. 155.
[3] S.W. 35/6 S. 112.
[4] S.W. 35/6 S. 313.
[5] S.W. 35/6 S. 104.
[6] S.W. 35/6 S. 326.
[7] S.W. 35/6 S. 51.

gehabt habe[1]; aber auch hier bildet wohl ursprünglich die besondere Eigenart des in den Relationen vorliegenden Materials den Hauptantrieb. Immerhin mögen die Diskussionen in den Berliner Literatursalons mit anregend gewirkt haben. Dann ist aber jedenfalls bezeichnend, wie Ranke den Anschluß an die Gegenwart herstellt; das Kapitel: „Von den Ständen und der Verwaltung" beginnt mit den Worten: „Für die gesamte Geschichte von Europa, für das Verständnis des Augenblicks, sowie der zuletzt vergangenen Jahrhunderte ist keine Frage wichtiger, als wie sich der alte romanisch-germanische Staat in den neuen umgewandelt hat, der bis in die Zeiten der Revolution in Europa herrschte."[2] Gemeint ist das Entstehen des zentralistischen, absoluten Großstaates, welcher die kleinen, partikularen Gewalten des Mittelalters beseitigt, um so innere Kraft zu großartigen auswärtigen Unternehmungen zu schöpfen.

Als Vertreter dieser Tendenz erhalten nun die viel verlästerten spanischen Herrscher auf einmal ein ganz neues Interesse, ja, er kann seine Sympathie für ihre unitarischen Bestrebungen, wenigstens innerhalb des Nationalstaates Spanien, kaum verbergen[3]. Sogar die Inquisition erscheint als Mittel zu diesem Zwecke in wesentlich milderem Lichte[4], und das Verhalten Philipps II., dieser bête noire jedes überzeugten Liberalen, in den spanischen Dependenzen, in Italien und den Niederlanden, erfährt nun eine ganz neue und nicht unwesentlich freundlichere Beurteilung[5].

---

[1] Den Abschnitt über den Wirkungskreis der späteren Cortes (S.W. 35/6 S. 186 ff.), der einige politisch interessante Bemerkungen enthält, bezeichnete er in der ersten Auflage (S. 229) als „Digression". Möglich, daß ihn zu diesem als Abschweifung empfundenen Exkurs ein gewisses konstitutionelles Interesse mit veranlaßte.

[2] 1. Auflage S. 214. Mit geringen Abweichungen: S.W. 35/6 S. 176.

[3] Der bezeichnende Ausdruck „Unfug", mit welchem er den aragonesischen Partikularismus brandmarkt, gehört allerdings erst der Neubearbeitung der S.W. an (S.W. 35/6 S. 209).

[4] Diese Auffassung der Inquisition findet sich übrigens schon in den betr. Abschnitten der „Geschichten der romanischen und germanischen Völker."

[5] Noch eine andere Quelle der Sympathie mit der Figur Philipps II.

Das sind Anschauungen und Erkenntnisse, die ihn himmelweit aus dem bloß humanitär-individualistischen Horizont der Berliner Schöngeister wegführen. Mit Staunen sieht man, wie weit seine autonome, ihrer Herkunft nach so völlig unpolitische Historie bereits auf dem Wege politischen Verständnisses fortgeschritten ist.

Allerdings gehen diese Sympathien nun doch nicht so weit, daß er z. B. das Scheitern der spanischen Bestrebungen in den Niederlanden mißbilligte, es ist ihm vielmehr durchaus recht, daß hier „Tyrannei einmal Freiheit zur Folge hatte[1]", wenn er auch schlimme Wirkungen dieser Empörung wahrnimmt, da sie eine „Entzweiung zwischen so nah verbundenen Landschaften" herbeigeführt habe, „die noch in diesem Augenblick in Religion, Sitte, Sprache sichtbar ist[2]". Selbst den überwundenen, ständischen Gewalten in Spanien versagt er nicht seine Sympathie, ja, er gesteht ganz allgemein „repräsentativen Instituten, so bald sie in einer Nation Wurzel gefaßt haben", „auch in einem minder selbständigen Zustand" eine wohltätige Wirkung zu. Die Art, wie die kastilischen Cortes das ihnen allein gebliebene Petitionsrecht ausüben, findet seinen vollen Beifall: Man werde schwerlich Ständeversammlungen aus jenem Jahrhundert finden, „in denen sich mehr guter Wille, mehr Fürsorge nach allen Seiten hin wahrnehmen ließe"[3].

Wieder ein Fingerzeig für das, was Ranke an einer modernen Verfassung vielleicht sympathisch erscheinen konnte. In manchen Dingen berührten sich diese Anschauungen mit den ständischen Ideen und Plänen des preußischen Kronprinzen und seiner Um-

wird deutlich in der Stelle 1. Aufl. S. 121 (etwas verändert S.W. 35/6 S. 103). Dort heißt es: „Ein Historiker möchte wohl den Wunsch haben, von der umfassenden und durchdringenden Kenntnis, die dieser König von seiner Zeit hatte, einen Teil zu besitzen." König Philipp, der „in vollkommener Einsamkeit und doch mit der ganzen Welt gleichsam persönlich bekannt", sein Lebenswerk vollbringt, erinnert den Historiker vielfach an sein eigenes Wesen!

[1] S.W. 35/6 S. 263.

[2] S.W. 35/6 S. 332.

[3] S.W. 35/6 S. 187.

gebung, welche ja den „Offiziantenbespotismus", wie die Volkssouveränität gründlich verabscheuten und durch ständische, „wahre" Freiheit regieren wollten, ohne doch im wesentlichen die absolute Königsmacht zu opfern. Vielleicht war das ein Grund mehr, daß diese Kreise das neue Buch mit den höchsten Lobsprüchen bedachten und seinen Verfasser als „großen Kopf" anerkannten[1].

Wie bei dem ersten Auftreten des Historikers, so bewährte auch jetzt wieder der preußische Staat sein Mäzenatentum und sicherte sich einen wichtigen Anspruch auf seine Dankbarkeit und Liebe. Es wurde von der größten Bedeutung für Rankes Historie, daß sich ihr, als sie Gefahr lief, links heimatlos zu werden, dafür rechts schützende Asyle auftaten; vielleicht wäre sie sonst zwischen den widerstreitenden Gewalten zermalmt worden. Das Ministerium bewilligte ihm eine Geldunterstützung und Urlaub, so daß er seine Entdeckerfahrt nach venezianischen Relationen in Wien und Italien antreten konnte; man gab ihm amtliche Empfehlungen an Metternich mit, zu denen sein reaktionärer Gönner Kamptz noch persönliche hinzufügte, und der preußische Gesandte in Wien selbst stellte den damals unerhörten Antrag, einem Fremden die Archive zu öffnen[2].

Und weit über die Grenzen des preußischen Staates hinaus warb dieses zweite Buch der Rankeschen Historie Freunde und Gönner, wozu immerhin sein etwas aktueller Charakter ein wenig beitragen mochte. In Verhandlungen über eine Berufung nach München, die damals schwebten, kündigte sich, obwohl sie schließlich scheiterten, doch schon vielversprechend das Mäzenatentum

---

[1] In einem Briefe Bettinas an R. vom Mai 1828 heißt es: „Ich bin ... keineswegs geeignet, großen Vorteil von Ihrer Bekanntschaft zu ziehen, ausgenommen, daß ich etwas zu Ehren komme, von einem so großen Kopf geachtet zu sein; denn Ançilion sagt's, und der Kronprinz sagt, daß Sie einer sind ..." („Deutsche Revue", April 1895, S. 69). Damit gab übrigens Bettina ihrem bisherigen Favoriten gleichsam den Abschied, um ihre Gunst dafür dem neu auftauchenden Gestirne Pückler-Muskaus zuzuwenden.

[2] S.W. 53/4 SS. 167, 169, 181. „Deutsche Revue", August 1895, SS. 179, 187.

einer zweiten deutschen Territorialmacht an, das seiner Historie späterhin noch reiche Früchte tragen sollte; der griechenfreundliche König Ludwig von Bayern war nun „auch einer, der viel auf ihn hielt[1]". Sogar außerhalb Deutschlands fand das Buch „den Beifall der gelesensten, französischen Autoren"[2]. Die Rankesche Historie war also in raschem, glänzendem Aufstieg begriffen; selbst mit ihren liberalen Gönnern hatte sie noch keineswegs gebrochen: gerade jetzt z. B. wurde der liberale Alexander von Humboldt, der im Mai 1827 endgültig von Paris nach Berlin übergesiedelt und in Varnhagens Haus genauer mit Ranke bekannt geworden war, ein großer Bewunderer der „Fürsten und Völker"; er empfahl sie persönlich dem Kronprinzen und zeigte sich als wohlwollender und mächtiger Fürsprecher, wenn es galt, Geldunterstützungen vom Ministerium zu erlangen[3]. Vielleicht noch wichtiger war der Dienst, den Rahel Varnhagen dem reisenden Entdecker leistete: Als der Antrag des preußischen Gesandten, Ranke das venezianische Archiv in Wien zu öffnen, abgewiesen wurde, als seine Hoffnung, „ein Kolumbus der venezianischen Geschichte" zu werden, schon fast auf den Nullpunkt gesunken war, verschaffte ihm die Freundschaft Friedrichs von Gentz, welche er wohl hauptsächlich einem Empfehlungsschreiben Rahels dankte[4], eine Audienz beim Fürsten Metternich und die Zusage, daß seine Wünsche erfüllt werden sollten. Damit gewann er nun auch im österreichischen Kaiserstaate einen dritten

---

[1] S.W. 53/4 S. 172.

[2] S.W. 53/4 S. 63.

[3] Über R.s Verhältnis zu Humboldt vgl. „Deutsche Revue", August 1895, S. 183, September SS. 340, 343, 346, 349; ferner die Publikation von Th. Wiedemann in der Beilage zur „Münchener Allgemeinen Zeitung" 1895 Nr. 293: „Mitteilungen zu Rankes Lebensgeschichte", Abschnitt 2, „Alexander v. Humboldt und Leopold v. Ranke".

[4] Vgl. Aus dem Nachlasse Varnhagens v. Ense, Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel, Bd. 6 S. 131. Auch Varnhagen war damals im Interesse R.'s tätig: er verwandte sich für ihn in der Münchener Angelegenheit, als er im Spätsommer 1827 in München weilte (a. a. O. SS. 135, 154). Während R.s Abwesenheit in Wien und Italien besorgte er dann für seinen Schützling allerlei heimische Aufträge.

Territorialmäzen, der ihm in Wien und Italien überall die Wege ebnete.

Das mußte ihm freilich wieder die begonnene Schwenkung nach rechts gewaltig erleichtern. Welcher von diesen rechtsstehenden deutschen Mächten die Rankesche Historie sich endgültig anschließen werde, kann in diesen Jahren fast noch zweifelhaft erscheinen: sie haben ja alle einen Anspruch auf Dankbarkeit, den größten doch wohl der preußische Staat. Aber es ist beachtenswert, daß in Rankes Äußerungen über die Berufung nach München und bald darauf über eine nach Dorpat ein spezifisch preußisches Heimats- und Staatsgefühl noch nicht hervortritt. Wohl widerstrebt es seiner Loyalität, dem inzwischen ganz nach Bayern übergesiedelten Bruder Heinrich zuliebe „mit preußischem Gelde" während der noch schwebenden Berufungsverhandlungen über München nach Wien zu gehen, und er wählt lieber den Weg über Dresden[1], wohl hofft er insgeheim, in Berlin bleiben zu können, aber dieses „ganze Berlin" besteht für ihn in „fünf bis sechs Menschen"; er glaubt nicht, daß es sich in Rußland schwerer lebe, als „irgendwo anders", und an Dorpat ist ihm zunächst nur die kleine Bibliothek anstößig[2]. Seine Historie hat zwar innerlich bereits die Macht verlassen, bei welcher sie bisher vorwiegend hospitierte; sie kehrt eine immer schärfere Front nach links hervor, aber nach rechts hin ist sie sich noch nicht völlig schlüssig geworden; sie folgt hier noch dem Grundsatz: ubi bene, ibi patria.

In mancher Hinsicht ganz verlockend hätte ihr nun die deutsche Macht erscheinen können, zu der sie jetzt in nähere Beziehungen trat. Es war das Wien und Österreich Metternichs, in welches Ranke Ende September 1827 seinen Einzug hielt: der langjährige politische Mittelpunkt Europas, wo die Fäden der großen Weltverflechtung in der Hand des bedeutendsten Staatsmannes auf dem Kontinent zusammenliefen. Wenn auch insgeheim schon sehr erschüttert, bestand doch noch äußerlich das

[1] S.W. 53/4 S. 167.
[2] S.W. 53/4 S. 186 f.

System der heiligen Allianz, jener Koalition, welche dem besiegten napoleonischen Frankreich in der Herrschaft über den Kontinent nachgefolgt war, und einem politischen Künstler ersten Ranges war es lange Zeit hindurch gelungen, die Machtstellung dieser Koalition für die partikularen Zwecke seines Staates auszunutzen, obwohl diesem weder seiner militärischen Leistung noch seinem natürlichen Schwergewicht nach ein solcher Vorrang zukam. Für den Entdecker der politischen Kunst in der Historie mochte das immerhin ein lehrreicher und interessanter Anblick sein.

Von unten gesehen konnte ihn freilich die Phäakenstadt an der Donau doch nicht restlos befriedigen. Zwar ergötzte sich sein Auge an den Schönheiten der Umgebung, an dem Prunk des katholischen Gottesdienstes und an dem bunten Treiben der Kaffeehäuser mit ihren orientalisch-exotischen Gestalten[1]; aber dem Habitué der Berliner Salons fiel doch die relative Fadheit und Geistlosigkeit des gesellschaftlichen Lebens auf, das „legitimistische System" beherrschte ihm hier etwas zu sehr die Geister[2].

Dafür konnte aber der Historiker in schier unerschöpflichen venezianischen Archivschätzen schwelgen, und die österreichische Kaiserstadt wurde ihm noch dadurch besonders verklärt, daß er hier in den Kreis der wenigen Privilegierten aufgenommen wurde, welche die politischen Dinge von oben betrachten können, daß er hier eigentlich zum ersten Male hinter die Kulissen des großen europäischen Theaters schauen durfte. In Friedrich von Gentz lernte er einen richtigen, lebendigen Akteur dieser Bühne kennen, einen leibhaftigen politischen Künstler, ausgestattet zugleich mit umfassender historischer Bildung, der auch bald in dem autonomen Historiker einen politisch durchaus ungefährlichen und zugleich für politische Betrachtung höchst empfänglichen Geist erkannte, der daher gar nicht spröde tat, sondern ihn bereitwilligst in die Geheimnisse der hohen Politik einweihte. Von ihm erfuhr Ranke, daß das anscheinend so feste Gebäude der heiligen Allianz infolge der Erschütterung im Südosten schon recht bedenkliche Risse zeige,

[1] S.W. 53/4 SS. 175 f., 178, 184 f.
[2] S.W. 53/4 SS. 48, 183.

daß England in vollem Abfall begriffen sei, daß man von Rußland Erlasse bekomme, „wie sie schlimmer von Napoleon nicht ausgegangen wären“ [1]. Die Notizen des Urquhartschen Portfolio, welche einige Jahre später solches Aufsehen erregten, waren dann ihm, dem Eingeweihten, durchaus nichts Neues mehr, wie er mit Genugtuung hervorhebt [2]. Dazu kam das verständnisvolle Mäzenatentum des glänzenden Mannes, der wohl wußte, daß der österreichische Staat von der Rankeschen autonomen Historie nichts zu fürchten hatte, dessen Fürsprache dann alle Hindernisse in Wien und Venedig hinwegräumte: man versteht wohl das dankbar-pietätvolle Andenken, das er Gentz und Metternich bewahrte. Geradezu den Schlüssel für die Sympathien des „Reaktionärs“ Ranke enthalten die Worte, mit welchen er seinen Bericht an Varnhagen über die erfolgreiche Audienz bei Metternich beschließt: „Wissen Sie, mit welcher Betrachtung ich wegging? Daß doch am Ende in den höchsten Stellen und Ständen diejenigen Menschen, die kennen zu lernen am meisten der Mühe verlohne. Freilich bin ich für diesmal etwas bestochen“ [3].

Dieser rasche Aufstieg seiner Historie, das Lob und die Anerkennung, welche sie oben und auch noch unten findet, die täglichen Entdeckungen in den Archiven, das neuartige und an-

---

[1] S.W. 53/4 S. 66.

[2] S.W. 53/4 S. 48.

[3] „Deutsche Revue“, August 1895, S. 187 f. Über R.s Verkehr mit Gentz und sein Verhältnis zu ihm vgl. außer mehreren Diktat- und Briefstellen des Bandes 53/4 der S.W. die Tagebucheintragung S.W. 53/4 S. 638 f.; Stellen in den Publikationen Wiedemanns („Deutsche Revue“, April 1895, August, September 1895; „Biogr. Blätter“, Bd. I, Berlin 1895, S. 435 ff.); P. Wittichen, Briefe Rankes an Gentz, „Histor. Ztschr.“, Neue Folge, Bd. 57 S. 76 ff.; F. K. Wittichen, Briefe von Gentz an Ranke, „Hist. Ztschr.“, Dritte Folge, Bd. 2 S. 329 ff. Gentzens Tagebücher enthalten nur kurze Notizen über Anwesenheit R.s bei Gesellschaften. Das erste Gespräch zwischen R. und Gentz soll übrigens nach einer von O. Lorenz aufgezeichneten Mitteilung (L. v. Ranke S. 84 Anm.) über Edmund Burke gehandelt haben, dessen Werk gegen die französische Revolution Gentz seinerzeit übersetzt hatte. Damit war ein Anknüpfungspunkt gegeben, welcher die gemeinsame antirevolutionäre Anschauung beider Männer sogleich klar stellte und sie einander näher führen mochte.

regende bunte Treiben um ihn her: alles erzeugt eine Stimmung, die etwas Berauschendes, fast Übermütiges an sich hat; diese Jahre in Wien und Italien sind fürwahr die Flitterwochen, die schönen Tage seiner Historie! Eine Zukunft scheint ihr erreichbar, in welcher sie die Welt erobern wird, in welcher die Menschen ihren Irrtümern entsagen und sich von ihr leiten und belehren lassen werden. Diese lockende Hoffnung auf eine historia triumphans ermutigt ihn dann auch wieder zu einer kräftigeren Betätigung der historia militans, er geht in dieser Zeit mit seinen Gegnern noch recht unbefangen zu Gericht. Das prägt sich zunächst in allerlei absprechenden Bemerkungen über abweichende geistige Richtungen aus.

Die „Fränkischen Kaiser" seines alten Freundes Stenzel z. B. entlocken ihm das geringschätzige Urteil: er glaube nicht, daß es notwendig sei, fort und fort solche Bücher zu schreiben[1]; aber gerade der politisch-nationalen Stimmung, die ihn wohl am weitesten von Stenzel trennte, gehörte in der Historie ein guter Teil der Zukunft. Energisch rebelliert er gegen Hegels „sophistische, in sich selbst nichtige und nur durch den Bannspruch seltsamer Formeln wirksame" Philosophie und feuert seinen Freund, den Berliner Philosophen Heinrich Ritter, zum Widerstand dagegen an[2]. Über Hegel hat er später, ähnlich wie über Stenzel, wesentlich milder urteilen lernen. Seine scharfen Worte

[1] S.W. 53/4 S. 201. Vgl. auch die Stelle S. 193. Über R.s Verhältnis zu Stenzel vgl. neben Stellen in Bd. 53/4 der S.W.: E. Gothein, Gustav Adolf Stenzel und Leopold v. Ranke, Beilage zur „Münchener Allgemeinen Zeitung" 1892, Nr. 69, 70; ferner Stellen aus dem Buche: K. G. W. Stenzel, G. A. H. Stenzels Leben, Gotha 1897 (SS. 50, 141 ff., 367, 370 f., 449); endlich Stenzels Briefe an R. „Histor. Ztschr.", III. Folge, Bd. 9 S. 117 ff.

[2] S.W. 53/4 S. 174. Einer ähnlichen, oppositionslustigen Stimmung entspringen wohl auch kritische Urteile über A. v. Humboldt (Beilage zur „Münchener Allg. Ztg." 1895, Nr. 293 S. 4 f.) und nach der Rückkehr aus Italien über Goethe (Aus dem Nachlaß Varnhagens v. Ense, Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina v. Arnim nebst Briefen, Anmerkungen von Varnhagen v. Ense, Leipzig 1865, S. 305). Rankes absprechendes Urteil über Goethes italienische Reise ärgerte den fanatischen Goetheverehrer Varnhagen so, daß es darüber fast zu offenem Bruche mit seinem bisherigen Schützling kam.

gegen die philosophische Intoleranz Friedrich Schlegels nimmt er freilich schon in Wien betroffen zurück und schiebt die Schuld davon auf die „Weltparteiung", welche so stark sei, „daß sie einem alle Augenblicke einen Streich versetzt" [1].

Eben diese Weltparteiung bereitet ihm anderseits wieder die größte Sorge, denn die europäische Konstellation begünstigt die seiner autonomen Historie feindlichen Mächte; der drohende Zerfall der heiligen Allianz gefährdet das sicherste Bollwerk gegen den Geist der Revolution. Ein pessimistischer Aufsatz, zu dem er sich in Wien inmitten seiner Studien „ermannt", prophezeit eine neue Revolution, „die auf denselben politischen Verflechtungen fußen müsse, wie die erste, obgleich sie die Tiefe der Impulse von damals nicht wiederholen könnte" [2]. Sogar seine starken Sympathien für die Christenemanzipation im Orient werden durch diese, von Gentz wohl mit Absicht sehr genährten Besorgnisse zeitweilig zurückgedrängt; das zeigt das „leider", mit welchem er seinen Bericht an Varnhagen über die türkenfeindliche Stimmung der Wiener färbt [3].

Erkannte er so in der beginnenden Abwandlung der politischen Konstellation eine für seine Historie ungünstige Wendung, gegen welche es sich zu rüsten galt, so konnte wiederum nicht ausbleiben, daß das rasche Vordringen seiner autonomen Historie überall auch steigende persönliche Widerstände weckte, daß in dem Maße, wie Rankes Name bekannter wurde, auch die Gegner auf dem Plane erschienen.

Im Frühjahr 1828 benutzten geheime Feinde seine „wahrhaft geringen" Verbindungen mit Gentz und Metternich, um in Berlin und anderwärts das Gerücht zu verbreiten, Ranke wolle

[1] „Deutsche Revue", August 1895, S. 190, September S. 344.

[2] S.W. 53/4 S. 66. P. Wittichen hat den Aufsatz vergeblich in den Gentz nahestehenden Zeitschriften gesucht („Hist. Ztschr.", Neue Folge, Bd. 57 S. 77 Anm.). Auch in Pölitz' Jahrbüchern ist er nicht zu finden. Aus dem Zusammenhange scheint übrigens hervorzugehen, daß er mehr eine Selbstaufzeichnung Rankes war, etwa in der Art der späteren Tagebuchblätter.

[3] „Deutsche Revue", September 1895, S. 345.

katholisch werden und in den österreichischen Staatsdienst übertreten. Das war um so perfider, als er gerade damals wegen seiner italienischen Pläne auf das Wohlwollen seiner preußischen Gönner doppelt angewiesen war. Mit begreiflicher Erregung sucht er daher seine Berliner Freunde, Heinrich Ritter und die Varnhagens, von der Haltlosigkeit dieser Verleumdung zu überzeugen, die er auf Intriguen der Wiener Oppositionspartei zurückführt[1].

Dabei kommt es zu Äußerungen, welche für sein irenisches Wesen recht bezeichnend sind: es fehlt ihm, dem Manne des 18. Jahrhunderts, jede Spur konfessioneller Leidenschaft; sie ist ihm ebenso fremd wie eigentliches politisches Hassen und Lieben. Und wie dieser fremdartige politische Faktor ihm oft in seinen Berechnungen verhängnisvoll wird, so spielt ihm auch seine konfessionelle Leidenschaftslosigkeit bei der Bewertung konfessioneller Fragen manchen Streich. Religiöse Kontroversen sind ihm unsympathisch und zwecklos: „Wie sollte ich an meinem Teil dazu helfen, dem Gegensatz zwischen Protestantisch und Katholisch, den ich schlechterdings für die heutigen Tage, das ist für die Entwicklung unseres Anteils an dem allgemeinen Leben der Welt von keiner Bedeutung finde, sondern eine vergangene Sache — wie sollte ich daran denken, dem, so viel an mir, ein imaginäres Gewicht beilegen zu wollen? Dies würde gegen Vernunft und Gewissen sein"[2]. Er selbst mußte aber später eingestehen, daß er sich sehr verrechnet habe: die Massenenergie des demokratischen 19. Jahrhunderts strömte eben auch in die scheinbar abgelebte Organisation der römischen Hierarchie ein, und das energische Auftreten großer bewußt-katholischer Massenkräfte erzeugte dann eine neue Ära voll konfessionellen Haders und Kampfes.

Fast mehr noch als diese perfide Verleumdung geheimer Gegner kränkte ihn ein zweiter Angriff, der gleichzeitig erfolgte,

---

[1] „Deutsche Revue", September 1895, S. 353.

[2] „Deutsche Revue", September 1895, S. 352. Über das angebliche Vorhaben R.s zum Katholizismus überzutreten vgl. S.W. 53/4 SS. 196 f., 199 f. „Deutsche Revue", April 1895, S. 68.

weil sich dieser auf seinen „kitzlichsten Punkt", die Ehre seiner Forschung, seine wissenschaftliche Reputation selber richtete. In den Ergänzungsblättern der „Jenaer Allgemeinen Literatur-Zeitung", Jahrgang 1828, Nr. 17 und 18, wurden die „romanisch-germanischen Völker" nach Forschung, Darstellung und Gesinnung als eine „jugendliche Verirrung" mit allen Mitteln einer bösartigen, pseudo-wissenschaftlichen Afterkritik angefallen. Der Veranstalter dieses Überfalles war der Professor Heinrich Leo, bis 1827 Kollege Rankes in Berlin, später Professor in Halle. Schon im April 1826 hatte zwischen beiden Gegnern ein leichtes Vorpostengefecht stattgefunden, wozu die Vorrede zu den Briefen des Niccolò dei Macchiavelli, übersetzt und herausgegeben von Heinrich Leo, den Anlaß gegeben hatte. Diese Vorrede richtete sich nämlich implicite, wenn auch nicht explicite, gegen Ranke[1] und verriet bereits den Kern der Leoschen Feindschaft, welcher dann in der Rezension über die romanisch-germanischen Völker unverhüllt zutage trat. Beide Historiker waren nämlich ihrer Charakteranlage nach geradezu Gegenpole. An der geistigen Wiege Leos, des verbissenen Sohnes eines Thüringer Bauernpastors, hatten die Grazien nicht eben gestanden, und berserkerhafte, fast perverse Wutanfälle scheinen ihm von Zeit zu Zeit geradezu Bedürfnis gewesen zu sein[2]. Seiner leidenschaftlichen und querköpfigen Hagennatur war die milde Rankesche Art mit ihrer naiven Großartigkeit im Innersten zuwider; so setzte er seine harte, trotzige Auffassung Macchiavellis der versöhnlichen Rankes entgegen, so suchte er der „weinerlichen Menschenliebe" und den „weibisch-abergläubischen Beobachtungen" in den „romanisch-germanischen Völkern" auf jede Weise etwas am Zeuge zu flicken: er verdächtigte die Forschung, verhöhnte den Stil und stellte

[1] An einer Stelle des Vorwortes (S. XX Anm.) wird übrigens R.s Name ausdrücklich genannt.

[2] Vgl. seine bekannte Selbstbiographie „Aus meiner Jugendzeit", Gotha 1880, in welcher dem Leser mit einer Art trotziger Wahrheitswut auch die unerquicklichsten und für Leo selbst unrühmlichsten Details versetzt werden.

förmliche religiös-philosophische Verhöre mit dem Autor an. Ranke, der auf jene erste Anzapfung Leos noch freundlich und ruhig geantwortet hatte[1], geriet über diese „teuflische Rezension" des „verruchten Schwätzers" in große Aufregung und erließ eine geharnischte Erwiderung in der „Hallischen Literatur-Zeitung[2]". Einen Augenblick dachte er sogar daran, seinen Gegner zu fordern, weil der Zank „persönlich und ehrenrührig" sei[3]. Bei seinem hinterlistigen Angriff auf die heilige Historie hatte der böse Feind ja auch gleichsam den Heiligen des Herrn betrübt!

Und nicht nur von seinen Feinden, selbst von seinen Freunden mußte er seine Historie vielfach verkannt und mißdeutet sehen, war doch Varnhagen der Meinung, Leos Kritik habe Rankes Forschung „sehr ernstlich angegriffen"[4]. In den neubegründeten „Jahrbüchern der Geschichte und Staatskunst" von Pölitz wurde zwar den „Fürsten und Völkern" hohes Lob gespendet, zugleich aber fand der Rezensent, das Buch sei „nicht bloß auf den Geschichtsforscher berechnet", und benutzte einige Stellen zu politischen Ausfällen gegen Aristokratismus und Despotismus[5]. Ranke wurde dessen „mit Erschrecken" gewahr, denn der Sinn des Buches sei „eher das Gegenteil und lauter Loyalität"[6]; bekümmert mußte er verspüren, daß auch ihn „der Sturm des Lebens" anzublasen fange[7]. „Wie ist mir doch so sonderbar zu Mut, da ich nun an mir selbst finde, daß das Leben Kampf und Streit verlangt"[8].

---

[1] S.W. 53/4 S. 155 ff.

[2] Abgedruckt S.W. 53/4 S. 659 ff.

[3] S.W. 53/4 S. 207. Über den Streit mit Leo vgl. noch: S.W. 53/4 SS. 196, 200 f., 205; ferner „Deutsche Revue", September 1895, SS. 349 f., 352 ff.; endlich P. Krägelin, Heinrich Leo I., Leipzig 1908, S. 74 ff.

[4] S.W. 53/4 S. 200. Man sieht eben, wie wenig dieser elegante und glatte Literat und Notizensammler trotz seines Mäzenatentumes das Eigenartige und Neue in Ranke begreifen konnte.

[5] Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst von K. H. L. Pölitz, 1828, Bd. 1 S. 217 ff.

[6] S.W. 53/4 S. 193.

[7] S.W. 53/4 S. 197.

[8] „Deutsche Revue", Sept. 1895, S. 353.

Er sieht ein, daß etwas geschehen müsse, um seiner Historie den erhofften, ruhigen Fortschritt zu sichern. Als ihm eine Einladung zur Mitarbeit an den erwähnten Jahrbüchern von Pölitz kommt, weist er sie nicht mehr ganz zurück, wie einst den Antrag der „Spenerschen Zeitung". Er ist überzeugt, „daß nur Mäßigung und Zusammentreten wohlgesinnter Männer uns Deutsche vor dem Despotismus der einseitigen Theorie beschützen kann. Viele wollen, statt ihre politische Meinung auf Historie, das ist Erforschung der Tatsachen, zu gründen, vielmehr die Geschichte durch die Meinung beherrschen; ein Unternehmen, welches alle Freiheit der Wissenschaft vernichten würde, wenn es gelänge" [1]. Daher haben die politisch gemäßigten Jahrbücher, wenn sie sich als Verbündete in diesem Kampfe für die Historie anbieten, seine volle Sympathie, und wenn ihm auch seine Reisetätigkeit gegenwärtig eine regelmäßige Mitarbeit verbietet, so versagt er sich doch nicht mehr ganz: er möchte „das Recht haben, ohne der Pflicht unterworfen zu sein".

Wie man sieht, hat der Gedanke an ein publizistisches Auftreten zugunsten seiner hoffnungsfreudigen, aber schon bedrohten Historie nach diesen Erfahrungen nicht unwesentliche Fortschritte gemacht.

Während ihn so die Wogen der Zeit immer heftiger umbranden, darf er doch, im großen und ganzen noch ungestört, unter dem Schutze seiner Mäzene dem inneren Drange folgen und nicht nur aus den vergilbten Papieren der Bibliotheken und Archive, sondern auch aus dem bunten, lebendigen Treiben des Wiener Milieus für seine Zwecke Honig saugen. Ja, er wagt es sogar, sein Konto bei Gentz und Metternich nicht unerheblich zu belasten, indem er den recht aktuellen Stoff der serbischen Revolution in einer Weise behandelt, welche an seiner Sympathie für die Befreiung der christlichen Rajah keinen Zweifel läßt. Damit riskiert er einen gewissen Gegensatz zur Politik seiner hohen Wiener Gönner, welche, wie man weiß, die

[1] S.W. 53/4 S. 197 f. Übrigens mag sich in diesen Worten auch eine kleine Spitze gegen die Rezension seiner „Fürsten und Völker" verbergen.

Christenemanzipation im Türkenreiche aus österreichisch-politischen Gründen perhorreszierten.

Hervorgegangen ist diese „serbische Revolution" aus dem intimen Verkehr mit Wuk Stefanowitsch Karadschitsch, welcher selbst handelnd an der serbischen Bewegung teilgenommen hatte und seit 1813 in Wien lebte. Hier suchte er, vor allem durch die Herausgabe serbischer Volkslieder, weitere Kreise für seine Nation zu interessieren. Von ihm erhielt Ranke das Material zu seinem „serbischen Memoire": Aufzeichnungen nach Aussagen der Hauptteilnehmer am serbischen Aufstande[1].

Eine solche Quelle hatte für den Historiker allen Reiz der Neuheit; gleichfalls unbenutzt und auf originaler Kenntnis beruhend, war sie zugleich in den farbigen Glanz eines gegenwärtigen und doch fremdartigen Lebens getaucht: es hätte ihm eine Sünde geschienen, diese ihm zufällig zuteil gewordene, wertvolle Kunde nicht dem Gedächtnis der Nachwelt zu überliefern! Aber vielleicht ohne daß er es sich offen eingestand, trieb ihn noch ein anderes Motiv: die Sympathie mit dieser nach dem Lichte emporstrebenden Nation und der Wunsch, ihr in ihrem Freiheitsringen ein wenig beizustehen. An mehr als einer Stelle ist dieser politische Wille deutlich erkennbar, und ohne daß man sagen könnte, er sei seiner autonomen Historie untreu geworden, verrät sich doch hin und wieder in seinem Gefolge die Neigung, das Bild der serbischen Rajah in allzu optimistischer Beleuchtung zu malen. Stellenweise liest sich das Büchlein wie eine glänzende Epopöe des serbischen Heldenkampfes, und nicht mit Unrecht konnte er sich später als „Homer von Serbien" bezeichnen[2].

---

[1] Den Verkehr mit Wuk scheint vor allem der bekannte Slawist und Wiener Hofbibliothekar Kopitar vermittelt zu haben, dessen Beihilfe R. dankbar gedenkt (S.W. 53/4 S. 64). Vgl. auch den von Helmolt veröffentlichten Brief R.s an Kopitar vom 9. Juni 1829 in der „Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung" Nr. 61 vom 23. Mai 1905. Er verkehrte übrigens auch mit Hammer, dem Verfasser der Geschichte der Osmanen, welcher ihm gleichfalls belehrende Anregungen über südosteuropäische Geschichte vermitteln mochte. („Deutsche Revue", August 1895, S. 190.)

[2] So nannte er sich, als er die Deputation der Stadt Berlin am

Es kam eben alles zusammen, um seinen Sympathien hier eine ausgesprochene Richtung zu geben[1]: der lebendige Verkehr mit Wuk; die Natur der Quellen, welche trotz der unparteiischsten Prüfung[2] notwendig etwas Einseitiges hatten; die Tatsache, daß er sich gleichsam als Entdecker der Serben für die deutsche Historie fühlen konnte; der Glanz der serbischen Heldentaten; der Dufthauch der serbischen Volkspoesie, und endlich alles, was ihn schon bei den Griechen hätte verführen können: auf der einen Seite hoffnungslose Barbarei und unaufhaltsamer Verfall, eine Religion, welche bei aller objektiven Würdigung doch dem Christentume nicht gleich zu setzen war, und brutale Unterdrückung; auf der anderen zwar auch Barbarei, aber eine gelehrige, bildungsfähige, welche nach der Kultur emporstrebte und willens war, den siegreich fortschreitenden „Genius des Okzidentes" in sich aufzunehmen; dann eine zwar von Aberglauben durchsetzte, aber doch nicht unechte christliche Religiosität; endlich eine unterdrückte, patriarchalisch-einfache Nation, welche nach Licht und Luft verlangte, deren Regung auch so gut wie gar nicht mit anstößigen westeuropäischen Doktrinen infiziert war. Dazu stand hier nicht wie bei den Griechen eine frühere hohe Kulturstufe hindernd im Wege und rief ungünstige Vergleiche hervor: hier war noch alles Jugend und hoffnungsfrohe Zukunft.

Immerhin verschweigt er die Roheit und Gewalttätigkeit der serbischen Befreier nicht, wenn er sie auch aus der Kulturstufe des Volkes und der jahrhundertlangen Unterjochung entschuldigend erklärt. Manchmal zeigt er sich förmlich ungehalten darüber; er rechtet fast mit Kara Georg, weil er sich bei der Katastrophe von 1813 so wenig heldenhaft benommen habe[3], er

31. März 1885 empfing, welche ihm den Berliner Ehrenbürgerbrief überreichte („Vossische Zeitung" vom 21. Dezember 1895, Nr. 597, Beilage).

[1] An Varnhagen schreibt er im Dezember 1828: „Sie werden sehen, daß der Stoff schlechthin einen Menschen wie mich hinreißen mußte." (Biographische Blätter I, 1895, S. 438.)

[2] Über das dabei gehandhabte Verfahren vgl. die Vorrede zu Bd. 43/4 d. S.W. S. V.

[3] Die serbische Revolution, 1. Aufl. 1829, S. 173 f. Es sei hier bemerkt, daß die Form, welche das Werk im Abschnitte: „Geschichte Serbiens

möchte in dem Unglück der Serben ein göttliches Strafgericht dafür sehen, daß sie ihre Erhebung mit dem Blute der Belgrader Mordtaten besudelt haben[1].

Prägt sich schon hierin eine starke Sympathie für die Ideale des serbischen Freiheitskampfes aus, so wird diese besonders deutlich, wo er die Frage nach der Rechtmäßigkeit des Aufstandes erörtert; es scheint fast, als wolle er seine Schützlinge gegen die Anklagen Wiener Legitimisten verteidigen. Nicht „Begierde nach Neuerungen", sondern „harte Not und eigentliche Lebensgefahr" habe die Serben getrieben; er betont, daß sie sich zunächst nur gegen die unrechtmäßige Gewalt der Dahis empörten: „Wider die offenbaren Feinde ihres Oberherrn waren sie aufgestanden"[2]. Die Macht der Waffen und des Sieges habe sie dann immer weiter gerissen, und den türkischen Machthabern müsse man eine wesentliche Schuld daran beimessen, denn diese hätten „eine augenblickliche Vermittelung des alten und des neuen Zustandes versuchen sollen. Jeder Tag befestigte die Serben in ihren Ansprüchen"[3]. „Sollen nun die Serben, da noch zwei unrechtmäßige Gewalten in dem Lande bestehen, ... die Waffen ruhig niederlegen? Wie dann, wenn jene beiden sich verbündeten? Es ist ohne Zweifel billig, daß sie auf eine Sicherung ihrer Ruhe sowohl jetzt als für immer Bedacht nehmen[4]".

---

bis 1842" des Bandes 43/4 der S.W. erhalten hat, ganz bedeutend von derjenigen der 1. Aufl. abweicht. Etwas verändert steht die angeführte Stelle übrigens auch S.W. 43/4 S. 173.

[1] 1. Aufl. S. 175. S.W. 43/4 S. 175 etwas verändert.

[2] 1. Aufl. S. 74. S.W. 43/4 S. 83. Auf S. 206 der 1. Aufl. heißt es: die serbische Bevölkerung habe die Waffen ergriffen, nicht „gegen den Großherrn, sondern für ihn, von ihm gebilligt. Sie unterwarf ihm rebellische Moslimen. ..... Die Serben machten nicht auf Unabhängigkeit Anspruch. Es ist merkwürdig, daß ihnen dies wenig in den Sinn gekommen: sie wollten nur die Waffen nicht ausliefern, und wohl betrachtet, unter so vielen Feinden allein, konnten sie es nicht."

[3] 1 Aufl. S. 75 (fehlt in Bd. 43/4 der S.W.).

[4] 1. Aufl. S. 77 (fehlt gleichfalls in Bd. 43/4 d. S.W.). Über die serbenfeindliche Haltung Österreichs wagt er nur einmal ein vorsichtiges Urteil, als Kara Georg 1809 vergeblich Anlehnung in Wien sucht: „An-

Vor allem aber der Schluß zeigt, daß in dem Buche mehr steckt als eine bloße historische Darstellung: aus dem Vorangegangenen zieht er gleichsam das historisch-politische Fazit und entwickelt nun ein warmherziges, politisch-kulturelles Reformprogramm für die bedrückte christliche Rajah im allgemeinen und für die unter Miloſch zu relativer Unabhängigkeit und Sicherheit gelangten Serben im besonderen[1].

„Es ist eine für das Osmanische Reich, für den Frieden von Europa und für die Entwicklung der Menschheit gleich wichtige Aufgabe, der christlichen Bevölkerung der Türkei eine sichere und vernunftgemäße Existenz möglich zu machen. Unser Jahrhundert kann dieselbe nicht mehr umgehen"[2]. Das beweisen ihm die Dinge in Serbien und Griechenland. Vor allem Serbiens Entwicklung ist dann Muster für das, was zu geschehen habe: ohne an der Oberhoheit des Sultans zu rütteln, müsse man doch den Urgrund alles Unheils im Osmanischen Reich, das verhängnisvolle türkische Grundgesetz: die Herrschaft des Islams über das Christentum, den „verwerflichen Anspruch einer Religion über die andere"[3] beseitigen und die Rajah auf eigene Füße stellen. Man müsse also den Christen Selbstverwaltung geben und den Türken nur die Festungen und den Tribut lassen; dann brauche die Rajah künftig auch nicht mehr zu den Waffen zu greifen, und das türkische Reich selbst werde den größten Nutzen davon haben, ja, erst dann werde es recht stark sein: „Sähe man erst die christlichen Völkerschaften, durch Leute ihrer eigenen Religion und ihres eigenen Stammes regiert, sich besser ausbilden, so würden auch die Moslimen sich anders bewegen. Die Tugenden, die sie haben, würden ihnen bleiben; aber überdies würde an die Stelle des Übermutes, des Hasses und der Bedrückung wechselseitige Anerkennung und ruhiges Selbstgefühl, an die

träge, welche diese Macht, die nie von ihrer Linie weicht, freilich abwies." (1. Aufl. S. 140. Ähnlich S.W. 43/4 S. 141.)

[1] Dieses Programm ist in der Neubearbeitung S.W. 43/4 zum größten Teile fortgelassen.

[2] 1. Aufl. S. 204.

[3] 1. Aufl. S. 222.

Stelle der Barbarei ein freieres Regen geistiger Kräfte treten“ [1]. Augenscheinlich traut er aber der Wirkung dieser rosenroten Perspektive auf die türkischen Machthaber doch nicht allzu sehr, denn er ruft zur Durchführung dieser Reformen, zur Überwindung des türkischen Grundgesetzes eine „Vermittelung christlicher Mächte“ an [2].

Nachdem er sich so der Rajah im allgemeinen angenommen hat, wendet er sich zum Schlusse an seine Serben: der hochzivilisierte, milde und ordnungsliebende germanische Staatsbürger und Historiker Ranke führt dem halbbarbarischen, orientalisch-slawischen Despoten Miloš „zu Gemüte“, was er nunmehr zu tun habe, um das Glück seiner Nation zu gründen, ihre neue Entwicklung zu fördern und sich so die Sympathien der Kulturwelt zu sichern. Unter Anerkennung des bereits Geleisteten, das aber „nur ein Anfang, nur eine Vorbereitung“ sei [3], entwickelt er ein legislatorisches und zivilisatorisches Reformprogramm [4], das zwar seinem Herzen alle Ehre macht, aber, wie er später eingestehen mußte, bei diesen Halbbarbaren nur sehr wenig bewirkte. Seine ernste Mahnung an Miloš, Gesetze zu geben „nicht gerade von Europa erborgt und alsdann den Landesverhältnissen vielleicht wenig angemessen, sondern einfache Gesetze, der Natur dieses Volkes gemäß, die einem jeden Leben, Eigentum, religiöse und alle die bürgerliche Freiheit sichern, welche mit der Einheit des Gemeinwesens bestehen kann“, hatte, wie er selbst mitteilt [5], immerhin den Erfolg, daß eine Kommission zur Einführung des Code Napoléon eingesetzt wurde, was nun freilich seiner Forderung nach einfachen, landesgemäßen Gesetzen wenig entsprach. Der Entwurf dieser Kommission wurde dann im

---

[1] a. a. O. S. 222 f.

[2] a. a. O. S. 222.

[3] a. a. O. S. 223.

[4] a. a. O. S. 224 ff. Wiederabgedruckt S.W. 43/4 S. 233 f.

[5] S.W. 43/4 S. 234 f. Wuk hatte übrigens 1828 von Miloš den Auftrag erhalten, ein Gesetzbuch für Serbien auszuarbeiten, und siedelte zu diesem Zwecke nach Belgrad über. Er mag Rankes Aufforderung mit inspiriert und dann in Belgrad auf sie hingewiesen haben.

Herbst 1830 von einer Beamten- und Notabelnversammlung genehmigt. Als es aber an die Ausführung gehen sollte, zeigte sich, daß Miloſch gar nicht daran dachte, seiner Despotenwillkür irgendwelche Beschränkungen aufzuerlegen. Nicht viel besseren Erfolg hatten seine Ermahnungen, für „geistige Ausbildung" zu sorgen, Schulen zu gründen, einen nationalen Kulturbesitz zu schaffen und so den Türken innerlich überlegen zu werden.

Er hatte offenbar die ihm selbst so fremde Bestie im Menschen wieder einmal sehr unterschätzt: die Serben, wie überhaupt die Christen in der Türkei waren noch lange nicht für seine wohlwollenden Kulturideale reif. Die historische Notwendigkeit ihrer Befreiung, das unabwendbare Vordringen des „Genius des Okzidentes", das ihm zugleich volle Herzenssache war, hatte er freilich klar und richtig erkannt, und, wie es dem Historiker zu gehen pflegt, alsbald das Resultat dieser Entwicklung vorweg zu nehmen, unter möglichster Schonung aller Beteiligten, aus der Tiefe seiner historischen Einsicht heraus, einen stabilen und dauerhaften Zustand zu begründen gedacht. Glaubte er doch noch fest an die politische Kraft seiner Historie, schien es ihm in diesen Jahren des Aufstiegs ja noch möglich, daß die Menschen ihre politische Meinung „auf Historie, das ist Erforschung der Tatsachen" gründen könnten, wenn man sie nur recht belehre. Warum sollten sich die Regierenden, die Inhaber der politischen Macht, welche sich so verständnisvoll gegen ihn gezeigt hatten, der historischen Notwendigkeit verschließen? Überdies gehörten ja die christliche Solidarität, das Interventionsprinzip zum theoretischen Arsenale der heiligen Allianz; vor kurzem hatte man bei Navarino das erfolgreiche Eintreten christlicher Mächte für eine bedrängte Rajah erlebt, und gerade jetzt führte Rußland einen Krieg gegen die Pforte, von welchem man sich für das christliche Interesse vieles versprechen durfte.

Von dem Österreich Metternichs konnte er freilich nach seinen eigenen Wiener Erfahrungen schwerlich viel für diese Emanzipationspläne hoffen; sicherlich hätte auch ein so tiefgreifendes Reformprogramm einer oder auch einiger christlicher Mächte,

ſtatt den Frieden Europas zu befeſtigen, vielmehr die gefährlichſte Eiferſucht und Entzweiung aller Mächte herbeigeführt, und der Türkei vollends wäre mit einer ſolchen Reform ganz und gar nicht gedient geweſen: ſie wäre daran wohl baldigſt zugrunde gegangen!

Ob er von alledem nichts bemerkt hat? Ob er vielleicht Hintergedanken gehabt hat? Man darf wohl glauben, daß er ſich nicht allzu ſehr gegrämt haben würde, wenn dem türkiſchen Patienten bei der vorgeſchlagenen Operation der Atem ausgegangen wäre, und er mochte wohl insgeheim auf die Konſtellation von Navarino und auf den Sieg Rußlands rechnen, wenn er die Vermittlung chriſtlicher Mächte anrief[1]. Immerhin wird er ſich, bei ſeinem geringen Verſtändnis für das Weſen politiſcher Leidenſchaft jeder Art, doch wohl im großen und ganzen der Illuſion hingegeben haben, auf ſolche Weiſe laſſe ſich die orientaliſche Frage tatſächlich ohne gefährliche Kriſe und zur Zufriedenheit aller löſen, und wenn ihm ja Zweifel aufſtiegen, hat er es wohl für ſeine Pflicht gehalten, nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen einer erſehnten und als notwendig erkannten Weltentwicklung beizuſtehen, indem er den Weg wies, der zu gehen ſei und ſo wenigſtens ein Samenkorn in die Furche der Zukunft ſtreute[2]. Als ein ſolches muß man auch dieſes orientaliſche

[1] Darauf deutet hin, daß er einige Exemplare des Buches an den ruſſiſchen Hof ſenden wollte, weil er es „um der Sache ſelbſt willen ſehr wünſchte". Varnhagen, den er damit beauftragte, gedachte A. von Humboldt mit der Austeilung zu betrauen, der gerade im Begriffe ſtand, eine Forſchungsreiſe nach dem Ural und nach Zentralaſien anzutreten. Ob Humboldt den Auftrag ausgeführt hat, iſt nicht erſichtlich; es ſcheint faſt, als ob es nicht dazu gekommen ſei (vgl. darüber „Biographiſche Blätter" I, 1895 S. 439; Briefwechſel zwiſchen Varnhagen v. Enſe und Rahel, Bd. 6 SS. 253, 317, 347).

[2] Sein Reformprogramm leitet er in der 1. Aufl. S. 220 mit den Worten ein: „Wir ſind davon entfernt, einen Rat geben, eine politiſche Meinung verfechten zu wollen: — allzu unbedeutend wäre unſere Stimme — doch würde dieſem Buche der Schluß ermangeln, wofern wir nicht ſagen wollten, wozu die unbefangene Betrachtung uns anleitet." An Varnhagen ſchreibt er am 26. Januar 1829 über ſeine Motive: „Gebe Gott ſeinen Segen zu dieſem Buch, das gewiß aus reiner Teilnahme hervorgegangen

Programm ansehen: es ist zum mindesten die Grundlage seiner späteren Äußerungen und Versuche über diese Frage geworden.

Daß sein Gewissen den österreichischen Gönnern gegenüber nicht ganz rein war, beweist die Unruhe, mit welcher er eine Äußerung von Gentz über das Buch erwartete: „Leider wäre es ein schlechter Erfolg meiner serbischen Bemühungen, wenn ich Ihnen damit eine unangenehme Stunde gemacht habe, und ein übler Fortgang für meine literarischen Unternehmungen, wenn ich die gute Meinung, die Sie von mir zu haben schienen, damit zugrunde gerichtet haben sollte", schrieb er ihm von Rom aus[1]. Eine solche Besorgnis war aber unnötig, denn man nahm in Wien diese serbische Eskapade nicht allzu tragisch. Gentz war Historiker genug, um in seiner Antwort[2] das Buch als „das erste treue und gründliche Bild der serbischen Revolution, das je dem Publikum vorgelegt ward", objektiv zu würdigen. Er lobte seine im großen und ganzen unbefangene Stellung zwischen den Parteien und versicherte seinem Schützling, daß er ihm aus der unverkennbar „vorherrschenden Neigung zu der einen" weiter keinen Vorwurf machen wolle. Mit einer, ein wenig liebenswürdig-ironischen Belehrung fertigte er dann Rankes Vermittelungsphantasie in rebus orientalibus ab: seine Liebe zu den „südöstlichen Stämmen" gehe nun einmal nicht so weit, daß er als Österreicher die „unsäglichen Übel" vergessen könne, welche „die Einmischung fremder Staaten in die Schicksale des türkischen Reiches bereits gestiftet habe und ferner zu stiften drohe". Ranke müsse ihm schon vergeben, wenn er sich „zu dieser Höhe der Philanthropie" nicht erheben könne. Im übrigen versicherte er ihn aber seiner ungeminderten Teilnahme und versprach, ihn weiter kräftig zu unterstützen. Die erteilte Erlaubnis zur Benutzung des Archives in Venedig wurde denn auch nicht

ist, und lediglich aus ihr. Persönlich, die Wahrheit zu sagen, hätte ich mehr davon zu fürchten als zu hoffen, daß ich mich in diese Dinge menge." („Biographische Blätter" I 1895 S. 439.)

[1] „Historische Zeitschrift", Neue Folge, Bd. 57 S. 81.

[2] „Historische Zeitschrift", Dritte Folge, Bd. 2 S. 332 ff.

zurückgezogen: im Gegenteil gestand man Ranke auf Gentzens Fürsprache hin noch mancherlei Erleichterungen zu, wenngleich der schwerfällige österreichische Geschäftsgang die Angelegenheit ungebührlich lange verzögerte.

Noch weniger brauchte er zu fürchten, das Buch könne den preußischen Kronprinzen „disgustieren", welcher ihn im Dezember 1828 persönlich in Venedig aufgesucht und seiner gnädigsten Teilnahme versichert hatte, dessen geistreich-liebenswürdiges Wesen dabei einen so überwältigenden Eindruck auf ihn gemacht hatte, daß er Varnhagen gestand: „Ich habe gute Anlage, ein Anbeter von ihm zu werden." [1] Die preußischen Sympathien und Velleitäten begünstigten eher die Christen, und der Thronfolger vollends äußerte sich im August 1829 über die Notwendigkeit der Christenemanzipation im türkischen Reiche mit einem so temperamentvollen Radikalismus, daß selbst Leopold von Gerlach es für nötig hielt, ihm einiges Wasser in den Wein zu gießen [2].

Immer mehr befestigte sich auch wieder in Italien das Bündnis der Rankeschen Historie mit den Männern des Staates; er wurde zum regelmäßigen Genossen und Schützling aktiver und inaktiver Diplomaten. Für diese gehörte ja auch unter italienischem Himmel ein gewisses Interesse für Wissenschaft und Kunst zu den notwendigen Requisiten.

In Verona war er auf Savignys Empfehlung hin Gast des österreichischen Hofrates Salvotti, der später wegen seiner Verfolgung italienischer Patrioten einer der bestgehaßten Männer in Italien wurde [3]; in Este besuchte er den alten preußischen Minister Grafen Haugwitz, der hier an seinen Memoiren schrieb [4];

[1] S.W. 53/4 SS. 49, 216. „Biographische Blätter" I 1895 S. 438.

[2] Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold von Gerlachs I, Berlin 1891, S. 50. Ranke hatte übrigens im Februar 1829 ein Exemplar des Werkes nebst Begleitschreiben dem Kronprinzen übermitteln lassen („Biogr. Blätter" I S. 439; Briefwechsel zwischen Varnhagen von Ense und Rahel VI S. 221 f.). Die Lektüre von Rankes Buch mag Friedrich Wilhelm in seinem christenfreundlichen Radikalismus noch weiter bestärkt haben.

[3] S.W. 53/4 S. 211; „Biogr. Blätter" I S. 437; „Hist. Zeitschr.", Neue Folge, Bd. 57 S. 79.

[4] S.W. 53/4 S. 211.

der Fürsprache des preußischen und österreichischen Geschäftsträgers in Florenz verdankte er es 1829, daß man ihm das Mediceische Archiv, „das nicht einmal ein einheimischer Gelehrter sieht", wenigstens vorläufig eröffnete[1]. Bei seinem zweiten Florentiner Aufenthalte 1830 knüpfte er dann mit dem jungen preußischen Gesandtschaftssekretär Alfred von Reumont einen Freundschaftsbund fürs Leben[2]. Besonders aber in Rom, in den glänzenden Salons des preußischen Gesandten Christian Karl Josias Bunsen fand er die freundlichste Aufnahme und die verständnisvollste Förderung[3]. Sogar mit der römischen Hierarchie wußte er sich zu stellen, obwohl ihm das Mißtrauen gegen den Andersgläubigen manchen Archivwunsch durchkreuzte[4].

Dazu kam der anregende Verkehr mit Künstlern, Gelehrten und Poeten jeden Schlages, für welche namentlich das gastfreie Bunsensche Haus ein allgemeiner Mittelpunkt war[5].

Ebensowenig wie diese Höhen der Gesellschaft blieben ihm aber auch deren tiefere Schichten fremd: erst in Venedig wurden

---

[1] S.W. 53/4 S. 220; „Biogr. Blätter" I 440; „Hist. Ztschr.", Neue Folge, Bd. 57 S. 82.

[2] A. v. Reumont, Aus König Friedrich Wilhelms IV. gesunden und kranken Tagen, Leipzig 1885, S. 4 f.

[3] Über das Verhältnis zu Bunsen vgl. S.W. 53/4 SS. 66 f., 229, 251 ff., 592 ff.

[4] S.W. 37 Vorrede S. VIII.

[5] Besonders mit Graf August von Platen trat er in „ziemlichen Verkehr". Vgl. S.W. 53/4 SS. 230, 232, 236 ff., 255 f.; „Biogr. Blätter" I SS. 442, 446; Platen, Gesammelte Werke VII, Leipzig 1852, SS. 201, 210, 218; Laubmann und Scheffler, Die Tagebücher des Grafen A. v. Platen, II, Stuttgart 1900, S. 917 f. In Venedig machte er übrigens die Bekanntschaft Heinrich Heines, der ihm sehr zusagte: „Ein Mensch, mit dem ich wohl glaubte, angenehm leben zu können: gewiß, ich wünschte mir seine Gesellschaft öfter und länger: er hat Geist, ist ohne Anspruch und hat doch eigenes Wesen." („Biogr. Bl." I S. 438.) Von den diabolischen Eigenschaften dieses genialen jüdischen Bohèmiens scheint der gute Ranke nichts gemerkt zu haben! Charakteristisch ist, daß er den armen Heine gegen die satirischen Anwürfe Platens in Schutz nehmen zu müssen glaubte (a. a. O. SS. 442, 446) — denselben Heine, dessen innerem Hohnbedürfnis eigentlich nichts heilig war, über dessen boshafte Spottlust Ranke selbst noch unangenehme Erfahrungen machen sollte.

ihm z. B. die Griechen recht „lebendig“ [1]; der bayrische Oberst, Maler und Philhellene von Heideck, genannt Heidegger, der soeben von Griechenland zurückgekehrt war, übergab ihm dann in Rom seine Papiere, wohl in der Hoffnung, Ranke werde daraus für die Griechen etwas Ähnliches zustande bringen wie für die Serben [2]. Die italienische Nation, von welcher seine Schriften schon so viel gehandelt hatten, trat ihm in lebendiger Berührung entgegen, und er bemühte sich, ihre Eigenart zu erfassen [3]. In buntem, anregendem Wechsel zogen die Bilder der italienischen Städte an ihm vorüber: das kaufmännisch-bürgerliche Venedig, der Karneval in der klassischen Arnostadt Florenz, das „binnenländische, stille, gesetzte“ Rom und das „maritime, höchst bewegliche, schreiende“ Neapel, die Stadt der Lazzaroni, wo er vor lauter Sehen, Aneignen, Genießen kaum zum Arbeiten gelangen konnte. Dazu kamen dann die reichen Schätze der Bibliotheken, Archive und Museen, die Fülle der Kunsteindrücke, die ihn bisweilen fast schwindeln machte: alles bewirkte eine genußfrohe, fast dionysische Stimmung, an welche er im späteren Alter noch freudig zurückdachte [4]. „Das Leben spielt mir in leichten Wellen zu den Füßen“, schrieb er an Varnhagen [5].

Kein Wunder, wenn er mit „horreur“ an die bevorstehende Rückkehr in die enge Armut Berliner Verhältnisse dachte, zumal die Nachrichten von hier wenig erfreulich klangen.

Der preußische Staat zwar blieb sein treuer Beschützer, und als ihm Ende 1830 in Venedig das Geld auszugehen drohte, bewilligte ihm der König eine neue Unterstützung, so daß er sich am Canal grande eine Stube „da imperatore“, „da papa“

[1] S.W. 53/4 S. 49.

[2] S.W. 53/4 S. 228.

[3] Vgl. S.W. 53/4 S. 234.

[4] Im Kreise seiner Familie pflegte er noch in späteren Zeiten gerne von seinem römischen Aufenthalt und Freundeskreis zu erzählen: „Es war damals unter uns Sitte, jung zu sein“, sagte er in froher Erinnerung. (Aus dem Leben Leopold v. Rankes, Erinnerungen von seinem Sohne Friduhelm v. Ranke. „Deutsche Revue“, Februar 1903, S. 200.)

[5] S.W. 53/4 S. 239; „Biogr. Blätter“ I 1895 S. 447.

mieten konnte[1]. Dafür geriet er aber mit seinen mehr oder weniger liberalen Berliner Gönnern immer mehr auseinander, und der Berliner Gesellschafts- und Universitätsklatsch scheint sich mit Behagen des Themas „Ranke auf Reisen" bemächtigt zu haben[2]. Sogar der getreue Heinrich Ritter beklagte sich mit Rahel Varnhagen über die „prinzlichen" Manieren, mit denen der reisende Freund seine heimischen Aufträge erteile[3], und tadelte seinen angeblichen Hang zu Zerstreuung und seinen Mangel an philosophischem oder religiösem Ernst[4]. Varnhagen hatte schon an den Serben allerlei auszusetzen gehabt[5] und kam fast zum Bruche mit seinem bisherigen Schützling, als der Hallesche Kirchenstreit die steigende Differenz zwischen beiden besonders deutlich machte.

[1] S.W. 53/4 S. 243.

[2] In einem Briefe vom 6. August 1830 an Heinrich Ritter S.W. 53/4 S. 239 beklagt er sich bitter über das „klatschende Geschlecht" der Berliner. Anscheinend hat man — wohl nicht ohne Schuld Varnhagens — in Berlin kolportiert, Ranke sei ein Befürworter des berüchtigten, reaktionären Usurpators von Portugal, Dom Miguel; über die portugiesischen Ereignisse hatte er ja schon vor seiner Abreise mit Varnhagen eine Differenz gehabt. (Varnhagen v. Ense, Blätter aus der preußischen Geschichte IV, Leipzig 1869, SS. 97, 173.) Voll Empörung schreibt R. darüber am 9. August 1830 an Varnhagen („Biogr. Blätter" I S. 447): „Schändlich ... ist es, was man da von Dom Miguel schwatzt. Wenn ein anderer, so weiß ich, daß dieser Mensch von Natur schwach und feig ist: weil er schwach ist, ist er falsch, weil er feig ist, ist er grausam. Gott behüte mich vor einer Billigung seines Betragens. Ich habe gesagt, daß der Grund seiner Vergehungen elende Schwäche ist —; übrigens, was seine Frage staatsrechtlich anlangt, glaube ich, daß er nicht ganz unrecht hat." Es komme darauf an, ob Dom Pedro von Brasilien als Brasilianer anzusehen sei oder nicht, ob er daher zu seiner Intervention in Portugal berechtigt sei. „Wahr ist, daß man über diese Sache besser schweigt, weil die parteiische Welt nur ein völliges Verdammen oder eine blinde Bewunderung kennt." Auch über seine Auffassung Philipps II. in seiner 1829 in den Wiener Jahrbüchern veröffentlichten kritischen Abhandlung über Don Carlos (S.W. 40/1 S. 451 ff.) scheint er mit Varnhagen aneinander geraten zu sein, denn in dem erwähnten Briefe heißt es weiter: „Über Philipp II. weiche ich keinen Schritt. Er ist ganz, wie ich gesagt habe. Jeder Tag befestigt mich mehr."

[3] S.W. 53/4 S. 217. „Biogr. Blätter" I S. 440.

[4] S.W. 53/4 S. 238 f.

[5] „Biogr. Blätter" I S. 440.

Anfang 1830 hatte nämlich der Zionswächter der religiös-erweckten Orthodoxie, der Landgerichtsdirektor Ludwig von Gerlach, in der Hengstenbergischen evangelischen Kirchenzeitung die heftigsten Anklagen gegen die rationalistischen Hallenser Theologen Gesenius und Wegscheider geschleudert und sie der verderblichsten Irrlehren geziehen. Es kam darüber zu amtlichen Untersuchungen und zu weitgehender Aufregung pro et contra. Varnhagen muß sich nun in einem Briefe an Ranke energisch für die „Aufklärer" ausgesprochen haben; Ranke dagegen, der sich zwar keineswegs zu dieser leidenschaftlichen Orthodoxie[1], aber noch viel weniger zum Rationalismus bekannte, fand „unleidlich", daß ein Professor der Theologie Dinge behaupte, „die den Grund des christlichen Glaubens aufheben, während er sich diesem selbst akkommodiert". „Diese Halbheit droht uns um alle Religion zu bringen und vollends zu entmannen." Anderseits sei aber auch der „Fanatismus" der Gegner „ganz unerträglich, und ihr Anspruch, die Welt einzurichten, wenngleich sie, die Wahrheit zu sagen, doch eigentlich legitim sind, muß ihnen verleidet werden". Als „Sekte" indessen, „ohne Superiorität", wollte er sie gelten lassen[2]. Das mag Varnhagen zu einem erneuten Ausbruch gegen die „Frömmler" gereizt haben, auf welchen Ranke, der vor allem besorgen mochte, durch absprechende Äußerungen seine der Orthodoxie geneigten, hohen preußischen Mäzene, den König und den Kronprinzen, zu kränken, nach seiner Art vorsichtig ausweichend antwortete: über die rationalistischen Bewegungen sei er zu fragmentarisch unterrichtet, um nicht seine Meinung suspendieren zu müssen[3]. Diese „Lauigkeit", „die Entschließung, die daraus hervorleuchtete, mit dem bestehenden Mächtigen und Vornehmen, sei es auch noch so schlecht, guten Frieden zu halten"[4], erregten das höchste Miß-

[1] An Heinrich schreibt er z. B. vor der Reise, es sei ihm „eigentlich lieb", daß der Bruder nicht Mitarbeiter an „Hengstenbergs Kirchenzeitung" sei, da deren Wirkung leider zunächst nur eine heftigere Entzweiung der Parteien sein werde (S.W. 53/4 S. 169).

[2] „Biogr. Blätter" I S. 445.

[3] „Biogr. Blätter" I S. 447.

[4] Aus dem Nachlasse Varnhagens v. Ense. Briefe von Stägemann,

fallen Varnhagens, des ästhetisch-literarischen Verehrers von Männerwürde und Charakterstärke. Seitdem erschien ihm Ranke immer mehr als verächtlicher Leisetreter und Feigling.

Zu einer offenbaren Krise führte aber diese steigende Spannung zwischen dem autonomen Historiker und dem liberalen Teile der Welt, als das große Ereignis eintrat, welches den Kontinent in Flammen zu setzen drohte und alle Gegensätze gewaltig verschärfte.

Schon 1829 hatte Ranke in den römischen Salons die Meinung äußern hören: es werde dem Bourbon Karl X. ähnlich ergehen, wie einst Jakob II. von England; er werde einer parlamentarischen Monarchie der Orléans weichen müssen, so wie jener dem Königtume Wilhelms III.[1]. Es scheint aber, als ob er nicht so recht daran hat glauben wollen, denn, obwohl er in seinem Wiener Aufsatze eine neue Revolution prophezeit hatte, meint er doch dazu: „Das System der Restauration erschien in aller Welt zu gut befestigt, als daß man einen baldigen Umsturz hätte erwarten können“[2]. Um so überraschender mag ihm die Kunde von der Julirevolution gekommen, um so mehr die Besorgnis für seine Historie und ihre Mäzene gewachsen sein. Das war fürwahr ein böser Mißklang inmitten der schönen Harmonie seiner Wanderjahre, ein Schlag, weit schlimmer als jene Berliner Nadelstiche!

Wußte er doch besser als die Konjekturalpolitiker in Venedig[3], daß ein neuer konservativer Kreuzzug gegen den Drachen der Revolution wegen der Entzweiung der großen Mächte eine Utopie sei, daß der revolutionäre Geist sich diesen Zwiespalt zunutze machen und alles bedrohen könne, was seiner Historie teuer war!

Metternich, Heine und Bettina von Arnim nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von Varnhagen v. Ense, Leipzig 1865, S. 304 f.

[1] S.W. 53/4 SS. 49, 67. Bunsen z. B. schreibt am 19. April 1830 an Niebuhr: „In Frankreich sehe ich 1687.“ (Chr. K. J. Freiherr v. Bunsen. Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von seiner Witwe. Deutsch von Fr. Nippold, Leipzig 1868. Bd. I S. 373.)

[2] S.W. 53/4 S. 49.

[3] S.W. 53/4 SS. 49 f., 67.

In Belgien und später in Polen entzündete sich in der Tat der revolutionäre Brand, selbst England wurde davon versengt, Italien davon ergriffen, und auch die Heimat seiner Historie, Deutschland, blieb nicht verschont: nicht nur schwoll der Chor liberaler Theoretiker und Doktrinäre gewaltig an und drohte, die Stimmen der Gemäßigten und Vernünftigen ganz zu ersticken, sogar die Barrikade meldete sich unheildrohend: Braunschweig vertrieb seinen Herzog, in Kassel und Göttingen machte man Revolution, in Leipzig und Dresden brach der Straßenaufruhr aus, und selbst im soliden Berlin kam es zu allerlei polizeiwidrigen Aufläufen.

Ranke geriet über die politischen Ereignisse in die „lebhafteste Bewegung“[1]. Da vom Schwerte der großen Mächte gegen den Feind nichts zu hoffen war, so fühlte er nun wohl doppelt stark, was ihm schon seit einiger Zeit immer deutlicher geworden war: daß er selber für seine Historie eintreten, selber kämpfen müsse, um sich die Lebensbedingungen zu erhalten und zu schaffen, deren er bedurfte. Daß es kein leichter Kampf sein werde, verhehlte er sich nicht: „Ich bin überzeugt, daß wir unser Leben lang mit den Dingen zu tun haben werden, die sich jetzt anknüpfen“, schrieb er an Heinrich Ritter[2]; aber: „Daß uns Handwerksburschen und Gassenbuben gouvernieren wollen, ist das erträglich?“ Und in einem Briefe an Gentz vom 26. September 1830 heißt es: „In der Tat muß man eilen, nach Deutschland zu kommen, wenn man es noch unrevolutioniert von jenem Pöbel finden will, der sonst, wenn es hoch kam, Bürgermeister ein- und absetzte, jetzt aber über Königreiche und wenigstens Ministerien verfügen möchte. Es ist das eine Art von Kontagion, die sich zuerst an den faulen Flecken zeigt, aber auch die gesunden Teile bedroht. Verhüte Gott größeres Unglück[3].“

[1] S.W. 53/4 S. 241.

[2] a. a. O. Bezeichnend für die trübe Stimmung, mit welcher er an seine künftige Lage in Berlin dachte, sind die Worte: „In alle Wege fürchte ich, wenn ich wieder nach Berlin komme, einen schweren Stand zu haben. Sehr arm und angefeindet und gar manchem suspekt: schlimme Lage.“

[3] „Historische Zeitschrift“, Neue Folge, Bd. 57 S. 87 f. Ähnlich ist

So war seine politische Stimmung beschaffen, als er im Januar 1831 über die Schnee- und Eisfelder des Splügen nach Deutschland heimkehrte, um dann, nach einigem Aufenthalte in München, der preußischen Hauptstadt zuzueilen, welche für das Schifflein seiner Historie bisher immer noch den sichersten Heimathafen gebildet hatte.

---

die Stimmung in einem Briefe an H. Ritter aus München vom 3. Februar 1831 (S.W. 53/4 S. 245). Er beklagt darin den Tod Niebuhrs, „an dem die Gemäßigten, Fleißigen, Wohlgesinnten eine herrliche Stütze verloren haben. Zwar hoffe ich zu Gott, daß die Weissagung in seiner Vorrede (zum zweiten Teil der römischen Geschichte), doppelt unglücklich, weil sie fast sein letztes öffentliches Wort gewesen ist, nicht in Erfüllung gehen werde; aber fest stehen müssen wir allerdings, um nicht zugrunde gerichtet zu werden." In der erwähnten Vorrede sieht der etwas hypochondrisch-neurastheniſche Niebuhr ein Zeitalter der Barbarei für Deutschland herannahen.

Fünftes Kapitel.
Der Historiker als Publizist.

War dem Historiker Ranke unter dem steigenden Drucke der großen europäischen Krise immer klarer geworden, daß er der Beherrscherin seines Daseins, seiner autonomen Historie, selber eine Stimme in der politischen Öffentlichkeit verschaffen müsse, wollte er hier nicht auf alles verzichten, so verspürte derjenige seiner Mäzene, welchen er immer mehr als seinen treuesten und wertvollsten erkannte, ein ganz analoges Bedürfnis: auch für den preußischen Staat wurde infolge der Julirevolution die Frage nach einer wirksamen Publizistik im eigenen Interesse täglich akuter.

Namentlich in Süddeutschland schossen die liberalen, regierungs- und preußenfeindlichen Blätter und Zeitschriften wie Pilze aus der Erde und monopolisierten bald die aufgeregte öffentliche Meinung; keine Zensur wollte dagegen helfen. Der König fing an, über die fortgesetzten Zeitungsschmähungen empfindlich zu werden, und ein konservativer Mann wie der Rechtshistoriker Karl Friedrich Eichhorn fand es „unbegreiflich", daß keine Regierung bisher darauf gedacht habe, sich mit scharfen publizistischen Waffen dagegen zu rüsten. Vor allem in Berlin, meinte er, müsse sich etwas Derartiges leicht bewerkstelligen lassen[1]. Dabei konnte er auf die Zustimmung des preußischen Staatsrates Savigny und des Direktors im Auswärtigen Amte, Johann Albrecht Eichhorn, rechnen, denn dieser war schon lange

[1] J. F. v. Schulte, Karl Friedrich Eichhorn, Stuttgart 1884, S. 177.

von der Notwendigkeit einer ausgiebigeren amtlichen Publizistik überzeugt [1].

Freilich standen einer solchen Neuerung die Traditionen des stolzen alten Territorialstaates schroff entgegen, welcher bisher dem halb verachteten, halb gefürchteten Zeitgeiste nur in der „Preußischen Staatszeitung" und einigen offiziösen, meist berichtigenden Artikeln in dem großen Cottaschen Sprechsaal, der „Augsburger Allgemeinen Zeitung", einige widerwillige Zugeständnisse gemacht hatte. Sah es doch aus, wie eine indirekte Anerkennung des lärmenden Pressewesens, welches mit der Demokratie emporgekommen war, wenn man von der olympischen Regierungshöhe in die Niederungen des publizistischen Tagesstreites hinabstieg und so dem Gegner eingestand, daß seine Waffen die besseren seien. Die reaktionären preußischen Halbgötter sperrten sich auch mit aller Macht gegen das täglich dringender werdende Bedürfnis [2].

Dazu kam, daß sich Männer hineinmengten, welche im Grunde weit mehr wollten als eine bloße Abwehr verleumderischer Angriffe, welche Preußen in die Bahn der Öffentlichkeit zu drängen hofften, um es in Deutschland vorwärts zu treiben und es so ihren nationalen und mehr oder weniger liberalen Zielen dienstbar zu machen.

Zu diesen gehörte der angesehene Buchhändler Friedrich Perthes in Gotha, welcher auch Rankes „Fürsten und Völker" und seine „Serbische Revolution" verlegt hatte. Dieser treffliche

[1] Cl. Th. Perthes, Friedrich Perthes' Leben III, Gotha 1855, S. 372 f.

[2] Recht charakteristisch für diesen Geist ist eine von Varrentrapp mitgeteilte Äußerung des preußischen Oberzensurkollegiums vom Frühjahr 1831 („Historische Zeitschrift", Dritte Folge, Bd. 3, S. 44). Ein Ungenannter hatte im März 1831 in einem „Eingesandt" an die „Preußische Staatszeitung" die preußische Haltung und Politik gegen Angriffe eines Pariser Blattes verteidigt. Das erschien dem Oberzensurkollegium als eine unerhörte, nicht zu duldende Zudringlichkeit: es liege „in den Ratschlägen, die der Verfasser zu geben sich erdreistet, und durch welche er entweder die preußische Regierung zu belehren sich erlaubt oder die Absichten derselben, sei es zu wissen, sei es zu erraten, sich anmaßt, u. E. etwas völlig und in hohem Grade Unbefugtes und möglicher-, ja wahrscheinlicherweise schädlich Wirkendes."

Patriot, dessen scharfsichtige, zugleich realistische und doch von idealem Wollen getragene Bemerkungen und Beobachtungen man nur mit Vergnügen liest[1], war gleichsam ein Vorläufer der späteren Gothaer und Nationalliberalen: ursprünglich kein besonderer Freund Preußens, hatte er doch, namentlich seit einem Berliner Aufenthalt im Frühjahr 1825, immer mehr die Überzeugung gewonnen, daß „in Preußen auf das neue die deutsche Nation jugendlich erblühe“[2]; daß ganz Nord- und Mitteldeutschland diesem Staate dereinst anheimfallen müsse, und daß es Pflicht des Deutschen sei, „mit Geist und Sinn sich Preußen zuzuwenden und ihm seine besten Kräfte zu geben“. Als nun die Flutwelle der Julirevolution über die deutsche Öffentlichkeit hinwegfegte, sah er mit Kummer und Besorgnis, wie die öffentliche Meinung sich von diesem zukunftskräftigsten deutschen Staate abwandte und auf revolutionäre und doktrinäre Abwege geriet, während die preußische Regierung stolz und scheu dazu schwieg und so duldete, daß sich die Kluft immer mehr verbreiterte.

Hier mußte etwas geschehen: „Es ist nicht genug, daß Preußen gut preußisch sei, es muß auch sein Verwachsensein mit Deutschland fühlen und darf sich ohne Gefahr für seine Stellung zu Deutschland und für sein eigenes inneres Gedeihen nicht in sich selbst einwickeln und sich abstoßend gegen das übrige Deutschland gebärden.“ „Die preußische Regierung muß hinaus in die Öffentlichkeit, muß die zimperliche Ängstlichkeit ablegen und als Mann in den öffentlichen Kampf hineintreten, und dazu ist gerade jetzt der Augenblick da“[3].

Vertrauend auf langjährige Beziehungen wandte er sich daher im November 1830 an den preußischen Minister des Auswärtigen, den Grafen Bernstorff, und suchte ihn für die Idee

---

[1] Vgl. für das Folgende Bd. 3 des Buches: Cl. Th. Perthes, Friedrich Perthes' Leben. 3 Bde. Hamburg und Gotha 1848—55. Seitdem ist eine ganze Reihe von Neuauflagen erschienen. Im folgenden sind die Seitenzahlen der ersten Auflage angeführt.

[2] a. a. O. S. 326 f.

[3] a. a. O. S. 366 f.

einer offiziösen Publizistik im preußisch-nationalen Interesse zu gewinnen[1]. Freilich wagte er sich dem feinsinnigen und vornehmen, aber bedächtigen, unentschlossenen und überdies kränkelnden Manne gegenüber nicht mit seinen letzten Gedanken sogleich heraus. Unter Hinweis auf die gefährliche publizistische Brunnenvergiftung in Süddeutschland und Sachsen, „diesem Herd schlechter Schreiberei", suchte er zunächst nur, ihm die Gründung einer defensiv gehaltenen, historisch-politischen Zeitschrift mundgerecht zu machen, welche ihm unter den gegebenen Verhältnissen am leichtesten ausführbar schien. Er entwarf den detaillierten Plan einer solchen Zeitschrift: sie solle regelmäßige Referate über alles politisch Interessante und Wichtige bringen, vor allem aber Opposition betreiben „gegen Lüge, Verdrehung, Verfälschung, Verleumdung, die sich fast alle öffentlichen Blätter gegen Fürsten, Staats- und Geschäftsmänner zu Schulden kommen lassen." Sie solle einzig beherrscht sein vom „Geiste der Wahrheit und historischen Treue", denn allein dadurch könne sie Vertrauen und Einfluß bei der Öffentlichkeit gewinnen. „Aufstellungen und Entwicklungen von Prinzipien und Theorien sind zu vermeiden." Der Ton müsse „durchaus erzählend, faßlich, mit historischer Würde, freimütig und frisch", selbst liberal gefärbt, die Ausstattung schlicht und wohlfeil sein. Um immer das Neueste geben und verhandeln zu können, solle alle vierzehn Tage ein Heft von sechs bis acht Bogen erscheinen. „Der Redakteur muß preußischer Patriot im wahrsten und höchsten Sinne sein, das volle Vertrauen des Departements der auswärtigen Angelegenheiten besitzen, Willen und Geist der preußischen Regierung in allen Zweigen kennen. Er muß historischer Schriftsteller sein. Es bedarf eines Mannes, der überall umsichtigen Takt zu halten vermag."

Für Perthes bedeutete eine solche Zeitschrift nur den ersten

[1] Das Schreiben steht a. a. O. S. 367 ff. Außerdem sandte Perthes seinen Entwurf für die Zeitschrift in etwas anderer Form an Varnhagen. Diese Fassung ist mitgeteilt in dem Buche von W. Dorow, Krieg, Literatur und Theater. Leipzig 1845. S. 148 ff.

Schritt zu weit größeren Zielen: sie sollte gleichsam das Eis brechen und dazu beitragen, die sich täglich weitende Kluft zwischen den beiden zukunftsreichsten deutschen Mächten: dem preußischen Staate und der nationalen Seite der Demokratie zu überbrücken und ihr Bündnis anzubahnen. Perthes' Gedanke bedeutete also in seinen weiteren Konsequenzen etwas ganz Ähnliches, wie später das Radowitzische Zusammengehen mit dem „besseren Geiste der Nation", oder wie die „moralischen Eroberungen" der neuen Ära. Er krankte aber wohl auch an denselben Illusionen, wie jene beiden verunglückten Experimente: einmal an einer Überschätzung der Kräfte, welche der Beifall der Öffentlichkeit für die Lösung der deutschen Frage in die Wagschale zu werfen vermochte, und dann vor allem an der optimistischen Täuschung, man könne überhaupt durch freundliches Entgegenkommen, durch sachliche Darlegungen eine leidenschaftliche, von unverantwortlichen Faktoren geleitete Öffentlichkeit, eine noch ungebrochene Demokratie bekehren, sie zum freiwilligen Verzicht auf den wesentlichen Teil ihrer nationalen Machtansprüche bewegen und sie so für den Territorialstaat Preußen bündnisfähig machen.

Bei der Doppelseele des preußischen Staates mußte dieser Vorschlag mannigfach wechselnden Schicksalen begegnen. Graf Bernstorff, der schon längst selber die Unzulänglichkeit der publizistischen Vertretung Preußens empfunden hatte, veranlaßte immerhin Anfang 1831 Konferenzen über die angeregte Frage, und hierbei waren zwar J. A. Eichhorn, Savigny und die Generale von Krauseneck, von Witzleben und Rühle von Lilienstern alle der Ansicht, man müsse der preußischen Regierung eine „ähnlich günstige Stellung in der Presse" verschaffen, „wie sie das englische Ministerium durch sein und seiner Freunde stetes Auftreten im Parlamente habe"[1], aber über das Wie konnten sie sich durchaus nicht einigen; manche meinten sogar, ohne Preßfreiheit werde überhaupt nichts zu erreichen sein. Dazu kam die

[1] a. a. O. S. 373.

entschiedene Gegnerschaft der Reaktionäre, und so rückte die Angelegenheit nicht von der Stelle, bis sich der König im Sommer 1831 durch die steigenden deutschen und ausländischen Preßangriffe persönlich verletzt fühlte und empfindlich begehrte, daß ihnen widersprochen werde. Das benutzte sein langjähriger Vertrauter von Witzleben, um die Dinge von neuem in Fluß zu bringen. Vor allem wünschten die Freunde des Projektes, Perthes möge selbst nach Berlin kommen, um durch sein persönliches Eingreifen die Widerstände zu beseitigen.

Perthes fügte sich und traf am 18. August in der preußischen Hauptstadt ein, fand aber zunächst bei den Gegnern wenig Entgegenkommen: der Polizeimann Wittgenstein argwöhnte, die Sache könne in „böse Hände" geraten; der schönrednerische und superkluge Ancillon behauptete, alle von Staatsbehörden ausgehenden Schriften blieben ungelesen liegen, wie er an seinen eigenen Werken zur Genüge erfahren habe, und die selbstbewußten Idealisten im Altensteinschen Ministerium wollten gar „Preußens Licht nur durch Taten leuchten lassen". Die Vortrefflichkeit der Verwaltung mache Worte überflüssig[1]. Immerhin wurde der bisher unschlüssige Graf Bernstorff, wie schon früher die Minister von Brenn und Graf Lottum, schließlich gewonnen, und ein ausführliches Memoire[2], welches aus den Konferenzen hervorging, bedeutete sogar einen großen Schritt weiter nach dem Ziele hin, welches Perthes von Anfang an vorgeschwebt hatte.

Die Denkschrift stellte nämlich den Plan einer weitgehenden offiziösen Publizistik auf, verriet auch gleich in der Begründung, wohin der politische Kurs gehen sollte. Aus seiner geographischen Lage, seiner politischen Bedeutung folge, daß Preußen dereinst nach außen wachsen müsse, inzwischen aber solle es im Interesse seiner Konsolidation „an inneren Kräften zunehmen und diese entwickeln". Durch die Julirevolution sei nun der bisher erfreuliche Fortschritt nach dieser Richtung unterbrochen, die öffentliche Meinung in Deutschland wie in Europa wende sich

[1] a. a. O. S. 375 f.
[2] a. a. O. S. 376 ff.

immer mehr von Preußen ab, das dem Gegner „ohne gleiche Waffen" gegenüberstehe. Es dürfe daher, zumal bei der Fülle seines „natürlichen Lichtes", den Kampf auf dem Felde der Publizität nicht länger meiden. Die unzweckmäßige Preßgesetzgebung, die Zensurvorschriften würden nun allerdings jeden Erfolg in Frage stellen, und da die Denkschrift die Einführung der Preßfreiheit zunächst nicht zu fordern wagt, so schlägt sie in dieser heiklen Frage einen Mittelweg vor: eine größere Anzahl von Individuen, deren Persönlichkeiten genügende Garantien bieten, soll von der Zensuraufsicht befreit, und aus zwanzig bis dreißig der Besten von diesen Männern eine Art offiziöses Preß- und Korrespondenzbureau gebildet werden. Bei größter Selbständigkeit der einzelnen Glieder und des ganzen Institutes soll dieses doch mit den Staatsbehörden enge Fühlung behalten und die Öffentlichkeit im weitesten Sinne beeinflussen: durch Artikel und Korrespondenzen in einheimischen und fremden Zeitungen, durch Gründung einer neuen Zeitschrift nach Perthes' Plan usw. Die Widerstrebenden und Bedenklichen werden damit beruhigt, daß die ganze Anstalt vorerst ja nur als etwas Vorübergehendes angelegt sei, aber vieldeutig heißt es zum Schlusse: „Was auch im Schoße der Zeiten schlummern mag: völlige Publizität oder gar keine, gleichviel, unsere Anstalt würde ihren Zweck erfüllt haben, wenn sie dazu mitgewirkt hätte, Preußen unversehrt und gekräftigt über eine Krise hinausgeführt zu haben, nach deren Ausgang ihm jede Wahl seiner Bahnen und Gestaltungen unbeschränkt frei stehen kann."

Wie man sieht, hatte Perthes' Gedanke erhebliche Fortschritte gemacht, und der wackere Patriot konnte sich großen Hoffnungen hingeben. Der König und der Kronprinz wurden wenigstens für die Gründung einer historisch-politischen Zeitschrift nach Perthes' Plan gewonnen, und so blieb nur übrig, einen geeigneten Redakteur dafür zu finden.

Bei dieser Personenfrage kamen aber erst die eigentlichen Schwierigkeiten und wahren Widerstände zum Vorschein. Varnhagen von Ense, den Perthes, wenn auch nicht ohne Bedenken,

dafür in Aussicht genommen hatte[1], wurde abgelehnt und weigerte sich auch selbst, das Amt zu übernehmen, denn er mißtraute dem politischen Zustande und mochte überdies fühlen, daß er als notorischer Liberaler den preußischen Regierungsreaktionären gegenüber in einer unhaltbaren Lage sein würde[2]. Wohl aus dem gleichen Grunde scheiterten alle Versuche, einen freigesinnten, erfahrenen Staatsmann zu finden, der allein imstande gewesen wäre, das Unternehmen in Perthes' Sinn zu leiten. Notgedrungen mußte man ein Kompromiß schließen, auf Gelehrte zurückkommen, und nun vereinigten sich alle Stimmen schnell auf Ranke, welchem der bekannte Dichter, damals preußische Regierungsrat, Joseph von Eichendorff helfend zur Seite stehen sollte[3].

Durch die Wahl dieses Redakteurs wurde nun aber eine Nuance in das Unternehmen getragen, welche Perthes bei aller Hochachtung vor dem Historiker für seine Zwecke doch recht bedenklich vorkam, während sie den reaktionären Gegnern des ganzen Projektes wohl nicht unwillkommen war: konnten sie doch in der Person dieses Redakteurs eine Gewähr dafür erblicken, daß der entstehenden publizistischen Schlange von vornherein die gefährlichsten Giftzähne ausgebrochen werden würden.

Unser Historiker, der schon vor und während seiner Reise über ein erhebliches Kapital von Vertrauen bei preußischen Staats-

[1] Vgl. die Briefe Perthes' an Varnhagen vom 24. Dezember 1830 und 3. April 1831, bei Dorow a. a. O. SS. 146 ff, 156 ff. Für eine populäre Wirkung schien ihm indessen Varnhagens „Superfeinheit" bedenklich (C. Varrentrapp, Rankes „Historisch-politische Zeitschrift" und das „Berliner Politische Wochenblatt". „Histor. Zeitschr." Dritte Folge. Bd. 3 S. 48).

[2] Vgl. seine „Blätter zur preußischen Geschichte" Bd. V S. 310 ff.

[3] a. a. O. S. 383. Zu einer eigentlichen Mitarbeit Eichendorffs ist es nicht gekommen, und zwar, wie Stägemann an J. von Olfers schrieb, weil sich nach dem ersten Hefte herausgestellt habe, daß Eichendorff „nicht das erforderliche Zeug" habe (Rühl, Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm III., vorzugsweise aus dem Nachlasse von F. A. v. Stägemann Bd. III. Leipzig 1902. S. 495. Vgl. Varrentrapp, „Histor. Ztschr." III. Folge Bd. 3 S. 58 f. Anm.) Ein von Eichendorff ausgearbeiteter Aufsatz (nach Varrentrapp a. a. O.: „Über Preßfreiheit", publiziert in Bd. 3 der von Franzos herausgegebenen „Deutschen Dichtung" S. 225 ff.) kam nicht zum Abdruck.

gewaltigen aller Schattierungen verfügt hatte, den Gentz mit seiner Freundschaft und Protektion beehrt hatte, der in Italien ein Schützling der Diplomaten gewesen war, erschien nach seiner Rückkehr würdig, in den vertrauteren Umgang hochstehender preußischer Staatsbeamter aufgenommen zu werden. Seine alten liberalen Gönner Varnhagen und Alexander von Humboldt wollten zwar immer weniger von ihm wissen, und Varnhagen erklärte ihn schließlich für „une de mes erreurs“ [1]; dafür tauschte er aber die Freundschaft der Staatsmänner von der historischen Rechtsschule, Savignys und J. A. Eichhorns ein, deren Wesen und Richtung seiner autonomen Historie nahe verwandt und besonders sympathisch war [2]; er kam in nähere Berührung mit den Hallerianern der kronprinzlichen Partei, Radowitz und Leopold von Gerlach, welche an seiner immer schärfer hervortretenden antirevolutionären Ader Gefallen finden mochten [3]; und last not least wurde er ein gern gesehener Gast in dem konservativen Zirkel Ancillons [4], des einflußreichen Erziehers des Kronprinzen, und stärkte so die Bande, welche ihn mit seinem künftigen königlichen Mäzen verknüpften.

Im ganzen hatte also seine Historie, welche ja ihrer inneren

---

[1] In dem schon erwähnten Briefe vom 18. Dezember 1832 an Bettina (Briefe von Stägemann, Metternich usw. S. 304).

[2] Vgl. S.W. 53/4 S. 252, auch die Publikation Varrentrapps: „Briefe von Savigny an Ranke und Perthes“, „Hist. Ztschr.“, III Folge, Bd. 4 S. 330 ff. Im Jahre 1874 hat Ranke für François Mignet, der ihn um Daten für eine Gedächtnisrede auf Savigny gebeten hatte, eine Skizze über den verstorbenen Freund niedergeschrieben. (Mitgeteilt in „Vierzig ungedruckte Briefe L. v. Rankes“, herausgeg. von F. v. Ranke, „Deutsche Revue“ Mai 1904 S. 225 ff.). Darin betonte er, Savignys „allgemeiner Zweck“ sei überall gewesen, „daß die Wissenschaft die Praxis beherrschte, selbst aber auch von ihr neu belebt wurde“. Das war auch Rankes eigene Maxime!

[3] S.W. 53/4 SS. 50, 71. Im Frühjahr 1832 bezog Ranke die Wohnung Leopold v. Gerlachs in dem Hause „Hinter der Katholischen Kirche 2“ (Ernst Ludwig v. Gerlach, Aufzeichnungen aus seinem Leben und Wirken. Schwerin 1903, Bd. I S. 204). Einen „Wohnungsbeweis“ für die fortdauernden Beziehungen Rankes zu den Gerlachs auch in späteren Jahren hat Wiedemann in der „Deutschen Revue“, April 1892, S. 107 konstruiert.

[4] S.W. 53/4 SS. 50 f., 252.

Natur nach Anlehnung bei den Mächtigen und Inhabern der Staatsgewalt suchen mußte, keinen schlechten Tausch gemacht, als sie nunmehr in ein intimeres Verhältnis zum preußischen Staate trat. Trotzdem ging ihm die Entzweiung mit den liberalen Freunden nahe genug, und zunächst fühlte er sich recht vereinsamt. Er hatte aber die Hoffnung noch nicht aufgegeben, auch die breiteren, vom doktrinären Liberalismus beherrschten Schichten der Nation zurückzuerobern; er überwand daher aufsteigende Bedenken und griff rasch zu, als ihm die Redaktion der geplanten historisch-politischen Zeitschrift angetragen wurde. Hier bot sich ihm ja eine Aussicht, für dieses hohe Ziel zu wirken! Vielleicht regte sich auch in ihm ein kleiner Funke politisch-publizistischen Ehrgeizes, angefacht durch das glänzende Vorbild eines Friedrich von Gentz, weiter vielleicht genährt durch den Stimmungsrückschlag, der ihm nach der genußreichen Ungebundenheit seiner Wanderjahre in den engen Berliner Verhältnissen eine großartigere Tätigkeit willkommen erscheinen lassen konnte: es mochte den stillen See, in welchem sich die Höhen wie die Niederungen so unvergleichlich klar spiegelten, einmal ein wenig gelüsten, aus den Ufern zu treten und zu versuchen, selbst schaffend in die Gestalt der Umgebung einzugreifen. Sicherlich war aber der Hauptantrieb der ihm durch den Gang der Dinge gleichsam aufgezwungene Kampf zur Erhaltung und Förderung seiner bedrohten Historie und ihrer Mäzene[1].

[1] An Graf Bernstorff schrieb er über die Motive, welche ihn zur Annahme der Redaktion bewogen: „Niemand kann mehr fühlen (sc. als ich), daß es von Tage zu Tage unerläßlicher wird, die Tatsache unserer einheimischen Entwicklung gegen die Flut fremdartiger Forderungen, die aus ganz verschiedenen Situationen und anmaßenden Theorien entspringen, zu verteidigen. Dazu beitragen, hierin dem Vaterlande und der guten Sache dienen zu können, würde ich für ein großes Glück halten" („Hist. Ztschr." III. Folge, Bd. 3 S. 53). Am bezeichnendsten für das Wesen seiner Aktion ist die Briefstelle an Heinrich Ranke, S.W. 53/4 S. 258: „Mein Grundgedanke ist, von den Theorien weder die eine noch die andere, selbst nicht diejenige, die zwischen ihnen beiden liegt, zu der meinigen zu machen, sondern die Fakten, wie sie sind, just wie sonst die Historie, zu erkennen, zu durchdringen und darzustellen. Die wahre Lehre liegt in der Erkenntnis

Unterstützt von seinen Gönnern[1], welche ihm auf seine dringenden Bitten hin sogar die Selbstzensur bewilligten[2], bemühte er sich alsbald mit Erfolg darum, daß der von Perthes aufgestellte Plan in seinem Sinne abgeändert werde[3].

Schon die technischen Abänderungsvorschläge, welche der autonome Historiker machte, lassen einen wesentlich umgewandelten Geist des Unternehmens erkennen. „Eine Art von Zeitung einzurichten, welche in acht- oder vierzehntägigen Zwischenräumen von dem Neuesten Bericht erstatte", schien ihm untunlich und unwürdig: „Man würde nur dem ärmlichsten Bedürfnisse dienen, das auf tausendfache andre Weise befriedigt werden kann; man würde mit seinen Neuigkeiten doch immer zu spät kommen; man würde gezwungen sein, über alles und jedes zu reden, selbst ehe man genau unterrichtet ist [sic!]; wer fände sich endlich, um sich dazu herzugeben?" So entschloß er sich zu umfangreicheren Heften, die nach Maßgabe der Materialien entweder zwanglos oder in bestimmten Zwischenräumen erscheinen sollten[4]. Die kräftige Polemik, welche Perthes gefordert hatte, entsprach nicht seiner sachlichen Leidenschaftslosigkeit: „Nur Belehrung und Er-

---

der Tatsachen." Auch der Brief, in welchem er Perthes' Mißstimmung zu beschwichtigen sucht, ist lehrreich: dort setzt er auseinander, daß es sein Plan sei, die „inneren Momente" der öffentlichen Meinung „durch wissenschaftliche Erläuterung, durch tiefer eingehende Betrachtung" zu modifizieren („Hist. Ztschr." a. a. O. S. 63).

[1] Perthes schreibt mißmutig von „Ministern und Generalen, Diplomaten und Gelehrten, Poeten und Charakteren jeder Art", die sich eingemischt hätten (Perthes' Leben Bd. III S. 388 f.).

[2] „Hist. Ztschr." a. a. O. S. 61.

[3] Dieser neue Plan Rankes ist veröffentlicht „Hist. Ztschr." a. a. O. S. 53 ff.; an vielen Stellen deckt er sich mit dem Wortlaut der Einleitung zur „Historisch-politischen Zeitschrift".

[4] Nach den Zeitungsprospekten (z. B. Beilage zur „Augsburger Allgem. Ztg." Nr. 4 und 5 vom 4. Januar 1832) waren ursprünglich zweimonatliche Hefte von 10—12 Bogen zum Abonnementspreise von 5 Talern pro Jahrgang geplant. Auf Perthes' Drängen versprach R., so bald wie möglich zur monatlichen Erscheinungsform übergehen zu wollen („Hist. Ztschr." a. a. O. S. 62).

kenntnis, Überzeugung, nicht Überredung" sei beabsichtigt[1]. Vor allem aber verschob er fast unmerklich die Front der geplanten publizistischen Aktion und stellte halb unbewußt das Unternehmen in den Dienst wesentlich andrer Zwecke: von den Perthesschen Sätzen ausgehend, welche im preußisch-nationalen Interesse den Kampf gegen die Verleumdungen gefordert und aus praktischen Gründen die Aufstellung von Theorien verboten hatten, machte nunmehr der Historiker die Bekämpfung seiner speziellen Feinde, der unhistorischen politischen Theorien, zum eigentlichen Angelpunkt des Ganzen; aus dem Unternehmen wurde so eine Art staatlich subventionierter historia militans.

So hatten eigentlich drei sich kreuzende Velleitäten bei der Gründung dieser Zeitschrift mitgewirkt: die erste hatte widerwillig schließlich die Notwendigkeit zugestehen müssen, feindliche Preßangriffe abzuwehren; die zweite wollte für die deutsch-nationale Idee wirken, und die dritte mußte ihrer Natur nach Propaganda für autonome Historie treiben. Einig waren alle drei darin, daß der preußische Staat geschützt werden müsse, aber mit ganz verschiedenen Nuancen, welche auch eine ganz verschiedene Ausführung bedingten: der preußische Staat selber wollte Ruhe vor Preßangriffen haben, Perthes ihn für die deutsche Nation retten, und Ranke vor allem die von den Doktrinären verkannte Individualität eines treuen Mäzens wissenschaftlich wiederherstellen[2]. Bei dem einen handelte es sich also

[1] Vgl. auch den Brief Savignys an K. F. Eichhorn (Schulte, K. F. Eichhorn S. 204), worin er ihm Nachricht von der geplanten Zeitschrift gibt. Diese solle „einen natürlichen Gegensatz bilden gegen die Ultras beider Seiten, doch Polemik meist meidend."

[2] Über das Verhältnis der „Historisch-politischen Zeitschrift" zu Preußen äußert sich Ranke in seinem Plan: man müsse „für das Faktum des preußischen Staates das entsprechende Wort" zu finden suchen. Dadurch würden „die Untertanen erst vollkommen inne werden, was sie an ihrem Vaterlande haben". Selbst für manche zum Liberalismus neigende Beamte werde das von Nutzen sein. Für die moralische Eroberung Deutschlands erhofft er dann Großes, wenn man „die unendliche Entwicklungsfähigkeit eines deutschen, gesetzlichen monarchischen Staates gegen die Beschränktheit einer geschriebenen Konstitution, über deren Auslegung man sich allemal

im letzten Grunde um das konservative Prinzip des alten Territorialstaates, bei dem andern um die Zukunftshoffnung der deutschen Nation, und bei dem dritten um ein wertvolles Objekt der autonomen Historie.

Als nun das Bündnis zwischen eins und drei zustande kam, wurde zwei gleichsam ausgeschaltet. Perthes sah mit steigendem Unmute die Entwicklung der Dinge. Anfangs hatte er noch gehofft, durch geeignete Vorsichtsmaßregeln werde sich aus der Zeitschrift doch noch etwas Brauchbares machen lassen; nach Gotha zurückgekehrt, entwickelte er in einem Schreiben an Graf Bernstorff noch einmal bestimmt und klar seine Ziele und drang auf „nachhaltige und umfassende Tätigkeit“ [1], als er aber Rankes Vorschläge und ihre Genehmigung erfuhr, wollte er bei einem „nur literarischen Kinde“ nicht Gevatter stehen. „Eine wissenschaftliche Quartalschrift“, „nur für höhere Staatsbeamte, für Männer von Fach und für höhere politische Kreise bestimmt, die schon dieselbe Richtung haben, also nicht erst mit vieler Mühe und vielen Kosten gewonnen zu werden brauchen“ [2], entsprach durchaus nicht seinen Absichten; er wollte zurücktreten, und nur durch dringende Vorstellungen seiner Berliner Freunde sowie durch ein versöhnliches Schreiben Rankes [3] ließ er sich endlich bewegen, den Verlag doch zu übernehmen.

Anderseits hatten die rabiaten Hallerianer des Klubs der Wilhelmstraße, Radowitz, Jarcke und die Gerlachs mit ihren hohen Verbündeten, welche von der politisch zahmen historischen Richtung wenig für ihre besonderen Zwecke erwarteten, bereits seit dem Frühjahr 1831 den Plan zu einem eigenen Organ gefaßt [4], welches schon am 8. Oktober 1831 als „Berliner Politi-

entzweien muß, gegen die fade Entscheidung der Stimmenmehrheit in dem Kammersysteme“ heraushebe. Vgl. auch die Stelle S.W. 53/4 S. 68 unten.

[1] Perthes' Leben Bd. 3 S. 384.

[2] a. a. O. S. 389. Vgl. die Briefstelle an Varnhagen bei Dorow a. a. O. S. 166 f.

[3] „Hist. Ztschr.“ a. a. O. S. 62 f.

[4] Vgl. P. Hassel, Joseph Maria von Radowitz Bd. 1. Berlin 1905. SS. 43, 213 ff.

sches Wochenblatt" ins Leben trat. Damit hatte Rankes Zeitschrift eine nicht unbedenkliche halboffiziöse Konkurrenz erhalten. Daß unter den preußischen Regierungsmännern viele gar kein oder doch nur ein halbes Herz für die Sache hatten, verbesserte ihre Aussichten auch nicht gerade. Ranke aber war noch voll Hoffnung. Bei der Überschätzung der politischen Kraft seiner Historie, zu welcher seine Natur so sehr neigte, meinte er: „Eigentlich müsse ihm jedermann beistimmen"[1]; und wenn er leise Gewissensbisse darüber verspürte, daß er ja seiner eigentlichen historischen Schriftstellerei untreu werde, so tröstete er sich mit dem echt Rankeschen Gedanken, daß er „eine bessere Gelegenheit, die Geschäfte, die Lage, die Interessen der gegenwärtigen Welt kennen zu lernen", so leicht nicht wieder finden werde[2].

Unter solch merkwürdigen Auspizien erschien Anfang März 1832[3] das erste Doppelmonatsheft von Rankes Historisch-politischer Zeitschrift.

Das Vorwort[4], welches in gebildeten, vornehmen, aber auch recht unbestimmten und bisweilen dunkeln Wendungen Absicht und Charakter des Unternehmens enthüllen will, bezeichnet alsbald die Gegner, welche zurückgedrängt werden sollen: es sind die politischen Theorien von rechts und links, vor allem die siegreiche Linke, welcher die Massen anhängen. Ihr gegenüber steht die von rechts „zwar in heftiger, aber unleugbar schwacher und nur immer aufreizender Opposition"; ihre Gefährlichkeit ist also eine mehr negative: sie stärkt indirekt die eroberungssüchtige Linke. Gegen diese wird sich Rankes Aktion vor allem richten müssen. Bitter beklagt er den Schaden, den diese Theorien anrichten: während die Scholastik der mittleren Jahrhunderte sich nur beschäftigt habe, „die intellektuelle Welt" ihren Distinktionen zu

[1] S.W. 53/4 S. 50.

[2] S.W. 53/4 S. 258.

[3] Anzeige des 1. Heftes in der „Allgemeinen Preußischen Staatszeitung" Nr. 58 vom 27. 2. 1832 unter „Literarische Nachrichten"; zuerst im Inseratenteil angekündigt in Nr. 64 vom 4. März.

[4] Wieder abgedruckt S.W. 49/50 S. 3 ff.

unterwerfen, sei diese neue Scholastik gar bemüht, „die reale Welt" nach ihren Schulmeinungen einzurichten.

Hierzu sei eine prüfende Frage gestattet. Dieser autonome Historiker ist ja seinem innersten Wesen nach selbst ein Geschöpf der „intellektuellen Welt", des deutschen Jahrhunderts reinen Denkens und Dichtens; was ist das wohl für eine „reale" politische Welt, welche er so ganz besonders gegen die Übergriffe der Theorien sichern möchte? Ist das etwa eine Welt politischer Leidenschaft, eine Welt des Kampfes, des Willens zur Macht, welche ihm vielleicht durch ein Übermaß von Reflexion, von schiefer Theorie gelähmt erscheint? Gilt es etwa, an irgendeiner Stelle diesen entscheidenden Faktor, ohne welchen in der realen Welt nichts Großes zustande kommt, von hemmenden theoretischen Fesseln zu befreien, um ihn so zum ersehnten Siege zu führen? Schwerlich, müssen wir sagen, denn gerade dieses neue, höchst reale Element der politischen Leidenschaft ist dem autonomen Historiker fremd und unheimlich; indem er die Theorien angreift, wendet er sich im Grunde gegen es: hier steht sein wahrer Feind. Denn nicht so liegen die Dinge recht eigentlich, daß die intellektuelle Theorie diese reale und schöpferische Welt des politischen Willens übermeistert hätte, sondern dieser neue politische Voluntarismus der Massen hat die Theorien aus seinem neuen politischen Bedürfnis heraus adoptiert und geboren, was ihm ja freilich durch die altüberkommene Denker- und Dichterhypertrophie und die daraus entspringende Neigung zum Doktrinarismus wesentlich erleichtert wurde. Mit dieser nur halb intellektuellen Waffe bedroht er nunmehr Rankes autonome intellektuelle Welt, sein historisches Denken, in welchem sich zwar die realen Dinge mit unvergleichlicher Klarheit spiegeln, das aber seinem Wesen nach doch nur ein Spiegel dieser Dinge bleibt. Das ist wohl vor allem die bedrohte „reale Welt", für welche der Historiker in die Schranken tritt: eine Welt der politischen Erkenntnis, nicht des politischen Willens. Bezeichnend für seinen souveränen Intellektualismus ist, daß ihm der Gegner vorwiegend unter der Gestalt der intellektuellen Verirrung, der

Theorie, erscheint, daß er sie für alles Unheil verantwortlich machen möchte. Hier begreift er den Feind, weil er ihm innerlich homogen ist, hier fühlt er sich ihm auch gewachsen. Solange er historisch-politische Erkenntnissünden der Theorien geißeln kann, wird er im rechten Elemente sein, wo er aber zum Quell aller dieser intellektuellen Verirrungen, zur politischen Leidenschaft, vordringt, da wird er sich einem fremdartigen, unheimlichen Wesen gegenübersehen, gegen welches ihm die rechten Waffen fehlen: er wird hier versuchen müssen, sein intellektuelles Öl auf die wilden Wogen zu träufeln. Gelänge es ihm, so würde er an Stelle des Willens die Betrachtung setzen und somit die Gegner, vor allem die Demokraten, gewissermaßen in historisch-politische Hamlets verwandeln. Das könnte ja nun freilich seinen Gönnern, den Regierungen, ganz recht sein! Seine „historische" Politik verficht den Anspruch, daß die Menschen, wie er es früher einmal ausdrückte, ihre politische Meinung „auf Historie, das ist Erforschung der Tatsachen" zu gründen haben und nicht umgekehrt; sie proklamiert die Priorität der politischen Erkenntnis über den politischen Willen; sie vertritt im Grunde den Herrschaftsanspruch des intellektualistischen achtzehnten Jahrhunderts über das voluntaristische neunzehnte.

So ist denn auch das, was er nun als wahre politische Weisheit den stürmischen Theoretikern entgegenhält, das, „was alle Zeiten Politik und was sie Urteil genannt haben", ein echtes Produkt seines beschaulichen Intellektualismus, der vor der Leidenschaft, vor allen die Ruhe des Erkennens störenden Krisen und Katastrophen zurückflieht, der damit auf eine Politik der großen Mittel und Erfolge verzichtet und ihr „ruhigen Fortgang, schrittweise sichere Entwicklung" als ängstlich-solide Ideale entgegenhält. Nun war das ja freilich dem politischen Zustande des Preußen von damals nicht unangemessen, dessen Doppelseele seit Stein-Hardenberg es auf Schritt und Tritt lähmte und es zwang, auf große, augenfällige Taten so lange zu verzichten, bis es die widerstrebenden Tendenzen in seinem Innern zu einer neuen, wirksamen Einheit verschmolzen hätte.

Das taktische Mittel, durch welches Ranke zu siegen hofft, kann nicht die Aufstellung einer neuen unhistorischen Theorie sein, etwa einer der rechten Mitte, „welche doch nichts anderes als wieder Theorie, Dogma, Schulmeinung sein könnte", er entnimmt es vielmehr dem Arsenal seiner autonomen Historie. Jedweder soll „nach dessen eigenem Standpunkt, nach dem ihm innewohnenden Bestreben" gewürdigt, es soll „das Recht einer unbedingten, aus ihrem eigenen Prinzip lebenden Existenz" verteidigt, „die ursprüngliche Mannigfaltigkeit der Tatsachen" hervorgehoben werden. Die verkehrten Verallgemeinerungen der Theorien sollen also durch Würdigung des Besondern, des Einzelnen, durch Rankes historisch-individualistische Idee mit ihrem leicht transzendentalen Beigeschmack erschüttert werden. Vor allem wird er wohl versuchen müssen, die einzelnen Nationen und Staaten, welche bei ihm, dem Entdecker der politischen Kunst, als „geistige Wesenheiten", als höhere Individuen die ausschlaggebende Rolle spielen, aus dem uniformen Anstrich der Theorien herauszulösen.

Könnte nun wenigstens diese sich für Politik haltende Historie ihren Gegnern energisch zu Leibe gehen, für ihren Intellektualismus mit Leidenschaft eintreten, — aber damit würde sie ja wieder die eigene Natur verleugnen! Auch den Theorien muß also Ranke seine mild-betrachtende Behandlung angedeihen lassen, er darf sie nicht einmal „bekämpfen", er muß auch ihnen den Schutz der individualistischen Idee zugestehen: „An ihrem Orte, in ihrer Stelle" sollen die Theorien berechtigt sein, es soll ihnen „das nämliche Recht wie jeder andern Erscheinung" zugebilligt werden.

Die Frage drängt sich auf, nach welchen untrüglichen Erkenntniskriterien man denn den rechten Ort der Theorien bestimmen könne, und damit ein Einwand, welcher an den Fundamenten seiner „historischen" Politik rüttelt. Darf er denn als autonomer Historiker überhaupt den Theorien einen anderen Ort zuweisen, als den, welchen sie tatsächlich einnehmen? Darf er, der nur erkennen, begreifen will, der die Dinge nehmen muß,

wie sie sind, überhaupt behaupten, ein Ding, das er irgendwo antrifft, habe dort kein Recht zu sein? Sündigt er damit nicht gegen die eigene Natur, gegen den „innerlichen Gott"? Ranke glaubt, aus dieser Schwierigkeit herauszukommen, sich dem „Anspruch auf Alleinherrschaft" der Theorien widersetzen zu können, ohne seiner autonomen Erkenntnis etwas zu vergeben. Er wird das Recht andrer, wie ihm scheint, bevorzugter Individualitäten, vor allem, wie sich noch zeigen wird, das der Nationen und Staaten dagegen aufrufen. Diese erscheinen ihm ja theoretisch mit Vorliebe als zwar nicht völlig unsterbliche, aber doch recht zähe und elastische, leicht im Transzendentalen verankerte Individuen, als Offenbarungen Gottes mit bestimmter Kulturmission, deren historisch erfaßbare, immerhin etwas geheimnisvolle Eigenart ihnen die Linien ihrer Entwicklungsmöglichkeiten ziemlich genau vorschreibt. Ihre höhere Individualität entscheidet über Berechtigung oder Nichtberechtigung der subalternen Theorie. Nach Ranke wird nun der bei weitem größte Teil der Theorie — und damit implizite der Demokratie — außerhalb der von Gott gewollten historischen Grenzlinien deutsch-nationaler und -staatlicher Eigentümlichkeiten fallen. Auf diesen nach der Erkenntnisseite hin bedenklichen Satz wird er seine praktisch wirksamsten Apostrophen stützen. Es ist fast, als ob der Politiker nur von den kleinen Schwächen des Historikers leben könnte!

Unter den möglichen Einwänden, welche sich Rankes Geist darbieten, ist der erste fast der bezeichnendste. Würde mit dieser Aktion auch nicht den Interessen „der eigentlichen Wissenschaft" zu nahe getreten werden? Im Gegenteil, meint er: „ihr, welche immer beflissen ist, sich an der Wahrheit der Dinge zu prüfen und zu ergänzen, würde vielmehr ein Dienst erwiesen werden." Damit verrät sich deutlich der Charakter des Unternehmens: es ist historia militans.

Weiter könnte man ihm einwenden, daß sein Verfahren, große, festgeschlossene und allgemein anerkannte politisch-moralische Systeme zu zerstören und an ihre Stelle ein buntes Neben- und Aufeinander gleichberechtigter historisch-transzendentaler In-

dividualitäten zu setzen, dem Zeitalter den unbedingt notwendigen politisch-moralischen Halt rauben würde, daß daher er und seine Gesinnungsgenossen in Gefahr seien, „ohne Richtmaß und feste Regel in die Irre zu geraten". Aber durch diesen Einwurf fühlt sich Ranke ganz und gar nicht getroffen, denn gerade jene vielgepriesenen universalen Parteisysteme sind es, welche die ewigen sittlichen Maßstäbe verwirren: „Das System oder die Partei, — die man ein lebendes System nennen kann, — veranlassen leicht, das Verwerfliche sowohl als das Lobenswürdige zu verkennen, weil es ihnen widerspricht." Seine historische Betrachtungsweise dagegen, welche ihm im Lichte der Jahrhunderte eine endlose Mannigfaltigkeit des Werdens und Vergehens zeigt, erhebt über jene begrenzte, ephemere und zweideutige Parteimoral, sie stellt die wahre, unwandelbare Sittlichkeit wieder her, welche das Urteil der Jahrhunderte bestimmt. „Die Einsichtigen aller Zeiten wußten, was gut und groß, was erlaubt und Rechtens, was Fortschritt und Verfall ist. In großen Zügen ist es in die menschliche Brust geschrieben: ein einfaches Nachdenken genügt, um es aufzufassen. Wenn alle die Klügeleien unsrer Weisheit und unseres Irrtums lange vergessen sind, werden die kommenden Jahrhunderte uns danach richten."

Nachdem er so einige mehr intellektuelle und moralische Einwände abgefertigt hat, kommt er erst zu dem entscheidenden politischen, zu der Frage: wird dieses Unternehmen auch den praktisch-politischen Bedürfnissen der Zeit gerecht? Er meint ihnen nicht zu widersprechen, ihnen vielmehr einen großen Dienst zu erweisen. „Nichts ist dringender, als den Unterschied zwischen gesetzmäßigem Fortschritt und ungeduldig zerstörender Neuerung, zwischen verständiger Beharrlichkeit und einer einseitigen Behauptung des Veralteten und nunmehr Leblosen in Erinnerung zu halten." In ihrem eigensten politischen Interesse will er daher die Zeitgenossen dazu erziehen, „einzugehen auf das Ereignis, seine Bedingungen und Forderungen, das Mißverhältnis zwischen der Absicht und den Erfolgen, das oft so schneidend ist, zu beobachten, die Natur des Gegenstandes mit bestem Fleiße

zu erforschen." Könnten wenigstens seine theoretisierenden Zöglinge hierbei fühlen, daß sie durch eine Erziehung zu realpolitischer Einsicht mit wirksameren Waffen für ihren endlichen Sieg ausgerüstet werden sollen, sie würden dann vielleicht nicht unempfänglich bleiben, zum mindesten die gute Absicht dankbar anerkennen. Aber instinktiv werden sie ahnen, daß diese vorgeschlagene historisch-politische Erziehung sich gegen ihr politisches Wollen selber richtet, sie mit dem maleficus, dem Zweifel an den eigenen politischen Ansprüchen und Idealen infizieren würde. Schwerlich werden sie daher anerkennen, daß Rankes historisch entwickelter, „gesetzmäßiger Fortschritt", seine „verständige Beharrlichkeit" ihren Bedürfnissen genüge, sondern diesen wohlmeinenden Intellektualismus als etwas Hemmendes von sich abwehren.

Im Grunde fühlt das sogar Ranke selbst ein wenig; er sucht sich daher zunächst eine geeignetere Schicht aus, die er bearbeiten will, um dann von ihr aus zu größeren Erfolgen zu schreiten: „Es gibt in Deutschland so viele wohlgesinnte, ruhige, verständige Männer, welche Fähigkeit und Neigung haben, das Wesen von dem Scheine zu unterscheiden. Sie sind das Publikum, das wir zu erwerben suchen. Ihrer Überzeugung einen Mittelpunkt zu geben und sie, soviel an uns liegt, zum öffentlichen Bewußtsein zu bringen, würde unser Ehrgeiz sein." Es ist sozusagen eine Partei der „Intellektuellen", die er hier zum Schutze seines Historizismus begründen möchte. In unseren Tagen würde er vielleicht für ein solches Unternehmen günstigere Bedingungen vorfinden; denn inzwischen ist der Ansturm der liberalen Bourgeoisie durch die Kollision mit der Offensive des preußischen Staates gebrochen worden, und auf ihren zersetzten Trümmern hat sich eine reiche Flora von „Intellektuellen", eine Art dekadenter Renaissance autonomen Denkens und Dichtens entwickelt. Eine solche politisch bedeutsame öffentliche Schicht existierte aber damals in nennenswertem Umfange noch nicht: die große Masse der bürgerlichen Demokraten wurde noch durch jugendlich-doktrinäres politisches Wollen und Hoffen unter den

Fahnen ihrer liberalen Theorie zusammengehalten und mußte notwendig für solche rein intellektuellen Zweifel an ihren Idealen unempfänglich bleiben.

Nachdem Ranke so im ersten Teile des Vorwortes gleichsam die Generalidee seiner Aktion auseinandergesetzt hat, wendet er sich nunmehr in der zweiten Hälfte der Durchführung im einzelnen zu und trifft seine Dispositionen für die verschiedenen Abschnitte des projektierten Feldzuges gegen die Theorien.

Weil die Theorien als Welteroberinnen auftreten, muß er auch das ganze von ihnen angegriffene Gebiet verteidigen und sich gleichfalls auf eine universale Basis stellen. In Aufsätzen über die „neueste allgemeine Geschichte" seit 1789, vornehmlich aber seit 1815 — also seit dem Auftreten der bedrohlichen neuen Macht — wird er die „innere Entwicklung der europäischen Staaten" darlegen und hierbei gegenüber der theoretischen Schablone „die ungemeine Mannigfaltigkeit europäischer Zustände, die sich schon dem Reisenden unmittelbar aufdrängt, sowohl in der Schärfe ihrer Erscheinung als in ihrer tiefer begründeten Notwendigkeit hervorspringen" lassen. Ja, als kluger Stratege wird er versuchen, den Stoß gerade auf das zu richten, was als das Herz des Gegners erscheint[1]: er wird die relative Unanwendbarkeit der Theorien „selbst in jenem Lande" nachweisen, „aus dem sie wenigstens in der Form, in der man sie heutigestags verkündet, großenteils stammen, dessen Zustände sie schon so oft umgeformt haben und immer wieder umformen, wo nunmehr nicht viel weniger die Interessen auf ihrer Seite sind als die Überzeugungen."

---

[1] Hierin folgt Ranke einer überwiegenden Richtung in der deutschen Publizistik von damals. Weil die Zensur eine ausgiebige Besprechung einheimischer Dinge verhinderte, wandten die deutschen Zeitungen und Zeitschriften ihr Hauptinteresse mehr noch, als es vielleicht sonst geschehen wäre, den parlamentarisch-publizistischen Kämpfen im demokratischen Musterlande Frankreich zu. Vgl. auch die interessanten Notizen, welche L. Salomon in Bd. 3 seiner „Geschichte des deutschen Zeitungswesens" (SS. 261 f, 325 f.) über die unverhältnismäßig große Anzahl von Exemplaren Pariser Blätter mitteilt, welche damals in Preußen durch die Post bezogen wurden.

Ist nun gar im Mutterlande der Theorien, in Frankreich, ihre Anwendung gefährlich, so muß sie es doppelt sein „unter Nationen ganz anderer Natur, in der Mitte ganz verschiedenartiger Einrichtungen". Damit leitet er zu einer zweiten Klasse von Aufsätzen über, welche sich mit den deutschen Verhältnissen beschäftigen sollen.

Er gelangt so zu den Dingen, welche für seine Leser wohl das größte politische Interesse hatten; denn die Lösung der deutschen Fragen stellte doch das oberste Zeitbedürfnis für sie dar. Gerade weil die liberale Theorie trotz ihrer französischen Herkunft und Maske hier mit Versprechungen nicht kargte, weil sie ein freies und einheitliches Deutschland in Aussicht stellte, drang sie so machtvoll in der deutschen Öffentlichkeit vor. Es mußte für das Schicksal des Rankeschen Unternehmens so gut wie entscheidend werden, was es in dieser politischen Kardinalfrage den Zeitgenossen zu bieten hatte.

Die Berechtigung der nationalen Idee, des deutschen Einheitsgedankens an sich, muß nun Ranke freilich anerkennen. „Immer wird uns die Idee des gesamten Vaterlandes vor Augen stehen," versichert er. Aber die damit verbundenen, doktrinären und leidenschaftlichen demokratischen Regungen sind seinem Historikerempfinden höchst widerwärtig; er möchte den Theorien die scharfe nationale Waffe entreißen und dieses wirksame Instrument gerade gegen sie kehren. Eben die dem Auslande abgeborgten Theorien mit ihrer „seltsamen Mischung von Haß und Bekehrungssucht" sind ihm die wahren nationalen Schädlinge, welche „um politischer Ansichten willen" die Entzweiung Deutschlands vermehren und seine Zukunft kompromittieren. Vor allem bedrohen sie das Rückgrat des nationalen Daseins: die deutschen Staaten und damit das „oberste Bedürfnis — der Sicherheit, des Rechtes und des Gesetzes, der ungehinderten Entfaltung aller Kräfte, der Stärke nach innen und außen". Er spricht so im wesentlichen der neuen Macht des Jahrhunderts, der politischen Demokratie, ihren nationalen Beruf ab; dieser muß daher den Territorien, Rankes Mäzenen, zufallen. Wie stellt er sich nun

aber die Lösung dieser von ihm anerkannten nationalen Aufgabe durch die deutschen Territorialgewalten vor?

Denkt er sich — wenn auch nur ganz im geheimen — eine von ihnen als Eroberin, als Hegemoniemacht Deutschlands und so ein künftiges, national drapiertes Reich, das zwar nicht nach dem eigentlich nationalen, demokratisch-unitarischen Schema konstruiert ist, in dem aber die Souveränität der übrigen Territorien zum mindesten stark beschnitten erscheint? Selbst wenn er innerlich etwas Derartiges billigte, dürfte er nun freilich als offiziöser Publizist des Preußen von damals ein so sensationelles Eisen- und Blutprogramm nicht laut aussprechen, aber es widerstrebt auch seiner Natur ganz und gar. Ein solches brutales, Individuen vergewaltigendes Territorium würde ihm wohl nicht viel weniger abstoßend und unheimlich erscheinen als die leidenschaftliche und eroberungslustige Demokratie; riefe er solche Geister wider seine Gegner auf, so würde er gleichsam den Teufel durch Beelzebub austreiben! Nein, gerade in der Erhaltung und Ausgestaltung dieses vielfältigen territorialen Nebeneinanders und allenfalls des lockeren bundestäglichen Zentralorgans sieht er die beste Garantie für die nationale Zukunft. Die gegenseitigen Rivalitäten der deutschen Territorien — diese wirksamsten Hindernisse der deutschen Einheit — verlieren so bei ihm fast alle offensive Kraft; sie verflüchtigen sich zu einem liebenswürdigen „Wetteifer" im Dienste des Gesamtvaterlandes. Um so heller beleuchtet er ihre gemeinsame Frontstellung gegen die Theorien. Einem jeden dieser territorialen Individuen vindiziert er nachdrücklich das Recht, seine Einrichtungen nach dem eigenen, inneren, historisch gewordenen Bedürfnis unabhängig von den Ansprüchen der Theorien auszugestalten: damit werde auch die nationale Gesamtforderung am besten erfüllt werden. „Eine gewisse Autonomie haben die deutschen Fürstentümer für ihre inneren Einrichtungen immer gehabt; sie haben solche gegenwärtig vollständiger als je; es ist nur zu wünschen, daß sie ihr Bestes auf die ihnen angemessene Weise tun, ohne den Phantomen des Auslandes nachzujagen; aus der Gleichartigkeit unseres

nationalen Daseins wird alsdann bei mancher Verschiedenheit im einzelnen eine große Einheit im ganzen notwendig hervorgehen."

In diesem Rahmen erscheint auch der Auftraggeber und Hauptmäzen Rankes, der preußische Staat, als ein zwar hervorragendes und bevorzugtes, aber zugleich als ein durchaus harmloses territoriales Individuum: er verbreitet keine Spur von Raubtiergeruch! Ranke wird sich zwar „vorzüglich bemühen, den Zusammenhang der Institutionen des preußischen Staates zu erläutern, seine Richtung und innere Entwicklung aufmerksam zu begleiten, dem Faktum desselben das bezeichnende Wort zuzugesellen," aber von der preußisch-nationalen Offensive, die Perthes insgeheim vorschwebte, ist nur wenig übrig geblieben; höchstens hofft er im stillen, daß eine objektive Darlegung preußischer Erfolge andere Staaten zur Nachahmung anspornen und so Preußens moralische Autorität verstärken werde[1]. Jedenfalls soll aber die preußische Entwicklung nirgends die berechtigte Eigenart anderer Territorien vergewaltigen: „Sollten wir aber deshalb mit denen Krieg führen, die einen anderen Weg einschlagen? Gelinge es ihnen nur, die höchsten Zwecke zu erfüllen, stark zu sein, wohlgeordnet, gerecht, in menschlich reiner Ausbildung und wahrer Wohlfahrt fortzuschreiten, übrigens aber ihre Landschaften, sowie das gesamte Vaterland, das man mit unerträglicher Zerwürfnis bedroht, ihresteils in Eintracht zu erhalten." Und selbst diese eingehendere Beschäftigung mit Preußen entspringt ja nicht in erster Linie dem politischen Willen eines Patrioten, der seinen Staat in der Welt vorwärts zu bringen strebt, sondern vor allem dem erhaltenen Auftrage und dem Mißbehagen des Historikers über die verkehrten Darstellungen, welche die liberale Theorie mit Vorliebe über Preußen in Umlauf setzt. Zieht man das Dankbarkeits- und Pflichtgefühl ab, das aus der Mäzatenstellung Preußens und dem amtlichen Auftrag entspringt, so würde er sich vielleicht mit ähnlich eingehendem Eifer auch

[1] Vgl. die hier im Vorwort unterdrückte Stelle in Rankes Plan. „Hist. Ztschr." a. a. O. S. 57.

Österreichs oder Bayerns, ja selbst Karthagos oder Venedigs annehmen, wenn es den Doktrinären etwa einfallen sollte, diese Staaten der Vergangenheit zum Gegenstand ihrer intellektuellen Vergewaltigungen zu machen. Ein „preußischer Patriot im wahrsten und höchsten Sinne", wie ihn Perthes verlangt hatte, konnte nun einmal dieser Redakteur seiner im Grunde unpolitischen Natur nach nicht sein.

Wer, wie er, „die großen Emergenzien der gegenwärtigen Zeit beobachtend begleiten" will und damit wahre Politik zu treiben meint, der gleicht einem Zuschauer, der auf der Tribüne dem Wettrennen beiwohnt und sich dabei selbst für einen Wettläufer hält: freilich mag er die Kräfte der Konkurrenten, die Hindernisse auf der Bahn und damit die Aussichten des einzelnen Kämpfers oft weit richtiger abschätzen als der von seinem Willen zum Siege getriebene, in blindem Eifer einherstürmende Bewerber um den Lorbeerkranz, aber er selbst bleibt doch stets außerhalb des Rennens und wird auf dieses auch keinen wesentlichen Einfluß ausüben, wenn er nach seiner besseren Einsicht den Siegespreis schon im voraus verteilen möchte.

Weil es Ranke eben vor allem um Förderung der historischen Erkenntnis zu tun ist, so darf er sich auch nicht damit begnügen, die politischen Ereignisse der Gegenwart einfach zu beschreiben, er muß vielmehr genetisch verfahren: „Es wird notwendig sein, die wichtigen Fragen, welche das Publikum beschäftigen, durch ihre historischen Momente so weit zu führen, daß man sehe, worauf es ankommt, und den Beschluß, welcher gefaßt wird, vollständig zu beurteilen, als das Glied einer großen Reihe zu betrachten instand gesetzt werde."

Damit hat er die Bahn frei gemacht für eine dritte Klasse von Aufsätzen, welche sein Wesen am reinsten wiederspiegeln: in „Aufsätzen historischen Inhalts" wird er seine autonome Historie, um die es ihm im Grunde zu tun ist, seinen Lesern direkt, ohne politische Einkleidung vorführen; denn es „liegt in der Geschichte eine unerschöpfliche Belehrung, jeder wichtige Moment hat unfehlbar einen Bezug zu uns: man könnte sagen, daß er niemals

ganz vorüber sei, immerfort wirkt er nach." Man sieht, wie beredt er seine Historie den Zeitgenossen anzupreisen weiß! Daran werden sich Aufsätze „allgemeinen Inhalts" und Auszüge aus Flugschriften und Zeitungen schließen, welche „den Gang der öffentlichen Meinung in den verschiedenen Ländern von Europa so viel möglich zur Anschauung bringen" wollen.

Der Schluß des Vorwortes faßt noch einmal das Wesen des Unternehmens in die Worte zusammen: „So wäre unsere Absicht, nach und nach das Wichtigste zu umfassen, was ein denkender Zeitgenosse zu erfahren wünschen kann, um seine Zeit nicht nach irgendeinem Begriff, sondern in ihrer Realität zu verstehen und völlig mitzuleben. Dies in dem Geiste eingehender Erforschung zu versuchen, in dem Geiste reiner und unparteiischer Wahrheitsliebe, das ist unser Vorsatz."

In zwei innerlich zusammmenhängenden Aufsätzen, welche die Überschriften tragen: „Über die Restauration in Frankreich" und „Frankreich und Deutschland", geht er nunmehr an die Durchführung dieses Programms. Diese Aufsätze gehören den Abteilungen eins und zwei seiner Disposition, also dem vorwiegend politischen Teil des Rankeschen Feldzugsplanes an; eingeflochten in eine große Übersicht des Ganges der Dinge seit 1814 bringen sie im wesentlichen sein historisch-politisches Ideengerüst, so daß für seine Leser eine Grundlage geschaffen wird, auf der Ranke dann weiter bauen kann. Spätere Aufsätze der gleichen Gattung ergänzen oft nur Lücken dieses historisch-politischen Grundgemäldes und führen einzelne Teile genauer und breiter aus.

Der erste Aufsatz[1] trägt den Krieg sogleich in das feindliche Land: seine Aufgabe ist, die angeblich allgemeingültigen Theorien als Ausflüsse rein französischer Vorgänge nachzuweisen und so das Übel möglichst zu lokalisieren.

Mit überzeugender Klarheit wird der Verlauf der Restauration in Frankreich geschildert: es wird gezeigt, wie die Rück-

[1] Wiederabgedruckt S.W. 49/50 S. 8 ff.

kehr der Bourbonen nach dem Sturze Napoleons sowohl für Sieger wie für Besiegte eine Notwendigkeit war, wie aber durch sie das alte legitimistische Frankreich zu neuem Leben erwachte und mit seinen Ansprüchen dem neuen, im Besitz befindlichen Frankreich der Revolution entgegentrat. So ist es zur Bildung zweier feindlicher Bevölkerungen, gleichsam zweier verschiedener Nationen gekommen, welche sich in den Theorien die Waffen geschmiedet haben, mit denen sie einander auf Schritt und Tritt bekämpfen; die Charten selber stellen Kompromisse zwischen beiden Gegnern dar, um deren Auslegung ein nie ruhender Streit tobt. Es wird weiter gezeigt, wie Ludwig XVIII., der grand seigneur des aufgeklärten 18. Jahrhunderts, der in der neuen Welt nicht recht heimisch zu werden vermag, an der ungeheuer schweren Aufgabe scheitert, beide Welten miteinander zu versöhnen, wie in dem Napoleon der hundert Tage die Revolution von neuem die Herrschaft an sich reißt. Aber diese siegreiche Revolution spaltet sich nun selbst wieder in zwei Teile: die begehrlichen, gärenden Massen sehen in Napoleon ihren Abgott; aber er wagt es nicht, die Anarchie des Jakobinismus aufzurufen, denn er hofft noch auf Ordnung, Versöhnung, Frieden; die höheren, besitzenden und gebildeten Schichten dagegen fürchten die Wiederkehr des Militärdespotismus; sie sind von konstitutionellen Ideen durchdrungen, und vergebens sucht Napoleon durch liberale Konzessionen ihr Mißtrauen zu besiegen. Als er nun bei Belle-Alliance unterliegt, da findet er keinen Rückhalt bei ihnen; die liberale Kammer glaubt vielmehr den Augenblick gekommen, die Macht in Frankreich an sich zu reißen: sie wird freilich alsbald von den Verbündeten fortgefegt. Wieder bleibt die Rückkehr Ludwigs XVIII. schließlich der einzige Ausweg; aber nun ist die Aufgabe der Versöhnung fast unlösbar geworden; heftiger als je tobt der Kampf der zwei feindlichen Welten, zwischen welchen das Königtum der Restauration endlich zerrieben wird.

Das erzählt Ranke mit der Sachlichkeit, Übersichtlichkeit und einleuchtenden Schärfe, in welcher er Meister ist. Nur hin und

wieder einmal sucht eine eingestreute Bemerkung politische Nutzanwendung aus dem Geschilderten zu ziehen oder eine solche vorzubereiten. Die eigentliche Aufgabe, dieses Material politisch auszumünzen, fällt vielmehr dem zweiten Aufsatze „Frankreich und Deutschland“ [1] zu.

Hier soll zuerst untersucht werden, „welchen innern Zustand der europäischen Länder die Revolution fand, wie sie auf ihn einwirkte und ihn abänderte, welche Rückwirkungen hierauf im Gefolge der Ereignisse eingetreten sind.“ Auf dieser Grundlage wird dann Ranke der „eigentlich politischen Frage“ näher treten, „auf die es dem gegenwärtigen Augenblick vor allem ankommt.“

Als Leitmotiv schickt er seinen Untersuchungen den Satz voran: „Allerdings haben Revolution und Restauration in ganz Europa, sie haben auch bei uns Analogien gehabt; allein es fehlt viel, daß sie sich in irgendeinem Lande, daß sie sich bei uns in ihrem Wesen wiederholt hätten.“

Italien liefert ihm das erste Beispiel: obwohl es mit Frankreich so nahe verwandt, so eng verbunden ist, zeigt es doch wesentlich andre Erscheinungen; die Unruhen dort beruhen nach Ranke vor allem darauf, daß die Regierungen die Interessen der alten, landbesitzenden Stadtaristokratien verletzt haben.

Und nun gar die deutschen Dinge: weder in Revolution, noch in Restauration sind sie den französischen gleich! Nirgends ist hier wie in Frankreich eine „neue Generation“ entstanden, und die Neuerung, welche man mit der französischen Revolution vergleichen könnte, ist hier gerade „im Bunde mit den Fürsten vollbracht worden“. Sowohl die Säkularisationen als auch die Mediatisierungen dienten fürstlichen Interessen, und Preußens Reform entsprang nicht der Theorie, sondern dem Erneuerungsbedürfnis des lebenskräftigen Staates nach seinem Zusammenbruch: sie geschah nicht in Nachahmung, sondern „im Gegensatz gegen die Fremden“. „Sie gründete sich auf den gesetzmäßigen Willen des Fürsten, der kein andres Interesse hatte, als das In-

[1] Wiederabgedruckt S.W. 49/50 S. 61 ff.

teresse des Ganzen und der Nation." Ebensowenig glich die deutsche Restauration der französischen: sie bestand vor allem darin, „daß man die Fremden verjagte", die neuen Errungenschaften blieben dagegen in allem wesentlichen bestehen. Und nun folgt ein Loblied auf die deutschen Fürsten als auf die wahrhaft nationalen Mächte: weder durch die „Unwandelbarkeit einer Aristokratie" noch durch eine „einem immer zurückweichenden und immer wechselnden Ziele" nachjagende „demokratische Versammlung" können sie ersetzt werden; sie allein sind imstande, dem Vaterlande die so dringend nötige „gesetzmäßige Entwicklung" zu schenken; die Nation gehört daher auf ihre Seite: „Es ist eine uralte, angestammte, unauflösliche Verbindung", „wir bilden Eine Familie".

Nur dem oberflächlichen Blick scheinen also die deutschen Dinge den französischen gleich zu sein: in Frankreich zwingt der unglückliche Kampf der beiden entgegengesetzten Bevölkerungen, die schier unerhörte Verflechtung von „Prinzipien und Dasein", sich der Theorien als Waffen zu bedienen, ganz anders aber lauten die realen deutschen Aufgaben.

Ranke kommt nun zu seinem eigentlichen deutschen Programm, das er hier nur in großen Zügen skizziert. Eine Stärkung der deutschen Zentralgewalt scheint ihm allerdings notwendig: einmal „für den Fall eines fremden Angriffs", — er weist also auf eine zeitgemäße militärische Bundesreform hin, — dann aber erscheint sie ihm nach den Erfahrungen der letzten Zeit auch als ausgleichende Instanz für den Frieden wünschenswert. Vor allem in den kleinen Fürstentümern sind regulierende zentrale Maßregeln nötig, damit hier nicht wieder Ausschreitungen reaktionärer Gewalten den Widerstand aufreizen, „ohne doch stark genug zu sein, ihn zu überwinden und die empörten Kräfte in die Bahn der Ordnung zu leiten." Aber freilich: nur der gute Wille von allen Seiten kann helfen, denn jede Gewaltsamkeit muß vermieden werden. „Auf eine vernünftige, schonende Weise, in freier Übereinkunft, in allmählichem Fortschritt, durch nähere und nähere Vereinigung der lebendigen Interessen, wozu die Verfassung, in

der wir sind, uns allen Spielraum läßt, wäre es zu versuchen. Dazu aber gehört etwas mehr, als die Debatten der Franzosen wiederholen, die gerade an dem Übermaß derjenigen Einheit leiden, deren völligen Mangel wir beklagen."

Damit wendet er sich den Aufgaben innerhalb der einzelnen Territorien zu. Hier sollen sich die Ständeversammlungen darauf beschränken, etwa vorhandene Härten und Ungerechtigkeiten der Verwaltung zu mildern, „die Ansprüche der verschiedenen Stände ruhig und rechtlich auszugleichen, die Bedürfnisse der verschiedenen Landesteile gleichmäßig zu berücksichtigen; jene Wunden, welche die Jahre der Bewegung geschlagen, zu heilen und nicht immer wieder aufzureißen; in Wohlfahrt, Ordnung, Entwicklung aller Kräfte fortzuschreiten, und dabei die Treue und Gesetzlichkeit zu behaupten, die den Deutschen so wohl ziemt." Hüten sollen sie sich vor allem davor, als französische Oppositionskammern aufzutreten und so auch auf der andern Seite „analoge Irrtümer" hervorzurufen. Ja, für die deutsche Nation würde es geradezu verhängnisvoll werden, wollte sie das fremde französische Vorbild nachahmen; denn die oberste deutsche Aufgabe laute: den „echt deutschen Staat" auszubilden, „wie er dem Genius der Nation entspricht".

Nun kommt die Rankesche Lehre von der geheiligten nationalen Individualität zu voller Geltung: weil Frankreich fremde amerikanische Formen nachahmte, zerstörte es einst zu seinem Unheil seinen alten nationalen Staat; die gleiche Sünde würde die deutsche Nation völlig verderben. Geradezu ein Sakrileg würde das deutsche Volk damit begehen, den Willen Gottes verletzen, denn indem Gott die verschiedenen Nationen schuf, wollte er, daß eine jede nach ihrer Eigenart „der Idee der Menschheit" einen besonderen Ausdruck gebe. „Ein großes Volk, sowie ein selbständiger Staat, wird nicht allein daran erkannt, daß es seine Feinde von den Grenzen abzuwehren wisse. Die Bedingung seiner Existenz ist, daß es dem menschlichen Geiste einen neuen Ausdruck verschaffe, ihn in neuen, eignen Formen ausspreche und ihn neu offenbare. Das ist sein Auftrag von Gott." Man sieht, wie

wirksam die transzendente nationale Idee Rankes Defensive stützen muß.

Zum Schlusse ruft er dann kräftig das deutsche Nationalgefühl gegen die fremde Ideeninvasion auf: alle großen Erfolge der deutschen Wissenschaft, Poesie, Kunst seien im Gegensatz zu Frankreich gelungen. „Nachdem wir sie in allen Zweigen zurückgeschlagen, nachdem wir, in jener großen geistigen Richtung weiterschreitend und zu den Waffen greifend, sie auch im Felde überwunden haben, sollten wir uns in dem wichtigsten Lebenselement, in der Form des Staates, an sie anschließen und ihre dürren Erfindungen nachahmen? Es sei ferne! Alles, was wir leben und sind, alles, was wir in den Jahrhunderten unsrer Vergangenheit erworben haben, lehnt sich dawider auf."

Das praktisch Wichtigste an diesem deutschen Programm Rankes ist zunächst, daß es die deutsche Demokratie, welche ihm, dem Intellektuellen, hauptsächlich unter der Gestalt ihrer liberalen politischen Theorie erscheint, als deutsche Macht verwirft: am liebsten möchte er ihr die Existenzberechtigung im Vaterlande absprechen. In Frankreich ist ihm die liberale Demokratie durch die Ereignisse der Revolution zwar hinreichend „legitim"[1] geworden, er muß sie dort gelten lassen; in Deutschland aber fehlt ihr diese für den Historiker maßgebende Weihe durch die Vergangenheit; — in Gegenwart und Zukunft findet er sich ja nicht ganz so gut zurecht! Da kann dann seine transzendente nationale Idee mit ihrer gottgewollten Kulturmission, welche die Aufnahme fremdartiger Bestandteile nach Möglichkeit verbietet, ihre volle Wirkung tun. Die von ihm anerkannte deutsch-nationale Forderung streicht er so aus dem demokratischen Programm und überweist sie den historisch stärkeren Mächten, den deutschen Territorien und Fürsten. Wir dürfen darüber freilich nicht vergessen, daß diese unitarisch-nationale Forderung des Jahrhunderts ihrer Herkunft und Natur nach eine durchaus demokratische war,

[1] In dem Aufsatze „Über die Restauration in Frankreich" schreibt er einmal: „Auch die Revolution, auf das Prinzip der Volkssouveränität gestützt, hat ihre Legitimität." S.W. 49/50 S. 58.

daß sie auf dem erwachten Zusammengehörigkeitsbewußtsein der Massen beruhte, daß die Interessen der Territorien, der Fürsten ursprünglich gerade in schärfstem Gegensatz zu ihr standen. Nach Abstrich dieses nationalen Faktors und einiger politischer Meliorationen, deren Notwendigkeit er zugibt, bleiben dann für Ranke von den demokratischen Forderungen nur noch „erdichtete Bedürfnisse" übrig, denen jeder tatsächliche Untergrund fehlt. Trotzdem muß er aber diesen eigentlich haltlosen Theorien eine höchst reale Gefährlichkeit zuerkennen. Läßt man sie nämlich gewähren, so könnten sie schließlich doch den realen Körper erzeugen, welcher dann die Revolution auch in Deutschland legitim machen, damit aber die heilige nationale Eigenart zerstören würde; dem will er eben vorbeugen. Daß dieser reale Körper in dem politischen Massenwillen, in der deutschen Demokratie schon da ist, daß er es ist, der die Theorien hervorruft, weit mehr als umgekehrt, daß sich auch in Deutschland tatsächlich eine „neue Generation" regt, vermag er noch nicht einzusehen. Wie er sein politisches Wollen von seiner historischen Erkenntnis abhängig macht, so möchte er auch in den Velleitäten der Demokraten vor allem Erzeugnisse ihrer falschen intellektuellen Vorstellungen erblicken und meint, habe man erst diesen Hauptquell des Unheils verstopft, so werde auch das ihm anstößige demokratische Wollen beseitigt sein oder sich erst gar nicht einstellen. Es ist der Irrtum, zu welchem sein souveräner Intellektualismus notwendig neigen muß! Ein instinktives Gefühl für den Machtwillen demokratischer Massen geht ja seiner politischen Leidenschaftslosigkeit ab: es hätte ihn sonst von vornherein über die Existenz dieser neuen Macht belehren können, es hätte ihm auch zeigen können, daß in den französischen Theorien notwendige, typische Forderungen jeder Demokratie formuliert sind, daß sie daher auch gewissermaßen einheimisch sind trotz ihrer ausländischen Herkunft und Form. Überhaupt ist die Erkenntnis des Typischen, des unter allen Formen Gleichbleibenden noch nicht seine Stärke: er befindet sich noch im Zustande der Empiriker-Auflehnung gegen die ihn einengenden Kategorien der Zeitphilosophie, und zu einer besonders starken

Philosophie hat er es ja auch später nicht zu bringen vermocht. Da dehnt sich vor seinen Blicken die elastische, gottgewollte Sonderart der Individuen oft allzu breit und anspruchsvoll aus, wenigstens dort, wo sie nicht wie in der Vergangenheit durch den Gegendruck eines klaren historischen Geschehens hinreichend komprimiert wird.

Wird nun auch Rankes Ansicht über die deutschen Zustände der Parvenü-Macht, der deutschen Demokratie nicht sonderlich gerecht, so belehrt ihn sein Historikerinstinkt doch ganz genau darüber, daß in den durch die Jahrhunderte gehärteten deutschen Territorien, in den angestammten Dynastien die bei weitem größere Machtfülle steckt, daß es ganz und gar nicht angeht, sie aus der deutschen Zukunft einfach weg zu dekretieren, wie es wohl liberale Doktrinäre tun. Weil hier die Wurzeln viel tiefer in die Vergangenheit zurückreichen, kann er sich Gegenwart und Zukunft auch viel besser berechnen. Die Ereignisse der neuesten Zeit belehren ihn sogar darüber, daß die Fürsten noch reich genug an Macht und Ansehen sind, um sich auch revolutionär scheinende Ausgaben gestatten zu können, daß sie darin noch keine schwächenden Konzessionen an den anspruchsvollen, aber impotenten Gegner zu fürchten brauchen; er kann also ein gemäßigtes Reformprogramm gutheißen, das die organische und „gesetzmäßige" Entwicklung der historisch-transzendenten Staatsindividuen zum Besten der Nation fördern soll, und bedingt sich als einzige Vorsichtsmaßregel dabei aus, daß man nicht nach den Ansprüchen der Theorien verfahre. Damit glaubt er, einer indirekten Stärkung der Demokratie vorgebeugt zu haben.

Nun müssen wir freilich darauf zurückkommen, daß damit noch lange nicht die deutsche Frage erschöpft war, daß es für ihre Lösung noch nicht hinreichte, ihren Schwerpunkt aus dem Lärm der Öffentlichkeit in die Stille der Kabinette oder gar in das Intrigenspiel des Frankfurter Bundestages verlegt zu haben. In der Rivalität der Territorien untereinander, vor allem in dem Dualismus Österreich-Preußen harrten ja erst die eigentlich entscheidenden Konflikte ihrer Lösung. Auf diese wichtigen Fragen

gibt Rankes Programm nur mangelhafte Antwort. Nun waren das freilich heikele Dinge, welchen vor allem ein offiziöser Publizist in möglichst weiten Bogen aus dem Wege gehen mußte. Von einem Kampfe mit Österreich um die Hegemonie in Deutschland wollte die preußische Regierung ganz und gar nichts wissen: ihr Redakteur hätte sicherlich nicht wagen dürfen, etwas Derartiges auch nur von ferne anzudeuten. Aber es fehlen auch die Anzeichen dafür, daß er einen solchen Hintergedanken gehabt hätte. Eine eigentliche Leidenschaft für Preußen ging ihm ab: er verehrte in diesem Staate den bisher treuesten seiner Mäzene, er war ihm dankbar und ergeben, er gedachte, die Reinheit seiner Intentionen gegenüber den Verleumdungen der Öffentlichkeit in helles Licht zu setzen, — aber ihm seine ausschließliche Liebe und Tätigkeit zu widmen, seine autonome Historie einzig in den Dienst dieses Gönners zu stellen, das lag ihm fern; nicht einmal endgültig heimisch war er damals schon auf dem Berliner Boden geworden [1].

Und bestehende territoriale Gegensätze, die er gewißlich wahrnahm, in seinem Intellekte hart und scharf bis zu ihren letzten, schneidenden Konsequenzen zuzuspitzen, das widerstrebte seiner mildversöhnlichen und der dialektischen Verschärfung der Gegensätze abholden Eigenart. Es ist kaum anzunehmen, daß er damals im stillen Bismarcksche Taten vorausgeahnt hat. So erscheinen ihm die Territorien bei allem Wetteifer, bei aller individuellen Verschiedenheit doch als eine Schar einiger und liebender Brüder, deren gemeinsames Interesse gegen innere und äußere Feinde ihnen jede ernstlichere Zwietracht verbieten muß. Das entsprach ja freilich der bundesloyalen Haltung, welche Preußen wie auch die übrigen Territorien der Öffentlichkeit gegenüber einzunehmen für gut fanden: von den Rivalitäten und Friktionen durfte natürlich nach außen hin möglichst wenig verlautbaren.

[1] Erst mit dem Beginn der Regierung des ihm so besonders sympathischen Friedrich Wilhelm IV. scheint er sich endgültig als Preuße gefühlt zu haben. Vgl. die Stelle in dem Briefe an Heinrich Ranke vom 5. Mai 1841. S.W. 53/4 S. 315.

Auch würden die Vorzüge und Schwächen dieses politischen Erkenntnisbildes nicht das wichtigste Kriterium für den Publizisten Ranke bilden, gelänge es ihm wenigstens, für diese Ziele energisch und überzeugend zu wirken. Aber hieran zeigt sich wohl am sinnfälligsten, daß man es nicht mit einem wirklichen Politiker und Publizisten zu tun hat. Wer beide Aufsätze nacheinander durchliest, wird einen deutlichen Unterschied zwischen ihnen bemerken: im ersten, wo es gilt, die französischen Vorgänge historisch zu schildern, herrscht die eindrucksvolle Rankesche Ruhe und Klarheit; im zweiten dagegen, wo das politische Räsonnement überwiegen soll, zeigen sich gerade an praktisch wichtigen Stellen deutliche Spuren eines halben Wesens, das weder ganz Historie, noch ganz Publizistik ist, bei welchem die Ansätze zu unbefangnerer politischer Argumentation alsbald wieder durch Historiker-Bedenken und freilich auch durch offiziöse Rücksichten gelähmt erscheinen, wo dann auch der Stil bei aller literarischen Vornehmheit doch der rechten eindringlichen Kraft entbehrt. Selbst dort, wo sich seine Ausführungen zu wirksamerem nationalem Pathos durchringen, bleibt dieses eben nur das milde, abgeklärte Pathos eines versöhnlichen, wohlgesinnten und hochgebildeten Mannes, dem zum Erfolge in dieser bösen politischen Welt nun einmal der nötige Teufel im Leibe fehlt[1].

Es ist begreiflich, daß dieser historisch-politische Stil keine Kraft besaß, Kämpfern mit abweichender Meinung zu imponieren, daß er sogar bei urteilsfähigen Freunden großes Bedenken erregte.

Der nächste Aufsatz[2] der Zeitschrift: „Aus einem Schreiben

---

[1] Guglia (L. v. Rankes Leben und Werke S. 208) und vor allem auch Helmolt („Hist. Ztschr." III. Folge, Bd. 3, S. 559) erklären diese politischen Aufsätze Rankes für vortrefflich, Meineke (Weltbürgertum und Nationalstaat S. 275) hält sie für „epochemachend". Man wird dieses Urteil voll unterschreiben können, soweit literarische und historische Meriten in Frage kommen, es dagegen erheblich einschränken müssen, wenn man die publizistische, eigentlich politische Seite hervorhebt. Wären Rankes Aufsätze wirklich auch nach dieser Richtung hin vorzüglich, so würden sie gewiß auch eine andere Wirkung auf die Öffentlichkeit hervorgebracht haben.

[2] „Historisch-politische Zeitschrift" I 1832 S. 94 ff.

von München, betreffend den bayrischen Landtag von 1831" rührt von dem Münchener Pandektisten Georg Friedrich Puchta her[1], einem Schüler Schellings und Anhänger der historischen Rechtsschule, den Ranke während seines Münchener Aufenthaltes Anfang 1831 kennen gelernt haben wird. Anknüpfend an die aufgeregten Preßdebatten der bayrischen Kammer wird darin bittere Klage geführt über den unheilvollen Despotismus, welchen die liberalen, mit französischen Schlagworten arbeitenden Journalisten, besonders die der neugegründeten Wirthschen „Deutschen Tribüne", über die öffentliche Meinung und die Kammermajorität Bayerns ausüben. Die „hohlen Phrasen" ihrer „ausländischen Rhetorik" seien schuld, daß „die aus dem Herzen kommende Ansprache in der Thronrede" keine rechte Wirkung getan habe, daß man die wirklichen Leistungen der bayrischen Regierung mit „Anforderungen aus den Geboten des französischen Liberalismus" beantworte[2].

Nach dieser kurzen Unterbrechung kommt Ranke wieder zu Wort; in zwei Aufsätzen: „Eine Bemerkung über die Charte von 1830"[3] und „Über einige französische Flugschriften aus den letzten Monaten des Jahres 1831"[4] kehrt er wieder zum Mittelpunkte des theoretischen Interesses, zum modernen Frankreich zurück.

Der erste Aufsatz erläutert ausführlich eine der wichtigsten neueren Wendungen in dem dort nie rastenden Kampfe der Theorien. Eine „Vergleichung der Charte von 1830 mit der Konstitution vom Juli 1815", welche von der liberalen Kammer der hundert Tage aufgestellt worden war, zeigt die enge Verwandtschaft beider: es sind beides Erzeugnisse der zur Herrschaft gelangten Revolution. Aber freilich ist die Charte von 1830 noch nicht die Kodifikation des Sieges der reinen Revolution, denn inzwischen hat sich ein Gegensatz entwickelt zwischen den ge-

[1] Vgl. die Mitteilung Helmolts im „Jahresbericht über das dritte und vierte Geschäftsjahr des Leopold von Ranke-Vereins. Wiehe 1910 S. 3 f.

[2] Die Wirthsche „Deutsche Tribüne" wurde bald darauf (im März) nebst einigen anderen radikalen Blättern vom Bundestage verboten. Der Artikel sollte vielleicht darauf vorbereiten.

[3] Wiederabgedruckt S.W. 49/50 S. 77 ff.

[4] Wiederabgedruckt S.W. 49/50 S. 86 ff.

mäßigten, konstitutionellen Doktrinärs und den radikalen Republikanern. Die Charte von 1830 ist ein Kompromiß zwischen beiden. Sind damit aber die Dinge wirklich zu einem endgültigen Stillstand gelangt? Ranke sieht mit Besorgnis die unheimlichen Kräfte der Revolution in unablässig wühlender Arbeit; sie machen sich gar nichts daraus, „selbst mit Unehren abgeschlagen zu werden". „Werden die durch die letzten Jahre zum Leben gekommenen Interessen, werden die Wortführer derselben stark genug sein, sie abzuschlagen?" Mit diesem bedenklichen Ausblick auf die französische Zukunft schließt der Aufsatz.

Noch lehrreicher und fesselnder ist das Bild, welches er in dem Aufsatze „Über einige französische Flugschriften aus den letzten Monaten des Jahres 1831" von dem wechselvollen Kampfe der Meinungen im modernen Frankreich entwirft. Mit geistvoller und treffender Charakteristik zeichnet er die Profile der einzelnen Chorführer in dieser dissonierenden und doch so anziehenden Polyphonie; er zeigt, welchen individuellen Grundstimmungen und Bedürfnissen ihre Ideale und Theorien entspringen, wie sie sich trotz verschiedenartigster Nuancen großen Parteiströmungen einfügen, ineinander und durcheinander greifen, sich verbinden und bekämpfen. Ob er nun den Royalisten Lamartine, den Dichter „politisch-religiöser Phantasien", der im Tone eines Predigers „seine Lehre mit melodischer, sanfter Stimme einer auserwählten Gemeinde vorträgt", oder den mit fast antikem Gefühl für das Großartige, Erhabene begabten Chateaubriand schildert, der sich an dem Ruhmesglanze des kaiserlichen Frankreichs berauscht; ob er den wilden Fanatiker der orthodoxen revolutionären Lehre Cabet oder den geistreichen, die Tatsachen skrupellos akzeptierenden und zur Doktrin weiterbildenden Thiers, den Mann des juste milieu, seinen Lesern vorführt: immer entstehen vor ihren Augen lebendig gezeichnete Gestalten.

Gern möchte er sich darauf beschränken, „gleichsam an der Barrière stehend, dem Treiben der bewegten Kräfte, dem man doch nicht Einhalt tun wird", ruhig zuzusehen, aber „da wir leider unsere Sache in der Tat nicht ganz für uns treiben zu

wollen scheinen, so ist es schwer, diese Ruhe zu behaupten." Er muß daher seine Schüler auch lehren, das Beobachtete politisch auszunutzen, und knüpft so an die Einzelbilder meist längere politische Räsonnements und Widerlegungen, welche für uns den Reiz der Schilderung merklich unterbrechen. Beachtenswert ist, daß er sich dabei nicht nur gegen die extremen Richtungen wendet, sondern seine Leser ganz besonders vor den verführerischen mittleren Theorien warnt, welche in Kompromissen zwischen beiden Prinzipien eine haltbare Lösung zu finden meinen. Er möchte nachweisen, wie die mehr oder weniger versteckte Anerkennung der Volkssouveränität, an der sie alle kranken, eine schiefe Ebene bedeute, auf welcher die politische Entwicklung unabwendbar früher oder später in die Schrecken der Anarchie, der Mobherrschaft hinabgleiten müsse. Weder das Kompromiß Chateaubriands noch die Majoritätslehre Thiers finden daher vor seinen Augen Gnade; sein geistiger Aristokratismus revoltiert gegen jede Theorie, welche „den Demos, die Menge auf den Thron setzt"; kein Despotismus erscheint ihm brutaler, launenhafter, unvernünftiger, unmoralischer. Im Hintergrunde der Lehre von der Volkssouveränität sieht er die Barrikade, die Arbeiterbataillone St.-Simons nahen und hält seinen Lesern in dem pessimistisch-düstern Gemälde, welches de Salvandy vom modernen Frankreich entwirft, zum Schlusse einen warnenden Spiegel vor. Und gerade die unheimlichste Partei, „die Frankreich in Atem hält", habe die expansivsten Tendenzen: „Ihr Programm vom Hôtel de ville möchte sie durch ganz Europa tragen: aus Frankreich und der Welt möchte sie eine Jacquerie machen." Darum mögen die Deutschen sich vorsehen, zumal es unter ihnen einige Betörte gibt, „welche sich gutmütigerweise einbilden, in jenen Doktrinen sei das Heil der Welt"[1]. Die

[1] Zu diesen gehörte auch Rahel Varnhagen, welche die kommunistische Zeitschrift „Globe" als „le pain quotidien" pries, „welches man haben muß" (Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde Bd. 3 S. 568). Auch mit Ranke scheint sie über ihren Liebling Saint-Simon diskutiert zu haben, vgl. die Stelle in dem Billet an Ranke vom 18. Jan. 1832 a. a. O. S. 550.

deutsche Nation möge sich vielmehr auf ihre wahre Aufgabe besinnen, „den deutschen Staat seiner Natur gemäß zu entwickeln", und „auf dem Pfade der Vernunft und Mäßigung verharren." „Will man nicht dahin gelangen, wo man andere verderben sieht, so muß man nicht den Weg einschlagen, den diese nahmen."

Mit diesen warnenden Worten, welche bereits auf eine steigende Unruhe und Besorgnis hinzudeuten scheinen, schloß das erste Heft der Zeitschrift. Das zweite für März, April und Mai erschien erst im Juli 1832[1]: die anfangs geplanten Doppelmonatshefte hatten sich also bereits zu Quartalsheften auseinandergezogen; das war kein erfreuliches Symptom für den Eindruck, welchen dieses erste Heft auf Leser und Mitarbeiter in spe gemacht hatte[2].

Das zweite beginnt mit einer kleinen Schrift aus dem Nachlasse des kürzlich verstorbenen Generals von Clausewitz: „Über das Leben und den Charakter von Scharnhorst"[3] und bringt dann eine Probe von der dritten Gattung von Operationen, mit welchen Ranke die widerspenstige Zeit seiner Historie zu zähmen

---

[1] Angekündigt in Nr. 181 der „Allgemeinen Preußischen Staatszeitung" vom 1. Juli 1832.

[2] Daß Ranke es an Bemühungen, Mitarbeiter zu finden, nicht hat fehlen lassen, zeigen die von Varrentrapp („Hist. Ztschr." III. Folge Bd. 3, SS. 63 ff., 67 f.) mitgeteilten Briefstellen an Perthes. Danach hoffte er auf Dahlmann, den Schweden Geijer, den Niederländer Kampen, auf Wachsmuth, Lappenberg, Rist, Ulrich, Rehberg, vor allem auch auf Paul Pfizer, dessen „Briefwechsel zweier Deutscher" kürzlich erschienen war. Keiner von diesen Männern wurde für die Zeitschrift gewonnen, auch nicht der Münchener Oberkonsistorialpräsident Karl Johann Friedrich von Roth, in dessen Hause Ranke auf der Rückkehr von Italien freundschaftlich aufgenommen worden war, und den er in einem Schreiben vom 16. Februar 1832 (S.W. 53/4 S. 259 f.) um seine Mitarbeit gebeten hatte. Mutig hatte er darin noch gehofft, die „Unzahl" der Angreifenden besiegen und ihre Angriffe „auf allen Seiten in ihr Nichts zurückwerfen" zu können. In dem von Helmolt a. a. O. mitgeteilten Briefe an Puchta vom 10. März 1832 ist die Stimmung schon etwas gedrückter; er klagt, daß die Sachen nicht ganz nach Wunsch gingen, „vornehmlich was die Arbeiten gütiger Teilnehmer anbetrifft", und gesteht: „Eine solche Sache allein zu machen, kann zu gar nichts dienen." Auch von Puchta bekam er keine weiteren Beiträge.

[3] „Historisch-politische Zeitschrift" Bd. 1 S. 175 ff.

gedenkt, — derjenigen, bei welcher sich Mittel und Zweck am meisten decken.

Allerdings hat er sich in diesem „Bruchstück von Betrachtungen über die deutsche Geschichte" aus seinen neben der Publizistik eifrig weiter betriebenen historischen Studien eine Epoche der deutschen Vorzeit ausgewählt, welche infolge ihrer weitgehenden Analogien mit der Gegenwart wie keine andere geeignet ist, eindringlich vor der verhängnisvollen Wut der Theorien zu warnen. Es fehlt daher in diesen Betrachtungen „Über die Zeiten Ferdinands I. und Maximilians II." [1] nicht an einer überaus wahrnehmbaren Unterströmung historisch-politischer Belehrung für verstockte Theoretiker der Gegenwart.

Wie nach den Stürmen der Revolutionskriege, — so muß sich der Leser ergänzen — brach für Deutschland nach der unruhevollen Regierung Karls V. eine Zeit an, welche die frohe Aussicht auf eine gesicherte, unabhängige und glänzende nationale Zukunft eröffnete. Die Reformation, welche Ranke nachdrücklich gegen den ultramontanen Vorwurf verteidigt, sie habe die Entwicklung des deutschen Geistes aufgehalten, hatte ihn vielmehr vertieft und mit eigenem Lebensinhalte erfüllt; „eine ausgezeichnete Generation von Fürsten", „kräftig und entschlossen, verständig und friedfertig", sicherte die Selbständigkeit der Nation nach innen und außen; Handel und Gewerbe blühten; der religiöse Hader war eingeschlafen, ja fast erloschen: alles deutete auf eine glückverheißende Entwicklung. Und nun sieht der Leser, der sich unschwer die Analogien mit den deutschen Zuständen nach den Befreiungskriegen ableiten kann, wie sich immer mehr ein düsterer Schatten über diese heitere Landschaft ausbreitet, wie er das Licht in Finsternis, das Heil in Unheil verkehrt. In der „gewaltsamen Behauptung theologischer Theoreme, die doch zu Gottesfurcht, Frömmigkeit und Religion bei weitem nicht einen so unmittelbaren und notwendigen Bezug hatten, als sie vorgaben", sieht Ranke eine Hauptursache der „unglücklichen Wen-

[1] Wiederabgedruckt S.W. 7 S. 3 ff.

dung", welche die deutschen Dinge nunmehr nehmen. Denn diese wachsende rabies theologorum entzweit immer mehr gerade diejenigen, welche am meisten Ursache gehabt hätten, zusammenzuhalten; der Regen wutentbrannter theologischer Streitschriften bedeutet „den ersten großen Mißbrauch der Presse"; diese unselige Spaltung ergreift schließlich auch die deutschen Fürsten, sie macht das Ausland wieder mächtig über den deutschen Geist: „Man hält die französischen Händel für seine eigenen. Spanien hat wieder seine Parteigänger. Man schlägt in ihren Schlachten." Wäre es nur möglich gewesen, dieser inneren Erregung der Nation eine Entladung nach außen zu bahnen, — bemerkenswert ist, daß Ranke beinahe auf ein ähnliches, letztes und verzweifeltes Auskunftsmittel für die Gegenwart anzuspielen scheint — aber das große Unternehmen gegen den „Erbfeind" von damals, gegen die Türken, mißlingt. Ranke muß zugeben, daß Maximilian II. trotz seiner ihm so sympathischen Mäßigung, seines Wohlwollens, seiner Talente doch nicht der Mann war, der inneren und äußeren Schwierigkeiten Herr zu werden. So kommt über Deutschland das Elend des Dreißigjährigen Krieges, die nationale Schmach der Folgezeit statt der glücklichen Entwicklung, die wohl zu erhoffen war, hätte man nur verstanden, die Leidenschaften zu bändigen, die Wut der Theoreme zu brechen.

Erst der Gegenwart ist es nach den schwersten Anstrengungen einigermaßen gelungen, diese schlimmen Zeiten zu überwinden, die Nation äußerlich und innerlich zu befreien: „Wie, und man wollte wieder unter ähnlichen Umständen sich ähnlichen Gefahren aussetzen[1]?"

Dieser eindrucksvolle Exkurs in das Deutschland der Vergangenheit bildet gleichsam den vorbereitenden Auftakt für das Folgende. Ranke wendet sich nunmehr wieder den politischen Aufgaben der Gegenwart zu, und während er bisher die für den Erfolg seiner Zeitschrift so wichtigen deutschen Angelegenheiten nur ziemlich kursorisch gestreift hat, fühlt er nunmehr wohl die

[1] Diese bezeichnende Schlußfrage ist in Bd. 7 der S.W. fortgefallen.

nicht länger aufschiebbare Notwendigkeit, sich etwas tiefer als bisher in das Labyrinth der deutschen Frage hineinzuwagen.

Für dieses schwierige und heikele Beginnen wird er sich sicherlich zuvor die nötigen Weisungen von seinen Gönnern geholt haben[1]; außerdem vertraut er sich seinem bisher gesponnenen Ideenfaden an. Der nun folgende Aufsatz: „Über die Trennung und die Einheit von Deutschland“[2] stellt sogar nach der politisch entscheidenden praktischen Richtung hin den weitesten Vorstoß dar, welchen Rankes Publizistik überhaupt wagte; man muß ihn demnach als den eigentlichen politischen Höhepunkt der Zeitschrift betrachten. Als solcher verdient er eine besonders eingehende Besprechung. Ranke beginnt damit, daß er aus der demokratischen Regung des neuen Jahrhunderts denjenigen Bestandteil abscheidet und herausstellt, welcher seine besondere Zustimmung findet, nämlich das nationale Einheitsgefühl. Darin offenbart sich für ihn das geheimnisvolle Wesen der Nation, der „schöpferische Genius“, „der die Reihe der Jahrhunderte herab von einem Zeitraum zum anderen, von den westlichen bis zu den östlichen Grenzen alles belebt hat, was sich deutsch nennt“. Aber dieses Gefühl ist für Ranke nur ein „Ferment“ und nur dazu da, „um den Stoff zu begeistigen“. Losgelöst vom Körper bleibt es demnach nur ein wesenloser Schatten, und da er den realen Körper allein in der deutschen Territorienwelt sehen möchte, so hat er hiermit wieder die nationale Forderung ihrer demokratischen Autonomie entkleidet und sie in den Dienst der Fürsten gestellt. Auf diesen realen territorialen Körper wird es ihm demgemäß vor allem ankommen: der Zustand, in welchem er sich befindet, die Entwicklungsmöglichkeiten, welche er offen läßt, werden allein für die deutsche Zukunft entscheidend sein. Nach der Rankeschen Anschauung, nach welcher alle wahre Politik

[1] In seinem Plane hatte Ranke, „um die Linie der preußischen Politik nicht zu verfehlen“, „bestimmte Zusammenkünfte mit einem der leitenden Mitglieder des hohen Ministeriums und in dringenden Fällen Audienz bei des Herrn Ministers Exzellenz“ als unumgänglich bezeichnet („Hist. Ztschr.“ III. Folge Bd. 3, S. 59 f.).

[2] Wiederabgedruckt S.W. 49/50 S. 134 ff.

ein Derivat der Historie sein sollte, muß nun eine eingehende historische Untersuchung des gegenwärtigen territorialen Zustandes von Deutschland folgen, und erst wenn er sich hier hinreichend sicher an dem Leitseile geschichtlicher Tatsachen befestigt fühlt, wird er es wagen, den angestammten Boden zu verlassen und sich vorsichtig eine kleine Strecke weit in das fremde und gefährliche Element politischer Forderungen hinabzutasten.

Die ihn störenden, allzu stürmischen Einheitshoffnungen der Zeit sucht er gleich von vornherein gehörig herabzustimmen, indem er schon im voraus das unerfreuliche Ergebnis seiner Untersuchung über die gegenwärtige „Trennung" Deutschlands verrät: „Niemals war unser Vaterland in so unabhängige Teile gespalten; niemals hatten die Fürstentümer eine ähnliche Selbständigkeit; niemals hielten sie, Herren und Untertanen, eifersüchtiger darüber; die Bande der Unterordnung oder des Gerichtes oder des Stammes waren zu keiner Zeit geringfügiger und schwächer." Um anzudeuten, wie er sich nun trotz dieser nationalen Zerrissenheit doch die Möglichkeit einer besseren künftigen Einheit denkt, steigt er in die Vergangenheit hinab und beschwört den Schatten des territorial abgestuften alten deutschen Reiches herauf, welches stets zwischen der politischen Uniformität Frankreichs und der Zersplitterung Italiens die dem deutschen Genius entsprechende Mitte eingehalten habe und jenen jahrhundertalten Domen gleich sei, die bei aller Verschiedenheit ihrer einzelnen Teile doch „einen harmonischen, ja erhabenen Gesamteindruck machen". Nachdem er so die Grundtonarten für das Folgende angeschlagen hat, kann er sich mit mehr Ruhe an die Untersuchung zunächst der bestehenden „Trennung" machen.

Drei Klassen von Territorien unterscheidet er je nach ihrem historisch entstandenen Verhältnis zu den Ideen der neuen Zeit: „Süddeutsche" — das unsympathische und ominöse Wort „revolutionierte" vermeidet er —, dann „restaurierte" und endlich die beiden unabhängigeren Großmächte Österreich und Preußen.

Er zeigt nun zuerst, wie die süddeutschen Staaten: Bayern, Württemberg, Baden in der Rheinbundzeit aus zahlreichen

kleinen, weltlichen und geistlichen Territorialsplittern zusammengewürfelt wurden; sie konnten daher zu einer inneren Einheit nur dadurch gelangen, daß ihre Fürsten nach dem Muster Napoleons eine straff zentralisierte, bureaukratisch-militärische, oft gewaltsame Regierung einrichteten. Als ihnen nun mit dem Sturze ihres Herrn und Meisters dieser Rückhalt zerbrach, „als die große Flut, die den Erdkreis eingenommen, zurücktrat, und die alten Marken und Grenzen der Dinge wieder zum Vorschein kamen", da konnten sie sich nicht anders helfen, als indem sie liberalisierende Verfassungen gaben und so versuchten, die zentrifugalen Kräfte einigermaßen zusammenzuhalten.

Obwohl nun Ranke diese Notwendigkeit mit klarstem Verständnis dargelegt hat, blickt er doch voll Besorgnis und Abneigung nach den also entstandenen Herden politischer Aufregung, in denen man „den Boden von entgegengesetzten Stößen erbeben" fühle. Er möchte daher gern etwas zu tadeln finden und klammert sich an seine Lehre von der verhängnisvollen Wirkung, welche die Nachahmung „fremder und halbwahrer allgemeiner Gedanken" auf die eigene Individualität haben müsse. Er zweifelt, ob man auch wirklich nur dem „vorliegenden Bedürfnis" gefolgt sei, ob man nicht auch berechtigte Besonderheiten doktrinär vergewaltigt habe; er fürchtet, man übertreibe jetzt „das Theorem von der Souveränität des Volkes nach dem Muster der französischen Kammern ganz auf die nämliche Weise, wie man früher nach dem Muster Napoleons das Theorem von der Souveränität der Fürsten übertrieben hat." Anderseits aber verwahrt er sich auch dagegen, als wolle er nun „jenen Verfassungen den Krieg machen", was er übrigens als offiziöser Publizist auch nicht dürfte, und rettet sich schließlich aus diesen Schwierigkeiten zu dem sehnsüchtigen Wunsche nach „gesetzlichem, rechtlichem Austrag der widerstreitenden Ansprüche". „Es wäre ein glücklicher Ausweg, die kämpfenden Elemente durch eine Verfassung zu vereinigen, welche einem jeden den entsprechenden Anteil an der Gesetzgebung, einen wohlabgemessenen Einfluß auf die allgemeinen Dinge verliehe." Ein solches Beschwichtigungskunststück fertig

zu bringen, dürfte nun allerdings den „sachkundigen Patrioten", die dazu aufgefordert werden, nicht gerade leicht fallen!

Ein wenig bestimmter wagt er seine ablehnende Meinung bei der Besprechung der restaurierten Staaten auszudrücken. Auch hier weiß er zwar Lage und Gefühle der vertriebenen Souveräne von Hannover, Hessen, Braunschweig nach der Rückkehr in ihre inzwischen revolutionierten Länder durchaus zu würdigen und z. B. sogar der „abgemessenen, eigensinnigen Fürstlichkeit" des alten hessischen Kurfürsten einige menschlich begreiflichen Züge abzugewinnen; aber diese schroffe Restauration erscheint ihm doch höchst bedenklich, weil sie immer nur die Leidenschaften zwecklos aufpeitscht, und man leider hier, „obwohl man von verschiedenen Prinzipien ausging, doch zu einem nicht sehr unähnlichen Ergebnis gekommen" ist, wie in Süddeutschland. So läßt er denn einigen deutlichen Tadel vernehmen und kann diese reaktionäre Praxis sogar noch bestimmter mißbilligen als die liberale süddeutsche, weil ihm die jüngsten Stürme in diesen Ländern die völlige Unhaltbarkeit der von dieser Restauration befolgten Maximen allzu schlagend dargetan haben. Hier fühlt er sich ja auch besser durch die preußische Regierung gedeckt, welche in diesen Kämpfen eher auf Seiten der Vergewaltigten gestanden hatte, und nebenbei mag er sich von der deutlicheren Verurteilung dieser krassen Reaktion eine günstige Wirkung auf die liberale Öffentlichkeit versprechen. „Immer wird die Willkür den Widerstand aufrufen. Auch muß man sich nicht überreden, daß jemals eine vollkommene Restauration möglich sei. Das Leben hat indes neue Hervorbringungen getrieben, die nicht zu verneinen, nicht zu beseitigen, nicht zu unterdrücken sind."

Nachdem er so die Vorgänge in Süddeutschland und in den restaurierten Staaten historisch erklärt und den entstandenen Zustand bei jenen vorsichtiger, bei diesen bestimmter abgelehnt hat, wendet er sich den beiden deutschen Großmächten zu, welche gegenüber den soeben besprochenen Staatengruppen ihren „besonderen Charakter", ihre „eigentümliche Aufgabe" haben.

Österreich wird nur ganz kurz abgefertigt: da es aus

Stämmen so verschiedener Zunge zusammengesetzt sei, so müsse es seine Einheit nach „ganz andern Grundsätzen" suchen als „ein kleiner, einfach gemischter Staat". „Auf eine ganz andre Weise muß diese Einheit die einzelnen Teile umschließen, oder ihnen ihre Freiheit lassen." Damit ist das System Metternich leicht erklärt und entschuldigt, Österreich erscheint aus der eigentlich deutschen Entwicklung etwas hinausgerückt, und Ranke ist der unbequemen Notwendigkeit überhoben, sich in eine politisch heikele Erörterung einzulassen über die Haltung von Preußens größtem deutschem Bundesgenossen und zugleich Rivalen, dem seine Historie obendrein zu soviel Dank verpflichtet ist.

Um so ausführlichere Betrachtungen widmet er dafür Preußen, das den übrigen Staaten näher stehe, weil es kleiner und überwiegend deutsch sei. „Sei es uns erlaubt, auf dem schwierigen Wege, von dessen Gefahren wir uns nun einmal nicht haben abschrecken lassen, auch daran zu gehen, eine Aussicht über die innere Lage dieser Monarchie zu gewinnen."

Er beginnt mit den Stein-Hardenbergischen Reformen, und um den Anspruch der liberalen Theorie zu entkräften, als sei diese Reform Fleisch von ihrem Fleisch, Blut von ihrem Blut, gesteht er ihr zwar eine Analogie mit den übrigen Entwicklungen des Jahrhunderts zu, legt aber den Hauptton auf ihren „eigentümlichen Genius", auf ihre nationale Seite: sie geschah „nicht im Bunde mit den Fremden, sondern in Opposition wider sie." Über die schwerwiegenden Konflikte und Krisen, welche diese Einimpfung eines zunächst ganz fremdartigen Stoffes im Körper des alten Territorialstaates hervorrief, muß er als über inopportune Dinge leicht hinweggehen. Nur „nach beiden Seiten hin ausweichende Ansichten, aber keine eigentliche Opposition" habe man in den alten Provinzen gehabt; diese Reform erscheint vielmehr als Muster einer glücklich durchgeführten, schonungsvollen und sachlichen Staatskunst im Dienste der Rankeschen „gesetzlichen, organischen Entwicklung." Sie ergibt denn auch eine vortreffliche Grundlage für die Behandlung der 1815 zurück- und neuerworbenen Provinzen, deren heterogene Beschaffenheit den Staat vor die

schwierigsten Aufgaben stellte. Die großartige assimilierende Leistung der preußischen Verwaltung nach den Befreiungskriegen wird mit vollstem Verständnis gewürdigt: dieser milden und sachlich überlegenen Behandlung schreibt er es zu, „daß die Besitznahme der sächsischen Provinzen, die in sich selber — es ist nicht zu leugnen — so viel Schneidendes und Hartes hatte, doch so gut vonstatten ging," — wohl eine Reminiszenz an eigene frühere Stimmungen. Sie hat schließlich auch das revolutionierte Rheinland und das nach der Restauration hinneigende Westfalen bezwungen; denn überall wurde in den Provinzialständen den zentralistischen Neigungen der Verwaltung die Individuen schützende Tendenz zur Erhaltung der landschaftlichen Eigentümlichkeiten in glücklichster Weise entgegengestellt und so verhindert, daß eine allzu schroffe Gleichmacherei die vergewaltigten Besonderheiten in das Lager der leidenschaftlichen Theorien trieb.

Freilich bleibt nun noch eine heikele Frage übrig: nämlich die nach allgemeinen preußischen Reichsständen, welche die Einheit des reformierten Staatswesens krönen könnten; durch das Verfassungsversprechen des Königs ist ja auch dieses Verlangen gewissermaßen legalisiert.

Ranke will sich „nicht scheuen", über diesen Hauptgegenstand der „leidenschaftlichen Sehnsucht" eine „unvorgreifliche Meinung" zu äußern, welche freilich trotz ihrer vorsichtigen Fassung deutlich erkennen läßt, wie wenig sympathisch ihm diese Zeitforderung ist.

Zunächst entschuldigt er, daß Preußen die Einberufung von Reichsständen bisher immer wieder verschoben habe. Das sei keineswegs geschehen, „weil man seine Gewalt nicht wolle geschmälert haben. Unwürdiger Gedanke, der niemals einem wahren Fürsten oder einem wahren Staatsmann, die nur immer die Gesamtheit im Auge haben, in Herz und Seele gekommen ist!" — Absolutistische Herrschaftsbedürfnisse sind ja diesem milden, in der Atmosphäre wohlwollender preußischer Regierungsfürsorge lebenden Intellektuellen innerlich ebenso fremdartige Faktoren wie demokratische Machtleidenschaften. — Die Verzögerung erkläre sich vielmehr daher, daß die sachlichen Reformen, zu deren Zweck man ander-

wärts Stände berufe, hier bereits von der Regierung geleistet worden seien.

Vor allem aber — und das ist wohl der Hauptgrund für Rankes Ablehnung — würden Reichsstände mit ihrer doktrinären Neigung zu schonungsloser „Gleichmachung des Verschiedenartigen" die segensreiche, ruhige Entwicklung des Staates aufs höchste gefährden und Öl in das Feuer der allgemeinen politischen Aufregung gießen. Ein solches, noch dazu für Preußen unnötiges Experiment erscheint ihm daher äußerst gewagt; denn wenn auch solche schweren Konflikte wie bei manchen Nachbarn für Preußen unwahrscheinlich seien, so würden doch die schlimmsten Gefahren für den Staat, das Deutschtum und den Frieden Europas entstehen, wenn es z. B. den Ständen einfallen sollte, an der straffen Militärmacht Preußens zu rütteln. Wie man sieht, ist es neben der Notwendigkeit, das Verhalten seines Auftraggebers zu verteidigen, vor allem die Furcht vor leidenschaftlichen Kämpfen und Krisen, welche seinen wohl der Anregung durch die Zeitereignisse, aber zugleich der beschaulichen Ruhe bedürftigen Intellektualismus vor parlamentarischen Einrichtungen erschrecken läßt. Ließen sich allgemeine Stände ohne solche gefährliche Stürme einführen, so würde er sich am Ende mit ihnen abfinden, und da durch das Verfassungsversprechen des Königs schließlich eine gewisse moralische und staatsrechtliche Verpflichtung besteht, um die Ranke nicht herum kann, so läßt er wenigstens im fernen Hintergrunde die Möglichkeit eines solchen Institutes offen, wenn es einmal „bei einer großen Gelegenheit zu einem bestimmten Zweck notwendig und durch die Lage der Dinge selbst hervorgerufen werden sollte. Dann wird es in dem Organismus unmittelbar die Stelle finden, auf die es gehört, wo es wirksam und wohltätig eingreifen kann."

Da er aber wohl selbst fühlt, daß eine solche unbestimmte Aussicht dem leidenschaftlichen Drängen der Zeit nur schwachen Einhalt gebieten kann, so greift er lieber wieder zu seiner alten Historikerwaffe und predigt die Unzulänglichkeit aller äußerlichen Form und aller theoretischen Schablone. „Der wesentliche Unter-

schied" der deutschen Staaten liege auch mit nichten darin, „daß man in dem einen eine moderne Konstitution habe, in dem andern nicht", er liege vielmehr in ihrer historisch gewordenen individuellen Eigenart, und um die stürmische Einheitstheorie ganz und gar zu diskreditieren, malt er ihr am Schlusse dieses Abschnitts von der „Trennung" das wahre Bild Deutschlands in einer so hoffnungslosen, kaleidoskopartigen Buntheit, daß sie eigentlich resigniert verstummen müßte, wäre sie seinen Vorstellungen zugänglich. Und alle diese Verschiedenheiten wollen jene Theoretiker, jene „Ärzte ohne Beobachtung", einzig mit ihrer marktschreierisch angepriesenen liberalen „Weltpanazee" heilen! „Ihnen ist die Vergangenheit, so wie die Besonderheit des gegenwärtigen Zustandes eine gleichgültige Sache; die Wirklichkeit löst sich ihrem matten Blicke in die allgemeinen Nebel auf; ihre Theorien der einen oder der andern Farbe möchten sie über die Welt ausgießen: gleich als wäre sie von vorne anzufangen." So habe denn ihr Treiben nur eine stärkere Entzweiung zur Folge und vergrößere das „tausendnamige" Zerwürfnis Deutschlands.

Angesichts dieser vernichtenden Aufklärung über ihre wahren Leistungen und Aussichten müßte sich nun eigentlich die nationale Einheitsidee beschämt von dannen schleichen und alle Hoffnung fahren lassen; aber im Grunde meint es ja Ranke doch nicht gar so schlimm mit ihr: das Einheitsbestreben ist ihm nur als Kind der unhistorischen Theorie, der unruhestiftenden Demokratie widerwärtig. Nachdem er ihm zwar im Abschnitt „Von der Trennung" das breite, augenfällige Portal der unitarischen liberalen Theorie zugeschlagen hat, öffnet er ihm dafür wieder in den nunmehr folgenden Betrachtungen „Von der Einheit" ein allerdings recht schmales territoriales Hinterpförtchen. Durch dieses darf es dann, fein sittsam und bescheiden geworden, doch noch in das Paradies der deutschen Zukunft hineinschlüpfen.

Oberste Voraussetzung für alle deutsche Einheit aber ist, so führt er in einer vorausgeschickten „allgemeinen Bemerkung" aus, daß die leidenschaftlichen Theorien in allen Einzelstaaten überwunden werden: vor allem in Süddeutschland ist das notwendig,

denn hier muß selbst Ranke den Theorien ein gewisses historisch nachweisbares, wenn auch beschränktes Heimatsrecht zugestehen, — am liebsten möchte er ihnen hier ein Reservat abgrenzen, damit sie ihm seine Kreise anderswo möglichst wenig stören. Da nun aber einmal durch die Verflechtung der Ereignisse auch fast alle anderen deutschen Staaten in Mitleidenschaft gezogen worden sind, so liegt der eigentliche Schwerpunkt des Problems eben in diesen süddeutschen Territorien. Noch einmal schärft er eindringlich die hierbei zu befolgende Parole ein: Keine „allgemeinen Maximen", kein Bündnis mit den Extremen, ausschließliche Rücksicht auf das „allgemeine Wohl". „Es ist eine allmähliche Ausgleichung vonnöten, welche die verschiedenen Bestandteile gewähren lasse, keines anfeinde, noch gewaltsam unterdrücke, keines willkürlich emporzubringen suche, aber alle zu dem Ganzen benutze. Es bezwingt die Gewalt, mehr noch bezwingt Talent und Wohlwollen." Der leidenschaftslose Intellektuelle Ranke fordert also Abkehr von jeglicher politischen Leidenschaft sowohl bei Regierenden wie bei Regierten: alle Stürme möchte er durch die sanften Weisen wohlwollender Sachlichkeit eingelullt sehen.

Als wichtigsten Punkt hat er somit seinem Einheitsprogramm das Verlangen nach Ausgleich der theoretischen Gegensätze und nach Beruhigung der politischen Leidenschaft vorausgestellt, was in praxi auf die homöopathische Abtötung der politischen Demokratie herauslaufen würde: erst mit dem Verschwinden dieses unsympathischen Faktors wird jene innerliche Annäherung der deutschen Territorien untereinander möglich, welche ihnen den Zusammenschluß zu einer besseren äußerlichen Einheit gestattet. Nunmehr wendet er seine Blicke der neuesten Geschichte zu, um den für ihn unerläßlichen historischen Kryställisationspunkt zu finden, an welchen sich das künftige Gebilde einer solchen engeren Einheit ansetzen könne.

Die störenden, allzu stürmischen Erwartungen der Zeit verweist er von neuem zur Ruhe, indem er am Verlauf des Wiener Kongresses zeigt, wie jedes strengere Einheitsbegehren an dem Souveränitätsgefühl der Territorien notwendig scheitern müsse.

Immerhin hat der gemeinsame Gegensatz gegen den aus Elba zurückgekehrten Napoleon wenigstens die lockere Vereinigung der Bundesakte geschaffen, und in ihr findet Ranke den zwar unvollkommenen, aber nun einmal historisch gegebenen Kern, welcher sich zum Gebilde einer besseren Einheit auswachsen könne, zumal in ihr nach drei großen Richtungen hin Entwicklungsmöglichkeiten für die Zukunft offen gelassen wurden. Es sind dies: Militärverfassung, Presse und Handelseinrichtungen.

Auf einen Ausbau der Bundesakte durch Vereinbarungen der deutschen Territorialregierungen untereinander läuft also am Ende Rankes positives Einheitsprogramm hinaus, soweit es nicht negativ die Beschwichtigung der durch die Theorien aufgeregten demokratischen Leidenschaften verlangt.

Das war nun freilich eine Forderung, welche in der politischen Zeitlage eine recht aktuelle Begründung fand, welcher sich daher auch die deutschen Regierungen nicht mehr hatten verschließen können. Die drohende Kriegsgefahr von Westen her hatte die Notwendigkeit militärischer Bundesmaßregeln so eindringlich vor Augen geführt, daß seit einiger Zeit Konferenzen darüber in Berlin stattfanden[1]. Nicht minder hatte das Anwachsen der lärmenden Presse- und Kammeropposition die beiden geheimen Rivalen Österreich und Preußen in dem Wunsche vereinigt, diese unbequemen Eindringlinge zu beschränken. Durch dieses zeitweilige Einverständnis der beiden stärksten Mächte in Deutschland hatte die schwerfällige Bundesmaschinerie soviel an Leistungsfähigkeit gewonnen, daß es bereits im März zur tatsächlichen Maßregelung süddeutscher Demagogenblätter gekommen war; über ein umfassendes Bundesgesetz gegen die demokratische

[1] Im Oktober 1831 waren Militärkonferenzen zwischen Preußen und Österreich in Berlin eröffnet worden, die aber zu keinem Erfolge führten. Die Konferenzen wurden am 26. Mai 1832 unter Zuziehung der süddeutschen Staaten neueröffnet und zogen sich mit Unterbrechungen bis zum 13. Dezember 1832 hin. Die Rivalität der Territorien verhinderte indessen einen wirklichen Fortschritt. Vgl. darüber Treitschke IV S. 214 ff. Hassel, Radowitz I S. 263 ff.

Presse- und Kammeropposition wurde soeben beraten[1]. Endlich hatte das Scheitern der Versuche, durch zollpolitische Sonderbündnisse der Ausdehnung des preußischen Zollvereins einen Riegel vorzuschieben, die Frage nach dem Anschlusse anderer Staaten, vor allem Sachsens und Bayern-Württembergs, an das preußische System akut gemacht; auch über diese Dinge fanden in Berlin Verhandlungen statt[2].

Über alle diese Angelegenheiten wird sich Ranke bei seinen Mäzenen die nötigen Instruktionen geholt haben: gewiß wollte er daher auch mit seinem Aufsatze diese sich bereits ankündigenden Maßregeln und Beschlüsse im Sinne der preußischen Regierung vor der Öffentlichkeit rechtfertigen und fördern und so eine Pflicht- und Dankesschuld gegen seine Auftraggeber und Gönner abtragen. Zuletzt sind es aber doch politische Forderungen, welche den Grundanschauungen und Bedürfnissen seiner Historie entspringen, welche den günstigen Augenblick benutzen, um sich hervorzuwagen. Sie geben sich auch nicht als Vorschläge, welche nur einem momentanen Bedürfnisse abhelfen sollen, sondern wollen eine dauernde Lösung des deutschen Problems versuchen: sie stellen die Art und Weise dar, wie sich dieser autonome Historiker mit der entscheidenden deutschen Frage abfindet. Von diesem Gesichtspunkt aus müssen sie daher wohl letzten Endes bewertet werden[3].

---

[1] Diese Verhandlungen führten am 28. Juni 1832 zur Annahme der von Österreich und Preußen vorgeschlagenen berüchtigten sechs Bundesartikel durch die Bundesversammlung.

[2] Am 25. August 1831 hatte Kurhessen nach heftigem Sträuben kapitulieren und dem preußischen Verein beitreten müssen. Dadurch zerfiel der preußenfeindliche mitteldeutsche Zollverein. Mit den beiden Hauptstaaten des süddeutschen Zollvereins, Bayern und Württemberg, — Baden blieb widerspenstig — schwebten schon seit einiger Zeit Beitrittsverhandlungen; gerade um die Zeit, in welcher Ranke seinen Aufsatz verfaßt haben mag, im Mai 1832, wurden die Berliner Konferenzen darüber abgebrochen. Im nächsten Jahre wurden sie dann mit besserem Erfolge wieder aufgenommen. Vgl. den Aufsatz Treitschkes über J. A. Eichhorn in Bd. 30 der Preußischen Jahrbücher.

[3] Daß Ranke sich nicht einfach zum offiziösen Lohnschreiber hergab, ist für den Kenner seines Wesens selbstverständlich: so diplomatisch, vorsichtig und schmiegsam er sich in politischen Dingen zu geben pflegte, seine

Da muß es nun zunächst so gut wie entscheidend für das Schicksal seiner Publizistik werden, daß sie, welche doch ein möglichst großes Stück der Öffentlichkeit für sich erobern will, dieser demokratischen Öffentlichkeit fast nichts weiter zu bieten hat als Abtötung aller Leidenschaften durch historische Erkenntnis und Sachlichkeit, ihr also eigentlich politischen Selbstmord zumutet. Das Gros ihrer positiven Vorschläge richtet sie dagegen an die Adresse der deutschen Territorien. Dadurch wird dieser politisch wichtigste Aufsatz der Zeitschrift im Grunde zu einer Denkschrift für die deutschen Regierungen, und Rankes Publizistik entpuppt sich immer deutlicher als eine solche „nur für höhere Staatsbeamte", wie der praktische Perthes alsbald herausgefühlt hatte. Soweit er überhaupt politisch wirken konnte, war daher dieser autonome Historiker schließlich auf die Kreise wohlwollender und verständnisvoller Regierungsmäzene angewiesen; die demokratische Öffentlichkeit mußte sich dagegen notwendig immer mehr von ihm abwenden.

Weiter erkennt man leicht, daß die eigentliche Schwierigkeit einer solchen dauernden Bundesreform nicht darin liegen kann, festzustellen, welche Maßregeln nominell durch die Bundesakte zulässig, welche ganz allgemein wünschenswert seien, sondern in der ohne Gewalt schier unlösbaren Frage, wie irgendeine solche Reformmaßregel gegenüber den widerstreitenden Interessen der Einzelterritorien, den nach außen nur notdürftig verhüllten Rivalitäten auf die Dauer durchgesetzt werden kann. Da nun Ranke von gewaltsamen Mitteln irgendwelcher Art nichts wissen will noch darf, so verzichtet er von vornherein auf das einzig wirksame Agens; diese territorialen Gegensätze werden also seinen Ideen recht verhängnisvoll werden können. Ja, von vornherein erscheint durch sie seine Stellung als Bundesreformer in schiefem

---

eigentliche Überzeugung verleugnete er nicht. In seinem Plan hatte er ausdrücklich erklärt, daß die Herausgeber der Zeitschrift „ich will nicht sagen die Erlaubnis, nein, die Verpflichtung haben, ihre eigene Überzeugung gewissenhaft auszusprechen. Zeigen sie sich befangen, unfrei, abhängig, so werden sie nichts wirken". („Hist. Ztschr." III. Folge, Bd. 3, S. 59.)

Lichte: das Sonderinteresse des Territoriums Preußen, auf welches der preußische Offiziosus Ranke unter allen Umständen Rücksicht zu nehmen hat, gestattet ihm nur solche Vorschläge, welche der preußischen Regierung genehm sind; diese entsprechen aber keineswegs immer den Interessen der anderen Territorien, welche das latente Hegemoniebestreben dieses Staates mit eifersüchtigem Mißtrauen beobachten.

Man ahnt, daß die meisten seiner Reformvorschläge, wenigstens soweit sie eine dauernde Reorganisation des Bundes bezwecken, für die Praxis fromme Wünsche auf dem Papier bleiben müssen: der Demokratie bieten sie so gut wie gar nichts, und ihrer Realisierung im Bunde stehen die territorialen Gegensätze entgegen. Nur insoweit sie dem augenblicklichen Bedürfnis dienen, sind sie brauchbar, und soweit sie dem Sonderinteresse Preußens entsprechen, haben sie vielleicht auch einige Aussicht, durch das Vordringen dieser Macht in Zukunft einmal dauernd verwirklicht zu werden. Es ist wieder einmal die politische Leidenschaft, — diesmal zwar nicht so sehr die demokratische wie vielmehr die territoriale — welche der Einigungspolitik dieses Intellektuellen entgegensteht.

Ranke hat nun freilich eine sehr deutliche Empfindung von der Schwierigkeit seiner Lage inmitten dieser territorialen Rivalitäten, und das Gefühl davon lähmt seine angeborene Historikerzaghaftigkeit noch ganz besonders. Alle seine Vorschläge sind daher im Detail so unbestimmt wie möglich gehalten und stellen nur ganz allgemeine, wünschenswerte Direktiven vor. Das Gespenst territorialer Gegensätze sucht er zu bannen, indem er es möglichst ignoriert und dagegen das gemeinsame Interesse aller Regierungen an seinen Vorschlägen möglichst stark hervorhebt: er charakterisiert sie als in freier Übereinkunft zu treffende, notwendige Abwehrmaßregeln gegen gemeinsame innere und äußere Feinde. Den ostensibeln Rahmen für die Öffentlichkeit bildet dann seine abgeblaßte, von demokratischer Untugend möglichst gereinigte nationale Einheitsidee.

Die erste Klasse dieser vorsichtigen Reformvorschläge an die

Regierungen stellt er unter das Zeichen der Abwehr äußerer Feinde: die machtvolle, namentlich militärisch wirksame Geschlossenheit der umgebenden Großmächte Frankreich, Rußland, England, müsse die deutsche Territorienwelt im Interesse ihrer Selbsterhaltung zwingen, ihre an sich recht beträchtlichen militärischen Kräfte einheitlicher zu organisieren, damit ein feindlicher Angriff sie nicht unvorbereitet treffe, — „denn allein zur Verteidigung ist der Bund geschlossen". Zwar sei schon manches Lobenswürdige geschehen, doch bleibe noch viel zu tun übrig; so müsse man den Bundeskorps „nicht nur eine übereinstimmende, sondern auch eine zusammengreifende Organisation" geben und über Aufmarsch und Operationen der verschiedenen Kontingente schon vorher Bestimmungen treffen, um „in dem dringenden Augenblick langwieriger und aufhaltender Beratungen entübrigt zu sein". Die eigentlichen Schwierigkeiten einer solchen Militärreform, vor allem die Frage nach dem Oberbefehl, werden, wie man sieht, diskret übergangen: von territorialen Rivalitäten will und darf ja Ranke möglichst wenig wissen! Dagegen wird er viel bestimmter und deutlicher, wo es sich um Abwehr revolutionärer Dinge handelt: er warnt vor der Einrichtung von Nationalgarden, welche sich bei den Unruhen in Frankreich gar nicht bewährt hätten, „lästig, zeitraubend und kostspielig" und dabei militärisch unbrauchbar seien. Man möge lieber an den bewährten deutschen Einrichtungen festhalten. „Gegen Tumulte des Pöbels gibt es ein sicheres Mittel; es ist, sie weder sonst veranlassen, noch etwa mit Willen aufreizen." Zu befürchten ist freilich, daß eine solche sanfte Regierungsweisheit gegen die reißenden Wölfe demokratischer Leidenschaften nur einen schweren Stand haben würde! Das fühlt auch Ranke; darum wiederholt er seine dringende Aufforderung an die Öffentlichkeit, auf alle Leidenschaften zu verzichten; er verlangt „ein sicheres Gleichgewicht der öffentlichen Meinung, eine gründliche, vaterländische Überzeugung derselben."

Eines der größten Hindernisse hierfür ist die hetzende Tätigkeit der politischen Presse, dieses wichtigen Werkzeuges der

jugendlichen Demokratie. Ranke widmet daher die zweite, interessanteste und charakteristischste Kategorie seiner Reformvorschläge einer Gesetzgebung der Presse, welche ihm helfen soll, dieses schlimmsten inneren Gegners Herr zu werden.

Eine solche Preßregulierung könnte nun freilich auch für ihn zum zweischneidigen Schwerte werden, wenn sie etwa an die Grundlagen seiner eigenen Existenz, die deutsche Literatur und Wissenschaft, rührte. Sein autonomes Denken und Dichten erhebt er aber gerade, wie nur billig, zu einem der wichtigsten nationalen Besitztümer: „Sie [sc. die deutsche Literatur] ist eins der wesentlichsten Momente unserer Einheit geworden; wir wurden uns derselben in ihr zuerst wieder eigentlich bewußt." „Von allen Deutschen keiner, man gestehe es, wäre was er ist, ohne sie." Darum muß er allerdings eine Zensur verabscheuen, welche in dieses sein Allerheiligstes zerstörend eindringen würde. Anders aber liegen die Dinge bei der politischen Presse, welche nur angeblich der Erkenntnis dient, durch welche sich aber in Wirklichkeit „nicht allein Lehren, Gedanken, Meinungen, sondern hauptsächlich Leidenschaften und Interessen äußern". Dieser Gegner trägt allzu deutlich das Kainszeichen des leidenschaftlichen neuen Zeitgeistes an der Stirn, vor welchem dieser Intellektuelle erschrickt, welchen er instinktiv als seinem Wesen feindlich empfindet. Er fordert daher die Regierungen im eigensten Interesse der Staatsgewalt zum Einschreiten gegen ihn auf, freilich zu einem, das ja wieder nicht die Leidenschaften aufreizen dürfe. Das Richtmaß gibt er ihnen in dem Satze: „Den Ausdruck der Gedanken hätte man frei zu geben, den Ausbruch der Leidenschaften zu verhüten."

Eine solche Preßgesetzgebung könne nun nicht von den Einzelstaaten vorgenommen werden, da sie dann wegen der gemeinsamen Sprache und der alle Grenzen überspringenden Organisation des deutschen Buchhandels wirkungslos bleiben würde; sie müsse vielmehr als gemeinschaftliches Institut ins Leben treten. Nun war ja in den Karlsbader Beschlüssen und der Wiener Schlußakte etwas Ähnliches bereits versucht worden;

auf diese Paragraphen hatte sich der Bundestag bei seinem Vorgehen gegen die Presse bisher gestützt, aber Ranke hat an dieser Maßregelung allerlei auszusetzen. Einmal seien diese Beschlüsse wegen ihrer provisorischen Natur zu scharf und daher aufreizend ausgefallen: „Sie erschienen als eine entschiedene Reaktion"; dann aber seien sie namentlich in den konstitutionellen Staaten gar nicht durchgeführt worden, wie er mit leisem Tadel bemerkt. So haben sie keineswegs die schlimme gegenwärtige Anarchie verhindern können, deren Gefahren ihn mit größter Sorge erfüllen, zu deren Beschwörung er die Regierungen dringend auffordert.

Er selbst zwar ist „fern davon, in das Labyrinth der dahin einschlagenden Fragen eingehen zu wollen", dafür stellt er die Aufgabe in allgemeinen Umrissen: „Es müßte ein Gesetz gegeben werden, mild und freisinnig, das der Nation nicht den Argwohn beibrächte, als wolle man geistigen Druck über sie verhängen, aber stark genug, um dem Fortgang des inneren Zerwürfnisses zu steuern, ein allgemeines Gesetz, welches auch ausgeführt würde." Und an die widerspenstigen süddeutschen Territorien richtet er noch die besondere Mahnung: „Einem jeden von unseren Staaten wird gestattet bleiben müssen, in bezug auf die Besprechung seiner inneren Angelegenheiten nach Maßgabe seiner eigenen Verfassung besondere Bestimmungen zu treffen; den Bundespflichten aber müßte sich ein jeder fügen."

Das sind nun freilich keine Kleinigkeiten, die er den deutschen Staatsmännern zumutet: sie sollen zugleich die Demokratie durch milde Sachlichkeit hypnotisieren und ihres Willens berauben und dabei alle rivalen Territorien möglichst ohne Vergewaltigung unter einen Hut bringen!

Auf etwas gesicherterem politischem Boden befindet er sich, als er an die Besprechung der Handelseinrichtungen geht; denn hier ist im preußischen Zollverein für seinen Historizismus eine Stütze gegeben, welche ihm bei seinen politischen Gehversuchen einen festeren Anhalt erlaubt; hier weiß er sich dann nicht nur mit den Absichten der preußischen Regierung, sondern auch mit

einem großen Teil der öffentlichen Meinung eins; er kann also etwas unbesorgter auftreten.

Dieser kurze Abschnitt klingt in ein uneingeschränktes Lob der handelspolitischen Errungenschaften des Zollvereins und in die Forderung nach weiterem Fortschritt in dieser Richtung aus.

Nun paßt ja eigentlich der Zollverein gar nicht recht in das System seiner Reformvorschläge, denn diese wollen die Bundesakte ausbauen und so eigentlich die Zentralgewalt stärken; der Zollverein ist aber ein handelspolitisches Sonderbündnis, welches sich um das Zentrum Preußen gebildet hat; er stellt zugleich eines der wichtigsten Machtmittel dar, durch welche dieses Territorium seine künftige Hegemonie in Deutschland vorbereitet. Soweit ihm dieser preußisch-offensive Charakter des Instituts zum Bewußtsein kommt, muß der offiziöse Publizist Ranke natürlich bestrebt sein, ihn möglichst zu verwischen.

Er findet es zunächst „sehr begreiflich", daß der Bund sich den in der Bundesakte vorgesehenen Handelseinrichtungen „nicht geradezu gewidmet" habe, denn bei der tiefgreifenden Wirkung, welche solche Abmachungen auf den Haushalt jedes einzelnen Staates ausüben, könnten sie nur „durch allmähliche und wohlerwogene Vereinbarung des einen mit dem andern" zustande kommen. Konsequenterweise erhält daher auch der Konkurrenzzollverein der beiden süddeutschen Triassouveräne von Bayern und Württemberg, über dessen Anschluß an das preußische System soeben verhandelt wurde, eine höfliche und freundliche Note: er gereiche beiden Fürsten „zu immerwährendem Lobe", und der antipreußische, inzwischen glücklich beseitigte mitteldeutsche Zollverein wird überhaupt mit diskretem Schweigen übergangen.

Den etwa wahrnehmbaren bitteren Geschmack propagandistischer preußischer Tendenzen, welcher dem Zollverein anhaftet, versüßt er durch den Honig der praktischen Vorteile für die Teilnehmer und des nationalen Zusammenschlusses, der „natürlichen Gesamtopposition gegen das Ausland". Er betont die Milde der preußischen Praxis: wenngleich Preußen „von vorn-

herein ein Anschließen anderer an das neue System im Auge behielt", so sei doch der freiwillige Beitritt jedem Staate selbst überlassen, und man habe sich wohl gehütet, „das Interesse eines Bundesstaates, mochte er nun zu dem Beitritt Hoffnung machen oder nicht, auf irgendeine Weise zu verletzen".

Man erkennt hier die Parole wieder, welche die preußische Zollpolitik zu befolgen pflegte; sie mochte ja dem Schützling J. A. Eichhorns ganz geläufig sein! Preußen wählte bei seinen mit soviel Geduld und Zähigkeit verfolgten Plänen in der Regel die Taktik, die Dinge an sich herankommen zu lassen; es betonte gern, daß es mit dem Zollverein im nationalen und sachlichen Interesse ein selbstloses Opfer bringe; — es wußte ja, daß der starke Magnet seiner überlegenen Stellung die widerspenstigen Teile früher oder später doch an es heranziehen müsse.

Nachdem er sich so durch das schwierige Terrain seiner Reformvorschläge glücklich hindurchgeschlagen hat, faßt Ranke noch einmal seine Ideen zu einem ernsten Schlußappell an die deutsche Nation zusammen, noch einmal warnt er sie dringend vor ihrem gefährlichsten Gegner: die nationale Zukunft beruhe vor allem auf „der von Leidenschaften ungestörten, allseitig fortschreitenden Entwicklung unserer Staaten". „Der Austrag der inneren Entzweiungen in den einzelnen Ländern ist die Grundlage von allem, was gegenwärtig geschehen kann, was sich in Zukunft hoffen läßt." Leider bringe aber jede Zeitung Nachricht vom beunruhigenden Fortgang der Leidenschaften; eindringlich ruft er daher sein mildes, gemäßigtes Publikum gegen das Toben jener fanatischen Sekte auf, welche in den Neuerungen der Julirevolution „den Triumph der Menschheit überhaupt sieht und nach ihrer Analogie von unten her die Welt einrichten und reformieren möchte". Warnende Worte aus Platos Republik, Goethes und Niebuhrs pessimistische Äußerungen vor ihrem Tode müssen helfen, die Gefahren dieser Demagogie zu illustrieren.

Zum Schlusse zählt er dann noch einmal seine Palliativmittel gegen dieses hitzige Zeitfieber auf: Festhalten an der einzig den Frieden verbürgenden Regel, „die unleugbar vorhandenen

Schwierigkeiten, wie sie sind, ins Auge zu fassen und mit Vernunft und Redlichkeit beizulegen"; Abkehr vom Auslande sowohl wie von den Fahnen „einer eingebildeten Deutschheit". Vor allem aber möge man wieder auf die heilige Priesterin hören, durch deren Mund sich Gottes Wille den Nationen so deutlich offenbart: „Das Buch der Geschichte liegt aufgeschlagen; wir können wissen, wodurch die Nationen groß werden, wodurch sie zugrunde gehen. Wir haben die zusammentreffenden Beispiele der älteren Vergangenheit und der frischesten Erinnerung."

„Welch ein Schauspiel wäre in dieser in sich selber zerfallenden, nach einem eingebildeten Glück auf Wegen, die von dem wahren abführen, jagenden Zeit eine Nation, die in Eintracht zusammenhielte und ruhig, die Zukunft erwartend, ihre gemeinsame Entwicklung, ihr wahres Wohl indes unablässig zu fördern verstünde!"

Man kann in diesem interessanten und wohl publizistisch entscheidenden Aufsatze Rankes einen gewissen Wechsel der Stimmung bemerken, der dieses zweite Heft von dem ersten unterscheidet, der zugleich wohl schon einen Wendepunkt seines politischen Verhaltens ankündigt: seine anfängliche ruhige Zuversicht ist sehr viel geringer geworden, er ist unruhig und bestürzt, er richtet schutzflehende Beschwörungen an seine territorialen Mäzene. Diese pessimistischere und besorgtere Färbung mag teilweise mit der taktischen Notwendigkeit zusammenhängen, die Dinge möglichst schwarz zu malen, um die bevorstehenden Abwehrmaßregeln der Regierungen besser zu rechtfertigen; sie mag auch von der beklemmenden politischen Atmosphäre mit erzeugt sein, welche die elektrische Entladung des Hambacher Festes begleitete, — der Aufsatz ist wohl im Mai geschrieben; — recht eigentlich beruht sie aber wohl auf einer niederschlagenden Erkenntnis, die er immer weniger von sich abweisen kann, die seinem publizistischen Gebäude immer mehr die Fundamente untergräbt.

Der autonome Historiker Ranke hatte einst bei seinem jugendlich-hoffnungsvollen Vordringen in die deutsche Welt die politischen Theorien auf seinem Wege vorgefunden, welche gleichfalls die

Prätension hatten, diese Welt zu erobern. Er hatte dann in ihnen gefährliche Nebenbuhler erkannt und ihnen die Freundschaft kündigen müssen. Durch die Katastrophe von 1830 hatten auf einmal diese Theorien gewaltig an offensiver Kraft gewonnen und waren heftiger als je gegen seine autonome intellektuelle Sphäre angestürmt. Als sich ihm daher durch das Anerbieten seines preußischen Mäzenes die Möglichkeit zu publizistischem Auftreten bot, hatte er mutig den hingeworfenen Handschuh aufgehoben und es unternommen, diese lärmenden Gegner durch seine Historie zum Schweigen zu bringen: ihr, die ihm über alles ging, traute er ja durchaus zu, daß sie auch im politischen Leben eine herrschende Rolle spielen könne. Zwar hatte er schon damals neben den Theorien die politischen Leidenschaften der Massen vor sich gesehen, aber sein souveräner Intellektualismus vermeinte, in ihnen nur die Zweige der Theorien zu erblicken, welche von selbst absterben würden, wenn man den eigentlichen intellektuellen Stamm durchsäge. Nun mochte ihm aber schon der bisher wenig befriedigende Verlauf der Dinge immer mehr die betrübende Erkenntnis aufzwingen, daß er das Gewand für den Körper gehalten habe, daß die Theorien in Wahrheit nur die intellektuellen Waffen einer anderen unheimlichen Macht seien, welcher er vergebens durch Historie beizukommen suchte: er mochte der Hydra der politischen Leidenschaft noch so viele Häupter abschlagen, im Grunde blieb er machtlos gegen sie. Gegen die politische Leidenschaft selbst erhebt er denn auch bezeichnenderweise in diesem Heft vor allem seine warnende Stimme, nicht mehr vorzugsweise gegen ihre theoretische Maske wie noch im ersten. In dem beunruhigenden Gefühl aber, daß seine Historie mit diesem irrationellen Gegner allein doch nicht fertig werden könne, sieht er sich bereits nach Bundesgenossen um: der eigentliche Schwerpunkt seiner Bundesreformvorschläge liegt in dem Abschnitt über die Preßgesetzgebung; in ihm steckt ein sorgenvoller Appell des bedrängten Historikers an seine Regierungsmäzene, ihm doch im Kampfe gegen die Leidenschaften durch ein geeignetes Preßgesetz zu Hilfe zu kommen. Seine historia militans wird also bereits an ihrer siegenden Erobererkraft etwas irre.

Ganz abgesehen nun von der inneren Unmöglichkeit, das Vordringen einer jugendlichen politischen Macht durch das Spinnweb historischer Erkenntnisse aufhalten zu wollen, ist es schon formell ganz begreiflich, daß seine Publizistik auf einen ausgebildeten politischen Willen keinen Eindruck machen konnte. Die schon erwähnten publizistischen Schwächen seines Stiles treten in diesem Aufsatze überall da in verstärktem Maße hervor, wo er von der Historie und den mild-eindringlichen Appellen an die guten Instinkte der Zeit zu positiven politischen Forderungen übergehen möchte. Nun darf man allerdings nicht vergessen, in welchen mäandrischen Windungen sich ein offiziöser Beschwichtigungspublizist, der nach oben und unten Rücksichten zu nehmen hat, durch die Klippen anstößiger Fragen hindurchtasten muß; aber diese Schwierigkeit wird bei Ranke noch sehr verstärkt durch hemmende Einflüsse, welche dem ureigensten Grunde seines Wesens entstammen. Kaum ist er mit Mühe und Not auf langen historischen Umwegen zu einer politischen Forderung gelangt, so stutzt er in der Regel schon wieder; er fürchtet alsbald, zu viel gesagt, dem Gegner Unrecht getan, der Erkenntnis etwas vergeben zu haben, und so deutlich er auch merken läßt, was er gern fordern möchte, so zwingt ihn doch der innerliche Dämon, alsbald wieder das Gesagte einzuschränken und abzuschwächen.

Ein solches Wesen mußte nun freilich den leidenschaftlichen Politikern aller Richtungen höchst verächtlich vorkommen; nur die milden preußischen Regierungsmänner, welche Ranke ihren besonderen Schutz angedeihen ließen, die Eichhorn und Savigny, mochten diese Art Publizistik für ersprießlich halten. Denn wenn dieses Wesen allerdings eine publizistische Sünde war, so waren sie doch reichlich Mitsünder: auch in ihnen war der leidenschaftslose und sachliche autonome Denker und Dichter, der seit Stein-Hardenberg in die preußische Regierungsseele eingezogen war, recht mächtig.

Diese Staatsmänner mochten daher Ranke nach seinem Aufsatze für den geeigneten Mann halten, um die mißliebigen sechs

Bundesartikel gegen die Demokratie vom 28. Juni 1832[1] an einer exponierteren Stelle zu verteidigen. Am 9. August 1832 erschien in Nr. 220 der Allgemeinen Preußischen Staatszeitung ein offiziöser Artikel[2], welcher die Öffentlichkeit über Zweck und Charakter dieser Beschlüsse aufklären und beruhigen sollte. Nach dem unwidersprochenen Zeugnisse des Berliner Korrespondenten der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“[3], sowie nach einer von Helmolt kürzlich aufgefundenen Notiz Varnhagens[4] war Ranke der Verfasser, und da dieser Artikel deutlich den Rankeschen Stil erkennen läßt[5], sich auch inhaltlich durchaus dem besprochenen großen Aufsatz der Historisch-politischen Zeitschrift angliedert, so darf man wohl Rankes Autorschaft als gesichert annehmen.

Die alten Feinde Rankes, die Pariser Blätter, welche bei aller ephemeren Flüchtigkeit „auf die Bestimmung und Entwicklung der öffentlichen Meinung in Europa einen so ungemeinen Einfluß ausüben,“ bilden den Ausgangspunkt dieser Ausführungen;

---

[1] Diese Artikel enthalten folgende Punkte: 1. Die Bundesfürsten sind verpflichtet, ständische Anträge abzuweisen, welche ihre in der Bundesakte garantierte Souveränität bedrohen. 2. Den Kammern wird verboten, die zur Führung einer verfassungsmäßigen Regierung erforderlichen Mittel zu verweigern oder ihre Bewilligung an anderweitige Zugeständnisse zu knüpfen. 3. Die innere Gesetzgebung der Einzelstaaten darf diese nicht an der Erfüllung ihrer Bundespflichten hindern. 4. Am Bundestag wird eine Überwachungskommission für alle ständischen Verhandlungen eingesetzt. 5. Verbot von Angriffen auf den Bund in den einzelstaatlichen Kammern. 6. Nur der Bundestag ist für die Auslegung der Bundes- und Schlußakte zuständig. Außerdem wurde eine Preßregulierung von Bundes wegen in Aussicht genommen, zu der es aber nie kam.

[2] Wiederabgedruckt von Helmolt in der „Hist. Ztschr.“, III. Folge, Bd. 3, S. 550 ff.

[3] In Nr. 228 vom 15. August 1832. Regelmäßiger Berliner Korrespondent der Zeitung war damals Professor Gans, der bekannte liberalisierende Rechtslehrer und Hegelianer (E. Heyck, Die Allgemeine Zeitung, München 1898, S. 330). Er war Feind der historischen Schule und stand dem Varnhagenschen Kreise nahe.

[4] „Hist. Ztschr.“ a. a. O. S. 549. Auch Heinrich Heine erwähnt in der Vorrede zu seinen „Französischen Zuständen“ (Bd. 11 seiner Sämtlichen Werke) Rankes Artikel und Autorschaft.

[5] Vgl. darüber Helmolts Ausführungen „Hist. Ztschr.“ a. a. O. S. 549 f.

um das Ungereimte ihres Einflusses nachzuweisen, will der Verfasser einmal ihr wahres Wesen, das sich bei Gelegenheit der letzten Bundesbeschlüsse vollständiger als je gezeigt habe, unter seine kritische Lupe nehmen und zeigt nun im einzelnen, wie mangelhaft die Sachkenntnis ist, auf Grund welcher sich „jene Stimmführer" ihre autoritativen Urteile über deutsche Zustände anmaßen, wie abenteuerlich die Absichten sind, welche sie jenen Bundesbeschlüssen andichten. „Bei so viel Beschuldigungen fühlt man sich versucht, die Bundesbeschlüsse noch einmal zu lesen. Was sagen sie doch? Welche Neuerung schließen sie ein? Welche Drohung sprechen sie aus?"

Damit leitet der Verfasser zur Hauptsache, zur Besprechung dieser Beschlüsse selber über und beginnt mit der bei Ranke üblichen historischen Einleitung.

Eine doppelte Aufgabe hatte Deutschland nach den Erschütterungen der Revolutionskriege: „Einmal, sich in seiner Gesamtheit, welche gebrochen worden, wieder zu konstituieren, und sodann, die inneren Verhältnisse einzelner Länder, welche so gewaltsame Umwandlungen erfahren, nach gesetzlichen Prinzipien wieder einzurichten." Dem ersten Zwecke diente die Einrichtung des Bundes, dem zweiten die Einführung ständischer Verfassungen. Nun ergaben sich aber zwischen beiden Zwecken gewisse Kollisionen, denn einmal sollte „die alte Autonomie deutscher Staaten für ihre inneren Angelegenheiten" nirgends beschränkt und dann das Ganze doch möglichst gefestigt werden. Die Bundesakte begnügte sich daher mit „sehr allgemeinen Bestimmungen" über diese Verhältnisse.

Diese innere Spannung wuchs in der Folgezeit durch die bundesfeindliche Entwicklung, welche das ständische Element nahm. Vor allem das von manchen Kammern versuchte Mittel der Steuerverweigerung, in welchem der Verfasser einen höchst verwerflichen Mißbrauch des an sich unbestrittenen Steuerbewilligungsrechtes sieht, drohte geradezu den Bund zu sprengen; denn es würde die Einzelstaaten der inneren Auflösung überliefert und somit unfähig gemacht haben, ihre Bundespflichten zu erfüllen.

Forderten doch die Stimmen „wilder und zahlreicher Faktionen“ geradezu die Vernichtung des Bundes! „Das ochlokratische Element, das Frankreich in so große Verwirrung stürzte, regt sich in allen seinen Erscheinungen auch in deutschen Ländern. Es bekämpft die einzige Vereinigung, die wir noch haben, und entwickelt eben jene zerstörenden Anschläge, die nichts als den allgemeinen Ruin hervorbringen würden.“

Der Verfasser findet es daher durchaus berechtigt, wenn der Bundestag „jene Anmaßungen einiger Stände“ für widerrechtlich erklärte und sogar Gewaltmaßregeln für den Notfall vorsah.

Keineswegs aber sei es damit auf das Steuerbewilligungsrecht an sich abgesehen, auch könne sich der zur Kontrolle der Ständeversammlungen eingesetzte Bundesausschuß ebensogut als Institution erweisen „zum Schutze der begründeten ständischen Rechte,“ wie als solche „zur Zurückweisung ihrer unbegründeten Ansprüche.“

Wenn sich weiter die Bundesbeschlüsse in scharfer Weise gegen die unleugbaren Ausschweifungen der Presse richten, so geben sie doch auch wieder das äußerst wertvolle Versprechen, „daß mit der Beschränkung derselben nicht auch die Tätigkeit ruhiger und leidenschaftsloser Anstrengung gehemmt oder der natürliche Fortschritt des menschlichen Geistes in Fesseln gelegt werden solle“ [1].

Zum Schluß wendet sich der Verfasser noch gegen einige Behauptungen jener französischen Blätter. Ganz töricht sei die Meinung, daß diese Beschlüsse die Unabhängigkeit der Einzelstaaten bedrohten, welche vielmehr durch „eine Ausbildung des

[1] Das bezieht sich auf eine Stelle in der von Österreich und Preußen gemeinsam vorausgeschickten Begründung. Dort heißt es: man erwarte von der zur Beratung eines Preßgesetzes eingesetzten Kommission, daß sie ihre Aufgabe „auf eine Art lösen werde, welche — ohne die Tätigkeit nützlicher und achtungswerter Schriftsteller zu hemmen, oder den natürlichen Fortschritten des menschlichen Geistes Fesseln anzulegen — die wilden Ausschweifungen einer alle Begriffe verwirrenden, nur auf Erschütterung und Umwälzung des Bestehenden gerichteten, und das Höchste wie das Heiligste lästernden Preßfrechheit in die gehörigen Schranken zu weisen geeignet ist.“

Deutschen Bundes, wie sie selbst in Ständeversammlungen vorgeschlagen worden ist," unfehlbar zertrümmert werden müßte.

Endlich denke man gar nicht an Krieg gegen Frankreich: „Wie? Einrichtungen für unser Inneres wären, wie jene Journale vorgeben, Demonstrationen gegen Frankreich? Nie hat Napoleon, auch nicht in dem Zenit seiner Macht, sich stärker ausgedrückt."

Von allem, was die französischen Blätter meldeten, sei also in den Bundesbeschlüssen „so gut wie gar nicht" die Rede. „Jedes Land hat das Bedürfnis, die Kollision zwischen den Forderungen des Ganzen und den Ansprüchen einzelner Teile auseinanderzusetzen. Wenn ihm die Pflicht obliegt, auf eine Entwicklung und Verbesserung der bestehenden Ordnungen zu denken, so hat es nicht minder die andere, Versuche, die auf den Umsturz derselben zielen, Versuche, die überdies von der unberechenbaren Mehrheit verabscheut werden, streng zurückzuweisen. Diesem Bedürfnis für Deutschland zu entsprechen, diese Pflicht zu erfüllen, das ist der Zweck, es ist der einzige Zweck der Bundesbeschlüsse."

Als offiziöse Äußerung der preußischen Regierung zu diesen die Öffentlichkeit aufregenden Beschlüssen fand der Artikel überall Beachtung und machte die Runde durch die Presse. Bei dem strengen Druck, welcher auf den deutschen Zeitungen lastete, verboten sich tadelnde Kommentare von selbst; der Korrespondent der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" z. B. begnügte sich damit mitzuteilen, daß der Aufsatz das Publikum „zu beruhigen" suche und jene Beschlüsse „einerseits als richtig und anderseits als unschädlich" darstelle. Andere Zeitungen druckten ihn ohne Bemerkung ab[1]. Daß er aber auf die liberale Öffentlichkeit eine irgendwie überzeugende Wirkung ausgeübt habe, davon findet sich nirgends eine Spur: im Gegenteil konnte Heinrich Heine in der Vorrede zu seinen „Französischen Zuständen" Ranke nun-

[1] Z. B. der „Hamburger Korrespondent" in Nr. 189 vom 11. August 1832; die „Kölnische Zeitung" in Nr. 226 vom 13. August 1832; der „Österreichische Beobachter" in Nr. 228 vom 15. August 1832.

mehr als charakterlosen Lohnschreiber der preußischen Regierung dem Hohn der Liberalen preis geben. Die angegriffenen Pariser Blätter rächten sich auf ihre Weise: der „National" brachte am 17. August eine mit schmähenden und boshaften Glossen gespickte, teilweise Übersetzung des Artikels[1] und fällte über ihn das summarische Urteil: diese angebliche Widerlegung des französischen Preßurteiles habe „das zwiefache Verdienst, des gesunden Menschenverstandes bar und offizieller Herkunft zu sein." Die an sich schon schwache publizistische Stellung Rankes in der Öffentlichkeit wurde also kaum durch diesen Artikel befestigt.

Dafür mochte er dazu beitragen, Rankes preußischen Gönnern ein größeres Interesse an seinem publizistischen Unternehmen einzuflößen, so daß sie ihm mit reichlicheren Beiträgen zu Hilfe eilten, und er sich von der ungewohnten politischen Anstrengung seines zweiten Heftes im dritten etwas ausruhen konnte[2].

Dieses dritte Heft für Juni, Juli, August erschien mit einer Verspätung von anderthalb Monaten erst Mitte Oktober[3] und begann mit einem Aufsatze Savignys über „Die preußische Städteordnung"[4].

In sachkundigen und klaren Ausführungen legt der Verfasser die Grundsätze dar, von welchen sich die preußische Regierung beim Erlaß der als reaktionär verschrienen revidierten Städteordnung vom 17. März 1831 leiten ließ[5]; im einzelnen bespricht und motiviert er die Abweichungen dieses Gesetzeswerkes von seinem Vorgänger, der Steinschen Städteordnung von 1808.

---

[1] Vgl. „Hist. Ztschr.", III. Folge, Bd. 3, SS. 550, 556 ff.

[2] In einem Antwortschreiben auf einen Brief Perthes', den dieser ihm im Juli geschrieben hatte, äußert Savigny: es gehe Ranke jetzt zwar mit der Zeitschrift „etwas knapp", doch werde Perthes „schon in den nächsten Heften einige Beihilfe spüren." Varrentrapp, Briefe von Savigny an Ranke und Perthes, „Hist. Ztschr.", III. Folge, Bd. 4, S. 345 f.

[3] Ankündigung in Nr. 282 der „Allgemeinen Preußischen Staatszeitung" vom 10. Okt. 1832.

[4] „Historisch-politische Zeitschrift" I S. 389 ff.

[5] Als Mitglied der Gesetzrevisionskommission, der Savigny seit 1826 angehörte, war er besonders geeignet, Rankes Leser über diese Dinge aufzuklären.

Diese Ausführungen atmen jenen Geist imponierender, geduldiger Sachlichkeit und wohlwollender Ruhe, durch welchen dieses Beamtengeschlecht bei aller zurückhaltenden ängstlichen Scheu vor jähen Anläufen doch so außerordentlich befähigt wurde, das innerlich intakte preußische Staatsschiff durch die Klippen der neuen Zeit einer großen Zukunft entgegenzusteuern. Für die Öffentlichkeit lag wohl der Schwerpunkt des Aufsatzes in den Erörterungen, wie sich diese Städteordnung zu den Ideen des Jahrhunderts verhalte. Als eine Konzession der Monarchie an die feindliche Demokratie will sie Savigny nicht gelten lassen; sie diene vielmehr gerade dem monarchischen Staatsganzen. Bei der modernen Anspannung aller Kräfte müsse jeder Staat bestrebt sein, alle seine Bestandteile in möglichst leistungsfähigen Zustand zu versetzen; Gemeinden blühen aber nur, wenn sich in ihnen ein lebendiger Bürgersinn regt, und eben diesen lebendigen Bürgersinn zu erwecken, sei die vornehmste Aufgabe der Städteordnung. Ja, um diesen Zweck noch besser zu erreichen, fordert Savigny sogar die Öffentlichkeit der Stadtverordnetenversammlungen, was eine Neuerung gegen den Zustand von damals bedeutete. Die Städteordnung sei weiter sehr geeignet, das gestiegene politische Interesse der Zeit in fruchtbarer Weise zu beschäftigen und es vor Extravaganzen zu behüten; schließlich erscheint sie auch wie eine Art erzieherischer Vorschule für größere Dinge: „Hier kann es sich zeigen, in welchen jene Teilnahme [sc. an politischen Dingen] auf wahren Gemeingeist, oder auf bloße Ehrsucht und Anmaßung gegründet ist. Ja, selbst für diejenigen ist gesorgt, welche durch ihr Selbstvertrauen zu einem größeren Wirkungskreis berufen zu sein glauben: denn haben sie wirklich Fähigkeiten, die über ihren städtischen Wirkungskreis hinausreichen, so werden so seltene Kräfte unfehlbar auch in diesem Kreise offenbar werden." Der Regierung aber erwachse anderseits die Pflicht, ehrlich und vertrauensvoll die Gemeinden gewähren zu lassen und nur dann einzugreifen, wenn es im Interesse der Sache und des Ganzen unbedingt nötig erscheine.

Diese treffliche Darlegung des Geistes der Selbstverwaltung

verfehlte auch nicht einige Wirkung auf die Öffentlichkeit, die sich freilich die ihrem demokratischen Geschmack am meisten zusagenden Bestandteile herausſuchte. Wie der Berliner Korrespondent der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ berichtete[1], war man allgemein „begierig“, ob nach Savignys Vorschlag die Öffentlichkeit der Stadtverordnetenversammlungen gestattet werden würde[2]. Immerhin hatte also Savigny dem Unternehmen seines Schützlings mit diesem Aufsatze einen wertvollen Beitrag gespendet.

Ziemlich farblos fiel dagegen der folgende Aufsatz eines anonymen sächsischen Mitarbeiters[3] aus, der sich unter dem Titel „Über die neuesten Veränderungen im Königreich Sachsen“ im wesentlichen auf eine Aufzählung der Reformen beschränkt, welche seit 1830 in dem Nachbarkönigreich in Angriff genommen wurden. Der Verfasser lobt die „wohltätig erwärmende Regsamkeit“, welche an Stelle der „alten Erstarrung“ getreten sei, und den „gesunden Sinn unserer norddeutschen Landsleute“, welche die ungesetzlichen Bewegungen erdrückt hätten und darauf „ernstlich und besonnen“ an die Verbesserung der Übelstände gegangen seien, „welche dieselben veranlaßten“.

Interessanter ist ein Aufsatz über „Das preußische Zollwesen“, welcher von dem verdienstvollen Begründer des preußischen statistischen Bureaus Joh. Gottfr. Hoffmann herrührt[4].

Angesichts der lauten Klagen in den Ländern zwischen Elbe und Weser über die Härten des preußischen Zollwesens „wächst die Notwendigkeit, sich über Preußens Absichten bei der Aufstellung seines Zollsystems zu unterrichten. Sind diese Absichten nur solche, die jede Regierung hegen sollte, sind die Mittel, sie zu erreichen, verständig gewählt, so fördert jeder Nachbarstaat nur sein eigenes Interesse, indem er durch Beitritt zu dem

[1] In Nr. 303 vom 29. Oktober 1832.

[2] Erst das Jahr 1848 brachte die Öffentlichkeit der Verhandlungen.

[3] „Historisch-politische Zeitschrift“ I S. 415 ff. Möglicherweise hat bei diesen Artikeln aus Sachsen der sächsische Minister von Lindenau mitgewirkt, an den sich Perthes auf Rankes Bitte gewandt hatte („Hist. Ztschr.“, III. Folge, Bd. 3, SS. 68, 93 Anm.).

[4] „Historisch-politische Zeitschrift“ I S. 438 ff.

preußischen Zollsysteme sich die Vorteile desselben aneignet." Der Aufsatz läuft nun im wesentlichen auf eine Entschuldigung der preußischen Praxis vor dem Richterstuhle herrschender liberaler Anschauungen über Wesen und Zweck des Staates hinaus, zu denen sich auch der Verfasser durchaus bekennt, mit denen aber das preußische Verfahren nicht recht harmonieren will. Danach sind nämlich nur direkte Staatsabgaben erlaubt und zwar allein zur Bestreitung der Kosten, welche die einzig der „wahren" individuellen Wohlfahrt dienenden öffentlichen Staatsanstalten verursachen; indirekte Abgaben, also auch Zölle, ebenso Gesichtspunkte wie Schutz der einheimischen Produktion, überhaupt egoistische staatliche Machtzwecke jeder Art sind dagegen vom Übel. Ziemlich umständlich weist nun der Verfasser im einzelnen nach, wie Preußen durch die Mängel des „zeitigen Kulturstandes", durch die „Selbstsucht" und den „Brotneid der Gewerbetreibenden aller Art" gezwungen worden sei, von diesen alleinseligmachenden Lehren bisweilen abzuweichen, wie es dies aber nur mit weiser Mäßigung und in der sicheren Erwartung getan habe, daß „das Wachstum an Einsicht und Gesittung, das Emporheben der Nation zu einer höheren Bildungsstufe" immer mehr solche „künstlichen Formen" überflüssig machen werde.

Da man nun aber der indirekten Abgaben, der Zölle und Zolllinien vorläufig noch nicht entraten könne, so sei es zweckmäßig, an Zoll- und Steuervereine zu denken, dort, „wo die Gebiete der einzelnen Staaten zu klein und wohl überdies noch zu zersplittert sind, um selbständige Zollsysteme zur Ausführung zu bringen."

Auf diese Weise sind die Tendenzen der preußischen Zollpolitik vor liberalen, freihändlerischen Zeitanschauungen entschuldigt, und zugleich wird Propaganda für den preußischen Zollverein gemacht.

Es folgt ein kleinerer Aufsatz Rankes, welcher die zur deutschen parallel laufende, andere große nationale Frage des Jahrhunderts, die italienische, berührt und zwar im Anschluß an

mitgeteilte „Auszüge aus italienischen Flugschriften“ [1]. Die Anschauungen und Forderungen des Historikers sind hier denjenigen ganz analog, welche er auch für Deutschland vertritt. Er zeigt eine ausgesprochene Teilnahme für die Schicksale des schönen, ihm durch seine Reise und seine Studien noch besonders nahe gebrachten Landes, das eine so große und glänzende Geschichte gehabt hat. Mit Bedauern stellt er fest, daß der nämliche Feind wie in Deutschland auch hier den eigentümlichen nationalen Genius zerstöre: die vielversprechenden Ansätze zu selbständiger geistiger Entwicklung im 18. Jahrhundert sind unter dem alles überwuchernden Unkraut französischer Doktrinen erstickt worden, wofür ihm die mitgeteilten Auszüge aus den Flugschriften einen deutlichen Beweis liefern. Die ganze Bewegung der letzten Jahre ist auch „nichts als ein Anhang der französischen“. Diese sklavische Abhängigkeit von Paris, vom Prinzip der Nonintervention, isolierte die Bewegung in den Einzelstaaten und verhinderte so, „die mächtigen Ideen zu ergreifen, welche freilich lange nicht die Gewißheit, aber doch eine Möglichkeit des Sieges gewährten.“ Gemeint ist damit vor allem die Idee „der Vereinigung von ganz Italien, die einen so großen Zauber über die Gemüter ausübt.“ Rankes Rezept für Italien besteht nun aber doch nicht in der Anpreisung dieser „mächtigen“ Idee, die ihm natürlich viel zu unhistorisch-gewaltsam und überdies durch die Rücksicht auf Österreich und Europa verboten ist: es läuft vielmehr ungefähr auf dasselbe hinaus, was er auch in Deutschland als einziges Heilmittel gelten läßt. Ohne die argen Mißstände besonders im Kirchenstaate zu leugnen, ohne die Bestrebungen der reaktionären Ultras zu billigen, findet er doch, daß man nur durch „vernünftige, gemäßigte“, „gesetzliche“ Abhilfe etwas erreichen könne, vor allem im Hinblick auf Europas Willen. „Gibt es keine Möglichkeit legaler Opposition? Gibt es kein Mittel zwischen Knechtschaft und Abfall?[2]“ Den eigentlichen, positiven

[1] Mit einigen Abänderungen abgedruckt S.W. 40/1 S. 162 ff.

[2] „Historisch-politische Zeitschrift“ I S. 464 (fehlt in dem Wiederabdruck).

Kern der Aufregung sowohl bei Reaktionären wie bei Revolutionären findet er ähnlich wie in Deutschland in der Vergewaltigung der besonderen munizipalen und provinziellen Rechte namentlich durch die päpstliche Administration. Deren allerdings schwierige Wiederherstellung erscheint ihm als wichtigstes Mittel zur Beseitigung der „Mißverständnisse".

„Möchte es gelingen sie zu heben, und dem schönen Lande nicht allein seine äußere Ruhe zurückzugeben, sondern es auch mit sich selber zu versöhnen. Wie sollte ohne dies jemals wieder eine eigentümliche Entwicklung zu hoffen sein, sei es in der Politik, oder in der Literatur, oder selbst in der Kunst" [1].

Eine Art publizistischer Entgleisung, welche wohl den günstigen Eindruck der Savignyschen Ausführungen in diesem Hefte wieder aufwog, stellt der Aufsatz dar, welcher Ranke von seinem Freunde, dem Philosophen Heinrich Ritter, geliefert wurde [2]. Er trägt die Überschrift: „Die Theorien und die öffentliche Meinung in der Politik". In diesen „Fragmenten" wird nämlich der öffentlichen Meinung, deren Träger vor allem die „mittleren Klassen" seien, mit erfrischender Deutlichkeit klar gemacht, daß sie wegen ihrer unwissenden Mittelmäßigkeit, die sich mit den halbverstandenen Formeln philosophischer Theorien brüste, wegen ihres ungebildeten Widerwillens „gegen die höheren Klassen der Gesellschaft, gegen die gründliche Gelehrsamkeit, gegen die Tiefen der Wissenschaft" völlig unfähig sei, das schwierige Geschäft der Staatsregierung auszuüben; ja selbst da, wo sie scheinbar regiere, bekommen doch in Wahrheit die wenigen Ausgezeichneten, die nicht zur mittelmäßigen Öffentlichkeit gehören, schließlich mit Notwendigkeit das Heft in die Hand. Das Recht der Staatsregierung wird daher als Privileg für die Minderheit der Auserwählten, unter denen offenbar die Gelehrten eine große Rolle spielen, in Anspruch genommen, und um den überheblichen Macht-

[1] „Historisch-politische Zeitschrift" I S. 481 (fehlt gleichfalls in Bd. 40/1 der S.W.).

[2] „Historisch-politische Zeitschrift" I S. 482 ff. Für die Autorschaft vgl. S.W. 53/4 S. 260 und S. 264 unten.

anspruch der „halbklugen" öffentlichen Meinung gehörig abzuweisen, verfährt der Verfasser nach dem sokratischen Rezept: „Man muß den Meinenden von dem Dünkel seiner Vielwisserei dadurch heilen, daß man ihm seine Unwissenheit zeigt; man muß ihn zur Bescheidenheit zurückführen." Der Demütige, der seine Mittelmäßigkeit inne geworden sei, murre nicht wider die gottgesandte Obrigkeit, selbst wenn er an ihr Mängel entdecke, er vertraue vielmehr auf Gottes Beistand und suche nur soweit das Übel abzuwehren, wie seine wahre Einsicht reiche. „Am allerwenigsten wird er selbst eine andere Staatsform einzurichten streben, wenn er nur in der öffentlichen Meinung steht und nicht durch seine politische Einsicht über dieselbe bei weitem sich erhebend die Mittel genau kennt, durch welche mit Sicherheit allem menschlichen Dafürhalten nach eine Abhilfe bereitet werden kann."

Zum Schluß wird dann der Öffentlichkeit wenigstens ein kleiner Trost gespendet: sie darf sich immerhin nach ihrem Horizonte eine unmaßgebliche Meinung über den Staat bilden, wenn sie nur daraufhin keine politischen Ansprüche erhebt; sie kann sogar im kleinen Kreise zu einiger Mitwirkung an der Regierung zugelassen werden. Dazu müssen aber die politischen Stände, „welche zu sehr vermischt worden sind", wieder gesondert und aus den mittleren Klassen ein Mittelstand gebildet werden, „welcher als solcher in seinem Kreise eigene Rechte und eigene politische Macht haben soll." „Macht soll er haben nach dem Maße seiner Einsicht, d. h. im wesentlichen nach dem Kreise seiner Erfahrung, aber nicht nach den oberflächlichen Theorien, welchen die öffentliche Meinung zu folgen jetzt nur zu sehr geneigt ist."

Solche bitteren, noch dazu in dem verletzenden Tone philosophischen Hochmutes vorgetragenen Wahrheiten darf man nun freilich der öffentlichen Meinung nicht sagen, wenn man sie gewinnen will! Publizistik wie überhaupt Politik ist ja noch lange nicht identisch mit dem Aussprechen politischer oder philosophischer Erkenntnisse; alle diese klugen Gelehrten, welche nach sokratischer Methode die Politikertugend für lehrbar hielten, waren daher

trotz oder vielmehr gerade wegen ihrer souveränen Erkenntnis zum großen Publizisten oder Politiker gründlich verdorben. Immerhin hat dieser Aufsatz das Verdienst, den geistigen Aristokratismus des Unternehmens scharf hervorgehoben und so zur Klärung der Lage beigetragen zu haben: die demokratische Öffentlichkeit erfährt ohne Umschweife, was die Männer der Historisch-politischen Zeitschrift von ihr halten [1].

Wäre es dem Unternehmen nur möglich gewesen, wenigstens bei der entgegengesetzten öffentlichen Partei, den auf Haller schwörenden, für „wahre", ständische Freiheit begeisterten Aristokraten Anlehnung zu suchen; aber das verbot ihm ja wieder sein Prinzip, die Welt durch reine Erkenntnis leiten zu wollen. Diese feudalen Theorien und Leidenschaften stimmten aber ebensowenig zum Wesen der leidenschaftslosen historia militans wie die demokratischen.

Der Aufsatz Rankes: „Die Kammer von 1815" mit dem Untertitel: „Zur französischen Geschichte vom 8. Juli 1815 bis 5. September 1816" [2], richtet sich, soweit er nicht aus purer Historie besteht, vor allem gegen diese royalistisch-aristokratischen Velleitäten. An der mit Rankescher Virtuosität vorgetragenen Geschichte der chambre introuvable weist er die Unmöglichkeit nach, mit den „Abstraktionen des alten Staates" die Revolution zu bezwingen. Zwar verfährt Ranke vorsichtig: „Wir untersuchen nicht den Wert oder Unwert ihrer [sc. der royalistischen Kammermajorität] Theorien, die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit ihrer Ansprüche; wir fragen nur, ob sie Stärke genug besaß, um einen solchen Angriff zu wagen, ob sie hoffen durfte, ihn durchzuführen." Er findet gern, daß die Ultras viele „große und einleuchtende Wahrheiten" zum ersten Male wieder ausgesprochen

[1] In der Besprechung der Zeitschrift, welche Arnold Ruges „Hallische Jahrbücher" im Jahre 1841 brachten (S. 455 f.), wurde dieser Aufsatz besonders heftig angegriffen. Nach der Leisetreterei in Rankes Artikeln habe er endlich auch dem „Blödsichtigsten" die Augen über die wahre Meinung des Historikers und seiner Mitarbeiter geöffnet: „Der ganze Aufsatz ist ein Gemisch von aristokratischer Arroganz, Mittelmäßigkeit und Vorurteil."

[2] Wiederabgedruckt S.W. 49/50 S. 173 ff.

haben; aber ihr doktrinär-intransigentes Verhalten verdirbt dann alles: „Indem sie alles auf einmal angriffen, Meinungen, Interessen, Existenzen und den Staat selber bedrohten, so geschah ihnen, daß sie auch das Erreichbare nicht durchsetzten," daß sie, statt zu versöhnen, „die Trennung nur noch offenbarer, den Bruch noch schneidender" machten.

Als eigentliche materia peccans erkennt er auch hier wieder das unheimliche x, das er sich immer erst auf Umwegen konstruieren muß: die politische Leidenschaft, zunächst die der Parteien. „Wäre es möglich, die politischen Parteien durch eine geistige Anatomie bis in ihre geheimsten Bestandteile zu zerlegen, so würde man, glaube ich, zuletzt auf ein irrationales Element stoßen." Dieser „dunkle, vernunftlose Antrieb" verschuldet die Greuel des weißen Schreckens, er ist überhaupt der Quell alles politischen Unheils im Staate, möge dieser eine Form haben, welche er wolle.

Am Schluß des Aufsatzes formuliert Ranke eine Art politischen Glaubensbekenntnisses gegenüber diesen Parteiprinzipien. Von den drei aristotelischen Formen des Staates: Monarchie, Aristokratie, Demokratie gibt er an sich keiner den Vorzug, zumal sie nirgends bei den Staaten der Gegenwart in ihrer Reinheit erscheinen, sondern fast stets alle zugleich in ihnen enthalten sind. Eines dieser Elemente erscheint freilich als das vorherrschende, maßgebende wie z. B. für die meisten deutschen Staaten das der Monarchie. Diese Elemente haben aber nur untergeordnete Rechte gegenüber dem für Ranke immer mehr durchgreifenden, höheren Prinzipe des Staatsganzen, des historisch fundamentierten, zugleich etwas geheimnisvollen Staatsindividuums. Für dieses oberste Wesen nimmt er daher das Recht in Anspruch, jenen untergeordneten Wesenheiten zu gebieten, ihnen den Grad ihrer Mischung vorzuschreiben, der sich eben nach der historisch-transzendentalen Staatsindividualität richten müsse. „In einem jeden [Staate] wohnt jener innere Antrieb, der ihn gebildet: dieser muß ihn, in immer lebendiger Regsamkeit, in fortgehender Metamorphose der einzelnen Erscheinungen auch erhalten und

zu der Stufe der Ausbildung führen, die ihm überhaupt möglich ist."

Daraus ergibt sich als wichtigste innerpolitische Aufgabe: die Erhaltung der untergeordneten Elemente in ihrer historisch gegebenen Harmonie und Rangordnung; es muß verhindert werden, daß sich einer dieser subalternen Egoismen zum Schaden des geheimnisvollen Lebens des Ganzen leidenschaftlich vordränge, daß Monarchie in Tyrannis, Aristokratie in Oligarchie, Demokratie in Ochlokratie ausarte, und weil in der Gegenwart die Demokratie am meisten gegen dieses heilige Gebot sündigt, so hat sich Ranke veranlaßt gesehen, vorzüglich gegen ihre Ansprüche zu Felde zu ziehen.

Mit dieser Kodifikation seiner bisherigen, immer mehr als erfolglos erkannten Bemühungen hat er aber auch gewissermaßen mit ihnen abgeschlossen: seine Scheinpublizistik fängt an, sich von der Beschäftigung mit diesen Parteiwesenheiten abzuwenden, um sich immer ausschließlicher der Betrachtung der staatlichen Zentralgestirne zu widmen, um welche sich jene Parteiplaneten zu gruppieren haben. Das Werden und Vergehen dieser „großen Mächte" in ihrer historischen Wechselwirkung aufeinander wird immer mehr in den Vordergrund des Interesses treten. Damit erhebt sich freilich Ranke zu solchen sublimen Höhen, daß ihm das sehr irdische und alltägliche politische Parteibedürfnis nun erst recht nicht mehr wird folgen können: er wird dessen Augen schließlich so gut wie völlig entrückt sein.

Zugleich mit diesem Aufstieg findet er aber auch immer mehr seine historische Beschaulichkeit wieder. Bereits in diesem Aufsatze kann man das Überwiegen einer ruhig-betrachtenden Art und Weise wahrnehmen, die an Stelle der anfänglichen milden Zuversicht, der folgenden, erschreckten videant consules-Stimmung tritt. Im Beginn des Aufsatzes läßt er noch einmal die Kämpfe der beiden feindlichen Prinzipien in der europäischen Staatenwelt Revue passieren: politisch resigniert meint er dazu: „Es ging nun eben wie es konnte"; dagegen sieht er voll Interesse in diesen Bewegungen: „Ein reiches, ein unermeßliches Feld für

eine bürgerliche Geschichte." Zugleich mit dem beginnenden politischen Rückzug zu seinen Regierungsmäzenen kehrt er also auch in die Regionen rein historischer Betrachtungsweise heim[1]. In der Atmosphäre wohlwollenden Regierungsverständnisses fühlte er sich dann immer mehr geborgen und konnte den mißglückten Feldzug gegen die politische Öffentlichkeit verschmerzen. Hier konnte er auch am lebenden Beispiel das Wesen der „großen Macht" studieren. Wer weiß freilich, ob er das so ungestört hätte tun können, wäre er statt an dieses durch innere Schwierigkeiten zahm und für autonome Wissenschaft empfänglich gewordene Preußen an den Eroberstaat Friedrichs des Großen oder Bismarcks geraten!

In diesem Preußen aber hatte die souveräne Wissenschaft eine gewichtige Stimme, und bis in die höchsten Staatsregionen reichten ihre Vertreter und Sympathizer. Der geistesverwandte Gönner Rankes, der preußische Staatsrat und spätere Minister Savigny, war ebenfalls ihr echter Sohn: mit einem der wertvollsten Aufsätze, welche Rankes Zeitschrift brachte, eröffnete er das vierte und letzte Heft des ersten Jahrganges, welches erst im Februar 1833 erschien[2]: beredt tritt er darin für die autonome Wissenschaft in die Schranken. Er schildert ja in diesen Betrachtungen über „Wesen und Wert der deutschen Universitäten"[3] den eigenen Heimatboden und entwickelt mit liebevollem Verständnis das eigene vornehme Ideal des autonomen deutschen Hochschullehrers. Leider muß er zugeben, daß diesem Ideale mancherlei Gefahren drohen, nicht sowohl von den Regierungen,

[1] Bezeichnend für diese Stimmung ist eine Briefstelle an Heinrich Ranke vom 30. November 1832 (S.W. 53/4 S. 261). Er schreibt: „Mein Glück ist, von diesem Punkte, auf dem ich stehe, die Welt zu beobachten, vergangene und gegenwärtige, sie in mich aufzunehmen, inwiefern sie mir homogen. Alles, was sie Schönes und Großes hervorgebracht hat, möchte ich an mich heranziehen und mir aneignen und den Gang der ewigen Geschicke mit ungeirrtem Auge ansehen, in diesem Geiste auch selbst edle und schöne Werke hervorbringen."

[2] Ankündigung in Nr. 41 der „Allgemeinen Preußischen Staatszeitung" vom 10. Februar 1833.

[3] „Historisch-politische Zeitschrift" I S. 569 ff.

welche die geistigen Kräfte sorgsam hegen und behüten, als vielmehr von dem gesteigenen politischen Zeitinteresse, das Lehrer wie Schüler dem erhabenen Zwecke der Universitäten, der Wissenschaft, abspenstig machen möchte. Ihnen hält der Verfasser warnende Bedenken entgegen: einmal sei doch das Geschäft des Regierens ein so schwieriges, daß jedem, der sich dazu geeignet fühle, „ein recht großes Mißtrauen in die eigenen Kräfte gleichsam als erste Bedingung der Tüchtigkeit" zu wünschen sei, und dann begehe der Hochschullehrer gleichsam einen Treubruch, wenn er darüber seinen eigentlichen Beruf vernachlässige: dazu sei das Lehramt viel zu „ernst und würdig", lieber möge er es aufgeben, als es durch schlechte Führung entehren. Die Jugend aber schädige durch das „falsche und oberflächliche politische Interesse" ihre Ausbildung für den zukünftigen Beruf und damit ihre eigene Zukunft. Eine Abwehr erwartet Savigny nicht so sehr von polizeilichen Maßnahmen, welche nur die gröbsten Ausbrüche treffen könnten, als vielmehr von einer „erhöhten Kraft der wahren Richtung", vor allem von einer verständnisvollen Beschäftigung der Lehrer mit der zahlreichen Klasse der mittelbegabten Schüler, welche den eigentlichen Grundstock der Universitätsbesucher bilde.

Die Zukunft werde dereinst darüber aburteilen, ob die Gegenwart imstande gewesen sei, das kostbare Erbe der deutschen Universitäten zu bewahren.

Ein mit allen diesen Männern gesinnungsverwandter Schweizer Korrespondent, der junge Bluntschli, welcher im Winter 1827/28 und Sommer 1828 in Berlin Savignys Vorlesungen gehört und in seinem Hause verkehrt hatte[1], entwirft im zweiten Aufsatze dieses Heftes ein lebendiges Bild von der „Revolution des Kantons Zürich vom Jahre 1830 in ihrer Entwicklung". Auch für ihn ist „wohlwollendes, die Verhältnisse der Beteiligten

[1] Über B.s Berliner Studienzeit vgl. seine Selbstbiographie: „Denkwürdiges aus meinem Leben" Bd. 1. Nördlingen 1884, S. 63 ff. Auf S. 114 bekennt sich B. zur Autorschaft des fraglichen Artikels; dieser steht „Historisch-politische Zeitschrift" I S. 593 ff.

schonendes, reformierendes Fortschreiten" das einzige Mittel, welches die Gebrechen der Zeit heilen kann, und dieses Ingrediens ergibt dann die subjektive Grundfarbe für sein sonst mit redlicher Objektivität gezeichnetes Gemälde. Er erkennt wohl die Fortschritte an, welche in seiner Vaterstadt gegen den reformbedürftigen früheren Zustand gemacht wurden, aber im ganzen verhält er sich mild ablehnend gegen die Revolution, weil sie die Begierden und Leidenschaften aufgeregt, die Entzweiung vergrößert und viele Interessen schonungslos niedergetreten habe. „Der für die Ruhe jedes Staates unentbehrliche Glaube an Autorität und der Sinn für Gehorsam ist erschüttert und der Staat seinem Verfall und seiner Auflösung entgegengeführt worden."

Wie sehr Ranke inzwischen sein eigentliches Selbst wiedergefunden hat, zeigt sein umfangreicher Aufsatz: „Rom 1815 bis 1823. Staatsverwaltung des Kardinals Consalvi[1]". Hier thront wieder souverän auf ihrem Olymp die Göttin Historie und wirft nur hin und wieder noch einen billigenden oder mißbilligenden Blick auf die politischen Erdniederungen zurück, gleichsam als erinnere sie sich von Zeit zu Zeit ihrer übernommenen Verpflichtung. Zwar entbehren die hier untersuchten Dinge nicht der Aktualität; es wird die vielgescholtene Verwaltung des Kirchenstaates behandelt, und wie denn eine objektive Würdigung immer vom politisch energischen und leidenschaftlichen Vorurteil als eine Lähmung empfunden wird nach dem Gesetze: tout comprendre, c'est tout pardonner, so mochte der befangenen Öffentlichkeit diese Darstellung vielfach wie eine Apologie des mißliebigen Staatswesens erscheinen und in ihren Augen „reaktionäre" Färbung tragen.

Ranke ist es freilich nur um historische Erkenntnis zu tun;

---

[1] Etwas umgearbeitet leitet dieser Aufsatz unter dem Titel „Kardinal Consalvi und seine Staatsverwaltung unter dem Pontifikat Pius' VII." Bd. 40/1 der S.W. ein. Ranke benutzte für ihn Niebuhrs Berichte aus Rom (S.W. 40/1 Vorrede S. VI), welche ihm durch Bunsen zugänglich gemacht worden sein mögen.

sein Aufsatz ist eine Studie über Leben und Weben großer „leitender Ideen" der Gegenwart an einem besonders dafür geeigneten konkreten Objekte; er will zeigen, wie die gewaltigen Gegensatzreihen: geistliche und weltliche Gewalt, romanische Revolution und germanische Restauration in dem behandelten Lebensabschnitt dieses innerlich schwachen Staatsindividuums zusammentreffen, es durchwühlen und erschüttern, wie ein gemäßigter und wohlwollender Staatsmann sich schlecht und recht mit ihnen abzufinden sucht.

Die Grundbedingung für eine solche Auffassung ist völlige konfessionelle und politische Leidenschaftslosigkeit; soweit eine persönliche Parteinahme sichtbar ist, bewegt sie sich auf der gewohnten Linie der Ablehnung extremer und leidenschaftlicher Bestrebungen jeder Art. Die großen Prinzipien Revolution und Restauration, welche „von allen [Weltverhältnissen], die sich in unserer Zeit ausgebildet haben, vielleicht das wichtigste" [1] darstellen, sind so gut wie ganz zu historischen Mächten abgeblaßt, ihr Auf und Ab erweckt vor allem ein Erkenntnisinteresse, obwohl der Verfasser hin und wieder noch merken läßt, daß er der Restauration politisch näher stehe. In der Revolution sieht er das erobernde Produkt einer langen, politisch-religiösen Gärung innerhalb der romanischen Welt, in der Restauration eine siegreiche Reaktion des anfangs besiegten, östlichen und nördlichen germanisch-slawischen Europa gegen die so entstandene romanische Weltmacht.

Der gemeinsame Gegensatz gegen die erobernde Revolution hat dann in neuester Zeit die beiden alten Gegner: weltliche und geistliche Gewalt, Staat und römische Kirche zusammengeführt und eine Ära von Konkordaten hervorgerufen. Charakteristisch ist, daß Ranke einer allzu engen Verbindung von Staat und Kirche nicht das Wort redet, daß er diese beiden großen historischen Potenzen zwar befreundet, aber doch jede in ihrer Individualität gewahrt sehen möchte. Er erlaubt sich sogar einen

[1] „Hist.-pol. Ztschr." I S. 751 (fehlt in Bd. 40/1 der S.W.).

leisen Tadel: „Ruhen nicht Staat und Kirche zwar auf verwandten, aber doch auf abweichenden geistigen Grundlagen? Wäre es nicht fürs erste notwendig gewesen, daß die restaurierten Staaten, ohne sich so viel auf die geistlichen Dinge einzulassen, ihr politisches Prinzip neu gegründet und innerlich belebt hätten? Hätte nicht auch die Kirche zunächst ihren religiösen Standpunkt ganz allein wieder zu gewinnen suchen sollen[1]?" Ihre vereinigte Aktion habe nur den Erfolg gehabt, „daß sie den nämlichen Fanatismus für und wider sich erweckten", daß sie den „vereinigten Strom der alten Feindseligkeiten" zu bekämpfen bekamen.

Auf dem unterwühlten Boden Roms treffen nun alle diese großen Wirkungsreihen zusammen und stellen den Staatssekretär Consalvi vor eine ungeheuer schwere Vermittlungsaufgabe. Ranke verfolgt sein Werk mit vollstem Verständnisse für diese prekäre Lage, mag er sich auch hin und wieder eine leise Kritik erlauben. Mit dankbarer Erinnerung flicht er farbige Schilderungen des anziehenden römischen Volkslebens mit hinein.

Leider ist Consalvis Vermittlungsversuch im wesentlichen gescheitert, die Gegensätze blieben unversöhnt und haben in jüngster Zeit zu erneuten Ausbrüchen geführt. In einem Anhang: „Ein Wort über die gegenwärtigen Irrungen im Kirchenstaate"[2] erläutert Ranke die jetzige Lage. Das Verlangen der Legationen nach rein weltlicher Administration, die in einem weltlichen Staatsrat ihre Krönung finden soll, würde die Individualität des hierarchischen Kirchenstaates völlig zerstören; Ranke findet es daher unrealisierbar. Anderseits muß er aber wieder die Notwendigkeit einer weitgehenden Säkularisation und Dezentralisation der Verwaltung zugeben und flüchtet zum Schlusse

[1] „Hist.-pol. Ztschr." I S. 667 (etwas verändert S.W. 40/1 S. 78). Die Vereinbarung Preußens mit der Kurie findet Rankes Beifall; S. 664 nennt er sie „ein großartiges Verfahren, wie es der Bedeutung und der Würde dieses Staates zukam". Daß unter den Rosenhecken dieser Konvention recht gefährliche Schlangen lauerten, mußte der Ireniker Ranke später selbst eingestehen. Vgl. die (später hinzugefügte) Stelle S.W. 40/1 S. 76.

[2] Wiederabgedruckt mit Weglassung des Schlusses S.W. 40/1 S. 156 ff.

in gewohnter Weise aus diesen Schwierigkeiten zu seinem Rezepte, „wohlwollende Sorgfalt" und Rücksicht auf die europäischen Mächte zu empfehlen; er erhofft eine schließliche Versöhnung durch „glückliche, geistige Entwicklungen kommender Zeiten". Für die Praxis ist damit nun freilich nicht allzuviel anzufangen.

Dem zur Neige gehenden Leben des ersten Jahrganges der Zeitschrift eilt noch ein anderer hoher preußischer Staatsbeamter, der um das Domänen- und Forstwesen verdiente Wirkliche Geheime Oberfinanzrat Georg Wilhelm Keßler, zu Hilfe mit einem Aufsatze: „Boden, Arbeit und Ertrag. Resultate praktischer Beobachtung[1]".

Hier wird dargelegt, wie das Nationalvermögen, der „Ertrag", auf zwei Faktoren beruhe, von denen der erste, der Faktor n, die ursprüngliche Kraft des Bodens darstelle, welche sich im Laufe der Zeiten immer mehr erschöpfen müsse. Alle wahre Steigerung des Wohlstandes beruhe vielmehr auf Faktor a, welcher im weitesten Sinne alles umfaßt, was menschliche Arbeit und Intelligenz, was wirtschaftliche und soziale Institute jeder Art zu der rohen Kraft von n hinzutun. Auf die Steigerung dieses Faktors müsse daher jedes Volk bedacht sein, und statt in den öffentlichen Institutionen nur Anstalten „für das Bedürfnis der Üppigkeit und des Übermutes der Reicheren und Vornehmeren" zu sehen, solle man vielmehr ihren gemeinnützigen Segen dankbar anerkennen und sich nicht durch das gänzlich unbegründete „Verarmungsgerede" in öffentlichen Versammlungen und Tagesblättern, oder durch Vorspiegelungen einer „sogenannten allgemeinen Glückseligkeit" irre machen lassen, welche in Wahrheit „mehr in den Träumen der Menschen als in der Wirklichkeit" angetroffen werde.

Mit einer Übersicht über die gegenwärtige europäische Lage,

[1] „Hist.-pol. Ztschr." I S. 775 ff. Über die Autorschaft vgl. „Leben des Kgl. Preußischen Wirklichen Geheimen Rates G. W. Keßler". Leipzig 1853. S. 300 f. Vielleicht hat Ranke Keßler schon in Frankfurt a. O. kennen gelernt, wo dieser von 1819—25 — allerdings sehr zurückgezogen — als Regierungsrat lebte. a. a. O. S. 253 ff.

an welche sich eine Schlußerörterung über Wesen und Wert der „echten Theorie" knüpft, nimmt dann Ranke von dem ersten Jahrgang seines Unternehmens Abschied.

Daß Perthes den Verlag der Zeitschrift kündigen wolle, mochte inzwischen schon feststehen[1]; ihr publizistischer Mißerfolg stand wohl bereits außer Frage; in Rankes Aufsätzen selbst hatte immer mehr eine resignierte Beschaulichkeit den Irrungen und Kämpfen der Zeit gegenüber Platz gegriffen, welche auf ein steigendes Gefühl davon deutete, daß er nicht dazu geschaffen sei, in die Welt dieser leidenschaftlichen Gegensätze selbst umgestaltend einzugreifen. Dazu kam, daß die allgemeine Spannung in Deutschland und Europa inzwischen merklich nachgelassen hatte, daß eine ruhigere Zukunft in Aussicht stand. Schon die Überschrift „Reflexionen" gibt der Stimmung Ausdruck, welche diese Schlußbetrachtung[2] durchzieht: es ist, als setze sich der Autor nicht nur mit seinem Publikum, sondern auch mit sich selber über die Zeitlage und über das Wesen seines Unternehmens auseinander.

Ihren Ausgang nehmen diese Reflexionen von demjenigen Punkte, von welchem aus im Laufe des Jahres 1832 dem Frieden Europas die größte Gefahr drohte: von den niederländisch-belgischen Wirren, welche die alte Pentarchie der europäischen Großmächte in zwei feindliche Lager, in ein westliches und ein östliches gespalten haben. Mit wenigen Strichen zeichnet Ranke die heterogene Individualität der beiden nunmehr getrennten Länder: Belgien, der Schützling der antigeistlichen französischen Revolution, trägt in Wahrheit klerikalen Charakter; Holland, dessen Ursprung bis zu den Wassergueusen zurückreicht, dagegen protestantisch-merkantilen; — es steht der Sympathie Rankes merklich näher. Mit der Tatsache, daß beide Länder sich trennten, daß die europäischen Mächte diese Trennung genehmigten, findet sich der Historiker ohne große Mühe ab: seine Art ist es ganz und gar nicht, wider den Stachel der vollendeten Tatsachen zu

[1] Die Kündigung erfolgte Ende Februar. Vgl. darüber Perthes' Brief an Varnhagen bei Dorow. a. a. O. S. 167.

[2] Wiederabgedruckt S.W. 49/50 S. 230 ff.

lecken, und überdies hatte Preußen die belgische Unabhängigkeit auf den Londoner Konferenzen bereits anerkannt. Bedenklich erscheint ihm diese Scheidung nur insoweit, als die „freie Entwicklung", welche man beiden „von Ursprung feindseligen" Elementen gestattet habe, es nunmehr zu einer Hauptaufgabe der europäischen Politik mache, „den Ausbruch des Krieges an dieser Stelle zu vermeiden," und als diese Aufgabe zunächst etwas erschwert scheint. Durch diese Wirren hat nämlich die Spannung zwischen den europäischen Mächten unleugbar zugenommen; in den Zwangsmaßregeln Englands und Frankreichs gegen Holland ist es sogar zu kriegerischen Handlungen gekommen: fast scheint die verhängnisvolle Lage von 1792 wiedergekehrt zu sein.

Ranke beschäftigt sich weiter eingehend mit dieser europäischen Kriegsgefahr und kommt zu der beruhigenden und tröstlichen Gewißheit, daß es damit nicht viel auf sich habe. Die gegenwärtige Lage sei doch ganz verschieden von der des Jahres 1791/2: in Frankreich gebe es keine gewalttätigen Jakobiner wie damals, die zu einer Entladung der inneren Krise nach außen drängten, und für Europa fehle das hetzende Element der Emigranten, die Gestalt eines das Mitleid aufregenden, in steter Lebensgefahr schwebenden Königs. Weitere Friedensbürgschaften liegen in dem rein defensiven Charakter der ostmächtlichen Allianz und in der Gefahr eines allgemeinen finanziellen Zusammenbruchs, den ein solcher Krieg unweigerlich im Gefolge haben würde. Ranke findet daher keinen Grund zur Besorgnis[1], ja er nimmt für Deutschland eher günstige Wirkungen dieser Krisis wahr.

Glücklicherweise habe hier jedermann die Notwendigkeit eingesehen, starke Abwehrmaßregeln gegen erneute Übergriffe des revolutionären Frankreich zu treffen; sogar die demokratische Darmstädter Kammer habe sich dieser patriotischen Forderung nicht versagt. Deutschland stehe überhaupt militärisch und politisch stärker da als seit vielen Jahrhunderten: „Nie hatte man eine stärkere Defensivverfassung als in diesem Augenblick,

[1] Diese friedliche Ansicht der Dinge entsprach den Tendenzen der preußischen Regierung. Vgl. Treitschke V S. 40 ff.

nachdem zumal die Militärkonferenzen ein Resultat zu allgemeiner Genugtuung geliefert haben[1]. Es gab wohl früher eine größere formale Einheit. Die reale Einheit und Macht war niemals größer als jetzt." Nur einige innere Fragen vornehmlich ständischer Natur seien noch unerledigt, aber Ranke findet, daß der Unterschied der politischen Überzeugungen lange nicht so groß sei, wie man glaube, „wofern man nur dasjenige abrechnet, was entweder als Stoff oder in unmittelbarer Nachahmung von den Ausländern herübergenommen wird." Das klingt nun freilich wesentlich beruhigter und optimistischer als die sorgenerfüllten Beschwörungen, welche er noch vor einiger Zeit an die Öffentlichkeit und an die Regierungen richtete!

Immerhin ist der europäische Horizont nicht ohne Wolken. Soweit Ranke seine Blicke schweifen läßt, nach Osten, Süden, Westen, Norden: überall gewahrt er die Staaten in einer inneren Gärung, die freilich „auf keine Weise mit Krieg und Gewalt" beizulegen sei, die auch nur auf einheimischen Verhältnissen beruhe. Die Gefahr liegt nun vor, daß die oberflächlichen politischen Theorien sich dieser in Wahrheit ungleichartigen Fermente bemächtigen und große allgemeine Einheitserscheinungen vortäuschen. Obwohl Ranke feststellen kann, daß die Erkenntnis von der Verkehrtheit dieses Treibens im Wachsen sei, daß man sein Augenmerk mehr „auf die vielen Bedürfnisse des inneren Zustandes einzelner Länder" hefte, so will er sich „nicht scheuen", gleichsam als „Vollendung und Abschluß" seiner Gedankenreihe sich noch einmal mit seiner alten Gegnerin, der kategorischen politischen Theorie, auseinanderzusetzen.

Eine Vergleichung mit verwandten Dingen zeigt das Ungereimte ihrer Ansprüche. In Sprache und Kunst gelten spekulative Grammatik und Ästhetik als zwar nicht unberechtigte, aber

[1] Das war freilich eine sehr optimistische Ansicht. Das Schlußprotokoll vom 13. Dezember 1832 hatte in Wahrheit nur theoretischen Wert: es ließ z. B. die wichtige Kommandofrage unerledigt und wurde von den meisten Mittelstaaten überhaupt nicht ratifiziert. Vgl. Hassel, Radowitz I S. 265.

doch als sekundäre Faktoren, welche niemals das primäre reale Dasein, mit dem sie sich beschäftigen, ersetzen können. Das ursprüngliche reale Leben liege eben niemals in solchen Verstandesabstraktionen; es entziehe sich auch auf die Dauer jedem Versuche, es in solche beengenden Fesseln zu schlagen, denn „ewig neu und unerschöpflich ist der Genius"; „in sich selber trägt er sein Gesetz". Die theoretische Politik dagegen vermesse sich, die Staaten, die auch Offenbarungen eines solchen schöpferischen Genius seien, dem „trockenen Schema weniger Begriffe" zu unterwerfen, „die aus einem angeblichen Naturzustande und den Forderungen des Augenblicks abgezogen sind." „Gerade an dem, was das Allerwichtigste, was die Grundlage des gesamten Daseins bildet, versucht man sich mit unberufenen Händen." Das könne nur zerstörend wirken oder müsse bestenfalls ganz vergeblich bleiben: „Euer Vaterland werdet ihr euch nicht erklügeln."

Solchem Wesen gegenüber stehe nun die „echte Theorie", „Anschauung, wie das Wort sagt". Sie wolle das innere Wesen des Daseins und seine Gesetze begreifen: „Mit weiser Umsicht, denn ein Staat bildet doch nur einen Teil der Gesamtheit, in dem Lichte der tieferen Gründe der Spekulation wird sie die Idee auffassen."

Und nun folgt eine Erkenntnis, welche für den Politiker Ranke von höchster Wichtigkeit ist, mit welcher er sich eigentlich selbst das Urteil spricht: „Ihrer Natur nach ist sie nicht auf das Praktische angewiesen. Wäre sie dies, so würde der Philosoph als solcher zugleich der Poet sein; er würde die Sprache machen, und in dem Genius gäbe es nichts Unbewußtes."

Historie ist also nicht mit Politik identisch; der Schluß liegt nicht mehr fern, daß dann „historische" Politik eigentlich nicht viel weniger ein innerer Widerspruch ist wie theoretische Politik: das geheimnisvolle Ding an sich besitzt sie ebensowenig wie jene, mag sie auch eine richtigere Anschauung von ihm haben.

Das ursprüngliche staatliche Dasein, zu dessen wichtigsten Manifestationen nach außen hin die Politik gehört, liegt also nicht in den Männern der Erkenntnis, „praktisch" lebt die Idee

des Staates vielmehr in den „wahren Staatsmännern" als bewußte oder auch unbewußte Richtschnur ihres Handelns. Solche „wahren Staatsmänner" müssen daher stets konservatives Gepräge tragen: „Etwas Neues zu machen, werden sie an sich nicht beabsichtigen. Sie sind nicht der Staat, obwohl der Staat in ihnen ist. Deutlich liegt ihre Aufgabe vor ihnen: es ist die Fortleitung des schon begonnenen Lebens, seine Erhöhung von Moment zu Moment, die Befestigung seiner Gesundheit, die in dem frischen Umlauf, ich möchte sagen, des geistigen Blutes durch alle Adern besteht." Man sieht, daß dem „wahren Staatsmann" danach für die Praxis die Hände leicht etwas zu sehr gebunden werden können. Manches wird Ranke als integrierender Bestandteil der historisch-transzendentalen Staatsidee erscheinen können, was in Wahrheit vielleicht doch nicht so unentbehrlich ist.

Ganz will und kann sich nun die Rankesche Historie trotz ihrer Selbsterkenntnis politisch nicht aufgeben; bleibt es ihr auch versagt, selber die Lorbeeren politischer Erfolge zu pflücken, so wird sie doch dem „wahren Staatsmanne" wichtige Hilfsdienste leisten können. Ohne mehr aus ihrer eigensten Sphäre zu treten, wird sie sein Werk unterstützen, indem sie die in ihm lebende Staatsidee nach ihrer Weise erkennt und erläutert: „Den Inhalt des Lebens vergegenwärtigt sie dem Gedanken. Der Zug der Dinge und die große Anschauung unterstützen sich dann wechselseitig. Die vollere Klarheit kann die Entwicklung nicht anders als begünstigen und das Dasein in sich kräftiger machen." Wir dürfen vielleicht hinzufügen, daß sie es bisweilen auch wird schwächen und lähmen können; denn sie ertötet das schöpferische „Unbewußte". Bei einer solchen „Politik" braucht allerdings Rankes Historie ihrer ursprünglichen Natur keinerlei Gewalt mehr anzutun!

Zum Schlusse wendet Ranke sich noch einmal an die bisher so spröde Öffentlichkeit. Das Unglück der Zeit sei, daß in der Öffentlichkeit diese belebende und inneren Halt verleihende Staatsidee, dieses „moralische Zement" vielfach so lose und locker geworden sei. Darum möge man endlich aufhören mit dem halt-

losen Hinhorchen bald nach rechts, bald nach links; sich selber möge die Zeit wieder treu werden: dann werde sie, indem sie „das Neue mit dem Alten, den Widerstand mit dem Fortgang" verbinde, „auf der Bahn der Entwicklung sicher und groß" einhergehen.

„Vor einem in sich selber gegründeten Dasein verbleichen die Nachahmungen und falschen Forderungen; die Parteien werden ihm nichts anhaben. Den Sand der Wüste treibt der Sturmwind dahin und dorthin; das Gebirge läßt er wohl stehen."

Überblickt man noch einmal die innere Entwicklung dieses publizistischen Feldzuges, der ja im wesentlichen schon mit diesem ersten Jahrgang entschieden ist, — was noch folgt, ist nicht viel mehr als eine Reihe obligater Rückzugsgefechte, — so bemerkt man neben dem Wechsel der Stimmung, welche über die Etappen der anfangs noch ungebrochenen Zuversicht, dann der unruhigerschreckten und beschwörenden Sorge vor allem im zweiten Hefte allmählich bei der beruhigten und beschaulichen Abgeklärtheit des seiner selbst wieder bewußt gewordenen Historikers anlangt, noch eine ganz allmähliche und fast unmerkliche Verschiebung in den Rankeschen Verteidigungslinien gegen die offensive Theorie und Demokratie.

Anfangs war es vorzugsweise die deutsch-nationale Idee gewesen, welche ihm in diesem fast stets defensiv geführten Kampfe die eigentlichen Kerntruppen hatte stellen müssen: die Forderung nach geistiger und politischer Selbständigkeit der deutschen Nation hatte ihm seine wirksamsten Apostrophen gegen ausländische Einflüsse jeder Art geliefert. So sollte auch der deutsche Staat von der deutschen Nation aus ihrem eigentümlich-geheimnisvollen Wesen heraus ausgebildet und in seiner nationalen Eigenart gegen die Ansprüche ausländischer Theorien sichergestellt werden. Ranke selbst war ausgezogen, diesen „deutschen Staat sozusagen zu entdecken, seine Grundzüge in dem Vorhandenen aufzufinden und auszubilden" [1].

---

[1] S.W. 53/4 S. 259.

Dabei war er nun auf die bestehenden Territorialstaaten gestoßen und hatte vorzüglich in dem Aufsatze „Über die Trennung und die Einheit von Deutschland" versucht, diese territorialstaatlichen Individuen in ihrer historisch-transzendentalen Eigenart zu fixieren. Auf sie hatte er die deutsche Nation hingewiesen als auf ihren kostbarsten historisch-politischen Besitz, der nicht leichtfertig verschleudert werden dürfe. Ganz unmerklich war ihm aber damit die Idee dieser Staaten bei seinen Ausführungen an die erste Stelle gerückt und hatte die eigentlich nationale etwas zurückgedrängt. Die Entdeckung des Staates war ja auch der vornehmste Ruhmestitel seiner politischen Historie; in den deutschen Territorien erkannte diese wiederum nach dem Mißerfolg in der Öffentlichkeit immer mehr ihre treuesten Beschützer. So wurde er immer geneigter, in den bestehenden deutschen Staaten die ruhenden Pole in der Erscheinungen Flucht zu sehen, sie publizistisch als sicherstes Bollwerk den Feinden entgegenzustellen. Vielleicht fühlte er auch instinktiv, daß die Affinität zwischen der nationalen und der demokratischen Idee doch eine zu große sei, als daß sich eine sichere Defensive vorzugsweise auf die erstere stützen ließe.

Immerhin verzichtet er nun nicht ganz auf das nationale Argument: auch die Territorialstaaten sind ihm ja ursprünglich aus dem geheimnisvollen Mutterboden der Nation emporgestiegene Gebilde; aber in praxi rangieren ihre Ansprüche immer unabhängiger an erster Stelle. Der Schlußaufsatz verlangt von der Öffentlichkeit, daß sie vor allem die konservative Idee der bestehenden Staaten festhalte und danach ihre Ansprüche modifiziere. Es sei noch einmal darauf hingewiesen, daß durch diese Fixierung des bestehenden territorialstaatlichen Systems in Deutschland der deutschen Demokratie die Eigenschaft einer besonderen deutschen Macht abgesprochen wird, die sie aber in der Tat war; denn sie repräsentierte mit ihrer unitarischen nationalen Forderung einen selbständigen, von allen territorialen verschiedenen staatlichen Willen in Deutschland, der später in der Paulskirche auch eine selbständige äußere Organisation fand. Das unterschied sie

wesentlich von den Demokratien in den geschlossenen Nationalstaaten des Westens.

Von einer publizistischen Wirkung der Rankeschen Zeitschrift finden sich in der deutschen Presse von 1832 nur wenige Spuren. Zwar brachten alle größeren Zeitungen unter ihren literarischen Inseraten Ankündigungen des Unternehmens, aber nur wenige widmeten den einzelnen Heften und Aufsätzen einige Aufmerksamkeit.

Eine Pflicht bestand zunächst für die Allgemeine Preußische Staatszeitung, sich mit dem offiziösen Unternehmen zu beschäftigen; sie unterzog sich derselben in ihrer Nr. 33 vom 2. Februar 1832 unter der Rubrik „Literarische Nachrichten". Nach Einsicht in die vorgelegten Probebogen schienen ihr „die Wichtigkeit der Gegenstände, welche diese Zeitschrift umfassen soll, und die Art und Weise ihrer Behandlung, wie sie in der Einleitung uns angekündigt wird," „zu einer regen Teilnahme an ihrem Gedeihen aufzufordern". Sie versprach, weiter auf den Inhalt zurückzukommen und druckte zunächst die Einleitung ab. Dieses Versprechen erfüllte sie dann in Nr. 58 vom 27. Februar und fand durch das erste Heft bestätigt, daß die Zeitschrift „gleichweit entfernt von den beiden politischen Extremen unserer Zeit, doch kein bloßes haltloses Theorem, sondern einen ebenso positiven als praktischen Weg verfolgen will." Als Probe teilte sie ihren Lesern Auszüge aus dem Aufsatze „Frankreich und Deutschland" mit und hatte damit ihrer Pflicht genüge getan: um die späteren Hefte bekümmerte sie sich nicht mehr.

Auf eine ebenso geschickte wie geistvolle Weise wußten sich die glücklicheren Konkurrenten der Historisch-politischen Zeitschrift, die Männer des Berliner Politischen Wochenblattes, mit ihrem Rivalen auseinanderzusetzen. In der Beilage zu Nr. 9 ihres Blattes vom 3. März wurde das erste Heft besprochen und das Unternehmen sogleich in seiner wahren Gestalt aufgedeckt; die Rezension beginnt mit einer geistvollen Analyse des autonomen Historikers. Die Eigenart des „echten" Historikers beruhe auf einer angeborenen Gabe Gottes, „das innere Wesen der Dinge

anzuschauen"; das sei seine Objektivität, die man noch besser mit „historischer Intuition" bezeichnen könne. Ein solcher Historiker müsse seiner Natur nach parteilos sein, d. h. er diene „keinem nicht in der Sache liegenden Zweck — er hat keine spezielle Absicht, keine Rückgedanken irgendeiner Art — er muß sagen, was er gesehen hat, so wie der Dichter nach Homers Worten singt, was Zeus ihm in die Seele gegeben. Von einer Verfälschung der Geschichte aus Liebe oder Haß ist bei ihm nicht die Rede; doch dies ist weniger sein Verdienst als seine Natur, er würde sich selbst verleugnen und aufgeben, wenn je er anders schreiben wollte". „Der echte Historiker richtet nicht; allein wie er die Dinge sieht, sind sie gerichtet; er ist auch nicht Sachwalter, aber er verkündet das Urteil, was in den Dingen selbst liegt, sobald man sie nur in ihrer wahren Gestalt zu erblicken vermag." Wenn der Rezensent weiter die „Literatur der Geschichte der neuesten Zeit" dazu beglückwünscht, daß gerade dieser Schriftsteller sich ihr widme, so lag darin angesichts der weitgehenden politischen Absicht von Rankes Zeitschrift eine ebenso feine wie tiefe Ironie. Zum Schlusse mußte der Verfasser für seine Leser freilich deutlicher und damit gröber werden: er deutete seine abweichende Meinung an und bezweifelte namentlich, ob es wirklich „eine Aufgabe unserer Zeit" sei, „sich der Doktrin zu entäußern", sondern bekannte sich zu der „entschiedenen Meinung", „daß überall und zu jeder Zeit das Schlechte nicht durch bloße Negation, sondern nur durch das Gute mit Erfolg bekämpft worden ist". Auch Ranke komme ja nicht „ohne bewußte oder unbewußte Doktrin" aus, das beweise der Aufsatz „Über einige Flugschriften usw.", der dem Rezensenten wegen seiner breiteren theoretischen Räsonnements und seiner entschiedenen Richtung gegen die vermittelnden Doktrinen „unstreitig als der gelungenste und interessanteste" des Heftes erscheint.

Wie die Leiter des Politischen Wochenblattes in Wahrheit von „historischer" Politik dachten, verriet sich schon deutlicher in einem Artikel vom 29. September in Nr. 39 ihres Blattes, der einen Rückblick über den ersten Jahrgang ihres Unternehmens

gab. Hier wurde bei dem Bericht über die Gründung des Blattes der „heimlichen Freunde der Wahrheit und des Rechtes" mit Spott gedacht, welche über die „Verwegenheit" des Wochenblattes erschrocken gewesen seien und eine „liberale Vermummung" für notwendig gehalten hätten. Aber gerade die „feige Halbheit, die dem kühnen, konsequenten Angriff der Revolution gegenüber weder weiß, was sie will, noch was sie soll", sei das größte Unglück der Zeit.

In Privatbriefen an Perthes vollends legten sie sich keine Reserve mehr auf, sondern gaben ihrer Abneigung gegen die superkluge, selbstselige historisch-politische Rasse, die „halb Fisch, halb Fleisch und gar nicht Knochen" sei, den drastischsten Ausdruck; sie höhnten über das „aufgeblasene Kalbfleisch", das man dem Publikum vorsetze[1].

Perthes selbst, so diplomatisch er antwortete, war doch nicht im mindesten von der „historischen" Publizistik erbaut und dachte darauf, sich der gegen seine Neigung übernommenen Verlegerpflichten so bald wie möglich wieder zu entledigen. Er kündigte auch den Verlag am Ende des ersten Jahrganges und überließ ihn der Firma Duncker & Humblot[2]. Damit hatte sich der eigentliche Urheber des Unternehmens offen von ihm losgesagt.

Auch sonst erregte diese offiziöse Publizistik starke Bedenken bei urteilsfähigen und gemäßigten Männern. In den Kreisen der rheinischen Provinzialregierung z. B. schlug man „die Hände über dem Kopf zusammen" über das Ungeschick der amtlichen

[1] Perthes' Leben. Bd. 3, S. 393 f.

[2] Vgl. darüber Varrentrapps Mitteilungen „Hist. Ztschr." III. Folge, Bd. 3, S. 98. In einem Briefe an Varnhagen vom 8. April 1833 (bei Dorow, Krieg, Literatur und Theater S. 166 f.) äußert er sich: Ranke habe, „was auch mit Grund gegen vieles zu sagen sein möchte, doch Außerordentliches geleistet", indessen träfen äußere Gestaltung, Form des Inhalts und dessen Vortrag die Klassen des Publikums nicht, auf die es ankomme. „Die Zeitschrift, wie sie vorliegt, ist ein historisch-politisch-literarisches Unternehmen, wofür das Gouvernement nicht nötig hat, Opfer zu bringen." Er habe dem Verlag entsagt, weil er keinen Anteil an Ausgaben des Staates haben wolle, „die mir vergeblich scheinen."

Berliner Publiziſten, welche mit ihren „gelehrten hiſtoriſchen und ſtaatsrechtlichen Abhandlungen" die Öffentlichkeit zu beſchwichtigen meinten[1], und der Berliner Korreſpondent der Augsburger Allgemeinen Zeitung berichtete Mitte März ſeinen Leſern[2]: auch die „neueſten politiſchen Zeitſchriften" könnten an ſeinem Urteil nichts ändern, daß der Berliner Journalismus „ohne Kraft und Bedeutung" ſei. Freilich wußte er das dann geſchickt zu wenden, indem er hinzufügte, er ſehe darin eher einen Vorzug Berlins. Wenn Ranke auf Dahlmanns Mitarbeit gehofft hatte, ſo fühlte ſich dieſer politiſch-moraliſche Doktrinär von „dem Charakter des politiſchen Quietismus", welcher der Zeitſchrift anhafte, geradezu abgeſtoßen und wurde nur durch die Fülle anderer Arbeiten davon abgehalten, ſich öffentlich gegen Rankes historia militans zu erklären[3]. In einer Rezenſion der beiden erſten Hefte, welche in Nr. 25 der Halliſchen Literaturzeitung vom Februar 1833 erſchien[4], erklärte ſich der Rezenſent zwar mit den Grundſätzen der Zeitſchrift einverſtanden, fand aber die Ausführung faſt durchweg verfehlt. Gleich in der Einleitung vermißte er Klarheit und entſchiedenes Hervortreten, erklärte die „leidenſchaftlichen Angriffe" gegen die politiſchen Theorien für ein Mißverſtändnis und bemühte ſich in allerdings ſelbſt ziemlich verworrener Polemik nachzuweiſen, daß die „Theorie des Staats" durchaus berechtigt ſei und gar nicht an all dem Unheil ſchuld ſein könne, das Ranke ihr zuſchreibe. Von den einzelnen Aufſätzen fand er nur die hiſtoriſchen lobenswert, tadelte dagegen die Unbeſtimmtheit und Unklarheit der politiſchen Ausführungen. Ähnlich urteilte Friedrich Cramer in einem Briefe vom 31. Mai 1832 an ſeinen Gönner F. A. von Stägemann: So vernünftig im ganzen genommen der Inhalt der Zeitſchrift auch ſei, ſo habe ſie ihn doch

[1] G. Eilers, Meine Wanderung durchs Leben. Bd. 3. Leipzig 1858. S. 70 f.

[2] In Nr. 73 vom 13. März 1832.

[3] A. Springer, Friedrich Chriſtoph Dahlmann Bd. 1. Leipzig 1870, S. 377. „Hiſt. Ztſchr.", III. Folge, Bd. 3, S. 78.

[4] Auf dieſe Rezenſion, welche mit En. unterzeichnet iſt, hat Varrentrapp aufmerkſam gemacht. „Hiſt. Ztſchr." a. a. O. S. 97 Anm.

nicht sonderlich angezogen; Ranke habe mehr Talent für „Geschichtsforschungen in den Regionen des Mittelalters" als für die „gar bewegliche moderne Politik, welche sich nicht gut auf dem Berlinischen Professorenleisten fixieren läßt". „Ein sehr manieriertes Kolorit" warf er in einem anderen Briefe der Rankeschen Publizistik vor[1]. Einer solchen allgemeinen Ablehnung gegenüber hatten lobende Privaturteile Wilhelm Grimms und Immermanns[2] nicht viel zu bedeuten.

Von einer günstigen Wirkung auf die demokratische Öffentlichkeit konnte vollends keine Rede sein. Die liberale Tagespresse, überdies den strengsten Verfolgungen ausgesetzt und in ihrer Äußerungsfreiheit sehr beschränkt, beachtete Rankes spärliche Hefte so gut wie gar nicht. Nur Brockhaus' „Blätter für literarische Unterhaltung" nahmen sich damals seine offiziöse Publizistik vor und zerpflückten sie nach allen Regeln der Kunst. Nachdem sie schon in Nr. 118 vom 27. April an Rankes erstem Heft bestätigt gefunden hatten, daß die preußische Publizistik den Charakter der „Arroganz und Unwahrheit" trage[3], widmeten sie in Nr. 126 und 127 vom 5. und 6. Mai dem Hefte eine vernichtende Kritik[4]. Ranke gebe sich zwar die Miene, als wolle er einen objektiven Standpunkt vertreten, „nebele" auch in vornehm-allgemeinen Ausdrücken über Theorie und Positives in der Politik, über gesetzmäßigen Fortschritt und zerstörende Neuerung umher, lasse aber dann seinen preußischen Standpunkt so unverhohlen durchblicken, daß sein obiger Satz „entweder als Selbsttäuschung oder gar als bloßer Schein" gelten müsse. Für die

---

[1] F. Rühl, Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm III., vorzugsweise aus dem Nachlaß von F. A. von Stägemann, Bd. III, Leipzig 1902. SS. 503, 540.

[2] „Hist. Ztschr." a. a. O. S. 97 f.

[3] In einem Artikel „Briefe über die Zeit, Ansichten, Begebenheiten und Menschen."

[4] Auf diese Kritik wies Perthes in einem Brief an Savigny vom Juli 1832 hin. Er urteilte darüber, daß darin die Zeitschrift „nicht ohne Scharfsinn, doch in totaler Partei-Erblindung" angegriffen werde. „Hist. Ztschr.", III. Folge, Bd. 4, S. 344 f.

Übertragung des reaktionären preußischen Wesens auf das übrige Deutschland aber bedankte sich der Verfasser energisch. Vor allem indessen mißfiel ihm der Mangel an politischer Energie, den er sich als Mangel an Offenheit oder gar Ehrlichkeit deutete: „kräftige, männliche" Überzeugung finde immer Achtung und Anerkennung, auch da, wo sie keine Beistimmung finde. So wie Ranke sich jetzt gebe, „die eine Richtung tadelnd, ohne der anderen entschieden das Wort zu reden", verfehle er alle Wirkung auf den Leser; „der Mangel an festem Gehalt, das Ausbleiben eines festen Resultats" werde nicht durch vieles Treffliche in der Form oder im einzelnen ersetzt; ja, es bleibe dem Leser sogar ein Zweifel, „ob Herr Ranke seinen Standpunkt aus Überzeugung oder nur nach den Umständen genommen hat" [1].

Eine unverhohlene Abneigung äußerte man in radikalen Literatenkreisen. Der geniale Bohèmien Heinrich Heine, als heimatloses Atom zwischen zwei Welten, der zerschlagenen des Ghettos und der anempfundenen, bald anziehenden, bald abstoßenden eines innerlich fremden Volkstums hin- und hergerissen, war in seiner subjektivistischen Ruhelosigkeit und Leidenschaft der gefestigten und milden Rankeschen Art von Natur völlig entgegengesetzt; mit der hohnvollen und verständnislosen Überheblichkeit seines emanzipierten jüdischen Literaten-Ichs goß er daher seinen Spott aus über die „gute Seele" Ranke, gemütlich „wie Hammelfleisch mit Teltower Rübchen", und gab so den Ton an für den Literatenradikalismus des jungen Deutschland [2]. Varn-

[1] Ganz ähnlich lautet das Urteil, welches die „Hallischen Jahrbücher" 1841 in einem Artikel: „Die Berliner Historiker" (S. 455) über Rankes Publizistik fällen. Schon Guglia hat auf diesen Artikel aufmerksam gemacht. Darin wird Rankes „historisches Schellengeklapper" verhöhnt, das die guten Deutschen habe besänftigen sollen, bis der Bundestag ernsthaftere Mittel anwendete.

[2] Vgl. die schon erwähnte Vorrede zu den „Französischen Zuständen". Ein Urteil Heinrich Laubes vom Frühjahr 1834 aus dessen „Erinnerungen" teilt Wiedemann mit („Deutsche Revue", August 1901, S. 221). Danach betrachtete Laube den Geschichtschreiber seiner Gesinnung halber „ziemlich mißtrauisch": Varnhagen (den L. damals besuchte) zeige schon mit Fingern auf R. als auf einen, der ebenfalls in den „künstlichen Sumpf" geriete,

hagen, äußerlich glatter und vorsichtiger, urteilte doch im stillen wenig anders. In einem Briefe vom 11. Februar 1833, wahrscheinlich an Bettina von Arnim[1], kam er auf das vierte Heft zu reden, das ihm Ranke gebracht habe, „nachdem er die nächst vorhergegangenen einbehalten". Den Aufsatz über Consalvi ließ er zwar halbwegs gelten, aber die „Reflexionen" erschienen ihm „von trauriger Schwäche, unwahr, eingebildet und kindisch, eine Art politischer Andachtsworte ohne Kraft der Sachen und ohne strenge Richtung". Überhaupt könne Ranke „nur das Abgestorbene und Entfernte mit Glück behandeln". Beim Leben der Gegenwart verblende ihn der äußerliche Glanz, der vornehme Beifall; er mache sich „für den Augenblick so servil als möglich". Da er nun aber innerlich doch nicht dauernd servil sein könne, so werde er auch niemals rechten Erfolg haben. „Auch werden am Hofe schon viele Stimmen gegen ihn laut und sagen, er sei doch nicht das, was man erwartet habe. Die entschiedenen Anhänger Jarckes wollen nichts von ihm wissen. Der arme Ranke wird noch eine langwierige Schule von Erfahrungen durchzumachen haben, und es ist die Frage, wie viel er unterwegs Einbuße leiden wird."

Ranke mußte nach eigenem Geständnis[2] sehen, daß seine „früheren Freunde", Varnhagen und Alexander von Humboldt, ihm „Ungunst und Entfremdung" bezeigten, daß seine „damaligen Freunde", Radowitz und Gerlach, ihn nur eben duldeten, weil er der Revolution nicht ganz beifiel. „Gar bald" wurde er daher inne, daß „auf diesem Wege doch nichts zur Entscheidung gebracht" werden könne, daß die „vorzugsweise politische Schriftstellerei" seinen Beruf doch nicht erfülle.

Obwohl er sich also den entscheidenden Mißerfolg seiner Zeitschrift schon am Ende ihres ersten Jahrganges schwerlich verhehlen konnte, setzte er sein Unternehmen zunächst doch noch

---

doch habe R. das zeitig genug selber bemerkt und sich in seine Studien und weiterschauenden Betrachtungen zurückgezogen.

[1] „Deutsche Revue", August 1901, S. 218 f.

[2] S.W. 53/4 SS. 50 f, 68.

fort, hauptsächlich wohl, um der eingegangenen Verpflichtung gegen seine Gönner nicht untreu zu werden[1]. Erst im August

[1] Einen wichtigen Grund für Rankes Mißerfolg möchte Varrentrapp („Hist. Ztschr." a. a. O. S. 92 f.) darin sehen, daß im Mai Graf Bernstorff von der Leitung des auswärtigen Ministeriums zurücktrat und an seiner Stelle Ancillon Minister wurde, der reaktionärer als sein Vorgänger und ein Gegner von Preßreformen war. Varrentrapp teilt eine Briefstelle an Perthes mit, worin sich ein Freund des Verlegers besorgt über das „unbekannte Element" äußert, das nun auf die Bühne trete, und meint, daß diese reaktionäre Wendung in Preußen die versöhnliche Aufgabe der Zeitschrift beeinträchtigt und namentlich auf etwaige Mitarbeiter abschreckend gewirkt habe. Was nun das Verhältnis Ancillons zur Zeitschrift anlangt, so hatte dieser sie bei ihrer Gründung skeptisch beurteilt und mag auch weiterhin wenig Interesse für sie gehabt haben, vor allem, nachdem die reaktionären Bundestagsbeschlüsse das demokratische Geschwür gleichsam mit dem Messer exstirpierten und sich wirksamer erwiesen als Rankes homöopathische Methode. Anderseits fehlen aber Beweise dafür, daß er der Zeitschrift Steine in den Weg gelegt hätte; er war mit Ranke befreundet und hatte bei dessen Ernennung zum Redakteur mitgewirkt (S.W. 53/4 S. 257). Der Historiker bewahrte ihm stets ein sehr dankbares Andenken (vgl. z. B. S.W. 53/4 SS. 50 f., 294), was wohl nicht in dem Grade der Fall gewesen wäre, hätte er in Ancillon einen Feind seiner Zeitschrift gesehen. Jedenfalls hatte diese, was Beiträge aus Regierungskreisen anlangt, nicht unter dem Ministerwechsel zu leiden, im Gegenteil: während Ranke für sein erstes und zweites Heft, die noch unter Bernstorff erschienen bzw. großenteils geschrieben wurden, keine Beiträge von seinen Gönnern erhalten hatte, flossen ihm solche seit dem dritten Heft reichlicher zu. Was weiter die abschreckende Wirkung dieser reaktionären Wendung auf die liberale Öffentlichkeit und auf mögliche Mitarbeiter betrifft, so ist einmal zu bedenken, daß das erste Heft noch unter Bernstorff erschien und trotzdem seinen werbenden Beruf verfehlte. Gewiß ist dann richtig, daß die Bundestagsbeschlüsse den Haß gegen Preußen verstärkten und eine Versöhnung erschwerten, nur dürfte man nicht gerade den Ministerwechsel dafür ausschließlich verantwortlich machen: diese Politik war ja schon längst unter Bernstorff eingeleitet worden, Ancillon hat sie nur zum Abschluß gebracht. Überhaupt möchten wir glauben, daß die Kenntnis von der liberaleren Nuance des einen, der reaktionäreren des anderen sich auf einen ziemlich esoterischen Kreis beschränkte; für die große Masse des west- und süddeutschen Liberalismus war sowohl das Bernstorffsche wie das Ancillonsche Preußen ein Gegenstand der Abneigung. In dem Absagebrief, den Paul Pfizer am 24. März, also noch unter Bernstorff, an Perthes schrieb („Hist. Ztschr." a. a. O. S. 70 f.), begründete er seine Ablehnung mit der süddeutschen Abneigung gegen das reaktionäre Preußen, das sich durch seine Haltung gegen die aufrührerischen russischen Polen noch

1833[1] brachte er es zu einem neuen Hefte und eröffnete es mit einem Aufsatze: „Die großen Mächte. Fragment historischer Ansichten"[2], welcher den inzwischen veränderten Charakter des Unternehmens deutlich offenbart. Diese „großen Mächte" sind in Wahrheit wieder reine Historie, sie bedeuten nach dieser Richtung hin den unbestrittenen Höhepunkt der Zeitschrift und gelten als die wertvollste unter Rankes kleinen Schriften überhaupt. Der Aufsatz hat von berufener Seite[3] eine so eingehende Würdigung erfahren, daß eine umständliche Wiedergabe seines Inhalts hier unnötig wäre: nur über seine Stellung in der inneren Entwicklung dieses publizistischen Feldzuges und seine dünne politische Einkleidung sei noch einiges nachgetragen.

Die dominierende Linie in dieser genialen Skizze, welche in gewaltigen Umrissen die europäische Entwicklung seit den Zeiten Ludwigs XIV. vor Augen führt, ist diejenige der „großen Macht". Eine solche „große Macht" stellt gleichsam die höhere, die europäische Potenz des historisch-transzendentalen Staatsindividuums dar, wie es Ranke innerhalb der deutschen Welt schließlich als sicherster Fels gegen die tobende Brandung leidenschaftlicher Theorien erschienen war. Der Blick des um seine Stellung in der Öffentlichkeit ringenden Historikers, welcher von den universalen Ansprüchen der Theorien ausgegangen und auf dem Umweg über Frankreich von der kleineren Welt der kämpfenden

besonders verhaßt gemacht habe. Von einer Würdigung der Bernstorffschen Nuance ist darin keine Rede. Das von Varrentrapp angeführte Moment wäre trotzdem sehr beachtenswert, hätte Rankes historia militans überhaupt irgendwelche politischen Aussichten gehabt; da sie aber auf einer Utopie beruhte, konnte eine liberalere oder reaktionärere Wendung in Preußen ihr Schicksal nicht wesentlich aufhalten. Der wahre Grund ihres Mißerfolges, den auch Varrentrapp (a. a. O. S. 99) berührt, lag eben in ihrer eigensten Natur, in dem Charakter des „politischen Quietismus", der ihr dadurch anhaftete, und der alle politischen Willensmenschen notwendig abstieß.

[1] Ankündigung in Nr. 235 der „Allg. Preuß. Staatszeitung" vom 25. August 1833.

[2] Mit einigen Modifikationen und Weglassungen wiederabgedruckt S.W. 24 S. 3 ff.

[3] Vgl. den gleichnamigen Aufsatz von Lenz. Berlin 1900.

heimischen Gewalten angezogen worden war, gleitet nunmehr wieder in seine eigentliche Heimat, in die großen universalen Sphären zurück, und der zunächst im engeren deutschen Bezirk ausgebildete und befestigte Begriff des Staates wird zum europäischen Faktor, zur „großen Macht" erweitert. Nur noch zwei der einheimischen Staatsgipfel: Österreich und Preußen ragen bis in diese gesamteuropäische Region hinein. Politisch wichtig ist dabei vor allem, daß hier Preußen vornehmlich als selbständige, europäische Großmacht auftritt; darin liegt eine weitere Emanzipation des preußischen Staatsprinzips von demokratisch-nationalen Ansprüchen.

Das harmonische Nebeneinander der territorialen Staatsindividuen war Ranke innerhalb Deutschlands als historisch gegebener und daher gedeihlichster Zustand erschienen: als ähnliche historisch-politische Norm steht ihm in diesem größeren europäischen Kreise die geschichtlich begründete Idee des europäischen Gleichgewichts vor Augen. „In großen Gefahren kann man wohl getrost dem Genius vertrauen, der Europa noch immer vor der Herrschaft jeder einseitigen und gewaltsamen Richtung beschützt, jedem Druck von der einen Seite noch immer Widerstand von der anderen entgegengesetzt, und bei einer Verbindung der Gesamtheit, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt enger und enger geworden, die allgemeine Freiheit und Sonderung glücklich gerettet hat." Seine Skizze zeigt auch eindrucksvoll, wie dieser europäische Genius das übermächtig gewordene Frankreich im Laufe des 18. Jahrhunderts Schritt für Schritt zurückdrängt, wie dann gegen diesen Rückschritt die gewaltige innere Explosion der französischen Revolution erfolgt, und das so verjüngte Frankreich einen Augenblick seine alte Machtstellung in weiterem Umfang als je zurückerobert, wie aber nunmehr jener Schutzgeist Europas die „schlummernden Geister der Nationen" weckt und mit ihrer Hilfe die im Laufe der Entwicklung entstandene Pentarchie der Großmächte wieder herstellt und neu befestigt.

Ähnlich wie Ranke für Deutschland diese nationale Idee in den Dienst der Staaten stellt und ihr außerhalb derselben oder

gar im Gegensatz gegen die historisch starken Territorien eine selbständige politische Bedeutung nicht zuerkennen kann, so sieht er auch den wesentlichen Erfolg der nationalen Bewegung in Europa darin, daß sie überall die Prinzipien der bestehenden Staaten, der „großen Mächte" neu belebt und wiederhergestellt habe: sie trägt also deutlich konservativen Charakter. Ja, sogar die französische Revolution, von der er bisher vorzüglich die zerstörende Seite betont hat, erscheint von dieser großen europäischen Warte aus gesehen mehr wie eine Vollenderin als wie eine Zerstörerin; sie nimmt nach innen und außen Tendenzen des ancien régime wieder auf: sie beseitigt hemmende innere Gewalten und stellt zeitweilig die verloren gegangene französische Vorherrschaft über Europa wieder her.

Ein Schlußaufruf an die Zeitgenossen[1] versucht noch einmal politische Folgen aus dem Geschilderten zu ziehen. Frankreich sei also wirksamer geworden „durch den Gegensatz, den es hervorgerufen, als durch die Nachahmung, die es veranlaßt hat," und der auf Frankreich schauende revolutionäre Geist von heute sei in Wahrheit nur ein brauchbarer Bundesgenosse für „die unvertilgbare französische Anmaßung, die Welt zu regieren." Aufgabe der Deutschen müsse daher sein, dieser „geistigen Gewalt" mit „geistigen Kräften" entgegenzutreten und dem drohenden Übergewicht Frankreichs durch Entwicklung ihrer eigenen Nationalität zu begegnen. „Ich meine nicht einer erdachten, chimärischen, sondern der wesentlichen, vorhandenen, in dem Staate ausgesprochenen Nationalität." In dieser Einschränkung liegt nun freilich der wundeste Punkt der Rankeschen Argumentation: die deutsch-nationale Forderung, auf Massenbewußtsein beruhend und daher mit der demokratischen eng verwandt, stand tatsächlich in scharfem Gegensatz zum territorialstaatlichen System, und nur der geheimnisvoll-transzendentale und undemokratische Charakter seiner Nation ermöglicht es Ranke, beide Faktoren ohne Mühe

[1] In Bd. 24 der S.W. fortgelassen, dagegen von Dove S.W. 49/50 S. 74 ff. wiederabgedruckt.

theoretisch zu vereinen. Zum Schlusse widerlegt er noch den Einwand, als sei eine solche nationale Sonderung der Idee der europäischen Gemeinschaft zuwider, welche vielmehr eben durch die Ausbildung der nationalen und staatlichen Besonderheiten ihre wahre Gestalt empfange. „Entschiedenes, positives Vorwalten einer einzigen [Nation] würde den anderen zum Verderben gereichen. Eine Vermischung aller würde das Wesen einer jeden vernichten. Aus Sonderung und reiner Ausbildung wird die wahre Harmonie hervorgehen."

Mit diesem Aufsatze wollte Ranke, wie er in der Einleitung schrieb, „einige Irrtümer über den Bildungsgang der modernen Zeiten, die sich fast allgemein verbreitet haben", erschüttern und „den Weltmoment, in dem wir uns befinden, deutlicher und unzweifelhafter, als es gewöhnlich geschehen mag," zur Anschauung bringen. Wenn er dabei noch eine nennenswerte Wirkung auf die breite Öffentlichkeit erhoffte, die sich doch bisher seinen Vorstellungen so unzugänglich gezeigt hatte, so ist ihm eine weitere Enttäuschung schwerlich erspart geblieben: es gehörte die ganze liebenswürdige Selbsttäuschung des autonomen Historikers dazu, um zu glauben, daß solche Ausführungen überhaupt noch Publizistik seien, daß die plumpen Ohren des politischen Alltags solche Sphärenklänge überhaupt noch wahrnehmen könnten. Nur Rankes Gönner, die „wahren Staatsmänner", mochten sich an solchen Darlegungen politisch erbauen und stärken. Für seine Geschichtschreibung aber wurde dieser Aufsatz zu einem höchst bedeutungsvollen Programm: er enthält die Keime der späteren großen Staatengeschichten, der preußischen, französischen und englischen Geschichte.

Eine kleine „Bemerkung über die Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état sur les causes secrètes qui ont déterminé la politique des cabinets dans la guerre de la révolution, depuis 1792 jusqu'en 1815 [1]" bildet die nächste Gabe des Heftes:

[1] Wiederabgedruckt S.W. 45 S. 260 ff. Über diese Publikation hatte R. eine Auseinandersetzung mit Varnhagen, der die Authentizität der Memoiren bereits 1831 in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik an-

eine kritische Untersuchung, die mit Publizistik eigentlich nur wenig zu tun hat. Immerhin findet Ranke einen Gedanken, welcher seinen Nachweis, daß diese angeblichen Memoiren Hardenbergs in Wahrheit eine Kompilation aus bereits bekannten Werken seien, einigermaßen mit den allgemeinen Ideen der Zeitschrift verknüpft: er bedauert die Spärlichkeit der Materialien, welche der Öffentlichkeit über die innere Entwicklung der drei großen Kontinentalmächte zugänglich seien. „Man glaube nicht, daß das nichts auf sich habe. Wenn eine Menge Leute sich einbildet, die Geschichte von Frankreich sei zugleich die Geschichte von Europa, so kommt es mit daher, weil es so schwer hält, sich über jede andere zu belehren." Eine leise Mahnung an die Regierungen, mitteilsamer in diesem Punkte zu sein!

Gleichsam als Versuch, nach einer großen und wichtigen Richtung hin diesem Übelstand abzuhelfen, erscheint dann Rankes folgender Aufsatz: „Zur Geschichte der deutschen, insbesondere der preußischen Handelspolitik von 1818—1828", welcher über das bisher handelspolitisch von Preußen Geleistete einen aufklärenden und verteidigenden Überblick gibt und damit zugleich die Öffentlichkeit auf die bevorstehende Erweiterung des preußischen zum deutschen Zollvereine vorbereitet[1].

Diese publizistische Aufgabe, zu welcher ihm die Anregung und die nötigen Materialien von seinem Freund Eichhorn gekommen sein mögen, ist keine allzu schwere: der Zollverein findet den Beifall weiter Kreise, und der Anschluß Sachsens und Bayern-Württembergs ist gesichert; Ranke braucht also nur bereits Vorhandenes und Anerkanntes historisch zu erläutern und es so vor der Öffentlichkeit weiter zu befestigen. Zugleich erscheint das „außerordentliche Resultat" der Zollunterhandlung, „welche, wie

---

gefochten hatte („Deutsche Revue", August 1901, S. 214 f.). Rankes Anmerkung S.W. 45 S. 260 entspricht also nicht ganz den Tatsachen.

[1] Der Aufsatz ist wiederabgedruckt S.W. 49/50 S. 248 ff. Die Verhandlungen über den Beitritt Sachsens und Bayern-Württembergs kamen im März 1833 zum Abschluß, am 1. Januar 1834 trat die Union zunächst auf 8 Jahre ins Leben.

man vermuten darf, eine Epoche der deutschen Geschichte bezeichnen wird", als glänzende Bestätigung der politischen Anschauungen und Forderungen, die er schon früher, vor allem im Aufsatze „Über die Trennung und die Einheit von Deutschland" entwickelt hat. Gewissermaßen bildet diese zollpolitische Abhandlung ein Parallelstück zu dem Artikel der „Allgemeinen Preußischen Staatszeitung" vor einem Jahre: wie er damals auf Grund jenes Aufsatzes als offiziöser Verteidiger der Bundesbeschlüsse vom 28. Juni auftrat, so erscheint er jetzt als berufener historisch-politischer Kommentator der nahe bevorstehenden Zolleinigung.

Eine „Vorbemerkung" rekapituliert denn auch noch einmal die Grundzüge seiner deutschen Politik. Wie die „glückliche Vollziehung der Militärverfassung" und die „Bestimmungen der Schlußakte" ist ihm der Abschluß des preußisch-deutschen Zollvereins ein neuer, sprechender Beweis dafür, daß ein ersprießlicher Fortschritt zur nationalen Einheit, „zu einer echten Ausbildung der Nationalität", nur durch Vereinbarung der Territorien untereinander möglich sei: „Wie vieles auch noch übrig ist, so hat man doch einen Weg eingeschlagen, welcher zur Erledigung der wesentlichen Bedürfnisse zu führen verspricht." Außerterritoriale Einheitsbestrebungen werden dagegen entschieden verworfen: wer auf Grund der Volkssouveränität eine Einheit Deutschlands erstrebe, der müsse zur Verwirklichung seiner ausschweifenden Pläne eine Revolution voraussetzen, „so gewaltsam und durchgreifend, als die französische immer gewesen sein mag."

Nach diesem Auftakt folgt die durch reichliche Zahlenangaben gestützte Übersicht über die handelspolitische Entwicklung Deutschlands seit den Befreiungskriegen. Sie schildert eingehend und mit taktvoller Schonung der Gegenbestrebungen Entstehung und Wachstum des preußischen Zollverbandes bis zu dem denkwürdigen Vertrag vom 14. Februar 1828, durch welchen das Großherzogtum Hessen dem preußischen System beitrat und so dessen Ausdehnung auf Süddeutschland anbahnte. „Und hier sind wir auf einen Punkt gekommen, von dem sich eine große Aussicht vor uns ausbreitet."

Im Schlußabschnitt tritt Ranke als beredter Anwalt des glücklich zustande gekommenen preußisch-deutschen Zollvereines auf und weist Einwendungen der Gegner zurück. Eine Zollregulierung von Bundes wegen sei untunlich gewesen, „da der Gegenstand allzu tief mit dem Haushalte jedes einzelnen [Staates] zusammenhing." Das einseitige Vorgehen Preußens habe auch keineswegs die Trennung vermehrt, sondern im Gegenteil die erfreulichste Einheit herbeigeführt und so der „gewerblichen Intelligenz von Deutschland" die größten Aussichten für die Zukunft eröffnet. Den Einwand, durch die Zolleinigung würden die finanziellen Einkünfte der beteiligten Staaten geschmälert werden, weist Ranke als unbegründet nach und bestreitet nicht minder mit schon früher gebrauchten offiziösen Argumenten die in Wahrheit wohl nicht ganz unzutreffende Behauptung, durch den Zollverein gelange Preußen zu einem „ungebührlichen" politischen Einfluß. Preußen habe die Vereinigung niemals angetragen, sondern sie sich alle Male antragen lassen; selten sei „eine Verhandlung so rein von politischen Nebenzwecken geblieben wie diese", auch hätten alle Teilnehmer am Zollbunde durchaus gleiche Rechte. Vor allem aber werde dieser ein neues Einheitsband um Regierungen und Völker Deutschlands schlingen und so dem nationalen Bedürfnis dienen; endlich sei eine solche Vereinigung das sicherste Mittel, um „falschen Richtungen" entgegenzuwirken, um ihnen „ihre besten Hoffnungen" zu entreißen.

Dieser Aufsatz mag innerhalb der durch die mißliche Lage der Zeitschrift gezogenen Grenzen einigen Erfolg gehabt haben und zu den publizistisch erfreulicheren Erscheinungen offiziöser Herkunft in diesen Jahren zu rechnen sein, von denen G. Eilers in seinen Lebenserinnerungen urteilt[1]: Von Eichhorn und J. G. Hoffmann „gingen damals die zweckmäßigsten Einwirkungen auf den verständigeren Teil des Publikums und zugleich auf die Regierungen der deutschen Staaten aus."

Zwei bereits zu Worte gekommene Mitarbeiter helfen Ranke

[1] Bd. 3 S. 79.

durch Beiträge dieses erste Heft des zweiten Bandes zu einem den Durchschnitt etwas übersteigenden Umfang von zirka 230 Seiten auffüllen.

Sein Schweizer Korrespondent Bluntschli[1] betrachtet diesmal in einem Aufsatze: „Der Schweizerische Bund vom 7. August 1815" nicht die Verhältnisse eines einzelnen Kantons, sondern diejenigen der Gesamtschweiz, deren Zustand mit ihren beinahe selbständigen Kantonen dem des territorial zersplitterten Deutschland recht ähnlich ist. Er gibt zunächst eine historische Untermalung der Verfassung von 1815, welche als partikularistische Reaktion gegen die Einheitsverfassungen der revolutionären und napoleonischen Zeiten erscheint. Infolge der revolutionären Stürme der letzten Jahre steht nunmehr eine Umänderung dieser Verfassung im zentralistischen Sinne bevor. Die Stellung des Autors zu diesen Einheitsbestrebungen ist derjenigen ganz analog, welche Ranke zu den deutschen Einheitsideen einnimmt: er verwirft das „Idol aller Welt" und alle revolutionäre Gewalttat; das Heil erwartet er einzig von einer organischen Weiterentwicklung der alten Bundesverfassung, wozu aber leider wenig Aussicht sei. Im übrigen verspricht er, auf die gegenwärtige Lage in einem späteren Aufsatze noch einmal ausführlicher zurückzukommen.

Georg Wilhelm Keßler beschließt dann dieses Heft mit einer Untersuchung: „Über die Veränderungen, welche die Benutzung und der Ertrag der Landgüter durch politische und wissenschaftliche Einflüsse und durch die Gesetzgebung in neuerer Zeit erfahren haben"[2]. Gestützt auf die theoretischen Ausführungen

[1] Daß Bluntschli auch diesen Aufsatz geschrieben hat, ergibt sich schon daraus, daß der Aufsatz im Inhaltsverzeichnis der Zeitschrift das gleiche Autorenzeichen (einen großen Stern) trägt, wie der frühere. Die Gedanken der beiden späteren Aufsätze Bluntschlis kehren überdies in den Tagebuchnotizen aus den Jahren 1833—37 wieder, die Bluntschli in Bd. 1 seiner Selbstbiographie S. 178 mitteilt. Der Aufsatz steht: „Hist.-pol. Ztschr." II S. 128 ff.

[2] „Hist.-pol. Ztschr." Bd. II S. 154 ff. Auf die beiden Aufsätze K.s, welche dem westfälischen Oberpräsidenten von Vincke so sehr gefielen, daß

seines früheren Aufsatzes zieht er darin die Bilanz des gegenwärtigen landwirtschaftlichen Zustandes von Preußen, die im allgemeinen günstig ausfällt gegenüber dem Zustand vor der Agrarreform von 1807. Die „freiere Entwicklung der moralischen und physischen Kräfte", das Ansteigen des Faktors a, hat hauptsächlich dieses erfreuliche Resultat zuwege gebracht. Der Verfasser knüpft daran sachkundige Vorschläge zur Weiterführung des bisherigen Fortschrittes.

Etwas über sieben Monate brauchte diesmal die Zeitschrift, um es zu einem neuen Hefte zu bringen: erst Anfang April 1834[1] erschien dieses zweite Heft des zweiten Bandes, zu welchem Ranke einen einzigen Aufsatz beisteuerte, der sich eng an die Schilderungen und Gedankengänge seiner „serbischen Revolution" anschloß und „Die letzten Unruhen in Bosnien 1820—1832" zum Gegenstand hatte[2]. Er wandte sich damit von der schwierigen deutschen der etwas unverfänglicheren orientalischen Frage zu, bei welcher er sich des entfernteren Gegenstandes halber unbefangener geben konnte, welche überhaupt politisch eine Lieblingsbeschäftigung des autonomen Historikers bildete. Der Mittelsmann zwischen Ranke und der orientalischen Welt, Wuk Stefanowitsch Karadschitsch hatte ihm auch diesmal die auf

---

er sie in vielen hundert Exemplaren drucken und verbreiten ließ, sollte noch ein dritter und letzter folgen, in welchem der Verfasser auf Grund seiner Lehre vom alleinigen Fortschritt durch den Faktor a der Industrie die größere Zukunft gegenüber der Landwirtschaft prophezeite. Aber schon dieser zweite Aufsatz, in welchem Keßler u. a. die Verwandlung der Domänen in Privateigentum befürwortet hatte, weil in dessen freier Betätigung überhaupt der Fortschritt liege, hatte nicht das Glück, der herrschenden Partei der Reaktionäre und Feudalagrarier zu gefallen; sie fingen an „zu murmurieren", so daß Keßler es geratener fand, den verfänglichen dritten Teil überhaupt erst gar nicht drucken zu lassen. Vgl. Keßlers Leben. S. 300 ff.

[1] Ankündigung in Nr. 92 der „Allg. Preuß. Staatszeitung" vom 3. April 1834.

[2] Umgearbeitet bildet dieser Aufsatz unter dem Titel „Bosnien in seinem Verhältnis zu den Reformen des Sultans Mahmud II. 1820—1832" den zweiten Abschnitt von Bd. 43/4 der S.W. (S. 285 ff.).

Mitteilungen der Eingeborenen beruhenden Materialien dazu gesammelt.

Die geschilderten bosnischen Unruhen beruhen auf dem Widerstreit zwischen der eingeborenen mohammedanischen Adelsrepublik und den zentralistischen Reformversuchen des Sultans Mahmud; sie endigen nach mancherlei Auf und Ab mit dem vorläufigen Siege des Großherrn. Es handelt sich also um ein Ringen zwischen zwei mohammedanischen Gewalten, und Ranke wird zunächst durch keine christenfreundlichen Sympathien gehindert, diesen Kämpfen ein rein objektives Erkenntnisinteresse zu widmen: die Barbareien auf beiden Seiten nimmt er als integrierenden Bestandteil dieser orientalischen Atmosphäre mit in den Kauf. Im Schlußkapitel aber kommt der Historiker wieder auf sein orientalisches Lieblingsthema zurück: auf die unwiderstehlich fortschreitende Christenemanzipation im Osmanischen Reiche. Die unterdrückte und geknechtete Rajah ist der wahre tertius gaudens in diesem Widerstreit ihrer Bedränger; von beiden Seiten umworben und bewaffnet, macht sie vielversprechende Fortschritte. Griechenland und Serbien erscheinen Ranke auch nur wie die ersten Etappen auf diesem großen Befreiungswege; bereits sieht er „ein christliches Bosnien, ein christliches Bulgarien" in der Ferne. Alle Faktoren der Entwicklung wirken eben im Sinne einer allmählichen Zersetzung des türkischen Reiches; die administrativen und militärischen Reformen Mahmuds werden nach Rankes Meinung das moslimische Wesen nur noch weiter schwächen, zum mindesten aber lange Zeit gebrauchen, „ehe sie mit den Sitten verschmelzen". Aus eigener Kraft würde die Türkei auch nicht mehr fähig sein, einem ernstlichen Angriff von Europa her standzuhalten. „Um so mehr beruht ihr Dasein auf der Konvenienz der großen Mächte. Schon lange gründete es sich gutenteils darauf, jetzt ist das mehr als je der Fall" [1].

Ranke geht nunmehr zu den internationalen Verwicklungen

[1] „Hist.-pol. Ztschr." II S. 293. Auch die folgenden Abschnitte fehlen in der Form, welche der Aufsatz in Bd. 43/4 der S.W. erhalten hat.

über, welche als Folgen des Kampfes zwischen dem Sultan und seinem ägyptischen Vasallen Mehemet Ali auf der einen Seite Rußland, auf der anderen England und Frankreich gegeneinander zu führen drohen. An einen europäischen Krieg deswegen glaubt er aber nicht. Die Erwerbung von schwer zu behandelnden Balkanprovinzen würde für Rußland nur ein zweifelhafter Gewinn sein, ganz abgesehen von dem Odium, das einer solchen Gewaltpolitik anhaften würde. Auf der anderen Seite wäre zwar Frankreich vielleicht geneigt, Mehemets Vordringen zu unterstützen, aber England könne eine solche afrikanisch-asiatische Eroberermacht auf dem Wege nach seiner Kolonie Indien schwerlich gern sehen; es werde daher seinen Bundesgenossen schon zurückzuhalten wissen. Rechne man noch dazu das „pazifikatorische Ansehen der beiden großen deutschen Mächte", so erscheint Ranke der europäische Friede und damit der äußere Bestand des Osmanischen Reiches einstweilen gesichert. Um so unwiderstehlicher werde sich dafür die angedeutete „innere Entwicklung" vollziehen.

Zum Schlusse erhebt sich Ranke zu einer „allgemeinen welthistorischen Wahrnehmung", welche auf eine gewaltige Apotheose des siegreich fortschreitenden „Genius des Okzidentes" herausläuft[1].

Dieser Genius ist recht eigentlich derjenige der romanisch-germanischen Völker und derer, „die sich ihnen angeschlossen, assimiliert haben"; es ist jener Geist, „der die Völker zu geordneten Armeen umschafft, der die Straßen zieht, die Kanäle gräbt, alle Meere mit Flotten bedeckt und in sein Eigentum verwandelt, die entfernten Kontinente mit Kolonien erfüllt, der die Gebiete des Wissens eingenommen und sie mit immer frischer Arbeit erneuert, der unter den Menschen trotz der Mannigfaltigkeit ihrer Leidenschaften Ordnung und Gesetz handhabt". Er manifestiert sich sogar in den Reformversuchen Mahmuds und Mehemets und untergräbt immer mehr die alten Fundamente des türkischen

[1] Etwas verändert steht diese Stelle auch S.W. 43/4 S. 518 f.

Reiches. „Der Geist des mohammedanischen Staates ist an sich selber irre geworden; seine Farbe verbleicht; die Geister des Okzidentes überwältigen ihn. Was auch geschehen möge, so dürfen wir wohl mit Sicherheit aussprechen, daß dieses große Ereignis nicht wieder rückgängig gemacht werden kann; unter den tausendfach auseinandergehenden Bestrebungen der Menschen wird es sich auf die eine oder die andere Weise in unabänderlichem Gange vollziehen." Man hört deutlich die triumphierende Note in dieser prophetischen Weissagung heraus: sie enthüllt die starken Sympathien des Historikers mit den Siegen des okzidentalischen Genius. Die christenfreundlichen Wiener Slawisten und Wuk waren auch mit Rankes Aufsatz höchlich zufrieden, vor allem war Wuk durch die „höhere Auffassung" erbaut[1].

Verhältnismäßig unbedeutend fielen die beiden anderen Beiträge zu diesem zweiten Hefte aus. Aus Mendelssohns demnächst erscheinendem „Germanischem Europa" wurde eine Probe mitgeteilt: „Ein Blick auf Großbritannien"[2]. Die Blüte dieses Landes wird darin einseitig aus geographisch-wirtschaftlichen Ursachen hergeleitet, womit der politische Historiker Ranke wohl kaum ganz einverstanden war; er mochte aber nehmen, was sich bot, um die Seiten seiner Zeitschrift zu füllen.

Der anonyme sächsische Korrespondent lieferte dann eine der früheren ähnliche Aufzeichnung der „Arbeiten der sächsischen Kammern im Jahre 1833"[3] und erteilte dem „ruhigen Geist der Fürsorge, eingehender Überlegung, arbeitsamer Erörterung" wieder eine günstige Zensur.

Alles in allem machte sich in diesem Heft schon eine deutliche Abnahme der an sich geringen Lebenskraft vom zweiten Bande der Zeitschrift bemerkbar.

Diesmal dauerte es noch länger: fast zehneinhalb Monate, bis Mitte Februar 1835[4], ehe das dritte Heft das Licht der

[1] S.W. 53/4 S. 274.

[2] „Hist.-pol. Ztschr." II S. 305 ff.

[3] „Hist.-pol. Ztschr." II S. 327 ff.

[4] Ankündigung in Nr. 45 der „Allg. Preuß. Staatszeitung" vom 14. Februar 1835.

Öffentlichkeit erblicken konnte. Wieder leitete es ein Aufsatz Rankes ein, der nach dem Orient führte, freilich nur noch nach dem Orient der Vergangenheit. Geschildert wird darin die kurze Verwaltung der „Venezianer in Morea. 1685—1715“ [1] nach den Relazionen venezianischer Provveditoren.

Um dieses historische Kabinettstück mit den publizistischen Zwecken der Zeitschrift wenigstens einigermaßen zu verknüpfen, benutzte Ranke den Gedanken, welchen er einst in seiner Einleitung für solche Fälle in Bereitschaft gestellt hatte: er ergeht sich über den ganz allgemeinen Wert der Historie für die Gegenwart. „Die Historie ist das lebendige Gedächtnis des menschlichen Geschlechtes. Den ganzen Kreis seiner Vergangenheit sucht sie in der Fülle einer reinen Anschauung zu umfassen.“ Daher komme es wohl, „daß uns die unentdeckten Regionen dieses großen Gebietes so besonders anziehen, daß es einen so eigenen Reiz hat, das Unbekannte ans Licht zu fördern. Man glaubt etwas Nützliches, ja Notwendiges zu tun, auf Teilnahme und gutheißende Billigung rechnen zu dürfen, gesetzt auch, das, was man am Ende findet, wäre an und für sich nicht von unbedingter Wichtigkeit“. Der autonome Historiker setzt dabei seine eigenen Empfindungen auch bei der Menge der Leser voraus: von denen vermochte aber wohl nur eine Minderheit solche Entdeckerwonnen nachzufühlen.

Einen besseren publizistischen Resonanzboden für Rankes Aufsatz bildete dafür das allgemeine orientalische Zeitinteresse. Etwas abgeschwächt klingt auch hier wieder das Motiv des siegreich fortschreitenden okzidentalischen Genius an. In den drei Malen, bei welchen die christliche Welt Morea dem Orient entriß, zeigt sich ein deutlicher Fortschritt nach dieser Richtung. Die erste Eroberung geschah durch fränkische Ritter, welche ihre feudalen Institutionen und Kämpfe dorthin verpflanzten, ohne sich um die eingeborene Bevölkerung sonderlich zu kümmern. Die

[1] Mit unbedeutenden Veränderungen abgedruckt S.W. 42 S. 279 ff. Die einleitenden Sätze sind dort fortgefallen.

zweite Besitznahme durch die Venezianer suchte bereits „das Land und Volk zu innerem Gedeihen und selbständiger Entwicklung zu befördern". Die Keime dieser Bemühungen gingen auch nicht verloren, obwohl die venezianische Herrlichkeit nur kurze Zeit dauerte: in der Gegenwart befreite sich die Bevölkerung „durch einen eigenen Entschluß", und Europa schützte die Befreiung, „getrieben durch eine allgemeine Regung von Teilnahme, Mitleid und literarischer Begeisterung".

Mochten nun auch diese geschichtlichen Ausführungen eine breitere Öffentlichkeit nur wenig interessieren, so erwiesen sich doch die Schilderungen venezianischer Verwaltungspraxis als gutes Mittel, um das Bündnis Rankes mit den Mächten zu verstärken, welche ihm nach der unzweideutigen Abweisung durch die Öffentlichkeit immer mehr die zu seinem Gedeihen nötigen Lebensbedingungen gewährten. Auf den Rat des bayrischen Gesandten schickte er einen Sonderabdruck des Aufsatzes an König Ludwig I. von Bayern, dessen Sohn, der Kronprinz Maximilian, 1831/32 sein eifriger Zuhörer gewesen war, und einen weiteren an den seit 1832 erwählten König Otto von Griechenland, den zweiten Sohn des bayrischen Königs[1]. Ein in Band 53/54 der Sämtlichen Werke mitgeteiltes, ehrerbietiges Begleitschreiben an König Ludwig[2] betont die Ähnlichkeit der venezianischen und der bayrischen Regenerationsbestrebungen in Griechenland und findet so einen recht glücklichen Anknüpfungspunkt. Im Aufsatze selber kommt dieses Motiv nur hin und wieder zum Vorschein: Ranke will sich „in dieser Entfernung nicht auch hinreißen lassen, guten Rat zu geben und das allgemeine Gerede an seinem Teile zu vermehren"[3]; immerhin gibt er auf Grund seiner historischen Kenntnis der bayrisch-griechischen Verwaltung einige nützliche allgemeine Winke. Er warnt z. B. vor dem Versuche, das Land mit europäischen Elementen zu kolonisieren. „Jedes Unternehmen dieser Art müßte, dünkt mich,

[1] S.W. 53/4 SS. 271, 273.
[2] S.W. 53/4 S. 269 f.
[3] „Hist.-pol. Ztschr." II S. 501 (fehlt in Bd. 42 der S.W.).

der Natur der Sache nach scheitern. Es kann nur darauf ankommen, diese Nation mit Hilfe europäischer Einsicht, aber wie sie ist, aus sich selbst zu entwickeln". Ein andermal wagt er unter Hinweis auf venezianische Erfolge der griechisch-bayrischen Regierung zu empfehlen, bei der Erhebung des Zehnten „die Kommunen zu interessieren".

Der Aufsatz wurde wenigstens vom bayrischen König überaus gnädig aufgenommen und trug Ranke ein eigenhändiges Dankschreiben ein, worin ihm viel Schmeichelhaftes gesagt wurde. Der Historiker war darüber „sehr glücklich"[1]: es zeigte sich wieder einmal deutlich, wo er das für seine historisch-politische Eigenart empfängliche Publikum zu suchen hatte.

Noch einmal sprangen preußische Regierungsgönner ihrem Schützling bei und suchten das dem Einsturze nahe Gebäude seiner Zeitschrift durch einen wertvollen Beitrag zu stützen. Der verdienstvolle und erfolgreiche Unterhändler in Zollvereinsangelegenheiten, der Geheime Finanzrat Ludwig Kühne, unternahm es, das Werk, an welchem er selbst so hervorragenden Anteil hatte, in Rankes Zeitschrift vor der Öffentlichkeit zu vertreten. Sein ein lebhaftes und schlagfertiges Temperament bekundender Aufsatz: „Über den deutschen Zollverein" ist damit der dritte über diesen Gegenstand, welchen die Eichhorn nahestehende Zeitschrift brachte[2]. Ohne die übertriebenen Zukunftserwartungen der Öffentlichkeit noch weiter zu erhitzen und der politischen Seite der Zolleinigung vorsichtig ausweichend, nimmt er doch das große Werk gegen Einwendungen „vorsichtiger Rechenkünstler" in Schutz,

[1] S.W. 53/4 S. 273.

[2] Der Aufsatz steht „Hist.-pol. Ztschr." II S. 503 ff. Nach Varrentrapp „Hist. Ztschr." a. a. O. S. 86 Anm. hatte Eichhorn den Aufsatz vorher mit Kühne durchgenommen. Übrigens wurde Kühne damals von preußischen Partikularisten und eifersüchtigen Kollegen zum „Sündenbock" gestempelt für die finanziellen Mindererträge, welche die ersten Jahre des deutschen Zollvereins für Preußen brachten: er habe bei den Verhandlungen die finanziellen Interessen des Staates nicht genügend wahrgenommen. (Vgl. R. v. Delbrück, Lebenserinnerungen. Bd. 1. Leipzig 1905, S. 129.) Kühne schreibt also auch pro domo.

welche ein finanzielles Defizit für die beteiligten Staatskassen prophezeien. Er weist im einzelnen nach, daß solche möglichen finanziellen Nachteile durch Vorteile auf anderer Seite, vor allem durch die verringerten Kosten der Grenzbewachung reichlich wieder aufgewogen werden müssen.

Bluntschli lieferte dann für dieses Heft seinen vor anderthalb Jahren versprochenen Aufsatz: „Der schweizerische Bund seit 1830“ [1], welcher die neuesten Vorgänge in seinem Vaterlande schildern soll. Es handelt sich dabei im wesentlichen um den Gegensatz zwischen der durch die Verfassung von 1815 garantierten kantonalen Selbständigkeit, dem Losungswort der im Sarner Bündnis vereinigten ultramontan-reaktionären Kantone, und den durch die Revolution verstärkten zentralistischen Bestrebungen, welche im Siebener Konkordat der liberalen Kantone eine analoge Vertretung gefunden haben. Der Kampf endigt schließlich mit dem Übergewicht der liberalen Kantone; des Verfassers Sympathien dagegen neigen sich mehr auf die Seite der unterlegenen kantonalen Selbständigkeit, obwohl er deren Schäden nicht verkennt. Eine weitgehende Zentralisation findet aber vor allem wegen ihres revolutionären Beigeschmackes seinen Beifall nicht [2], und ganz ähnlich wie Ranke die Eigenart des deutschnationalen Genius zu Hilfe ruft, um die Notwendigkeit des territorialen Nebeneinanders in Deutschland zu beweisen, so benutzt Bluntschli die Historikeridee von der individuellen Eigentümlichkeit der Schweiz dazu, um ein möglichst großes Stück des lockeren und bunten heimischen Durcheinanders für die Zukunft zu retten. Mit geschickter Argumentation weiß er diesem Zustand allerlei Vorzüge abzugewinnen und findet in ihm sogar die einzige Sicherheit für das selbständige Weiterbestehen der kleinen Schweiz inmitten der europäischen Großmächte.

---

[1] „Hist.-pol. Ztschr.“ II S. 538 ff.

[2] Abgesehen von der antirevolutionären Tendenz paßten diese Anschauungen auch deshalb gut in eine preußisch-offiziöse Zeitschrift, weil Preußen durch die schweizerischen Zentralisationsbestrebungen in seinem Neuenburger Besitz bedroht war.

Drei kleinere Beiträge Rankes beschließen das Heft und wenden sich in der Form kritischer Untersuchungen gegen diejenige Lehre, welche in einem Begriffe zusammenfaßt, was dem Historiker und seinen Mäzenen feindlich gegenübersteht: gegen das Dogma von der Volkssouveränität, mit welchem das für die deutschen Territorien so besonders bedrohliche von der Nationalsouveränität eng zusammenhängt. Zunächst wird die autonome Historie gegen eine Vergewaltigung durch diese Lehre verteidigt.

Die Bemerkung „Über Capefigue, Histoire de la réforme, de la ligue et de Henri IV, besonders über die Darstellung der Bartholomäusnacht in diesem Buche“ [1] bekämpft die Anschauung Capefigues, als sei die Bartholomäusnacht ein spontaner Ausbruch des empörten katholischen Volkswillens von Frankreich gewesen, welchem sich die Regierung Katharina Medicis wohl oder übel habe fügen müssen. Ranke verlegt dagegen die causa motrix dieses blutigen Ereignisses in die Seele Katharinas und findet in Capefigues Auffassung eine unzulässige Übertragung modern-demokratischer Ideen auf die Vergangenheit. „Wir sind jetzt geneigter, die Dinge überhaupt von unbewußten Antrieben herzuleiten, als von Absicht und vorbedachter Leitung. Es ist der Tribut, den wir unserem Jahrhundert zahlen, wo die populären Bewegungen so oft die Oberhand behalten haben“.

Frankreich ist überhaupt das klassische Land solcher moderner Verquickung von Politik und Historie. So möchte Capefigue als Mann des juste milieu und Bekämpfer extrem-revolutionärer Tendenzen in dem Widerstreit zwischen dem angeblich konservativen katholischen Frankreich und dem angeblich revolutionären Protestantismus ein Analogon zur Gegenwart finden.

Wie um diesen politisch-historischen Angriff auf den Protestantismus abzuwehren, weist dann der zweite kleine Aufsatz Rankes: „Die Idee der Volkssouveränität in den Schriften der Jesuiten“ [2] nach, daß es gerade die Jesuiten gewesen sind, welche in der Absicht, den verhaßten weltlichen Staat zu schwächen, die

[1] Wiederabgedruckt S.W. 12 S. 97 ff.

[2] Etwas verändert wiederabgedruckt S.W. 24 S. 225 ff.

revolutionäre Lehre von der Volkssouveränität zuerst ausgebildet haben, um so für den Papst und die katholische Kirche das Monopol des göttlichen Rechtes beanspruchen zu können.

„In einer ähnlichen Vermischung mit geistlichen Tendenzen ist aber die Lehre von der Volkssouveränität in unseren Tagen noch einmal hervorgetreten“ [1].

Der letzte dieser kleinen kritisch-politischen Aufsätze: „Über die Paroles d'un croyant“ [2] beschäftigt sich mit Lamennais' sensationellem Buche und betritt damit noch einmal das publizistische Kampffeld der Gegenwart. Ranke nimmt an dieser eigentümlichen und unheimlichen Erscheinung zunächst ein großes historisch-psychologisches Interesse. Er schildert den Boden, aus welchem dieses abnorme Gewächs hervorgesprossen ist: den nach dem Rausche der Revolution innerlich leeren und unbefriedigten Geist des modernen Frankreich, welcher, des festen religiösen und politischen Haltes beraubt, in phantastischen Surrogaten Ersatz sucht. In diesen größeren Rahmen wird dann die spezielle Entwicklung des französischen Ultramontanismus eingezeichnet, der allmählich in eine immer radikalere Opposition gegen den Staat gerät und sich den revolutionärsten Doktrinen ergibt. Auf diesen Grundlagen erhebt sich die individuelle Figur dieses Anarchisten im Priesterrock, welcher im salbungsvollen Predigertone völligen Umsturz lehrt, welcher verkündet, niemand solle überhaupt mehr herrschen, welcher das Fürstentum, die Obrigkeit geradezu für eine Einrichtung des Satans erklärt.

„Es ist das wohl die tollste Politik, die jemals vorgekommen.“ Ranke vermag seinen Widerwillen gegen diese unheimliche Mischung von Weihwasser und Petroleum mit ihrer bestechend schillernden Oberfläche nicht länger zurückzuhalten: „Wer kann es lesen ohne Indignation! Die Religion des Friedens wird in ihr Gegenteil verkehrt und muß den Aufruhr predigen helfen. Christus wird wieder ein weltlicher Messias: sein Reich ist von dieser Welt; er ist gleichsam in seine Gläubigen

[1] „Hist.-pol. Ztschr.“ II S. 616 (fehlt in Bd. 24 der S.W.).
[2] Wiederabgedruckt S.W. 49/50 S. 297 ff.

inkarniert, um ihnen das Paradies des zur Vollendung gebrachten Nivellements zu erstreiten." Die Gleichnisse des Lamennais sind „widerliche Karikaturen der erhabensten Einfalt", sein Buch „ein Meisterstück der Lüge, eine Apokalypse, welche Politik des Tages macht, ein Evangelium, das den Krieg predigt, ein Koran der empörten Fabriken".

Indessen scheint es Ranke nicht, als ob Lamennais große politische Erfolge in der katholischen Welt erzielen werde. Sein Buch sei nämlich in Wahrheit nicht Ausdruck eines siegreichen, sondern eines geschlagenen Geistes; es bedeute das Unterliegen des Klerikers, der sich einst als festen Hort gegen die Revolution betrachtete, eben unter den Bann der revolutionären Lehren. „Er hat den Schein, sich zu empören; in der Tat aber gesellt er sich nur der Empörung zu, die er selber bisher bekämpfte".

Nach anderthalb Jahren, Mitte August 1836[1], erschien endlich der letzte Nachzügler der geschlagenen publizistischen Armee Rankes, welcher auch erst gar keinen Versuch mehr machte, den hoffnungslosen Kampf noch einmal aufzunehmen. Dieses vierte Heft des zweiten Bandes verdankt sein Erscheinen wohl nur der Anstandspflicht, wenigstens den zweiten Band der schon lange als lästige Bürde empfundenen Zeitschrift zu Ende zu führen und noch ein letztes Abschiedswort an die wenigen Getreuen zu richten.

Die beiden Aufsätze Rankes, welche dieses Heft einleiten, bemühen sich auch nicht mehr, ein publizistisches Interesse wachzurufen; ohne Umschweife geben sie sich als das, was sie sind: als kleine Gaben für historische Fachinteressenten. Die Kritik: „Über die Memoiren des Kardinals Richelieu" konnte später, zeitgemäß erweitert, in die Analekten zur französischen Geschichte übergehen[2], und die Mitteilungen aus den Papieren des Großkanzlers von Fürst: „Maria Theresia, ihr Staat und ihr Hof im Jahre 1755" in Band 30 der Sämtlichen Werke aufgenommen

[1] Ankündigung in Nr. 231 der „Allg. Preuß. Staatszeitung" vom 20. August 1836.

[2] S.W. 12 S. 137 ff.

werden[1], ohne daß Ranke ihnen störende politische Krallen zu beschneiden brauchte, wie er es sonst wohl mit Aufsätzen der Zeitschrift machte, damit sie für die Sämtlichen Werke präsentabel erschienen.

Ebenso trocken und wenig aufregend wie die früheren fiel ein letzter Beitrag des sächsischen Korrespondenten aus, welcher die übliche Übersicht über „Die Arbeiten der sächsischen Kammern im Jahre 1834“[2] enthielt. Das Hauptinteresse dieses letzten Heftes konzentriert sich vielmehr auf den Schlußaufsatz Rankes: „Politisches Gespräch“[3], in welchem der Historiker noch einmal seine Ideen zusammenfaßte, um damit endgültig Abschied von seinen Lesern zu nehmen.

Dieses „politische Gespräch“ enthält in Dialogform die Kodifikation der Lehren, welche in der Zeitschrift immer mehr zum Durchbruch gelangt sind, vor allem die Philosophie des historisch-transzendentalen Staatsindividuums, der kostbarsten Errungenschaft von Rankes Politik. Damit bildet es eine Art theoretischen Gegenstückes zu den „großen Mächten“, welche die Natur dieses Wesens praktisch-historisch illustrierten. Es sind also zwei innerlich nahe verwandte Aufsätze, welche diesen zweiten Band einrahmen und ihm ein besonderes Gepräge verleihen.

Der Historiker hat sich inzwischen längst wieder aus dem lauten Treiben des politischen Alltags in die stille Einsamkeit seiner Studierstube zurückgezogen: der deutsche Gelehrte Friedrich, dessen Prototyp Ranke selber ist, empfängt hier am späten Abend den unerwarteten Besuch seines Freundes Karl, der in prächtiger, ordensbesäter Staatsratsuniform von einer glänzenden Gesellschaft kommt. Nach der Art übersättigter Weltkinder sehnt er sich nunmehr von der oberflächlichen „Konversation“ eines Salons hinweg nach einem tieferen, genußreicheren Gespräche

[1] S.W. 30 S. 3 ff.

[2] „Hist.-pol. Ztschr.“ II S. 741 ff.

[3] Wiederabgedruckt S.W. 49/50 S. 314 ff. Nach einem von Varrentrapp mitgeteilten Billet Savignys an Ranke vom 8. Juni 1836 scheint R. den Aufsatz vorher mit Savigny durchgesprochen zu haben („Hist. Ztschr.“, III. Folge, Bd. 4, S. 335 Anm.).

mit dem „benediktinischen Bruder". Er erweist sich übrigens als gelehriger und gutartiger Zuhörer, dessen Einwände nur dazu dienen, dem Freunde Gelegenheit zur Entwicklung seiner Ideen zu geben: ein solches angenehmes Publikum war dem Politiker Ranke in der Öffentlichkeit nun freilich nicht beschieden gewesen!

Anknüpfend an die soeben in der Gesellschaft geführte politische Unterhaltung kommt Karl auf die Lehren des juste milieu zu sprechen und bekennt sich alsbald als deren Anhänger: die Weisheit einer guten Regierung möchte er vor allem darin sehen, daß sie stets zwischen den Extremen zu vermitteln wisse; sie bedeutet ihm also hauptsächlich den ausgleichenden Indifferenzpunkt zwischen streitenden Parteien, diese Parteien selbst aber die eigentlichen Triebkräfte des staatlichen Lebens.

Das gibt Ranke-Friedrich zunächst einmal Gelegenheit, demgegenüber die selbständige, positive Wesenheit als notwendige Eigenschaft für jede wahre Regierung zu fordern: um die streitenden Kräfte der Parteien im Zaume zu halten, müsse eine gute Regierung vielmehr „selber eine stärkere geistige Kraft sein". Damit kommt das Gespräch auf die Natur des Staates überhaupt, dessen transzendentale Eigenart Friedrich dem Freunde in Rede und Gegenrede ausführlich entwickelt. Hinter jedem Staate steht ein geheimnisvolles, rationalistisch unfaßbares Etwas, das alle äußeren Formen erst erschafft und durchdringt: „Unter dem Prinzip des Staates haben wir nicht eine Abstraktion der Meinung, sondern sein inneres Leben zu verstehen; dies Prinzip verleiht jenen Formen der menschlichen Gesellschaft, die, ich leugne es nicht, ihr unentbehrlich sind, erst ihre bestimmende Modifikation, die Erfüllung der Realität." Und wie der Staat so ist auch die Nation transzendentaler Natur und entzieht sich letzten Endes allen verstandesmäßigen Erklärungsversuchen: „Nicht dort ist unser Vaterland, wo es uns endlich einmal wohl ergeht. Unser Vaterland ist vielmehr mit uns, in uns. Deutschland lebt in uns; wir stellen es dar, mögen wir wollen oder nicht, in jedem Lande, dahin wir uns verfügen, unter jeder Zone. Wir beruhen darauf von Anfang an und können uns nicht emanzipieren.

Dieses geheime Etwas, das den Geringsten erfüllt wie den Vornehmsten — diese geistige Luft, die wir aus- und einatmen —, geht aller Verfassung vorher, belebt und erfüllt alle Formen."

Es entsteht nun die schwierige und namentlich für Deutschland verfängliche Frage nach dem gegenseitigen Verhältnis von Staat und Nation; müßten nicht eigentlich beide zusammenfallen? Friedrich leugnet es. Denn wenn auch die Nationen „eine Tendenz" haben, Staat zu sein, wenn auch die Staaten aus dem geheimnisvollen Mutterboden der Nation emporwachsen, so sind sie doch ihrer Natur nach „bei weitem enger geschlossen als die Nation"; sie sind „eine Modifikation wie des menschlichen so auch des nationalen Daseins".

Nachdem er so die ursprüngliche Eigenart des Staatsindividuums hinreichend erörtert und es gegen die Nation genügend abgegrenzt hat, geht Ranke-Friedrich daran, die Lebensgesetze eines solchen Staatswesens aus der Geschichte abzuleiten und im Anschluß daran sein Ideal vom vollkommenen Staate zu entwickeln.

Die Vorbedingung für das Entstehen eines solchen Staatsindividuums auf jener geheimnisvollen Grundlage der nationalen Gemeinschaft ist zunächst die Erringung der Unabhängigkeit und damit der Kampf gegen konkurrierende Gewalten: „Die Welt ist eingenommen. Um etwas zu sein, muß man sich erheben aus eigener Kraft, freie Selbständigkeit entwickeln, und das Recht, das uns nicht zugestanden wird, müssen wir uns erkämpfen." „Das Maß der Unabhängigkeit gibt einem Staate seine Stellung in der Welt: es legt ihm zugleich die Notwendigkeit auf, alle inneren Verhältnisse zu dem Zwecke einzurichten, sich zu behaupten. Dies ist sein oberstes Gesetz." Ist die Unabhängigkeit glücklich erkämpft, so treten die friedlichen Bedürfnisse in den Vordergrund; aber auch sie müssen stets von der obersten Idee des Staates durchdrungen sein; diese Idee aber ist direkt göttlichen Ursprungs: „Jeder selbständige Staat hat sein eigenes, ursprüngliches Leben, das auch seine Stadien hat und zugrunde gehen kann, wie alles, was lebt, aber zunächst seinen ganzen Umkreis erfüllt und be-

herrscht und mit keinem andern gleich ist." Durch diese Idee erst werden die Staaten Individualitäten, „geistige Wesenheiten, originale Schöpfungen des Menschengeistes, — man darf sagen, Gedanken Gottes." Diese Gesetze des Staatslebens gelten auch für die Gegenwart: den Einwand des Freundes, daß die Reiche des modernen Europa „hauptsächlich im Kampfe über innere Einrichtungen in zwei feindselige, einander unaufhörlich bedrohende Hälften" zerfallen, widerlegt Friedrich mit siegreicher Überlegenheit; er zeigt ihm gerade an dem letzten Hefte des als Stütze für Karls Einwand zitierten Portfolio, wie überall der gesunde Egoismus der staatlichen Individuen die wahre treibende Kraft auch in den Kämpfen des neunzehnten Jahrhunderts geblieben sei.

Und wie diese Idee vom selbständigen, historisch-transzendentalen Staatsindividuum Friedrich seine Anschauungen und Forderungen für das Gebiet der äußeren Politik diktiert, so bildet sie ihm auch die oberste Norm für die innere Struktur eines solchen Staatswesens. Um sich in dieser Welt des unablässigen Kampfes gegen gleichstrebende Mächte behaupten zu können, braucht das Staatsindividuum vor allem „moralische Energie": der Erzeugung und Erhaltung dieses kostbarsten Lebenselementes muß daher alle innere Politik dienen. Mit dem kategorischen Gebot der „moralischen Energie" beantwortet Ranke-Friedrich Karls kritische Frage, welcher Lohn denn dem einzelnen Staatsbürger für seine Aufopferung werde, wenn der Dienste erheischende Staat wesentlich transzendentaler Selbstzweck sei: im vollkommenen Staate müsse eben jeder Bürger von dieser „moralischen Energie" so durchdrungen sein, daß ihm die Erfüllung der staatlichen Pflichten sich selbst Belohnung sei: „Es gibt für ihn keine rein private Existenz; er würde nicht sein, der er ist, wenn er nicht diesem bestimmten Staate als seinem geistigen Vaterlande zugehörte." Alle innere Regierungstätigkeit aber läuft darauf hinaus, solche „moralische Energie" unter den Bürgern zu erwecken und zu fördern, „alle Teile in freiwilliger Einheit zusammenzufassen". Das Mittel dazu ist allein wohlwollende Fürsorge und Hingabe an die Allgemeinheit, vor allem auch sorg-

fältige Schonung berechtigter Eigentümlichkeiten, damit nicht Vergewaltigung das segensreiche Fortschreiten jenes „geheimen, von innen wirkenden und zusammenhaltenden Antriebes" störe. Sogar eine aufklärende Publizistik, wie sie Ranke versucht hat, dient letzten Endes auch nur der Erzeugung solcher moralischer Staatsenergie: eine gute Regierung müsse eben auch dafür sorgen, daß ihre segensreiche Tätigkeit öffentlich bekannt werde, „daß man wisse, was sie tut, daß jeder einzelne erfahre, seine Geschäfte, insofern sie mit dem Allgemeinen zusammenhangen, werden so gut besorgt als immer möglich."

Karl hört voll Interesse diese eigenartigen Lehren; er findet, daß der Freund „den ganzen Menschen zu einem politischen Geschöpf mache", und Friedrich bestätigt ihm, daß „von der Wahrheit des Anteils", den man an „dem Fortgange der öffentlichen Wohlfahrt, an dem gemeinen Wesen" nehme, „die Entwicklung auch der persönlichen Eigenschaften" abhänge. Übrigens ein scharfer Gegensatz zur ästhetisch-literarischen Betrachtungsart, welche das Individuum nur isoliert zu begreifen vermag!

Eine heikele Frage ergibt sich nun aber aus dieser Politisierung des Individuums und Karl stellt sie auch ganz folgerichtig: ist der einzelne in der Tat ein solches ζῶον πολιτικόν, gebührt ihm dann nicht auch ein selbsttätiger Anteil an der Regierung des Staates, sind dann nicht „unmittelbare, formelle Teilnahme, Mitberatung, Mitbeschluß" notwendig? Aber auch solchen inopportunen Folgerungen aus seiner Lehre weiß sich Ranke-Friedrich geschickt zu entziehen: er stellt ihnen den „Geist unserer Monarchien" entgegen und entwickelt aus ihm ein Ideal, das ungefähr auf eine Herrschaft der Besten im platonischen Sinne herausläuft. Nicht jeder sei für das schwierige Geschäft des Regierens geeignet, denn „Regieren besteht nicht im Befehlen, in der Genugtuung, die eine kleinliche Eitelkeit darin finden könnte: es ist die schwere Kunst, die allgemeinen Angelegenheiten gut zu besorgen: ohne angeborenes Talent, Vorbildung und lange Praxis wird es niemand dahin bringen: mit den übrigen Tätigkeiten des Lebens verglichen ist diese vielleicht die schwerste von

allen; sie fordert zugleich die tiefste Einsicht in das Vorhandene und eine vollkommene Freiheit des Geistes, um das noch nicht Vorhandene in das Leben zu führen." Nur den wenigen, welche dazu befähigt sind, gebührt daher eine leitende Stellung im Staate, und ihrer überlegenen Einsicht muß sich der Staatsbürger eben in jenem Geiste der Hingabe an die Allgemeinheit, der sein ganzes Tun und Lassen tragen soll, freiwillig unterordnen. So entsteht eine „verborgene Harmonie", welche besser ist als die „offenbare".

Zusammenfassend vergleicht Friedrich am Schlusse dieser Erörterungen die einzelnen Staaten miteinander: alle sind sie ihrer ursprünglichen individuellen Anlage, ihrer göttlichen Idee nach analog, aber nicht identisch; einem jeden ist ein eigentümliches Ideal eingepflanzt, welchem er nach immanenten Gesetzen zustrebt; in der Realisierung dieser göttlichen Idee freilich bestehen Grade und Abstufungen, aber nur in der Art, wie es gesunde und kranke Körper gibt.

Zuletzt grenzt er dann noch sein Staatsindividuum gegen eine andere, häufig konkurrierende Macht ab: gegen die Kirche. Bleiben sich beide Gewalten nur ihres wahren Prinzips bewußt, stellen sie sich danach in das natürliche Verhältnis zueinander, so können sie sich niemals gegenseitig stören; sie sind dann „ewig geschieden". Die Kirche knüpft den Menschen an die oberste und allgemeinste Gemeinschaft der Religion: damit verzichtet sie von selbst auf weltliche Wirksamkeit, welche vielmehr der beschränkteren Gemeinschaft des weltlichen Staates ausschließlich vorbehalten bleibt. Über dem Staate schwebt die Kirche als „höhere, von Bedingungen freiere Gemeinschaft".

Die Worte, mit welchen Ranke-Friedrich den scheidenden Freund und damit zugleich seine Leser entläßt, die ja schließlich fast nur noch aus solchen wohlwollenden Staatsmännern bestehen mochten, geben einigen Aufschluß über die Gedanken, welche ihn am Ende seiner erfolglosen publizistischen Tätigkeit bewegten: „Denn noch bei weitem deutlicher und vollständiger hätte ich mich aussprechen sollen. Indessen habe Dank, daß du meine Ideen aufgenommen, nicht von vornherein verworfen hast. Es ist so

beruhigend und befestigt uns in uns selbst, in dem verwandten Geiste eine gleichartige Überzeugung hervorzurufen."

Er gibt damit selbst einige der äußeren Ursachen an, welche am Mißerfolg der Zeitschrift schuld waren. Um die beabsichtigte, große populäre Wirkung zu erzielen, hätte sie sich in der Tat zunächst einmal „deutlicher" aussprechen müssen. Der Rankesche Stil mußte vor allem dort, wo Dinge von prinzipiellem und philosophischem Interesse erörtert wurden, dem Durchschnittsleser oft ziemlich apokalyptisch vorkommen. Die durch die universale Auffassung bedingte Scheu vor scharf abgegrenzten und daher einseitigen Bezeichnungen; die Überfülle von dem Historiker stets gegenwärtigen, anderen aber verborgenen Beziehungen, die sich nur in Ausdrücken von zwar glatt geschliffener, aber zugleich etwas unbestimmter Allgemeinheit zusammenfassen ließ; die philosophische Unsicherheit, namentlich das hie und da aufflackernde, geheimnisvolle transzendentale Licht, das dann bei näherem Zusehen wieder verschwand: alles das mußte beim nicht eingeweihten und sachunkundigen Leser eine Stimmung unbehaglicher Verwirrung erzeugen, es mußte ihm schwer werden zu enträtseln, was Ranke an solchen Stellen eigentlich meine. Hat doch diese oft scheinbar so klare Unbestimmtheit noch manchem modernen Ranke-Ausleger reichliches Kopfzerbrechen gekostet; ist es doch in der Tat nicht leicht, z. B. die „Allgemeinheiten dunkelster Art" [1] des für den ersten Eindruck so wichtigen Vorwortes in ihrer wahren Bedeutung und Tragweite zu erkennen. Viel schlimmer war freilich das schon mehrfach erörterte Versagen des Rankeschen Stiles, sobald es galt, eine positive politische Einzelforderung geltend zu machen, bei welcher das wirksamere nationale Pathos oder die eindringliche Warnung allein nicht mehr ausreichten. An solchen Stellen verriet sich zwar hinreichend politische Parteinahme, um den entgegenstehenden politischen Willen von rechts und links aufzureizen, aber zugleich ein Mangel an Festigkeit und Entschiedenheit, eine unsichere Ängstlichkeit, welche keine politische

[1] O. Lorenz, Leopold von Ranke. S. 85.

Achtung abnötigen konnten, über welche sich dann Freund und Feind ärgerten. Am klarsten und eindringlichsten war Rankes Sprache dort, wo er sich ungezwungen geben konnte, wo er einfach Geschichte schreiben durfte; aber für die politische Wirkung auf ein großes Publikum waren solche Ausführungen nur von nebensächlicher Bedeutung.

Um vieles „vollständiger" hätte sich ferner die Zeitschrift aussprechen müssen, wenn sie ein brauchbares Organ des politischen Lebens werden wollte, wenn sie wirklich, wie das Vorwort verhieß, „nach und nach das Wichtigste" umfassen wollte, „was ein denkender Zeitgenosse zu erfahren wünschen kann". Es gab in diesem unfertigen und gärenden Zentrallande Europas, auf welches noch Wirkungen von allen Seiten hereinstürmten, zahlreiche, die Gemüter aufregende Fragen, zu denen sie gar nicht oder doch nur ungenügend Stellung nahm. Mit Recht ist darauf hingewiesen worden, daß wichtige Dinge wie z. B. die polnischen Wirren, das Hambacher Fest, der Frankfurter Putsch, Kammerverhandlungen in anderen deutschen Staaten als in Sachsen, Erscheinungen der deutschen politischen Literatur wie Pfizers „Briefwechsel zweier Deutschen", ferner vielbesprochene Vorgänge im Auslande wie die Prozesse der Saint-Simonisten in Frankreich, die englische Reformbewegung, die portugiesischen Wirren usw. wohl eine eingehende Besprechung verdient hätten; auch hätte eine orientierende, regelmäßige Übersicht über die Zeitereignisse, wie sie von Perthes vorgesehen war, den publizistischen Wert jedes Heftes sehr verstärken müssen. Schon der hohe Preis, das ungeschickte Format, das seltene Erscheinen der Doppelmonats- und Quartalshefte, erst recht natürlich der späteren Jahreshefte[1], war ein böser Mißgriff: wer die Festung der Öffentlichkeit bezwingen wollte, durfte sie nicht nur in so langen Zeitabständen und mit so ungenügenden Waffen berennen wie Ranke; er mußte unablässig mit geeigneteren Werkzeugen an der Arbeit sein.

[1] Es ist vielleicht nicht uninteressant, sich die langsame Agonie der Zeitschrift an folgender Übersicht noch einmal zu vergegenwärtigen:

Immerhin könnte man als mildernden Umstand dagegen anführen, daß ein solches schwerfälliges Format damals noch nicht so unbedingt gefährlich zu sein brauchte, wie vielleicht heute. Eine Zeit, welcher autonomes Denken und Dichten noch überall im Blute steckte, welche nach Perthes' Worten „jede Tat gleichsam durch die Wissenschaft hindurch filtrierte“ [1], in welcher sich die Gegner mit so schweren Kalibern wie Rottecks Weltgeschichte und Hallers Restauration der Staatswissenschaften beschossen, konnte schon eher eine gehörige Dosis schwerfälliger Publizistik vertragen als die hierin verwöhntere Gegenwart. Wer sich ferner den im Vergleich zu heute so gleichgültigen und papiernen Inhalt etwa der obrigkeitlich beaufsichtigten Berliner Tagespresse von damals vergegenwärtigt, der könnte schließlich verstehen, wenn eine Besprechung allgemeiner politischer Fragen, wie sie Rankes Zeitschrift immerhin brachte, trotz ihrer Seltenheit und Vorsicht doch einige Aufmerksamkeit beim Publikum erregt hätte.

Es war ja schließlich auch nicht Rankes Absicht, daß seine Hefte immer seltener erschienen: ihm fehlten nicht nur die Abonnenten, sondern auch die Mitarbeiter, welche ein häufigeres Erscheinen möglich gemacht hätten; mußte er doch, um die Zeitschrift einigermaßen über Wasser zu halten, zwei Drittel von ihr selber schreiben! Nicht nur die liberale Öffentlichkeit und die gemäßigten Männer, auf deren Beiträge er in seinen Briefen an Perthes gehofft hatte, ließen ihn völlig im Stich, selbst weite Kreise der preußischen Regierung zeigten wenig Interesse für seine

Band	Heft	Datum des Erscheinens (nach d. „Allg. Preuß. Staatsztg.“)	Zwischenzeit zwischen je 2 Heften
I	1	4. März 1832	—
	2	1. Juli 1832	ca. 4 Monate
	3	10. Oktober 1832	„ 3½ „
	4	10. Februar 1833	„ 4 „
II	1	25. August 1833	ca. 6½ Monate
	2	3. April 1834	über 7 „
	3	14. Februar 1835	„ 10 „
	4	20. August 1836	„ 18 „

[1] Perthes' Leben III S. 225.

redlichen Bemühungen. Freilich kann das nicht eben wundernehmen, wenn man sich die Entstehungsgeschichte der Zeitschrift noch einmal vor Augen hält.

Hin und her gezerrt zwischen dem konservativen Willen des preußischen Territorialstaates und dem vorwärts drängenden demokratisch-nationalen des neuen Jahrhunderts, war sie schließlich in die Hände einer dritten, politisch ursprünglich neutralen Richtung gelangt, welche jenen beiden eigentlich wirksamen nur als unbefriedigende Halbheit erscheinen konnte. Die mächtigen Vertreter der altpreußischen Militär- und Beamtenbureaukratie, welche im Grunde ihres Herzens eine preußische Publizistik als verdammenswerte Neuerung, als Paktieren mit der Revolution empfanden, hatten die unsympathische Zeitschrift, deren Erscheinen sie nicht mehr verhindern konnten, wenigstens Ranke als dem politisch ungefährlichsten Redakteur zugeschoben; sie ließen sie dann in seinen Händen langsam absterben[1]. Die nationalen und liberalen Neuerer dagegen, deren energischster Vertreter Perthes war, mußten sich widerwillig mit Rankes Zeitschrift begnügen, weil sie besseres für ihre Zwecke nicht erreichen konnten. Kein Wunder, daß diese beiden, politisch kräftigen Gegenströmungen zu einer Unterstützung des unbefriedigenden Kompromisses nicht sonderlich bereit waren! So blieb Ranke eigentlich nur auf jene Schicht preußischer Staatsmänner angewiesen, die selber ein ausgleichendes und häufig schwankendes Kompromiß zwischen den widerstreitenden Gewalten vorstellen, deren politische Genesis in die Ära Stein-Hardenberg hinabreicht, als der im Kampfe um sein Dasein begriffene Territorialstaat zum ersten Male gezwungen war, die Massen und mit ihnen ihr eigentümliches Produkt des 18. Jahrhunderts: das autonome Denken und Dichten

[1] Daß diese Kreise von vornherein nicht die Absicht hatten, viel für die Zeitschrift zu tun, verrät eine Briefstelle R.s an seinen Bruder vom 21. November 1831 (S.W. 53/4 S. 257 f.). Dort berichtet er, die „allgemeine Meinung der hiesigen Notabilitäten" sei, daß er, R., die Zeitschrift zu redigieren, „ja größtenteils zu machen hätte". Über den Einfluß dieser Kreise auf das Schicksal der Zeitschrift vgl. im übrigen auch die schon oben gemachten Bemerkungen auf S. 216 f. Anm.

zu Hilfe zu rufen. Die folgende, unaufhörliche Auseinandersetzung zwischen beiden Gewalten, welche das 19. Jahrhundert erfüllt hat und selbst heute noch nicht beendet ist, hatte dann jene Luft des sachlichen Historizismus erzeugt, in welcher diese Staatsmänner lebten und webten: das Belehrung suchende Versenken in die Vergangenheit erschien ihnen wie eine Panazee für alle Leiden der Gegenwart. Bei den Eichhorn und Savigny konnte daher Ranke auf besseres Verständnis hoffen; täglich durfte er mit ihnen verkehren und erkannte dankbar an, daß er an ihnen wenigstens „einen Trost und eine Stütze" gefunden habe[1]. Abgesehen von den Aufsätzen der beiden Korrespondenten in Sachsen und in der Schweiz erhielt er auch nur aus ihren Kreisen einigermaßen regelmäßige Beiträge. Von seinen publizistischen Untugenden konnte ihn freilich die Mitarbeit dieser Männer nicht heilen: dafür waren sie selber viel zu sehr mit autonomem Denken und Dichten infiziert; teilten sie ja doch mit Ranke die Illusion, daß Historiker und Politiker eigentlich identisch sein müßten.

Sieht man überhaupt näher zu, so erkennt man doch, daß jene äußeren Mängel nur Symptome eines viel tiefer sitzenden Übels sind: der Glaube, mit historia militans die neue Zeit bezwingen zu können, selber war eine Utopie, und ein darauf gegründetes publizistisches Unternehmen mußte notwendig binnen kurzem hippokratische Züge annehmen. Aus dieser Grundidee der Zeitschrift erklären sich auch vornehmlich ihre äußeren Mängel. Die autonome Historie scheut sich z. B., Ausdrücke zu gebrauchen, welche den Tatsachen Gewalt antun; sie flüchtet daher lieber zu einer allgemein gehaltenen, abstrakten Unbestimmtheit der Sprache, als daß sie ihr Gewissen mit wirksamen Einseitigkeiten belastete. Sie wird auch widerspruchsvoll und unsicher, sobald sie eine politische Forderung vertreten soll, denn sie fühlt instinktiv, daß sie damit den Heimatboden der Objektivität verläßt. Eine autonome Geschichtschreibung der Gegenwart ferner verzweifelt daran, die

[1] S.W. 53/4 S. 50. Über Savignys Mitarbeit und Teilnahme vgl. auch „Hist. Ztschr." III. Folge, Bd. 4, S. 335 ff.

ganze Fülle der obendrein dokumentarisch nicht hinreichend belegten Zeitgeschehnisse erschöpfend darstellen zu können; sie wählt sich daher einzelne, zugänglichere Abschnitte aus und beleuchtet sie mit ihrem universalen Lichte; sie legt den Hauptwert auf den Geist, der das Ganze durchzieht, nicht auf Vollständigkeit. Der autonome Historiker endlich ist gewohnt, sich in bändereichen Werken auszusprechen und z. B. eine gelungene kritische Untersuchung als verdienstliche Tat anzusehen; er glaubt daher auch dem politischen Bedürfnis des Alltags entgegenzukommen, wenn er umfangreiche Quartals- und Jahreshefte mit kritischen Bemerkungen und Abhandlungen rein historischen Charakters füllt. Er kann sich eben nie eine rechte Vorstellung von den Bedürfnissen der politischen Öffentlichkeit machen, weil er stets halb unbewußt sein eigenes Wesen auch auf sein Publikum projiziert. Im Grunde stammt er ja aus einem anderen Jahrhundert: wohl vermag er den Geist der neuen Zeit nachzuempfinden und klug und tiefsinnig über ihn zu reflektieren, sein autonomes Denken und Dichten ist wesentlich durch Betrachtung dieser neuen Zeit zu politischem Verständnis fortgebildet worden, aber die wahre Eigenart des Jahrhunderts bleibt ihm doch ewig fremd.

Wir dürfen sagen: es wäre kein Fortschritt für Deutschland geworden, hätte Ranke wirklich den großen politischen Erfolg erzielt, von dem er anfangs träumte. Er hätte das ja nur erreichen können auf Kosten des Faktors, welcher doch wohl die wertvollste Errungenschaft der neuen Zeit darstellt: auf Kosten des politischen Massenwillens nämlich, ohne welchen eine moderne Nation, ein moderner Staat nicht mehr bestehen können. Es wäre so gleichsam ein Sieg des achtzehnten über das neunzehnte Jahrhundert geworden und trotz allen Gewinnes auf der Erkenntnisseite, und obwohl den Deutschen manche bittere Erfahrung erspart geblieben wäre, doch in Wahrheit ein Rückschritt; denn die Nation wäre wieder auf die überwundene Stufe des reinen Intellektualismus zurückgedrängt worden. Ein solches in seinem Kerne anachronistisches Unternehmen mußte daher notwendig scheitern, und man braucht ihm keine Träne nachzuweinen.

Nicht als kenne nicht auch Ranke den Wert politischen Massenbewußtseins: seine Lehre von der „moralischen Energie" z. B. verlangt ja vom Bürger, daß er sich ganz von staatlichem Empfinden durchdringen lasse; seine Aufrufe an die Deutschen ermahnen zu nationaler Selbstbesinnung; kein despotischer Zwangsstaat ist sein Ideal, sondern ein auf freiwilliges Zusammenhalten aller Teile gegründeter.

Bei genauerem Zusehen zeigt sich aber bald, daß diese halbe Anerkennung des großen neuen Zeitfaktors doch vornehmlich dazu dienen soll, ihn selbst wieder zu beschränken. Diese Rankesche „moralische Energie" ist nicht ein leidenschaftliches, vorwärtstreibendes Willensagens im politischen Individuum, sondern ein geheimnisvolles, transzendentales Etwas, das nur dann wirksam wird, wenn sich Regierende wie Untertanen ihm gegenüber in leidenschaftsloser Rezeptivität verhalten. Sie begründet denn auch bezeichnender Weise keinen Anspruch auf aktive Mitregierung des einzelnen, sondern führt im Gegenteil zu passiver Entsagung. Die geforderte nationale Gesinnung ferner darf nicht zum Kampfe für einen einheitlichen deutschen Nationalstaat ausarten, sondern soll möglichst den bestehenden, national unbefriedigenden Territorialismus befestigen. Überall soll der kräftige Massensturmhauch der Zeit abgeschwächt werden und so gerade zur Beruhigung der innerpolitischen Atmosphäre dienen, — höchstens darf er als artiger Zephyr mithelfen, schädliche Miasmen hinwegzusäuseln.

Es könnte nun scheinen, als erlaube dafür Ranke dem Sturmwind der politischen Leidenschaft, sich wenigstens an der Peripherie des sozialen Körpers freier auszutoben: will er zwar im Innern des geheimnisvollen Staatsindividuums nur harmonische, leidenschaftslose Auseinandersetzung gelten lassen, so proklamiert er doch für das Verhältnis des Staatsganzen zu andern seiner Art das Prinzip des „Kampfes". Diese größere politische Energie ist aber auch nur eine scheinbare und darf nicht täuschen. Er schiebt einmal das unbequeme Agens in weitere Ferne, wo es weniger stören kann, vor allem aber ist doch auch dieser Rankesche „Kampf" in Wahrheit nur ein von den „großen Mächten" auf-

geführtes Schauspiel, angeschaut mit den Augen des Intellektuellen, empfunden mit seinen Erkenntnisnerven: ein historisches Gesetz, aber keine aktive Willensforderung. Dieses Rankesche Kampfprinzip trägt für die Praxis höchstens defensiven Charakter: es ist berechtigt vor allem zur Erringung und Bewahrung der gottgewollten individuellen Unabhängigkeit; je weiter sich das Staatsindividuum aber von dieser Linie entfernt und vom Unterdrückten zum Unterdrücker wird, desto kritischer wird Rankes Stimmung gegen es. Solchen leidenschaftlichen Gelüsten setzt er alsbald wieder die Individuen schützende Idee der territorialen Harmonie in Deutschland, des Gleichgewichts in Europa entgegen; auch hier strebt er instinktiv, einen Zustand des angeregten politischen Quietismus herzustellen, wie er allein dem Bedürfnis seines Intellektualismus, seinem Historiker-Unterbewußtsein entspricht.

Denn auch Ranke kommt ja politisch nicht ohne Unterbewußtsein, ohne „dunklen, vernunftlosen Antrieb" aus und kann seine eigene, dem entgegenstehende Forderung nicht erfüllen. Was er vom Zeitgenossen verlangt, gleichsam als politisch unbeschriebenes Blatt die Geschichte in sich aufzunehmen und erst als Folge der so gewonnenen Erkenntnis politisches Wollen in sich aufkeimen zu lassen, ist eine innere Unmöglichkeit: es gibt ja keinen politischen Willen, der sich mit zwingender Notwendigkeit allein aus reiner Erkenntnis ergäbe! Vor ihr ist alles reale Geschehen berechtigt, sie kennt nur den einen Willensspruch: fiat lux, pereat mundus! und was Ranke mit ihrer Hilfe als feste politische Norm zu finden glaubt, an die er sich dann in praxi immer mehr klammert: das politische Vorzugsrecht des historisch-transzendentalen Staatsindividuums kann in Wahrheit nicht vor ihr bestehen. Muß er doch selbst zugeben, daß diese Staaten auch krank werden und sterben können; liegt doch schon in der Tatsache, daß er für sie kämpfen muß, das indirekte Eingeständnis, daß andere historische Mächte der Gegenwart sie tatsächlich zu überwältigen drohen; auch muß er besonders viele transzendentale Stützen zu Hilfe nehmen, um sein Staatsindividuum als gottgewollte historische Macht vor Zeit-

angriffen und vielleicht auch ein wenig vor seinem eigenen Gewissen zu schützen. Was ihn politisch an die Seite des Staates treibt, ist eben nicht allein die Erkenntnis vom großen historischen Werte des Staates, sondern vor allem sein intellektuelles Ruhebedürfnis, welches nach einer schützenden Unterkunft in den Zeitstürmen sucht. Die Leidenschaft des Erkennens, die ihn so ganz beherrscht, in der er allein mit der Leidenschaft der Zeit vergleichbar ist, wehrt sich gegen interferierende und störende Seelenmächte, und weil ihn der glühende Hauch der für die Erkenntnis so gefährlichen politischen Leidenschaft am bedrohlichsten von der demokratischen Öffentlichkeit her anweht, wird er getrieben, beim Staate politisch Schutz dagegen zu suchen, zumal er wiederum im Staate den großen Brennpunkt des historischen Prozesses erkannt hat. Das ist wohl der geheime Hauptgrund, der Ranke immer mehr zum Anwalt des Staates macht. Sein Glück war nun, daß die deutschen Territorialstaaten, vor allem Preußen, in ihrem damaligen Zustande seiner autonomen Historie ein weitgehendes Asylrecht gewähren konnten.

Zieht man für Ranke das praktische Fazit aus seinem verlorenen publizistischen Feldzuge, so ist wohl für sein weiteres politisches Verhalten der wesentlichste Erfolg, daß er von nun an auf nennenswerte publizistische Wirksamkeit verzichtet, sich aber dafür politisch enger an seine Regierungsmäzene, vor allem an Preußen, anschließt. Für seine Historie hatten dann diese traurigen Erfahrungen den unschätzbaren Wert, daß sie sich gleichsam selbst zurückgegeben wurde und nunmehr, ungestört durch politische Ablenkungen, Werke erhabenster Art aus ihrem inneren Drange heraus schaffen und lehrend eine Historikergeneration heranzüchten konnte, welche Rankes Eigenart trotz mancherlei Anfechtung doch auf die Dauer unzerstörbar in der deutschen Wissenschaft anpflanzen sollte. Auch der Rankesche Begriff vom selbständigen, historisch-transzendentalen Staatsindividuum muß auf dieses Gewinnkonto für seine Historie gesetzt werden: inhärierend hatte er zwar seiner Auffassung von vornherein innegewohnt, er hatte auch in verwandten Zeit-

anschauungen manche Analoga[1], aber er war doch im Verlauf dieser publizistischen Aktion schärfer und klarer herausgearbeitet worden und erwies sich dann in dieser Form als überaus fruchtbar für sein späteres Schaffen.

Wie tief nach diesen Erfahrungen in ihm das Gefühl davon wurzelte, daß er nicht zu publizistischem Wirken tauge, zeigen zwei Auslassungen Rankes, von denen die erste in das gleiche Jahr fällt, in welchem auch das letzte Heft seiner Zeitschrift erschien.

Als er 1836 die ordentliche Professur für Geschichte an der Berliner Universität antrat, die ihm schon 1833 als Belohnung für seine historisch-politische Wirksamkeit von den Ministerien des Auswärtigen und des Kultus verschafft worden war[2], mußte er dem Herkommen gemäß eine lateinische Antrittsrede halten und wählte dazu ein Thema: „De historiae et politices cognatione atque discrimine", „Über die Verwandtschaft und den Unterschied der Historie und der Politik"[3]. Damit hatte er im Rahmen einer theoretischen Auseinandersetzung zwei Fragen angeschnitten, welche ihn nach dem Mißerfolg seiner Zeitschrift vor allem bewegen mußten: diejenige nämlich, woran es wohl gelegen habe, daß seine Historie politisch so unwirksam geblieben war, und die weitere, wie sie sich nach dieser Erkenntnis bei künftigen politischen Anlässen verhalten müsse.

Wieder ausgehend von dem verhängnisvollen Treiben der extremen Theoretiker, welche, statt den erhofften Fortschritt zu erzielen, vielmehr die Staaten durch einen „Strudel von Meinungen und Parteiungen" erschüttert und zerrissen haben, wirft er die für seine Politik entscheidende Frage auf, ob nicht der Hauptgrund ihrer Mißerfolge darin zu suchen sei, daß sie die

[1] Es sei an dieser Stelle auf den vortrefflichen Aufsatz Hermann von Caemmerers: „Rankes ‚Große Mächte' und die Geschichtschreibung des 18. Jahrhunderts" hingewiesen (Lenz-Festschrift, Berlin 1910, S. 265 ff.), in welchem die geistige Ahnenreihe der Rankeschen Lehre von den „Großen Mächten" aufgedeckt wird. Er kam leider zu spät zur Kenntnis des Verfassers, um in den einleitenden Kapiteln mitverwertet zu werden.

[2] Vgl. darüber „Hist. Ztschr." III. Folge, Bd. 3, S. 61.

[3] S.W. 24 S. 269 ff.; S. 280 ff. ist eine von Ferdinand Ranke besorgte deutsche Übersetzung hinzugefügt.

Historie „nicht nur nicht gehört, sondern absichtlich hintangesetzt" haben. Würde ihnen nicht „alles viel besser und mehr nach Wunsch gelungen sein", hätten sie deren Vorschriften beachtet?

Auf der mutigen Bejahung dieser Frage beruhte einst das Erscheinen der Historisch-politischen Zeitschrift; der Ranke von 1836 aber ist inzwischen unsicher und mißtrauisch geworden: er findet, daß dieser Grund zwar „den vollen Schein der Wahrheit" an sich trage, aber dennoch „keineswegs unzweifelhaft" sei. Es habe in der Tat „große Schwierigkeit", die Historie bei der Verwaltung des Staates zu Rate zu ziehen, und zwar vor allem deshalb, „weil so sichere Vorschriften der Geschichte gar nicht überliefert werden, daß niemand an ihrer Wahrheit zweifeln könnte". Gerade die Gegenwart biete ja das Schauspiel, daß die Historie selbst zum Tummelplatz wildester politischer Parteimeinungen geworden sei: „So weit entfernt ist die Historie davon, daß sie die Politik verbesserte, daß sie vielmehr gewöhnlich von ihr verderbt wird."

Darin liegt das Eingeständnis seiner Niederlage: die Politik hat sich als der stärkere Teil erwiesen, und die Historie hat nicht nur keine Eroberungen in der politischen Welt machen können, sondern droht selber überwältigt und zur Sklavin der Politik herabgewürdigt zu werden. Es gilt also zunächst, sie in ihrer selbständigen Eigenart wiederherzustellen, die Möglichkeit einer autonomen, politisch unabhängigen historischen Erkenntnis nachzuweisen. Vielleicht zeigt sich dann später doch noch ein Weg, auf welchem die so restaurierte Historie, ohne mehr eigene politische Prätensionen zu haben, einer ihr verwandten Politik nützliche Dienste zu leisten vermag.

Nunmehr versenkt sich Ranke mit Wärme und Feuer in die Natur und die Reize der ersten jener beiden so ähnlichen und doch so ungleichen Schwestern, derjenigen, welcher allein seine wahre Liebe gehört. Er schildert seinen Zuhörern eindringlich ihre Züge, damit man ihr Wesen achten lerne und ihr Daseinsberechtigung zugestehe.

Das heilige Amt der autonomen Historie ist „nicht so-

wohl auf die Sammlung der Tatsachen und ihre Aneinanderfügung als auf das Verständnis derselben gerichtet". Wohl muß sie auch das einzelne liebevoll und mit scharfer Kritik durchdringen, sie darf sich nicht leichtfertig „wie im Fluge" zu großen Perspektiven aufschwingen, damit sie nicht „statt der Juno eine Wolke" umarme, aber weit „herrlicher" bleibt doch ihre andere Aufgabe, den „verborgenen Ursachen der Begebenheiten" nachzuspüren, „bis zu den tiefsten und geheimsten Regungen des Lebens, welches das Menschengeschlecht führt, hindurchzudringen". Solches Verfahren führt dann an jeder Stelle „unsägliche Süßigkeit und Erquickung" mit sich: „Denn was kann es wohl Angenehmeres und dem menschlichen Verstande Willkommeneres geben, als den Kern und das tiefste Geheimnis der Begebenheiten in sich aufzunehmen und bei einem oder dem anderen Volke zu beobachten, wie die menschlichen Dinge gegründet werden, Kräfte gewinnen, wachsen und gedeihen?" „Wer möchte da fragen, ob dies nützlich sei oder nicht. Es genügt zu erkennen, daß ein solches Wissen, wenn irgendein anderes, zur Vollkommenheit des menschlichen Geistes gehört".

Die Historie trägt also als „Teil des göttlichen Wissens" ihr wahres Recht in sich selber und braucht zu ihrem Dasein keinerlei politischen Freibrief: es gibt in der Tat eine autonome, politisch unabhängige geschichtliche Erkenntnis.

Ruhiger, verstandesmäßiger betrachtet Ranke nunmehr die Züge der zweiten Schwester, die ihn durch die Ähnlichkeit mit der ersten so lange hat täuschen können; er erklärt, worin diese täuschende Ähnlichkeit vor allem besteht. Sowohl Historie wie Politik haben das gleiche Substrat, nämlich das historisch-transzendentale Staatsindividuum, dessen Natur Ranke seinen Zuhörern an dem Beispiel Venedigs ausführlich erläutert. Auf dieser gemeinsamen Grundlage beruhe daher auch die Verwandtschaft der Aufgaben des Historikers und des Politikers, denn offenbar könne niemand mit Erfolg ein solches Staatswesen leiten, der nicht von dessen Natur eine vollkommene Kenntnis besitze: eine solche Kenntnis werde aber vorzüglich durch Geschichte vermittelt.

Somit ergäbe sich wieder als eigentliches Vorbild für den Politiker derjenige Typus, der dem Historiker geistig am nächsten steht, den sein Empfinden auch allein restlos ausschöpfen kann: der „wahre Staatsmann" auf der Basis umfassender historischer Bildung. Aber Ranke hat inzwischen erkannt, daß der historisch geschulte Intellekt nicht die einzige Grundbedingung politischer Erfolge zu sein braucht, daß es noch ein anderes geben könne, das den Staatsmann macht, ein geheimnisvolles x, das freilich dem autonomen Historiker selbst ewig fremd bleiben muß. Er gesteht: „Es gibt einen Scharfsinn des menschlichen Verstandes, der gleichsam durch göttlichen Anhauch in die Natur der Dinge eindringt", „eine Art weissagender Ahnung", welche sehr wohl fehlende historische Kenntnisse ersetzen könne. Und weiter: sind zwar Historie und Politik ihrer „Wissenschaft" nach eng verbunden, so sind sie doch weit verschieden in Beziehung auf ihre „Kunst". Denn „die Historik bezieht sich ganz auf die Literatur", „auf die Schule und geschäftslose Menschen", sie ist auch universal in ihrem Drange: nichts Menschliches ist ihr fern und fremd; die Politik dagegen ist auf das Handeln, „auf den Markt, auf Zwiespalt und öffentliche Streitigkeiten" gerichtet, ihr Wirkungskreis ist auf ein Staatswesen begrenzt. Der Historiker ahnt, daß eine andere seelische Struktur als die seinige zu dieser Kunst erfordert werde; fast wie ein Eingeständnis seiner Unzulänglichkeit und seiner Niederlage klingt es, wenn er bekennt: „Unzählige gibt es, welche das Staatsschiff zu lenken unternehmen, sehr wenige, die nicht sofort wieder die Zügel aus der Hand zu legen gezwungen werden. Denn diese Kunst erfordert, wenn irgendeine andere, Schärfe des Verstandes, Kraft des Genius, der dazu geboren ist, zu entdecken und durch Denken zu ergründen, Tapferkeit der Seele, und ist, wenn ich mich nicht täusche, die schwerste aller Künste".

Der Schluß sucht die politisch gestimmten Zuhörer von dem gleichwohl ungeheuren Nutzen der Historie für die Politik zu überzeugen und deutet zugleich die Haltung an, welche der Historiker selber in Zukunft politischen Dingen gegenüber ein-

zunehmen gedenkt: es ist die Richtlinie, welche er sich schon im Aufsatze „Reflexionen" gesetzt hatte, welche sich auch schließlich mit innerer Notwendigkeit aus dem charakteristischen Programm ergibt, das Ranke einst bei der Gründung der Zeitschrift dem mißtrauischen Perthes entwickelt hatte: „Man kann auf die öffentliche Meinung doppelt wirken. Entweder, indem man sie im einzelnen zu regieren, zu bestimmen sucht, was eine große, schon erworbene Sicherheit, eine bestimmte Politik ohne alles Schwanken voraussetzt, oder indem man durch wissenschaftliche Erläuterung, durch tiefer eingehende Betrachtung ihre inneren Momente zu modifizieren bemüht ist. Das letzte muß wohl unsere Absicht sein, zumal da es das erste schlechthin nicht sein kann"[1]. Frei von politischen Illusionen wird seine Historie künftig im stillen und indirekt durch sich selber wirken. Dabei wird sie sich aber auch ein großes politisches Nebenverdienst erwerben: sie bahnt „einer gesunden Politik" den Weg und wehrt „Dunkelheiten und Täuschungen" ab, „welche in unserer Zeit selbst den besten Männern vor den Augen zu tanzen pflegen", sie schützt vor übertriebenem politischem Optimismus und Pessimismus, indem sie jedes Zeitalter in seinem eigentümlichen Werte erkennen lehrt, sie zeigt endlich, daß „die menschlichen Dinge weder durch ein blindes, unvermeidliches Geschick geleitet, noch durch Trug-gebilde gelenkt werden, sondern ihre glückliche Durchführung nur von Tugend, Verstand und Weisheit abhänge".

An dieser Richtlinie hielt der Historiker auch nach schwerem Kampfe fest, als im März des Jahres 1838 noch einmal der politische Versucher an ihn herantrat. Damals nahm der preußische Staat unter dem Eindruck der durch die Kölner Irrungen hervorgerufenen allgemeinen Aufregung wieder einmal einen jener halben und unzulänglichen Anläufe, um seine schon längst als unzureichend empfundene publizistische Vertretung zu reformieren. Die Preußische Staatszeitung sollte auf Wunsch des Königs selbst verbessert, sie sollte „eine unparteiische, wissenschaftliche

[1] „Hist. Ztschr." III. Folge, Bd. 3, S. 62 f.

Sammlung für die Zeitgeschichte" werden und zugleich „ein Organ der Aufklärung und Versöhnung für die streitigen Angelegenheiten so zarter Natur, die jetzt die Welt bewegen" [1]. Wie dieses Programm, so zeigte auch die Wahl des Redakteurs, wie wenig noch der preußische Staat begriffen hatte, was zu einem wirklichen publizistischen Erfolge gehörte. Trotz der schlechten Erfahrungen mit der Historisch-politischen Zeitschrift sollte wiederum Ranke mit der „höheren Leitung" betraut werden, hauptsächlich wohl auf Betreiben Eichhorns, an den auch drei sehr charakteristische Briefe unseres Historikers in dieser Angelegenheit gerichtet sind. Der erste Brief vom 11. März [2] enthält als natürlichste und erste Reaktion auf das Ansinnen die flehentliche und dringliche Bitte, ihn doch von der drohenden Last zu befreien, weil er sich vollkommen unfähig fühle, sie zu tragen: „Der Beruf, den wir zu einem Geschäft haben, kündigt sich auch durch die Lust an, mit der wir daran gehen; ich kann versichern, daß ich nur Besorgnis und Schrecken empfinde." „Ich werde wenig oder nichts ausrichten und dabei an demjenigen gehindert werden, was ich machen kann, wozu ich Beruf habe, worauf meine Existenz in der Welt beruht. Ich glaube nicht allein, sondern ich weiß, daß ich mit der Ausführung der begonnenen Arbeiten sogar für den Zweck, den der Staat bei einer Reorganisation der Staatszeitung in dem jetzigen Augenblick haben kann, mehr ausrichten werde, als mit persönlicher Teilnahme."

Durch eine persönliche Unterredung brachte indessen Eichhorn seinen Schützling so weit, daß er, wenn auch ungern, sich zur Annahme der Redaktion bereit erklärte und versprach, einen Plan für die beabsichtigte Reorganisation zu entwerfen. Die „innige Verehrung" für seine Mäzene machte es eben Ranke sehr schwer, ihnen etwas abzuschlagen, aber nach eigenem Geständnis

[1] S.W. 53/4 S. 302.

[2] „Deutsche Revue", Januar 1904, S. 83 f. Der Brief ist nicht, wie dort angegeben, an Usedom, sondern an Eichhorn gerichtet; vgl. darüber „Hist. Ztschr." III. Folge, Bd. 3, S. 561.

reizte ihn auch einen Augenblick „die Aussicht auf eine Wirksamkeit, welche historisch wichtig werden konnte, wenn sie gelang“ [1]. Es waren also wieder die gefährlichen alten Illusionen von 1831, welche noch einmal verführerisch lockten.

Der zweite Brief vom Vormittag des 13. März [2] enthält dann die Skizze des versprochenen Planes; wieder zeigt sich dabei, wie wenig der Historiker imstande ist, eine publizistische Aufgabe zu erfassen. Er gedenkt nämlich aus der Staatszeitung vor allem „ein Archiv für die gleichzeitige Geschichte“ zu machen, „also umfassend, wahrhaft, unparteiisch, vollständig, zuverlässig“, und erbittet dazu die ministerielle Genehmigung, wie auch möglichste Befreiung von Zensurplackereien [3]. Am Schlusse des Briefes aber regt sich dann wieder mit Macht das instinktive innere Widerstreben gegen die ihm zugedachte Aufgabe, das durch Eichhorn wohl nur für einen Augenblick betäubt worden war: „Indem ich diese Dinge überlege, mein verehrter Gönner und Freund, wird mir jedoch nicht wohl zumute. Ich hege noch immer die Überzeugung, daß ich mit der Fortsetzung meiner literarischen Arbeiten etwas bei weitem Nützlicheres tun würde und selbst für die Fragen des jetzigen Augenblickes mehr ausrichten, als mit jenem Redaktionswerk . . . Genug, wäre es irgend möglich, so wäre noch immer das beste, zurückzutreten.“

Im Laufe des Tages steigerte sich dann diese charakteristische innere Gärung bis zum Unerträglichen; kurz entschlossen sandte

---

[1] S.W. 53/4 S. 302.

[2] „Hist. Ztschr.“ III. Folge, Bd. 3, S. 562 f.

[3] Die Stelle lautet: „Anweisung an die Zensur, mir hierin (sc. meinen Anordnungen) freie Hand zu lassen. Denn wenn so wenig wie möglich geändert werde, ist wohl das beste, daß sie bestehe“. Helmolt, der den Brief publiziert, meint in einer Anmerkung dazu, in dieser nicht ganz klaren Stelle habe Ranke die Selbstzensur für die Zeitung verlangt. Wir möchten sie eher so verstehen: „Wenn die Zensur an meinen Anordnungen und Arbeiten möglichst wenig ändert, so bleibt sie am besten für die Zeitung bestehen.“ Er selbst hatte ja in seinem Aufsatz „Über die Trennung und die Einheit von Deutschland“ die Aufrechterhaltung der Zensur verlangt und hielt sie wohl prinzipiell auch für die Staatszeitung für nötig; nur sollte sie ihn möglichst wenig behindern.

er endlich in einem dritten Briefe vom Nachmittage desselben Tages[1] seinem Gönner eine unzweideutige Absage: „Ich kann die Leitung der Staatszeitung nicht über mich nehmen"; „ich bin nicht fähig dazu. Es fehlen mir wichtige zu einem solchen Geschäfte notwendige Eigenschaften." Außerdem werde die zugedachte Stellung „nur prekär" sein, — konnte sich doch der preußische Bureaukratismus nicht einmal entschließen, dem leitenden Redakteur die Namen der Korrespondenten zu nennen! — Vor allem aber: „Mir ist die Aufgabe, die ich unter gegenwärtigen Umständen haben kann, schon angewiesen: ein Buch, das zu dem höheren Zweck selbst des Staates mehr beitragen dürfte, wenn es gelingt, als alle Redaktion fremder Arbeit, ist . . . . vorbereitet, wächst jeden Tag in mir und bildet sich aus; meine Seele gehört ihm. Ich fürchte, ich tue Unrecht vor Gott, wenn ich mich davon abbringen lasse." Es war, wie er an seinen Bruder Heinrich schrieb, „eine ganz unbedingt gebietende innere Stimme, welche Nein sagte. . . . . Ich wünsche nur, daß ich in allen wichtigen Angelegenheiten meines künftigen Lebens einen ähnlichen Warner in mir vernehme"[2].

Wir dürfen sagen: es war die Stimme des „innerlichen Gottes", der sein Geschöpf davor warnte, sich noch einmal auf publizistische Abwege verlocken zu lassen und damit die nunmehr, nach dem Menetekel der Historisch-politischen Zeitschrift, schwerer entschuldbare Sünde wider den heiligen Geist zu begehen. Ein Glück für ihn und die Nachwelt, daß er dieser warnenden Stimme so getreulich folgte! Denn inzwischen war nach den Stürmen der Julirevolution eine Epoche angebrochen, welche in ihrer bewegten Ruhe seinem gereiften Geiste eine Fülle von Anregungen bot, ohne ihn doch durch schwere politische Katastrophen zu erschrecken und von seinem Urquell abzuziehen, welche daher seine schöpferische Tätigkeit aufs höchste anspornte und seinem Genius gestattete, sich zur schönsten Blüte zu entfalten.

[1] „Hist. Ztschr." III. Folge, Bd. 3, S. 563.
[2] S.W. 53/4 S. 302 f.

Sechstes Kapitel.

Die halkyonische Epoche.

Die Julirevolution hatte im großen europäischen Areopage das Zerstörungswerk vollendet, an welchem die Weltentwicklung seit den Freiheitskriegen unablässig gearbeitet hatte: sie hatte die in der heiligen Allianz ausgesprochene Solidarität Europas endgültig zertrümmert. Der Natur der Dinge nach mußte ja auch diese gegen den Imperialismus des revolutionären napoleonischen Frankreich entstandene, umfassende Koalition in dem Maße zerbröckeln, als jener alle europäische Selbständigkeit bedrohende Druck dahinschwand und im Gedächtnis der Lebenden zu einem legendären Popanz wurde, mit welchem man nur ihre wachsenden Ansprüche zu schrecken suchte. Immer kräftiger regten sich da die natürlichen Sonderbestrebungen der großen Mächte, immer deutlicher kam unter dem Firnis dieser stets künstlicher werdenden Einheit die uralte Welt europäischer Rivalitäten wieder zum Vorschein.

Schon gleich auf dem Wiener Kongreß hätte die Eifersucht unter den Siegern beinahe einen Krieg aller gegen alle entzündet; in den spanisch-italienischen Wirren, in den südamerikanischen Unabhängigkeitskämpfen hatte dann die See- und Kolonialmacht England, die natürliche Gegnerin jeder auf dem Kontinente zur Herrschaft gelangten Gewalt, schon längst ihre Sonderwege eingeschlagen; die orientalische Krisis endlich hatte für einen Augenblick das ganze alte System über den Haufen zu werfen gedroht. Eine dauernde Trennung aber schuf die Vertreibung der unter Garantie des vereinigten Europa zurückgekehrten Bourbonen: sie

splitterte Frankreich endgültig vom Kern der heiligen Allianz ab und spaltete die Welt der großen Mächte in zwei entgegengesetzte Heerlager: in ein westmächtlich-demokratisches und ein ostmächtlich-reaktionäres.

Hatte nun auch die vorwärtsdrängende demokratische Massenenergie des Jahrhunderts im Bereiche der Westmächte große Triumphe feiern können, hatte sie Frankreich revolutioniert, England und die Schweiz reformiert, in Belgien ein neues selbständiges Reich geschaffen und siegreich verteidigt, so war ihr Ansturm doch an dem eben durch sie wieder fest zusammengeschweißten Block der Ostmächte vollständig abgeprallt. Wo sie es hier zu revolutionären Erhebungen gebracht hatte, in Italien, in Polen, in Deutschland, — überall war sie dem Gegenstoße der Reaktion erlegen. Es entsprach nur einem natürlichen Gesetze, wenn der also in seiner freien Bewegung gehemmte Antrieb Formen annahm, welche den ungünstigen Daseinsbedingungen besser angepaßt waren, wenn er sich in einen Kampf der Geister verwandelte, wenigstens dort, wo auch hierfür die Bedingungen nicht allzu ungünstig lagen, vornehmlich also in den nicht-österreichischen Teilen von Deutschland.

Den Lehren und Doktrinen, mit welchen die heilige Allianz und dann ihr ostmächtlicher Kern und Torso ihre Herrschaft zu zementieren suchten, stellten die rivalisierenden europäischen Mächte feindliche Formeln entgegen: dem Prinzip der Intervention und der christlich-reaktionären Solidarität das Prinzip der Nichtintervention und der nationalen Autonomie; dem göttlichen Rechte der Fürsten das revolutionäre Recht der Volkssouveränität. Ein jedes Machtbestreben sucht sich ja gern einen Bundesgenossen in der Welt der Ideen und hofft, durch eine die Dinge sub specie aeternitatis betrachtende Theorie seine zeitlich und räumlich begrenzten Ansprüche zu konsolidieren und zu erweitern.

Daß diese Kämpfe unter den Nachkommen der Denker- und Dichternation in ihrem buntscheckigen, die geistigen Gegensätze fördernden politischen Dasein ein besonders vielfältiges Echo fanden, bedarf wohl keiner weiteren Erklärung. Das Aufleuchten

der Publizistik in Deutschland infolge des revolutionären Anstoßes von Westen her hatte zwar bald wieder nachgelassen, teils infolge des natürlichen Abflauens der Bewegung und des sich herausstellenden Mangels an innerer politischer Kraft, wie bei Rankes historia militans, teils aber auch unter der Wirkung gewaltsamer Repressivmaßregeln, welche jedes freiere Wort schon im Keime erstickten. Dafür warf sich der Kampf nunmehr auf abstraktere Gebiete: er wurde zu einem Gegensatz der Weltanschauungen, zu einem Ringen um ideale Güter.

Im jungen Deutschland trat unter Führung einiger genialer Juden ein radikales Literaten- und Dichtergeschlecht auf den Plan, welches gegen Himmel und Erde Sturm lief. Darunter waren ehrliche, polternde Fanatiker dieser neuen Emanzipationsreligion, wie Karl Gutzkow, aber auch schon geniale Bohèmiens, wie Heinrich Heine, bei welchem sich bereits der Fluch der überheblichen modernen Loslösung des literarisch-ästhetischen Subjekts vom nährenden sozialen Körper ankündigt: das blasierte, innerlich unwahre und schillernde Spielen mit Empfindungen und die Rache dieser steigenden subjektivistischen Impotenz: das witzige, hohn- und haßerfüllte Grimassenschneiden über jeden ehrlichen positiven Wert. In dem leidenschaftlichen Schwaben Wolfgang Menzel erwuchs ihnen dann ein wütender Gegner, dessen unaufhörliche heftige Denunziationen einen lärmvollen Literatenzank entfesselten und endlich sogar den Bundestag dazu brachten, um die Staatsgefährlichkeit des jungen Deutschland die Gloriole des Märtyrertums zu weben. Die Hegelsche Philosophie, bis dahin die amtlich protektionierte Philosophie Preußens, trieb nunmehr immer radikalere Schößlinge nach links hinüber und wurde allmählich zur Mutter von Lehren, welche einer neuen, fortgeschrittneren Form der Demokratie die energischste Schwungkraft gegen alle bestehenden Gesellschafts- und Staatsformen verleihen sollten. Besonders um den Glauben wogte in diesen Jahren der Kampf hin und her. Die Tübinger Theologenschule, vor allem aber David Friedrich Strauß in seinem „Leben Jesu", warfen der biblischen Orthodoxie und Überlieferung den kritischen Fehde-

handschuh hin und erweckten sich damit die heftige Feindschaft der Gläubigen aller Richtungen. Schon kündigte sich auch gegen Ende der dreißiger Jahre in dem Hermesianischen Streit, in den Kölner und Posener Kirchenwirren, eine neue geistige und politische Bewegung an, deren praktische Tragweite nur von wenigen Zeitgenossen geahnt, und die von den meisten wohl nur als interessant-abnormes Stimulans genossen wurde.

In Berlin hallten alle diese Klänge wieder, gedämpft durch eine Atmosphäre politischer Stagnation und wohlwollenden, sachlichen Verwaltungsdespotismus, wie sie diese letzten Jahre Friedrich Wilhelms III. charakterisiert. Schon regten sich mit Macht im Hintergrunde die Kreise des Thronfolgers, in deren Köpfen sich die widerstreitenden Zeitkräfte zu einer seltsamen, phantastisch-romantischen Lehre amalgamiert hatten, welche alle Aufgaben und Schwierigkeiten spielend lösen zu können vermeinte. An der Universität herrschte die lebhafteste geistige Bewegung durch den Gegensatz zwischen den radikaleren, meist hegelianisch angehauchten Richtungen und den konservativeren Strömungen der historischen Schule[1]. Das Berliner Schöngeistertum stand noch in vollem Flore; es wird durch Varnhagens Publikationen über Rahel, durch „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde", durch den phantastischen Opfertod der Charlotte Stieglitz[2] hinreichend charakterisiert und bot einen Resonanzboden für die Zeitklänge, welcher alle Schwingungen ästhetisch-harmonisch abtönte und ihnen die rauhesten Dissonanzen nahm.

Inmitten dieser Umgebung, welche anregte, ohne zu schrecken, schaffte und wirkte, sich selbst zurückgegeben, der autonome Historiker Ranke, nunmehr ein gereifter Mann auf der Höhe seines Könnens. Zunächst galt es, den gewaltigen, in Wien und Italien gesammelten Stoff in künstlerische Form zu zwingen und die

[1] Ranke nahm lebhaft teil an den Kämpfen, welche sich damals um die Neubesetzung der durch Schleiermachers Tod erledigten Professur abspielten. Vgl. darüber seine in Bd. 53/4 der S.W. mitgeteilten Briefe an Heinrich Ritter aus diesen Jahren.

[2] Urteile Rankes über diese Dinge finden sich S.W. 53/4 SS. 271 f., 276.

schon lange versprochene Fortsetzung der „Fürsten und Völker von Südeuropa" in Angriff zu nehmen.

Schon 1829 in Italien hatte er aus der Fülle des in Bibliotheken und Archiven gefundenen Materials eine kleine kritische Abhandlung über „Don Carlos" [1] geformt, welche in den österreichisch-offiziösen Wiener Jahrbüchern erschienen war. Sie suchte die durch Schillers Drama in allzu schwarze Tinten getauchte Gestalt Philipps II. in eine historisch gerechtere Beleuchtung zu rücken und bildete, wie er Gentz schrieb, „in der Tat eine Art von Manifest" [2].

1831 nach seiner Rückkehr war dann eine zweite Abhandlung über „Die Verschwörung gegen Venedig im Jahre 1618" [3] gefolgt, welche als Muster kritischen Scharfsinns berühmt war und ist. Irgendein politischer Nebengedanke wohnt ihr nicht inne: sie will einzig eine dunkle Episode aus dem inneren Leben der von Ranke so hoch geschätzten Republik erhellen und zwar mit Hilfe der in ihrem Archive gefundenen Materialien.

Vollkommen frei von politischen Motiven war auch das große Werk, mit welchem der Historiker nach seiner Abirrung auf politische Seitenpfade die rechte Straße wieder fand, welches ihm bald Herz und Geist völlig gefangen nahm, mit welchem er dann auch zur Mittagshöhe des Erfolges emporsteigen sollte. Der erste Teil seiner „Fürsten und Völker von Südeuropa" mit dem Untertitel: „Die Osmanen und die spanische Monarchie" hatte Auf- und Abstieg zweier großer südeuropäischer Weltmächte im 16. und 17. Jahrhundert zum Gegenstand gehabt; die Fort-

---

[1] Wiederabgedruckt S.W. 40/1 S. 451 ff. Auf S. 468 f. setzt R. sich mit Schillers Drama auseinander.

[2] „Hist. Ztschr.", Neue Folge, Bd. 57 S. 86. In seiner Antwort besprach Gentz den Aufsatz und lobte ihn als „rühmlichen Beweis" von R.s „ausgebreiteter Belesenheit und gesunder Kritik"; er vermindere zwar das „poetische und dramatische Interesse" der Person, das Schillers Drama so sehr erhöht habe, „gewaltig", doch gehe die historische Wahrheit allem anderen vor. Nur gegen eine Stelle am Schlusse des Aufsatzes hatte er Bedenken. („Hist. Ztschr." III. Folge, Bd. 2, S. 335.)

[3] S.W. 42 S. 137 ff.

setzung, deren drei Bände von 1834—36 erschienen, stellte sich die Aufgabe, Wachstum und Verfall einer dritten gewaltigen Weltmacht zu schildern, welche sich im Beginn der neueren Jahrhunderte an den Gestaden des Mittelmeeres erhob und von hier aus ihre Wirkungen über die gesamte europäische Völkergemeinschaft ausbreitete: der Nebentitel des Werkes lautete diesmal: „Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert". Damit nahm das Buch einen Teil jenes umfassenden Programms in Angriff, welches sich der jugendliche Historiker bereits in der Vorrede zu seinen „Geschichten der romanischen und germanischen Völker" gesetzt hatte: nämlich das Entstehen einer zwiefachen großen Spaltung in der romanisch-germanischen Einheit als Grundlage ihrer gesamten neueren Entwicklung historisch darstellen zu wollen, „einer politischen durch die Franzosen, einer kirchlichen durch die Reformation". Die eine Seite der kirchlichen Spaltung, diejenige, welche seiner eigenen politischen und geistigen Heimat feindlich gegenüber gestanden hatte, gedachte der norddeutsche Protestant Ranke nunmehr seinen Lesern und Landsleuten vor Augen zu führen.

Er konnte das, ohne seiner autonomen Historie auch nur das Geringste zu vergeben, denn konfessioneller Leidenschaft, die ihn hätte stören können, stand er fremd und verständnislos gegenüber. Noch schwiegen ja auch in diesen Jahren die Stimmen des Streites; freilich war das nur die Ruhe vor dem Sturme, wie er selber gar bald gewahr werden sollte. So konnte er in der Vorrede sein Unterfangen mit rein historischen Motiven rechtfertigen: „. . . Was ist es heutzutage noch, das uns die Geschichte der päpstlichen Gewalt wichtig machen kann? Nicht mehr ihr besonderes Verhältnis zu uns, das ja keinen wesentlichen Einfluß weiter ausübt: noch auch Besorgnis irgendeiner Art: die Zeiten, wo wir etwas fürchten konnten, sind vorüber: wir fühlen uns allzu gut gesichert. Es kann nichts sein als ihre weltgeschichtliche Entwicklung und Wirksamkeit"[1].

[1] S.W. 37 S. XI.

Im Fluge gleiten die einleitenden Kapitel über die früheren Epochen des Papsttums hinweg, um etwas länger erst bei der eigentlichen Vorgeschichte dieses Papsttums der Gegenreformation zu verweilen: bei jener Zeit der Verweltlichung und des Tiefstandes der geistlichen Gewalt, welche in Italien den Unglauben der Renaissance, in Deutschland den geläuterten Glauben der Reformation erzeugte.

Voll Interesse geht darauf Ranke den Grundlagen des nun folgenden, erneuten Aufschwunges nach, welcher einen Augenblick sogar ganz Europa zu überwältigen droht. Eingehend untersucht er das innere Gefüge dieser aufsteigenden Weltmacht. Mit ihrer straffen hierarchischen Organisation gleicht diese Papstgewalt der Gegenreformation wohl einem staatlichen Organismus, wie er ja in der Regel dem Wesen der Rankeschen „großen Macht" zugrunde liegt; sie stützt sich ferner auf ein, wenn auch nur kleines eigenes Staatsgebilde, dessen Struktur und Leistung sorgfältig gewürdigt werden; aber die eigentlichen Quellen dieser großartigen Expansion entströmen doch Kräften, welche der direkten staatlichen Organisation entbehren, welche flüchtig, vielgestaltig der rein politischen Betrachtung als Imponderabilien erscheinen: nämlich der Macht der Zeitideen, der Wucht der öffentlichen Meinung: „Sie hat das Papsttum gründen, sie hat es auch auflösen helfen" [1]. Das war eine Kraft, mit welcher der Historiker inzwischen selber genauere Bekanntschaft gemacht hatte, mit der er wohl auch besser hatte rechnen lernen: vielleicht haben die Erfahrungen seines publizistischen Feldzuges mitgearbeitet an dem lebendigen Bilde, welches er am Eingang des zweiten Buches von diesem mächtigen Weltfaktor entwirft: „Nicht erst heutzutage hat die öffentliche Meinung Einfluß in der Welt bekommen: in allen Jahrhunderten des neueren Europa hat sie ein wichtiges Lebenselement ausgemacht. Wer möchte sagen, woher sie entspringt, wie sie sich bildet. Geheime Quellen nähren sie: ohne vieler Gründe zu bedürfen, durch unwillkürliche Überzeugung be-

[1] S.W. 37 S. 87.

mächtigt sie sich der Geister. Sie ist ein Produkt unsrer Gemeinschaftlichkeit. Aber nur in den äußersten Umrissen ist sie mit sich selber in Übereinstimmung: in unzähligen, größeren und kleineren Kreisen wird sie auf eigentümliche Weise wieder hervorgebracht, immer neue Wahrnehmungen und Erfahrungen strömen ihr zu. So ist sie in unaufhörlicher Metamorphose begriffen: flüchtig, vielgestaltig: zuweilen rezeptiv, zuweilen fordernd und nötigend: oft mit einem richtigen Gefühl der Mängel, der Bedürfnisse: dessen dagegen, was auszurichten und ins Werk zu setzen, sich fast niemals bewußt: mit der Wahrheit und dem Recht zuweilen mehr, zuweilen minder im Einklange: mehr eine Tendenz des Augenblicks als eine fixierte Lehre[1]".

Nachdem sich diese Macht von der profanen Richtung der Renaissance ab und der geistlichen des restaurierten Katholizismus zugewendet hat, dringt sie immer gewaltiger in das verweltlichte, anfangs sich gegen sie sträubende Papsttum ein und gestaltet es innerlich um; eine Reihe prächtiger Charakterbilder malt das unwiderstehliche Vordringen dieses Fermentes in den Figuren der aufeinanderfolgenden Päpste des 16. Jahrhunderts. Gegen eine solche allgemeine Richtung der Geister gibt es auf die Dauer keinen erfolgreichen Widerstand, ja der „teleologische" Historiker Ranke, dem ein mangelhaftes Verständnis vorgeworfen hat, er sehe in allem historischen Geschehen einseitig das Wirken individueller politischer Faktoren, gesteht ein, daß der einzelne gegen seine Zeit im Grunde machtlos sei: „. . . Wie unbedeutend erscheint auch ein mächtiger Sterblicher der Weltgeschichte gegenüber. In all seinem Dichten und Trachten ist er von der Spanne Zeit, die er übersieht, von ihren momentanen Bestrebungen, die sich ihm als die ewigen aufdrängen, umfangen und beherrscht: dann fesseln ihn noch besonders die persönlichen Verhältnisse an seine Stelle, geben ihm vollauf zu tun, erfüllen seine Tage zuweilen, es mag sein, mit Genugtuung, öfter mit Mißbehagen und Schmerz, reiben ihn auf. Indessen er um-

[1] Erste Auflage I (1834) S. 131. Etwas verändert S.W. 37 S. 87.

kommt, vollziehen sich die ewigen Weltgeschicke“ [1]. Fert unda neque regitur! Auch der Historiker Ranke war ja freilich bei seinem Versuche, gegen den Strom der Zeit anzuschwimmen, fortgerissen worden und hatte sich nicht ohne Mühe an das Gestade seines autonomen Denkens und Dichtens zurückgerettet.

Erst nachdem sich das Papsttum völlig mit diesen aufkommenden geistlichen Tendenzen gesättigt und sie mit seinem Wesen verschmolzen hat, entwickelt es jene gewaltige Stoßkraft, mit welcher es den bis dahin siegreich in Europa vordringenden Protestantismus zurückwirft und zeitweilig sogar mit Vernichtung bedroht. Nun kann freilich der politische Historiker Ranke doch nicht ausschließlich den Kollektivkräften, der Macht der Zeitideen und der mit ihnen erfüllten hierarchischen Organisation die europäischen Siege des katholischen Prinzips zuschreiben, als wesentliches Moment kommt vielmehr die internationale politische Konstellation hinzu: das Bündnis des Papsttums mit den katholischen Fürsten und Faktionen, vor allem das Einvernehmen mit der damals allmächtigen spanisch-österreichischen Macht. Mit Hilfe dieser Bundesgenossen gelingt es dem Katholizismus, zahlreiche verlorene Positionen in Europa wieder zurückzuerobern. Kurze Übersichten verfolgen das Auf und Ab des Kampfes in den einzelnen europäischen Ländern, an der Peripherie dieser kirchlichen Weltmacht. Uns interessiert davon vor allem die Ansicht des Ganges der Dinge in Deutschland.

Da die Reformation Ranke als ureigenstes Produkt des deutschen Geistes erscheint, so bedeutet jedes Zurückdrängen des protestantischen Prinzips hier einen Sieg der Fremde, des Auslandes über den nationalen Genius. Die Jesuiten, deren Tätigkeit soviel zur Restauration des Katholizismus in Deutschland beigetragen hat, sind „Spanier, Italiener, Niederländer“. „Von den Deutschen haben sie nichts empfangen: ihre Lehre und Verfassung war vollendet, ehe sie bei uns erschienen. Wir dürfen den Fortgang ihres Institutes bei uns im allgemeinen als eine

[1] S.W. 37 S. 177. Eine ähnliche Stelle steht auf S. 156.

neue Einwirkung des romanischen Europa auf das germanische betrachten. Auf deutschem Boden, in unserer Heimat besiegten sie uns und entrissen uns einen Teil unseres Vaterlandes“ [1]. Etwas wie versteckter patriotischer Schmerz scheint bei aller Objektivität und historischen Beschaulichkeit doch hinter diesen Worten hervorzuschimmern. Eine wesentliche Mitschuld an diesem nationalen Unglück trägt „ohne Zweifel“ die Ranke so unsympathische rabies theologorum, die „rücksichtslose Wildheit“ der doktrinären Fehden, durch welche die theologischen Kämpen ihre zweifelnden Zeitgenossen schließlich völlig irre machen und sie den klugen „Fremdlingen“ mit ihren ausgebildeten, sicheren Doktrinen in die Arme treiben. Das sind Gedanken, welche an ähnliche Ausführungen der Historisch-politischen Zeitschrift gemahnen [2].

Wie die Kirche ihre Siege zum großen Teil den verbündeten Fürsten und weltlichen Gewalten verdankt, so sind es in erster Linie staatliche, politische Faktoren, welche schließlich ihrer Welteroberung ein Ziel setzen. Vor allem das Aufkommen einer rivalen katholischen Macht in Europa, nämlich des Frankreich Heinrichs IV. und Richelieus lähmt immer mehr die Energie der vereinigten päpstlich-spanischen Aktion und wirft den Apfel der Zwietracht unter die Verbündeten. Die Päpste versuchen bald wieder die alte Taktik, Frankreich gegen die in Italien herrschende spanisch-habsburgische Macht auszuspielen; so kommt es, daß sich schließlich Urban VIII., der exaltierte Doktrinär päpstlicher Allmacht, zeitweilig über das Bindeglied Frankreich hinweg in einer Art Bündnis mit dem größten Gegner seines eigenen geistlichen Prinzips, mit dem Schwedenkönig Gustav Adolf befindet! Immer mehr werden die religiösen von den politischen

[1] S.W. 38 S. 24.

[2] An gleichzeitige Aufsätze der Zeitschrift erinnert es auch, wenn er im 6. Buche (S.W. 38 S. 120 ff.) die Verschmelzung der Lehren von der päpstlichen Allgewalt und der Volkssouveränität in den jesuitischen Schriften mit augenscheinlicher Antipathie schildert und demgegenüber das Verdienst der Protestanten hervorhebt (S. 128 f.), welche solchen zerstörenden Doktrinen das göttliche Recht der Fürsten entgegenstellen.

Antrieben zurückgedrängt: die Ära religiöser Kämpfe geht vorüber und macht einer solchen politisch-nationaler Gegensätze Platz. Die religiösen Kräfte verlieren ihre internationale Bedeutung: sie strömen in die sich immer kräftiger ausbildenden staatlichen Individualitäten ein und werden zu einem integrierenden, charakteristischen Bestandteil dieser „großen Mächte“ [1]. Fortan gehört die Welt diesen politisch-kirchlichen Individuen. Man sieht, wie ein innerlich verknüpfender Faden sich von der Geschichte der Päpste und der Reformationszeit zu den späteren Staatengeschichten Rankes hinzieht.

Mit diesen veränderten Weltverhältnissen sinkt auch das Papsttum von seiner weltgeschichtlichen Höhe herab: seine späteren Geschicke haben für Ranke ein mehr lokales, römisch-kirchenstaatliches Interesse. In Europa unterliegt es immer mehr der aufkommenden absoluten Staatsmacht sogar in der führenden katholischen Monarchie Frankreich. Gegen beide, welche noch im 17. und 18. Jahrhundert vereint den Jansenismus unterdrückten, erhebt sich dann in der neuesten Zeit ein gemeinsamer gewaltiger Feind: die französische Revolution, das bestimmende Ereignis der neuesten Geschichte. Dadurch sind in der Gegenwart die Geschicke des Papsttums mit denen der Restauration unwiderruflich verflochten worden: mit dem Bund der vier Mächte steht und fällt es nunmehr.

Zum Schlusse erhebt sich Ranke zu einer Ansicht der Gegenwart und zu einem Ausblick in die Zukunft [2], welche seinen harmlosen optimistischen Irenismus verraten, der mit leidenschaftlichen Fermenten nicht zu rechnen versteht. Da die Protestanten so viel zur Zurückführung des Papstes getan haben, da es vorwiegend Katholischgläubige sind, welche heute den Papst bedrohen, so kann der römische Stuhl nicht mehr daran denken, den Nichtkatholiken einen „ernstlichen Krieg“ zu machen. Die Zeiten akuter konfessioneller Polemik sind für Ranke endgültig vorbei, die Zeit der gegenseitigen Toleranz, der Einigung in

[1] S.W. 38 S. 377.

[2] 1. Auflage III (1836) S. 221 ff. Fehlt in Bd. 39 der S.W.

einer höheren, verinnerlichten christlichen Religiosität ist angebrochen: „Nach der Betrachtung der jahrhundertlangen Entzweiung, welche die Seele mit Schmerz erfüllt, erhebt sie sich zur Aussicht der Versöhnung, des Verständnisses." „Die vollkommenere Auffassung des Geistig-Positiven, das allen Formen zugrunde liegt und durch keine in seinem ganzen Inhalte auszusprechen wäre, muß endlich alle Feindseligkeiten in einer höheren Einheit versöhnen. Auch den Unglauben muß sie überwinden. An dem Minderwesentlichen mit unbeugsamer Starrheit festzuhalten, würde denselben unaufhörlich aufwecken: dem lebendigen Christentume in freier Darstellung kann er auf die Länge nicht widerstehen. Über alle Gegensätze erhebt sich die Einheit eines reinen und darum seiner Sache nicht minder sicheren Gottesbewußtseins."

Es bedarf heute keinerlei Scharfblickes mehr, um die Illusionen dieser anmutigen Perspektive zu erkennen; er selbst gestand auch später seinen Irrtum resigniert ein[1].

Der große Erfolg des Werkes zeigte, daß die Lebensbedingungen für seine autonome Historie noch durchaus günstig lagen, so lange sie nur keine eigenen politischen Ansprüche erhob und damit das spezifische Empfinden des neuen Jahrhunderts gegen sich herausforderte. Noch hatte in diesen Übergangsjahren das vordringende politisch-konfessionelle Massenferment es nicht vermocht, sich das freie Denken und Dichten völlig zu unterwerfen, dem ja durch die Romantik das Verständnis auch für katholische Werte voll erschlossen worden war. So fand das Buch weitverbreiteten Beifall; sogar der liberale Literat Varnhagen spendete ihm Lob[2], und Ranke konnte Anfang 1835 seinem Freunde Ritter berichten, daß der erste Band in Berlin „eine recht gute Wirkung" ganz nach seinem Wunsche hervorgebracht habe[3]. Das Buch wurde ins Französische und Englische übersetzt, Macaulay selbst widmete ihm einen begeisterten Essay, —

[1] Vgl. die Anmerkung S.W. 37 S. XI.
[2] „Deutsche Revue", August 1901. S. 221.
[3] S.W. 53/4 S. 270.

mehr als irgendein anderes seiner Werke hat es Rankes Namen über die Grenzen seines Vaterlandes getragen und ihm europäischen Klang verschafft.

Ganz konnte es nun allerdings doch nicht dem Schicksal entgehen, in den beginnenden konfessionellen Kämpfen von den Parteien mißkannt und in ihren Streit hinabgezogen zu werden. Rankes römischer Gönner Bunsen z. B., der sich in seiner römischen Gesandtentätigkeit immer mehr zu einem erklärten Feinde des Papsttums entwickelte, fand: der Historiker hätte sich nicht der romanischen, sondern der germanischen Entwicklung widmen müssen, und war daher mit dem ersten Bande unzufrieden[1]. Schlimmer war freilich der Mißbrauch, welchen die Gegenpartei mit dem Werke trieb: eine 1838 erschienene französische Übersetzung von Haiber mit einer tendenziösen Vorrede Alexandre de St. Chérons verfälschte geradezu wesentliche Partien im ultramontanen Sinne, so daß sich Ranke zu einem entschiedenen Proteste gegen diese Übersetzung veranlaßt sah[2]. Daß die Kurie sein Buch schließlich auf den Index setzte, wird ihn dagegen wohl nicht sonderlich angefochten haben. Im ganzen bedeutete es doch einen europäischen Erfolg seiner autonomen Historie; er selbst betrachtete es im Alter als sein eigentliches und besonderes Vermächtnis an die Gesamtheit der gebildeten Welt[3].

Auch nach einer anderen Richtung hin war diese Epoche, welche einen Höhepunkt in Rankes Leben bedeutet, für seine autonome Historie überaus fruchtbar: in diesen Jahren wurde die sogenannte Rankesche Schule begründet, welche auf die deutsche Geschichtsforschung einen bestimmenden Einfluß geübt hat. In seinem Seminar versammelte er eine Schar talentvoller Schüler um sich, lehrte sie an der Hand mittelalterlicher Forschungen seine Methode und Denkweise und sicherte damit seiner Historie eine Zukunft auch über sein individuelles Dasein hinaus.

---

[1] S.W. 53/4 S. 51.

[2] Vgl. seinen Brief an einen unbekannten französischen Schriftsteller S.W. 53/4 S. 303 f.

[3] „Deutsche Revue", Januar 1892. S. 98.

Als erste Frucht dieser Vereinigung erschien 1837 Band I der „Jahrbücher des Deutschen Reiches unter dem sächsischen Hause". Er gab ihm in einer Vorrede das Geleit[1], welche seine Befriedigung über das rege geschichtliche Interesse der Zeit und über den vielversprechenden Kreis seiner Schüler deutlich widerspiegelt. Die meisten von ihnen erfüllten auch seine Erwartungen und blieben der autonomen Historie treu: einer freilich, gerade der talentvollste unter ihnen, Heinrich von Sybel, vermochte schließlich dem mächtig lockenden politischen Geiste des Jahrhunderts nicht länger zu widerstehen und wurde abtrünnig. Das war der Tribut, den Rankes Schülerkreis nun einmal der neuen Zeit zahlen mußte, welche gerade die fähigsten Köpfe zur Lösung ihrer politischen Aufgaben gebieterisch an sich riß: sie sollte auch noch der allgemeinen Wertschätzung seiner autonomen Historie späterhin empfindlichen Abbruch tun. In diesen halkyonischen Tagen stand freilich Rankes Ruf als Schriftsteller, wie als Lehrer auf allgemein anerkannter Höhe. Voll Befriedigung schrieb er im November 1835 an seinen Bruder angesichts seines stetig wachsenden Zuhörerkreises: „Ich hege zuweilen die Hoffnung, mit der mir angeborenen Gesinnung und Vorstellungsweise, soweit sie auch von der abweicht, welche jetzt so allgemein herrscht, doch am Ende noch durchzudringen. Es würde mich doch sehr glücklich machen"[2]. Noch Anfang der vierziger Jahre wurde ihm von den feindlich gesinnten Hallischen Jahrbüchern zugestanden, daß seine Vorlesungen die besuchtesten von allen historischen an der Berliner Universität seien[3].

Das Gefühl dieses ersprießlichen Wirkens mochte ihn dann auch stärken, als er 1838 die schon besprochene Aufforderung zu erneutem publizistischem Auftreten nach kurzem Schwanken zurückwies. Mit seiner in den Päpsten so deutlich hervortretenden leidenschaftsfremden, irenischen Tendenz hätte er es dabei in dem

[1] Wiederabgedruckt S.W. 51/2 S. 475 ff.

[2] S.W. 53/4 S. 278.

[3] In dem schon mehrfach zitierten Artikel „Die Berliner Historiker", „Hallische Jahrbücher", Jahrgang 1841, S. 450.

beginnenden konfessionellen Kampfe wahrscheinlich auch wieder mit allen Parteien verdorben zum großen Schaden für den Ruf seiner autonomen Historie. Daß er ihr treu blieb, sicherte ihr dagegen das erworbene große Ansehen noch auf eine Reihe von Jahren hinaus.

Es war nur ein weiteres Glied in der zusammenhängenden Kette seiner Geschichtschreibung, wenn er sogleich nach dem Papsttum des 16. und 17. Jahrhunderts auch den großen europäischen Gegenspieler dieser Weltmacht, das protestantische Prinzip, zum Gegenstande seiner Darstellung wählte. Hatte er doch naturgemäß vom Beobachtungspunkte Rom aus dieser gleichfalls weltbewegenden Macht nicht die eingehende Würdigung widmen können, die sie vom universalhistorischen Standpunkte aus verdiente. Die „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" verdankt ihr Entstehen wohl in erster Linie diesem von ihm lebhaft empfundenen rein historischen Bedürfnis[1]; ist sie mithin ein Gegenstück zur Papstgeschichte.

Nun traf es sich freilich äußerst günstig, daß er bei diesem Stoffe den ihn umgebenden nationalen, konfessionellen, selbst demokratischen Zeitregungen mehr zugestehen konnte als sonst, ohne doch sein Historikergewissen irgendwie zu belasten, daß er auch seinem eigenen milden patriotischen und konfessionellen Empfinden weiteren Spielraum verstatten durfte, als es ihm bei seinen früheren Werken möglich gewesen war[2]. War ja doch sein Vaterland Deutschland das eigentliche Ursprungsland dieses großen Weltelementes, erschien doch der Protestantismus lange Zeit hindurch als die spezifisch deutsche Religion; lag doch ferner in der zeitweiligen religiösen Übereinstimmung fast aller Deutschen der wichtigste historische Beweis für ihre nationale Zusammen-

[1] Vgl. die Stellen S.W. 53/4 S. 69; S.W. 1 S. VII.

[2] Hin und wieder hatte er darüber Gewissensbisse gefühlt. Vgl. die Stelle S.W. 53/4 S. 162. An Varnhagen hatte er schon im Dezember 1827 aus Wien geschrieben: Oft „zupfe" ihn die Betrachtung „am Ohr", daß er für deutsche Geschichte geboren sei und nicht für welsche, die er am Ende doch nicht so gut verstehen könne wie die deutsche. „Deutsche Revue" August 1895. S. 188.

gehörigkeit überhaupt[1]! Das alles ergab zahlreiche Berührungspunkte mit Fragen und Kämpfen der Gegenwart, welche so anregend und fördernd auf seine Arbeit zurückwirkten. Von ihr durfte er daher nicht nur eine Befriedigung der „deutschen Gelehrsamkeit", sondern auch der „deutschen religiösen Überzeugung" erwarten[2]; er hoffte, mit seinem Werke dem Prinzip des protestantischen preußischen Staates in seinen gegenwärtigen Kämpfen eine wertvolle Beihilfe leisten zu können[3], und sah später in seiner „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation" sein besonderes Vermächtnis an die deutsche Nation, so wie er die Päpste der Gesamtheit der Kulturwelt bestimmte[4].

Dieses aktuelle Interesse am Stoff mochte ihm dann auch helfen die Schwierigkeiten der Komposition überwinden, welche ihm einmal den charakteristischen Seufzer auspreßten: „Mir ist zumute wie der Mutter Natur, als sie den Elefanten machte[5]". Schon das Material, welches er auf wiederholten Entdeckerfahrten aus den Archiven von Berlin, Frankfurt a. M., Dresden, Weimar, Dessau und anderer deutscher Städte, für die späteren Bände auch aus Brüssel und Paris zusammenbrachte[6], war wesentlich spröderer Natur als die eleganten und geistvollen Relazionen venezianischer Gesandter oder päpstlicher Nunzien, welche ihm die Bausteine zu seinen früheren großen Arbeiten geliefert hatten. Mit diesen anziehenden Urkunden konnten sich deutsche Reichstagsakten und theologische Streitschriften nur schwer messen! Noch weit mehr aber als die großenteils unverdauliche Natur dieser Quellen erschwerte ihm das Chaos historischer Gegensätze selber, welches in der Reformationsepoche Deutschland durchwühlte, eine einheitliche und geschlossene Dar-

[1] Vgl. S.W. 53/4 S. 53.

[2] S.W. 53/4 S. 70.

[3] Vgl. die schon erwähnten Briefe an Eichhorn anläßlich des Antrages, die Redaktion der „Preußischen Staatszeitung" zu übernehmen: oben (S. 256 ff.); ferner auch die Stellen S.W. 53/4 S. 303, S.W. 1 S. 5.

[4] „Deutsche Revue", Januar 1892. S. 98.

[5] S.W. 53/4 S. 294.

[6] Vgl. darüber S.W. 53/4 S. 69 f. und die Vorrede zu S.W. Bd. 1.

stellung, wie er sie der Geschichte der Päpste mit so gutem Erfolge hatte widmen können. Gerade die oberste dieser deutschen Kräfte, diejenige, von welcher ganz besonders eine Weltwirkung ausstrahlte, welche er daher zum eigentlichen Mittelpunkt seiner Darstellung auserkoren hatte[1], die Reformation, war schwer zu fassen; denn das protestantische Prinzip entbehrte einer so weithin sichtbaren, geschlossenen Organisation, wie sie den Katholizismus auszeichnete. Glich es doch mehr einem Fermente, welches zahllose widerstreitende Kräfte religiöser und politischer, sozialer und wirtschaftlicher, lokaler und universaler, individueller und allgemeiner Art in diesem Reichschaos durcheinanderwirbelte, mit ihnen auf- und abwallte und doch wieder bis zu einem gewissen Grade eine deutlich wahrnehmbare Sonderexistenz von ihnen führte. So konnte er weder die Schicksale des Kaisertums noch die der Reichstage, weder die Entwicklung der Territorien, noch die sozialen und wirtschaftlichen Strömungen zum eigentlichen Mittelpunkt des Ganzen machen, obwohl er ihnen anderseits eine weitgehende Aufmerksamkeit schenken mußte; als zentraler Träger der welthistorischen Bewegung erscheint vielmehr ein schwer fixierbares Etwas, das hinter allen diesen Wirren steht: der Genius der deutschen Nation selber in seiner historisch-transzendentalen Eigenart.

Die Einleitung zeigt, wie diesem nationalen Genius schon vom Momente des Ursprungs der deutschen Nation an ein Trieb zu politisch-religiöser Selbständigkeit gegenüber kurialen Weltherrschaftsgelüsten innewohnt; sie verfolgt diese Lebensregungen im einzelnen bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, einer Zeit, in welcher das Reich den Anblick eines wilden Chaos bietet, in dem alle Gewalten gegeneinander laufen. „Das Leben der Nation müßte bereits erstorben gewesen sein, wenn sie unter aller dieser Bedrängnis und im Anblick weiter drohender Gefahr keine Anstalt getroffen hätte, im Innern Ordnung zu stiften und ihre Macht nach außen wiederherzustellen: was sich aber allerdings

[1] S.W. 1 S. VIII.

ohne Umgestaltung sowohl der geistlichen als der weltlichen Zustände nicht erreichen ließ“ [1]. So kommt es aus diesem nationalen Bedürfnis heraus zunächst zu den politischen Reformversuchen unter Maximilian, und erst, als diese scheitern, schlägt die steigende nationale Bewegung ins Religiöse um und wendet sich nunmehr gegen die Deutschland so hart bedrückende, verweltlichte und veräußerlichte römische Kirche. Die tief innerliche, gewaltige Persönlichkeit Martin Luthers löst dem nationalen Genius die Zunge, und nun breiten sich die neuen Überzeugungen unwiderstehlich über das gesamte Gebiet deutscher Sprache aus, „wie über das geackerte Gefilde hin bei der ersten Gunst der Frühlingssonne die Saat allenthalben emporschießt“ [2].

Damit ist das protestantische Weltprinzip ins Leben getreten, „das Werk des eigentümlichen deutschen Genius, der jetzt zuerst auf den Gebieten des selbstbewußten Geistes schöpferisch eintrat und ein Moment der großen welthistorischen Bewegung zu bilden anfing“ [3]. Denn von Deutschland geht nunmehr der große Impuls aus, der Europa beherrscht: „Von unserm Vaterlande aus ergriff die religiöse Bewegung Europa“ [4].

Im deutschen Vaterlande selbst wird nun freilich das selbständige Wachstum des Protestantismus schwer beeinträchtigt, einmal durch die tiefgehenden religiösen Gärungen und Spaltungen, die ihn selber in seinem Inneren zerfleischen, dann aber auch durch die Fülle andersartiger historischer Kräfte, welche das religiöse Element an sich ziehen, es zwingen, sich ihnen anzupassen und ihr Schicksal zu teilen. Vor allem: „Das Prinzip der Territorialentwicklung bemächtigte sich auch der religiösen Angelegenheit“ [5], und von schwerstem Verhängnis für die national-religiöse Bewegung wurde „das merkwürdige Schicksal, daß die Nation in dem Augenblick ihrer größten, eigensten innern Bewegung sich

[1] S.W. 1 S. 51.
[2] S.W. 2 S. 46.
[3] S.W. 5 S. 313.
[4] S.W. 3 S. VIII.
[5] S.W. 2 S. 260.

ein Oberhaupt berufen hatte, das ihrem Wesen fremd war, in dessen Politik, die einen bei weitem größeren Kreis umfaßte, die Bedürfnisse und Bestrebungen der Deutschen nur als ein untergeordnetes Moment erscheinen konnten“ [1]. Welthistorische und lokale Gegensätze spielen so unaufhörlich modifizierend in die Entwicklung des deutschen Protestantismus mit hinein, hemmen und fördern ihn wechselsweise. Dieses vielverschlungene Auf und Ab unter der Regierung Karls V. bildet recht eigentlich den Inhalt der „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation“. Es würde zu weit führen, auch nur die wichtigsten Phasen dieses wechselnden Schauspiels hier zu rekapitulieren; es genüge, auf Spuren persönlicher Stellungnahme zu diesem gleichzeitig ganz aktuellen Stoffe hinzuweisen.

Unzweifelhaft gehört Rankes größere Sympathie dem protestantischen Prinzipe, welches ihm ja als höchste Schöpfung des nationalen Genius erscheint, welches überdies für die gesamte Kulturentwicklung der Menschheit Unermeßliches geleistet hat [2]. Bei aller objektiven Würdigung der mittelalterlichen katholischen Kirche meint er doch: „Ich weiß nicht, ob ein vernünftiger, durch keine Phantasmagorie verführter Mann ernsthaft wünschen kann, daß dies Wesen sich so unerschüttert und unverändert in unserm Europa verewigt hätte, ob jemand sich überredet, daß der echte, die volle und unverhüllte Wahrheit ins Auge fassende Geist dabei emporkommen, die männliche, der Gründe ihres Glaubens sich bewußte Religion dabei hätte gedeihen können“ [3]; und von den Bestrebungen des restaurierten Katholizismus urteilt er: „. . . Kein Mensch dürfte sie doch in Tiefe der religiösen Anschauung, oder weltumfassender, in den Lauf der Jahrhunderte eingreifender Genialität, in Kraft und Innerlichkeit des Antriebes mit den Bewegungen vergleichen, denen Luther den Namen gab, die um ihn her ihren Mittelpunkt hatten“ [4]. Den ultramontanen

[1] S.W. 1 S. 325.
[2] Vgl. die Stelle S.W. 5 S. 359.
[3] 1. Aufl. I (1839) S. 245. Unbedeutend verändert S.W. 1 S. 164.
[4] S.W. 2 S. 111.

Vorwurf, daß der Protestantismus eine Spaltung in die Einheit der Christenheit und des Reiches getragen habe, weist er zurück, indem er die auch von Katholiken zugegebene Notwendigkeit einer kirchlichen Reform betont, die sich nun einmal ohne Entzweiung nicht habe vollziehen können[1], zudem ersetze ja der Fortschritt europäischer Kultur und Macht in unserer Zeit vollkommen die verlorene kirchliche Einheit[2]. Vor allem aber bedeutet der Protestantismus im deutsch-nationalen Sinne eine Großtat, ja Ranke gesteht sogar ein, daß es „auch abgesehen von aller doktrinellen Vorliebe, auf dem bloß historischen Standpunkt", für die nationale Entwicklung von Deutschland wohl das Beste gewesen wäre, hätte er allgemein durchdringen können[3]. Der Protestant Ranke verleugnet also trotz aller Objektivität seine geistige Heimat keineswegs. Sein protestantisches Bewußtsein mochte auch inzwischen durch die ausgebrochenen konfessionellen Streitigkeiten eine Kräftigung erfahren haben: jedenfalls findet sich von den irenischen Zukunftshoffnungen der Papstgeschichte in diesem Buche kaum etwas mehr.

Ein weiterer bemerkenswerter Zug in Rankes Darstellung ist die starke Betonung der gemäßigten und konservativen Natur des lutherischen und landesfürstlichen Protestantismus, welche sich einmal in der entschiedenen Abkehr von allen wilden und zügellosen Bewegungen und dann in der friedliebenden und reichstreuen Haltung der protestantischen Fürsten äußert. Man darf wohl vermuten, daß bei dieser immer wiederkehrenden Charakterisierung auch der Wunsch mitgewirkt hat, den Vorwurf des Revolutionären und Gewalttätigen, welchen manche Zeitgenossen gegen den Protestantismus erhoben, nach Möglichkeit zu entkräften[4]. An der mit innigster Verehrung gezeichneten Figur

[1] S.W. 2 S. 100 f.

[2] S.W. 5 S. 309.

[3] S.W. 4 S. 247.

[4] Es sei daran erinnert, daß Ranke schon in dem Aufsatze über Capefigues Buch in der „Historisch-politischen Zeitschrift" den Protestantismus gegen solche Anklagen verteidigt hatte, wie sie dann Görres in seinem

Luthers wird dieser konservative Zug besonders scharf hervorgehoben: „Luther ist von allen, die sich jemals an die Spitze einer Weltbewegung gestellt haben, vielleicht derjenige, der am wenigsten von Gewalt und Krieg hat wissen wollen“ [1]. „Der große Reformator war, wenn wir uns hier eines Ausdruckes unserer Tage bedienen dürfen, zugleich einer der größten Konservativen, welche je gelebt haben“ [2]. Die protestantische Bewegung war von Umsturz weit entfernt: „Die Protestanten dachten nicht daran, der Welt neue Gesetze vorzuschreiben; man wollte die Grundlagen des einmal gebildeten, politischen und bürgerlichen Lebens nicht erschüttern: ihr Sinn ging nur dahin, sich von einer einseitigen, verweltlichten und doch eine unbedingte und göttliche Autorität in Anspruch nehmenden Hierarchie zu emanzipieren“ [3]. „Es gab wohl nie eine politisch bedeutende Stellung, die persönlichem Ehrgeiz einen geringeren Spielraum gelassen hätte“ [4]. Die tumultuarischen Bewegungen der Bilderstürmer, der bäuerischen Aufständischen, der Wiedertäufer werden zwar nicht ohne psychologisches Interesse, aber zugleich mit ausgesprochener Abneigung betrachtet: sie erinnern Ranke vielfach an die Radikalismen einer späteren Zeit [5]. Dagegen wird die religiöse Doppelentwicklung des Protestantismus selbst im ganzen ziemlich gleichmütig hingenommen: „Den Protestanten war es nun einmal nicht gegeben, sich als eine einzige Genossenschaft zu entwickeln. Aus vielen Gründen möchte man wünschen, es wäre

---

„Athanasius“ mit besonders heftiger Leidenschaft gegen die feindliche Konfession schleuderte.

[1] S.W. 3 S. 30.

[2] S.W. 4 S. 5.

[3] S.W. 3 S. 435.

[4] S.W. 4 S. 47. Einmal muß er freilich doch angesichts der verhängnisvollen Unentschlossenheit der Protestanten beim Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges auch die Schäden dieser übertriebenen Bravheit eingestehen: „Es fällt hart, es auszusprechen, aber gewiß ist, daß ihre Politik, wiewohl sie mit den lobenswertesten Eigenschaften namentlich reichsständischen Pflichtgefühls zusammenhing, dennoch fehlerhaft war, und diese Fehler, wie alle auf Erden, sich rächen mußten.“ S.W. 4 S. 272.

[5] Vgl. die Stellen S.W. 2 S. 143, S.W. 3 S. 378, S. 386 Anm.

geschehen; ob es in jeder Rücksicht das Beste gewesen wäre, wer will es sagen"?[1]

Nicht ohne aktuelles Interesse und nicht ohne leise Berührungspunkte mit Gedanken der Historisch-politischen Zeitschrift ist endlich der Schluß, in welchem Ranke einen kurzen Blick auf die spätere deutsche Entwicklung bis zur Gegenwart wirft. Auf die Zeiten der Reformation folgen die der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges, in welchen die Selbständigkeit der Nation schwer gefährdet erscheint; erst seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ist sie wieder einigermaßen vor fremdem Einflusse gesichert. Erst seitdem konnten daher auch die „ursprünglichen Bestrebungen" der Reformationszeit wieder aufgenommen werden: „Sie zielten dahin, an den lebendigen Momenten der allgemeinen und nationalen Geschichte festhaltend, eine allseitige und unabhängige Entwicklung der Nation hervorzubringen; sie verknüpfen die Anfänge unserer Geschichte mit ihrer fernsten Zukunft"[2].

Mit seinen häufigeren aktuellen Beziehungen, seiner stärkeren nationalen Färbung, seinen deutlicheren protestantischen Sympathien kam das Buch dem Drängen der Zeit weiter entgegen als etwa die Geschichte der römischen Päpste. Obwohl es hauptsächlich um der erwähnten Schwierigkeiten willen als rein künstlerische Komposition dieser nachsteht, obwohl es auch ihre europäische Wirkung nicht entfernt erreichte, fand es daher doch eine „über alles Erwarten" günstige Aufnahme in der deutschen Öffentlichkeit[3]. Es galt bald als das nationalste von Rankes Werken und hat demgemäß besondere Gnade vor den Augen der

[1] S.W. 5 S. 334 f. Spuren von Rankes Abneigung gegen die leidenschaftlichen theologischen Kontroversen finden sich auch in diesem Werke; er beklagt z. B., daß sich die „jungen, streitbaren Theologen", statt sich die Durchdringung der alten, echten deutschen Mystik mit dem erneuerten Dogma angelegen sein zu lassen, „nur allzu oft" wieder „um die harten Schalen des Glaubens, die aus der Scholastik übriggeblieben", schlugen. S.W. 5 S. 334.

[2] S.W. 5 S. 361.

[3] S.W. 53/4 S. 310.

späteren nationalen Historiker gefunden[1]. Inzwischen hatte ja auch dieser deutsch-nationale Resonanzboden beträchtlich an Fülle und Kraft gewonnen, denn die späteren Bände des Werkes fielen bereits in eine Zeit[2], welche den lange zurückgehaltenen demokratisch-nationalen Regungen des Jahrhunderts auch in Preußen einen freieren Spielraum verstattete. Diese neue Zeit mit ihrer allmählich ansteigenden politischen Bewegung unterbrach zwar im Leben unseres Historikers zunächst den halkyonischen Frieden noch nicht, — sie war z. B. der Wirkung seiner „deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation" eher günstig, — früher oder später konnte aber nicht ausbleiben, daß sie sich auch gegen seine autonome Historie wie gegen deren Mäzene wandte.

Zunächst ist freilich aus den letzten Jahren Friedrich Wilhelms III. noch einiges nachzutragen, was für das Verhältnis des Historikers zu den ihn umgebenden Zeitmächten nicht ohne Bedeutung war.

Von den beiden größeren deutschen politischen Ereignissen, welche in die Stille dieser auslaufenden Regierung einige Bewegung brachten, ist der Konflikt des preußischen Staates mit der römischen Kurie und dem erwachenden katholischen Massenbewußtsein in seiner Wirkung auf Rankes Historie bereits berührt worden: er bot ihm wichtige Anregungen vor allem bei der Geschichte der Reformationszeit[3] und sicherte diesem Werke wie schon vorher der Papstgeschichte einen größeren, aktuell interessierten Leserkreis. Im ganzen kam er also der Stellung seiner damals mit großen religiösen Weltkräften beschäftigten Historie

[1] Vgl. die lobenden Urteile Treitschkes und Sybels („Deutsche Geschichte" V S. 412 ff.; Sybel, Vorträge und Abhandlungen, München und Leipzig 1897. S. 300).

[2] Die ersten drei Bände entstanden noch unter Friedrich Wilhelm III., sie erschienen 1839/40; Bd. 4 und 5 erschienen 1843; Bd. 6 (Analektenband) als Nachzügler erst 1847.

[3] Auch zu einer kritischen Durchforschung der mittelalterlichen Papstgeschichte, deren einzelne Abschnitte er unter seine Schüler zu verteilen gedachte, schien ihm der „gegenwärtige Augenblick" überaus geeignet. Vgl. seinen Brief an Georg Waitz vom 9. Dezember 1838, in welchem er diesen Plan entwickelt. S.W. 53/4 S. 306 ff.

in den Zeitbewegungen zugute, mochte sie dabei auch hier und da schon Gefahr laufen, in fremdem, politisch-konfessionellem Sinne mißkannt oder gar mißbraucht zu werden. In seiner Seele selbst konnte dieser wachsende Kampf die irenischen Neigungen zwar nicht völlig ertöten, — dafür waren sie viel zu tief in seinem Wesen begründet, — aber er drängte sie immerhin zurück; denn Ranke, welchem die Tatsachen oberstes Gesetz waren, mochte bald erkennen, daß eine wirkliche Versöhnung zwischen den streitenden Konfessionen in naher Zukunft noch nicht zu hoffen sei. Einstweilen zog er sich stärker auf sein protestantisch-norddeutsches Empfinden zurück, wie sich das ja auch in der kräftigeren protestantischen Stimmung der Reformationsgeschichte ausspricht. In einem Briefe aus Berlin vom Dezember 1837 [1] berichtet Bunsen, daß er mit seinen vorgeschlagenen energischeren Maßregeln gegen den renitenten Kölner Erzbischof auch Rankes Zustimmung gefunden habe. Ranke mag das „allgemeine Gefühl der Freude" darüber geteilt haben, „daß der preußische Adler doch endlich seinen Flügelschlag hörbar gemacht hat". In welches Wespennest die preußische Regierung damit hineingriff, ist ihm wohl erst nachträglich klar geworden [2].

Das zweite deutsche Ereignis von einiger Tragweite war in diesen Jahren die Vertreibung der sieben Göttinger Professoren wegen ihres Protestes gegen die Aufhebung des hannoverschen Staatsgrundgesetzes durch König Ernst August. In diesem Ereignis lag zweifellos auch eine Bedrohung der selbständigen Wissenschaft und der akademischen Lehrfreiheit, deren auch Ranke als eines Lebenselementes bedurfte: er mag daher im stillen den gemaßregelten Kollegen nicht alle und jede Sympathie versagt haben. Indessen war doch der Anlaß zu ihrem berühmten

[1] Chr. K. J. Freiherr v. Bunsen, geschildert von seiner Witwe; deutsch von Fr. Nippold. Bd. 1. Leipzig 1868. S. 492. Anfang 1838 schreibt R. an seinen Bruder: „Politisch und kirchlich beginnt eine wichtige Epoche. Es werden Dinge kommen, an die man jetzt nicht denkt. Ein jeder muß sich rüsten." S.W. 53/4 S. 300.

[2] Vgl. die Ausführungen S.W. 49/50 S. 364 f.

Martyrium vor allem in ihrem politischen Verhalten zu suchen, auch wirkte das Ereignis in erster Linie als politisches Ferment: es regte in ganz Deutschland die konstitutionellen Ideen mächtig auf und stärkte so die Demokratie, in welcher Ranke schon längst seine gefährlichste Feindin erkannt hatte. Diese unsympathische Natur des Ereignisses hat wohl vor allem das absprechende Urteil verschuldet, welches aus Rankes Mund über zwei der populären Märtyrer überliefert ist. Im März 1840 soll er in einer Gesellschaft bei Bettina von Arnim die „unnützen, verkehrten Streiche" der Gebrüder Grimm scharf getadelt haben: sie hätten sich „etwas herausgenommen" [1]. Bettina, welche sich der beiden Grimm in ihrem exzentrischen Eifer besonders lebhaft angenommen hatte, war darüber so erbittert, daß sie ihrem ehemaligen Günstling endgültig ihr Haus verbot.

Mit den liberalen Berliner Schöngeistern verdarb es überhaupt Ranke in diesen Jahren mehr und mehr; äußerlich unterhielt er zwar noch einige Beziehungen zu Varnhagen; wie stark aber die innerliche Entfremdung zwischen ihm und seinem einstigen Gönner geworden war, zeigen die immer giftigeren Ausfälle, welche sich der alternde Literat in seinen Tagebüchern gegen Ranke leistete [2]. Dafür faßte nun aber der Historiker immer festeren Fuß in denjenigen Kreisen, welche er schon längst als ungleich wertvoller für seine Zwecke erkannt hatte.

Sein Verhältnis zu Eichhorn und Savigny blieb ein enges und freundschaftliches, auch nachdem er die von Eichhorn angetragene Redaktion der Staatszeitung abgelehnt und deshalb

---

[1] „Deutsche Revue", September 1901. S. 353 ff. Die Grimms hatten eine Unterstützung des Leipziger Unterstützungskomitees angenommen, das Ranke wegen des scharfen Aufrufes, den es erlassen hatte, besonders unsympathisch war.

[2] Vgl. die Publikation Wiedemanns in der „Deutschen Revue", August und September 1901. W. hat die Varnhagenschen Tagebücher im Original eingesehen. Bei dem Gebelfer Varnhagens wirkt allerdings auch die zur Gewohnheit gewordene, öde Schimpfmanier gegen alles und jedes mit, welche namentlich die späteren Bände seiner Tagebücher zu einer so unerquicklichen Lektüre macht.

zunächst „einigen Tadel“ über sich hatte ergehen lassen müssen[1]. Mit den Radowitz, Gerlach, Voß, Thiele, den Männern der kronprinzlichen Partei und Umgebung, unterhielt er freundliche Beziehungen, obwohl sie ihm wegen des „jakobinischen Anfluges“ seiner Zeitschrift politisch nicht ganz trauen mochten. Den Kronprinzen selber sah er wenigstens „von Zeit zu Zeit“[2]; obwohl er damals noch nicht zu seinem intimeren Bekanntenkreis gehörte, wurden also jedenfalls die persönlichen Bande nicht gelockert, welche ihn seit der Begegnung in Venedig mit dem Erben der preußischen Krone verknüpften[3]. Auch sonst durfte er sich fürstlicher Gunst erfreuen: 1837, auf seiner Entdeckerreise ins Weimarer Archiv, trat er in persönlichen Verkehr mit dem weimarischen Großherzogpaar und hat in seinen Tagebuchblättern eine anziehende Schilderung dieses kleinstaatlichen Hofes hinterlassen[4]. Recht wertvoll für die Zukunft sollten auch Beziehungen werden, welche ihn in diesen Jahren als Geschichtslehrer mit einer Reihe hochgestellter Schüler in Verbindung brachten. So hatte der junge Kronprinz Maximilian von Bayern im Winter 1831/32 Rankes Vorlesungen an der Berliner Universität besucht und von ihnen einen so tiefen Eindruck empfangen, daß er seitdem dem berühmten Historiker eine an Verehrung grenzende Hochachtung widmete[5]. Im Winter 1835/36 erhielt dann Ranke den ehrenvollen Auftrag, dem blinden Prinzen Georg von Cumberland, dem späteren letzten König von Hannover, neueste Geschichte vorzutragen; hauptsächlich um des zu erwartenden Gewinnes für die Historie willen nahm er an und bemühte sich nach Kräften,

[1] S.W. 53/4 S. 303.

[2] S.W. 53/4 S. 71.

[3] Varnhagen schilt mehrfach darüber, daß R. die politischen und religiösen Anschauungen des kronprinzlichen Hofes sich zu eigen gemacht habe, weil sie seiner Schwäche wegen ihres glanzvollen und mächtigen Auftretens unwiderstehlich imponiert hätten. „Deutsche Revue“, August 1901. SS. 221, 223.

[4] S.W. 53/4 S. 574 ff. Vgl. auch die Stelle S.W. 53/4 S. 297.

[5] Anfang 1837 sondierte Thiersch den Historiker, ob er geneigt sei, einen Ruf nach München anzunehmen. R. lehnte ab, weil er sich in Berlin durchaus wohl fühle. „Hist. Ztschr.“, III. Folge, Bd. 3, S. 559 ff.

seinem Zögling „gesunde Ideen" beizubringen[1]. An seinem Seminar nahm in diesen Jahren auch der junge Rudolf von Delbrück teil, der spätere preußische Staatsminister und Präsident des Reichskanzleramtes; aus Delbrücks Lebenserinnerungen ist zu ersehen, welchen nachhaltigen Eindruck auf ihn die objektive Art der Rankeschen Geschichtsforschung machte, wie sehr ihn namentlich ihr politisch-diplomatischer Charakter reizte[2]. Rankes Studienreisen zur deutschen Geschichte führten ihn übrigens im Jahre 1839 auch auf drei Wochen nach Paris. Dieser kurze Besuch wurde bedeutend dadurch, daß er ihn mit einem Zentralpunkt europäischen Lebens und europäischer Kultur bekannt machte, welchen er später noch öfter mit steigendem Wohlgefallen aufgesucht hat. Mochte er auch die politischen Ausstrahlungen der Lichtstadt an der Seine als für sein Vaterland schädlich abwehren, so konnte er sich doch dem bezaubernden Einflusse nicht entziehen, welchen das anregende Leben und Treiben dort auf ihn ausübte. Schon 1839 mag er Bekanntschaft mit einer Reihe geistvoller und gelehrter Franzosen geschlossen haben, in deren Mitte er sich dann immer wohl gefühlt hat[3].

So erweiterte sich in diesen Jahren der Kreis seiner Gönner und Freunde; vor allem wurden die Bande fester, welche ihn mit den herrschenden deutschen Gewalten verknüpften, die ja seiner Historie das meiste bieten konnten.

Noch vielversprechender wurden diese Aussichten, als im Juni 1840 Friedrich Wilhelm III. starb, den er nur einmal am 18. Januar desselben Jahres bei Gelegenheit des Ordensfestes genauer gesehen hatte[4], und als sein Sohn den preußischen Thron

---

[1] S.W. 53/4 S. 278. Übrigens auch ein Nebenmotiv für seine reservierte Haltung gegen die Göttinger Sieben! (Vgl. „Deutsche Revue", September 1901, S. 354.)

[2] Lebenserinnerungen von Rudolf v. Delbrück. Leipzig 1905. Bd. 1, S. 71 ff.

[3] Über den Pariser Aufenthalt von 1839 fehlen genauere Nachrichten. Einiges S.W. 53/4 SS. 310, 611, 628. „Deutsche Revue", August 1901. S. 224 f.

[4] S.W. 53/4 S. 578. R. wurde damals mit dem roten Adlerorden

bestieg, mit welchem Ranke seit Venedig in persönlichen Beziehungen stand. In der Eigenart dieses merkwürdigen Fürsten fanden sich zahlreiche Berührungspunkte mit Wesen und Geist des autonomen Denkers und Dichters: sie prädestinierten ihn gewissermaßen zum Mäzen.

Es gibt wohl unter den Regenten des neunzehnten Jahrhunderts nur wenige, welche eine so widersprechende Beurteilung durch Mit- und Nachwelt erfahren haben, welche der psychologischen Analyse so viele reizvolle Probleme zu lösen aufgeben wie dieser Romantiker auf dem Throne der Hohenzollern; denn in seinem Wesen sind in höchst persönlicher, künstlerisch anziehender Weise die heterogensten Zeitelemente dieses an widersprechenden Kräften so reichen europäischen Zentrallandes vereinigt: wohl in keinem anderen Lande wäre ein solches Phänomen möglich gewesen. Man kann ihn daher nur verstehen, wenn man neben den Faktoren seiner persönlichen Veranlagung auch die deutschen Zeitkräfte in Rechnung stellt, welche fast alle auf ihn eingewirkt haben.

Vor allem sind es zwei große politische Empfindungsreihen des deutschen neunzehnten Jahrhunderts, welche in seiner Seele zusammentreffen; einmal die für einen Sproß der stärksten Dynastie der Neuzeit, für den Regenten des festgefügtesten modernen Staates gleichsam erblichen Gefühle und Anschauungen: das absolutistisch-legitimistische Selbstgefühl eines Hohenzollernfürsten von altem Schlage und der herrische preußisch-partikularistische Stolz und Ehrgeiz, die so häufig in ihm aufbegehren. Diese realiter stärkste Macht seines geistigen Besitzes wird nun aber an vielen Punkten ganz überwuchert von einer zweiten Reihe politischer Empfindungen und Velleitäten, welche sich dem Sohne des neunzehnten Jahrhunderts unwiderstehlich aufgedrängt haben: von den nationalen und damit bis zu einem gewissen Grade auch den demokratischen Regungen der neuen Zeit. In ihren

IV. Klasse dekoriert. „Allgemeine Preußische Staatszeitung" Nr. 20 vom 20. Januar 1840.

letzten Konsequenzen unvereinbar, waren und sind diese beiden mächtigsten deutschen Agentien bis auf den heutigen Tag zu unaufhörlichen Kompromissen gezwungen. Sie hatten sich unter Friedrich Wilhelm III. im preußischen Staatskörper vielfach durchkreuzt: im Geiste des Regenten selber hatte im Grunde nur das eine Platz gehabt. In der Seele seines Sohnes und Nachfolgers dagegen haben sich beide zum ersten Male zu einer höheren Einheit verschmolzen: Friedrich Wilhelm IV. ist der erste preußische König gewesen, welcher ein Gefühl für die nationale Regung des Jahrhunderts gehabt hat, welcher aus innerem Drange heraus versucht hat, die deutsche Frage zu lösen. Das muß bei der Bewertung seiner Regierung stets festgehalten werden: sie bedeutet einen unbestreitbaren historischen Fortschritt gegen die Zeiten seines Vaters und ist als Vorstufe für die Entwicklungen einer späteren Epoche außerordentlich fruchtbar geworden.

Hart im Raume stießen sich nun freilich diese entgegengesetzten Dinge, leichter wohnten sie schon als Gedankengebilde beieinander. Und zu einer ausgleichenden Einigung in den idealen Regionen des Geistes fanden diese Kräfte nicht nur in der überhitzten deutschen Denker- und Dichteratmosphäre der Romantik ein ungewöhnlich günstiges Medium vor: sie trafen auch bei dem preußischen Thronerben auf eine dafür wie geschaffene seelische Veranlagung.

Dieser stets anregungsbedürftige, reizbare und wiederum leicht erschöpfte Geist, der schon früh leise pathologische Züge aufweist, interessiert sich im Grunde immer nur für die idealen Spiegelungen der Realitäten; alles genießt er wie ein Schauspiel; die verschiedenartigsten Menschen und Dinge bieten ihm vor allem intellektuellen oder künstlerischen Anreiz. So lebt er mehr in der Phantasie und im Gedanken als in der Wirklichkeit; so vielseitig seine Aufnahmefähigkeit für die Erscheinungen der Umwelt auch ist: ihre realen Kräfte vermögen doch immer nur als ideelle Potenzen, als Denker- und Dichtergebilde zu ihm zu sprechen; als praktische Faktoren haben sie ihm nur wenig zu sagen.

Sogar in der Sphäre des Gedankens konnten sich nun aber die widerstrebenden Zeitelemente, welchen hier scharf abgezirkelte logische Begriffe entsprachen, nicht ohne weiteres intellektuell vermählen: auch hier ließen sich die spröden Ingredienzien erst unter Zuhilfenahme subjektiver Momente, in der erhöhten Temperatur gemütlicher, religiöser, künstlerischer Regungen zu einer harmonischen Einheit verschmelzen. Und an solchen Kräften war die Seele dieses königlichen Theologen und Künstlers überreich: religiös-gemütliche Wogen tragen ihn mit Leichtigkeit über die Abgründe logischer Gegensätze hinweg; niemals erscheinen ihm die Dinge in ihrem nüchternen, rein verstandesmäßigen Lichte, unwillkürlich umspinnt er sie mit farbigen Reflexen und setzt sie zu lockenden, gaukelnden Phantasiegebilden zusammen.

Ein solches Tun und die Rauschzustände, welche es begleiten, erhöhen das Ichgefühl und machen unempfindlich gegen tiefgehende Einwirkungen der Außenwelt: in Friedrich Wilhelm IV. vereint sich das stolze Überlegenheitsbewußtsein eines absolutistischen preußischen Herrschers mit dem Selbstgefühl eines autonomen Denkers und Dichters. Trotz seiner vielseitigen Empfänglichkeit und Schmiegsamkeit bleibt er daher im Grunde unbelehrbar: bis zu seinem letzten lichten Momente hat er zäh an der Richtigkeit und Ausführbarkeit seiner politischen und kirchlichen Gedankengebilde festgehalten und seine Mißerfolge der Verständnislosigkeit oder gar Schlechtigkeit der Außenwelt zugeschrieben.

Auch in der menschlichen Seele bleibt das Gesamtquantum geistiger Energie konstant: was für die Tätigkeit des Denkens und Dichtens verausgabt wird, geht dafür der handelnden Energie verloren, und so lebt in diesem reichen Geiste trotz allen Selbstbewußtseins ein instinktives Gefühl von seiner Unzulänglichkeit in der Welt des Handelns. Man hat ihn wohl einen Hamlet genannt. So temperamentvoll er von seiner selbstbewußten königlichen Denker- und Dichterwarte aus unaufhörliche Vorstöße in das Gebiet des realen Lebens macht, so rasch flüchtet er wieder in seine Burg zurück, wenn er dabei auf einigen Widerstand trifft, an welchem seine geringe praktische Energie erlahmt. Er scheut

schließlich vor der Ausführung selbst seiner Lieblingspläne zurück, es ist ihm unmöglich, geradeswegs auf sein Ziel loszugehen, den Gehilfen seiner Ideale freie Bahn zu schaffen und die entgegenstehenden Willenskräfte mit der nötigen Härte zu brechen. Meist begnügt er sich damit, krampfhaft zu „befehlen", und läßt nach anfänglichem Aufbrausen resigniert geschehen, daß diese Befehle gar nicht oder doch unvollkommen ausgeführt werden. Ja, man hat bisweilen die Empfindung, daß es ihm mit seinen so impulsiv zur Schau gestellten Gefühlen und Velleitäten gar nicht solcher Ernst ist, wie es nach der pathetischen, lärmend-prunkvollen Aufmachung scheinen könnte, daß er halb unbewußt mit ihnen spielt.

Da er nun aber anderseits im Herzen unerschütterlich von der Richtigkeit seiner großen Denker- und Dichtergebilde überzeugt bleibt, da er vor allem von der mystischen Allmacht seiner königlichen Würde tief durchdrungen ist, so entwickelt er jene „Art von Beständigkeit, welche zum Ajournieren, aber nicht zum Aufgeben bereit ist" [1], d. h. er läßt die Menschen und Dinge einstweilen gewähren, er „effaciert" sich mit der reservatio mentalis, ihnen bei Gelegenheit doch wieder den königlichen Herren zu zeigen.

Erleichtert wird ihm dieses abwartende und anschmiegende Verhalten durch die große Vielseitigkeit seines Wesens, in welchem die verschiedenartigsten Regungen dieses gärenden Übergangszeitalters Platz haben, welches Berührungspunkte mit den heterogensten Menschen der Umwelt aufweist. Er differenziert sich gewissermaßen nach seiner Umgebung hin. So ist ein Stück Gerlach, Manteuffel, Bismarck, Radowitz, Bunsen, Camphausen, Dahlmann, Arndt und Herwegh in ihm. Mit allen vermag er leicht und gern eine größere oder kleinere Strecke Weges zu gehen; — aus Scheu vor Konflikten und schmiegsam bis zur Würdelosigkeit, wie er nicht selten ist, geht er auch wohl weiter mit ihnen, als er innerlich dürfte, und wird so unaufrichtig: schließlich kommt aber immer einmal der Punkt, wo er halt macht, umkehrt

[1] Leopold v. Gerlach, Denkwürdigkeiten I S. 99.

und die Enttäuschten stehen läßt. Es entsteht so in der königlichen Umgebung ein Zustand fortwährenden Auf- und Abwogens, ein unaufhörliches Vordringen und Zurückprallen der verschiedenartigsten, befugten und unbefugten Persönlichkeiten, welche alle in der elastischen Eigenart des Königs gewisse Fortschrittsmöglichkeiten für ihre Bestrebungen haben, welche aber eben in dieser zähen und unzuverlässigen königlichen Art auch wieder ihre Beschränkung finden; ein Zustand, der keinen entschiedenen Willen voll befriedigen kann, unter welchem die den Staat haltende und stützende preußische Bureaukratie schließlich ihre eigenen Wege geht und so wenigstens notdürftig das politische tägliche Brot beschafft; die Art des Königs findet eine notwendige Ergänzung in der nüchternen Routine eines Otto von Manteuffel.

Friedrich Wilhelms Schicksal ist es so, immerfort Erwartungen zu erregen und immerfort Enttäuschungen zu bringen: alle meinen ihn zu besitzen und keiner hat ihn doch in Wahrheit ganz. Sogar den Historikern ist es ähnlich mit ihm ergangen: bald haben sie einen larmoyant-phantastischen Schwächling, bald einen zielbewußten, bedeutenden Staatsmann aus ihm machen wollen, — alles mit einigem Scheine von Recht. Wer ihn wahrhaft verstehen will, darf nicht die seelischen Maßstäbe einer späteren, in harter praktischer Schule gereiften Zeit an ihn legen. Trotz seiner anachronistischen Neigungen und der bitteren Empfindungen, die er bei den meisten Zeitgenossen erregt hat, ist er doch ein vollkommener Ausdruck dieses Übergangszeitalters: er ist das echte und rechte Kind dieser zwischen autonomes Denken und Dichten und politisches Handeln gestellten, romantisch-doktrinären Nation, dieses zwischen Altpreußentum und modernem Deutschtum hin und her geworfenen Staatswesens. Darum hat er doch eine Mission erfüllt und verdient in der Entwicklung des deutschen neunzehnten Jahrhunderts nicht den schlechtesten Platz.

Man erkennt mit Leichtigkeit, wie kongenial in mehr als einer Beziehung dieser geistvolle Herrscher dem autonomen Historiker war, welchen außerordentlichen Eindruck diese fesselnde Persönlichkeit auf Rankes Geist und Gemüt machen mußte.

Schon an sich war ein hochgestellter Staatsmann oder gar der König eines mächtigen Staatswesens für den Historiker eine Interesse und Ehrfurcht gebietende Erscheinung: doppelt und dreifach wurde sie das, wenn es sich um den königlichen Herrn desjenigen Staates handelte, in welchem seine Historie allmählich ihre sicherste Zufluchtsstätte erkannt hatte, wenn dieser Herr überdies Rankes Denker- und Dichternatur und -neigungen in weitgehendem Maße teilte und daher zum Mäzen wie geschaffen erschien. Trotz seiner impulsiven und heftig aufbegehrenden Art war Friedrich Wilhelm IV. doch in höherem Sinne mild und leidenschaftslos; auch sein liebster Aufenthalt waren die idealen Gefilde des Geistes, in welche er, Schutz suchend vor den unheimlichen Konflikten der realen Welt, häufig und gern seine Zuflucht nahm. Auch Friedrich Wilhelm IV. trug in sich ein gefestigtes mystisch-religiöses Bewußtsein seiner heiligen Mission und Eigenart; auch er fühlte die Wallungen des „innerlichen Gottes" und knüpfte sein Dasein an höchste metaphysische Kräfte an. Aber auch die politisch-kirchlichen Pläne und Ideen, mit welchen er sich schon längst als Kronprinz getragen hatte, mit welchen er jetzt nach seiner Thronbesteigung offener hervortrat, mußten für den Historiker Ranke viel Anziehendes, ja Bestechendes haben.

Nicht minder merkwürdig als die Entstehung dieser schimmernden Gedanken- und Phantasiegebilde ist wohl ihre praktische Wirkung auf die Zeitbewegungen gewesen. Sie haben dieselben zunächst unleugbar gefördert: das Schiff des preußischen Staates, welches sich in den letzten Jahren Friedrich Wilhelms III., durch entgegengesetzte Strömungen festgehalten, im wesentlichen auf demselben Fleck gedreht hatte, treibt nunmehr unter ihrem leisen Drucke wenn auch langsam und unter steten Hemmungen im Strome der Zeit vorwärts. Und anderseits haben sie wiederum genügend retardierende Kraft entwickelt, um es später aus den Stromschnellen und Kataraкten, in welche es geraten war, vorsichtig herausbugsieren und in ein gesicherteres Fahrwasser zurücklenken zu helfen. Sie und ihr königlicher Träger sind also

keineswegs so unwirksam gewesen, wie gemeinhin angenommen wird; man kann auch die realen Faktoren, welche die Entwicklungen der Folgezeit bestimmt haben, fast alle in ihnen wiederfinden. In den ständischen Ideen des Königs z. B. spiegelt sich ein Gefühl wieder für das ihrer relativen Stärke angemessene Verhältnis der beiden kämpfenden innerpolitischen Mächte zueinander: Monarchie und Demokratie erscheinen hier in der Weise abgestuft, daß die realiter stärkste, die Monarchie, durchaus vorherrscht, während der innerlich unschädlich gemachten Demokratie ein dienender und im Sinne des Ganzen nutzbringender Anteil am Staatsleben zugedacht ist. Wirklich hat ja auch die Folgezeit etwas diesem Verhältnisse nicht Unähnliches in Preußen hervorgebracht. In dem deutschen Reichsbilde Friedrich Wilhelms IV. ferner erscheinen die realen deutschen Mächte in der Weise angeordnet, daß sich um das Zentrum Preußen die Klein- und Mittelstaaten zu einer engeren Einheit gruppieren, innerhalb welcher der nationalen Demokratie nicht unwesentliche Rechte eingeräumt werden, während die andere deutsche Großmacht Österreich in einem loseren Außenverhältnis zu dem Ganzen steht. Es ist nicht schwer, die Analogien mit der Struktur des modernen Deutschen Reiches und mit seinem Bundesverhältnis zu Österreich nachzuweisen.

Und doch ist das instinktive Mißtrauen, welches die Zeitgenossen diesen Ideen entgegenbrachten, nicht unberechtigt. Weisen auch die Kompromisse, welche die tatsächliche Entwicklung dann zustande gebracht hat, manchen verwandten Zug mit den Phantasiekompositionen des Königs auf, so sind sie doch dem Geiste nach durchaus von ihnen verschieden, und die Art, auf welche sie zustande gekommen sind, ist eine ganz andere, als wie sie der König erträumt hat. Fast alles ist schließlich unter seinen Händen anders geworden, als er es sich ursprünglich gedacht hat, und er hat die Enttäuschung darüber bitter empfunden. Seine Lösungen der Zeitfragen sind eben politische Denker- und Dichtergebilde, denen zwar eine gewisse feinfühlige und ahnende Voraussicht innewohnt, welche aber der schöpferischen politischen

Kraft entbehren. Ihre an sich unbestreitbare Wirkung auf die Zeit ist auch mehr passiv und negativ als aktiv und positiv gewesen: sie haben den unter Friedrich Wilhelm III. künstlich zurückgehaltenen neuen Kräften des Jahrhunderts zwar freieren Spielraum verstattet und sie dann wieder hinreichend beschränken helfen, aber die eigentlich nutzbringende Arbeit ist doch eben von den widerstrebenden Kräften selber geleistet worden, welche ihre Vertreter in den sich bekämpfenden Persönlichkeiten der königlichen Umgebung und der Ministerien hatten. Jene königlichen Phantasien schweben über diesen sich kreuzenden Bestrebungen und den praktischen Kompromissen, welche sie miteinander eingehen, fast wie eine fata morgana, welche ein fernes, später zu erreichendes Ziel in phantastischer Verzerrung wiederspiegelt, aber denjenigen irreführt, der ihr nachzugehen versucht. Es sind so gleichsam Gebilde einer politischen vierten Dimension: in der realen Welt praktischer, staatsmännischer Arbeit nahmen sie sich wie ziemlich körperlose Schemen aus.

Eben diese vorausahnende, die Resultate vorwegnehmende Denker- und Dichternatur der königlichen Ideen mußte sie aber Ranke sehr sympathisch machen [1], denn auch seine eigene „Politik" war innerlich wesensverwandter Art. Dazu zeigten diese königlichen Ideale viele äußere Ähnlichkeit mit Rankes Gedankengebilden: allen Zeitkräften war darin ein geschichtlich begründeter Platz zugewiesen, und zwar so, daß dem Alten durchaus die Vorherrschaft blieb, während doch auch dem Neuen sein Recht geschah. Vor allem aber gedachte der König mit Hilfe dieser Ideen die Fragen der Gegenwart ohne Krisen und Katastrophen, durch geistige Überlegenheit, durch „organische Entwicklung" zu

[1] Wiedemann berichtet, Ranke habe im Gespräch dem König „eine besondere ‚Feinfühligkeit' in politischen Dingen; eine ihrer selbst gewisse Wahrnehmung des Kommenden aus weiter Ferne her; ein in tiefsinniger Ahnung richtig erfaßtes Vorauserkennen der aus den widerstreitenden Interessen der Staaten unter gewissen Eventualitäten zukünftig sich ergebenden Komplikationen; ein danach berechnetes Verhalten; eine Ansicht der Weltverhältnisse, umfassender als die der andern" zugeschrieben. „Deutsche Revue", November 1891. S. 173. Vgl. auch die Stelle S.W. 51/2 S. 471.

lösen; — dieses Zauberwort, mit welchem alle diese vor der politischen Leidenschaft erschreckenden Männer die Entwicklung um die Kämpfe zu betrügen hofften, ohne welche nun einmal große Neubildungen nicht ins Leben treten können, hatte aber in Rankes Ohren einen besonders guten Klang. Mochte daher auch seinem klaren, realistischen Verstande manches Phantastische an des Königs Idealen widerstehen, mochte auch seinem geschulten Auge die romantische Verfälschung der historischen Farbentöne in den königlichen Phantasiegemälden nicht entgehen, so überwogen doch die anziehenden Bestandteile, und überdies war er einem so mächtigen, geistvollen und leutseligen Herrn gegenüber zu weitgehender Nachsicht geneigt. In den ersten Jahren der neuen Regierung erscheint Ranke durchaus als Anhänger des neuen Kurses.

Zunächst ließen sich die Dinge ja auch recht vielversprechend an. Die große nationale Erregung z. B. über die französischen Angriffsgelüste im Orient und am Rhein, bei welchen sich der neue König von Preußen in so wirkungsvoller populärer Beleuchtung zeigte, war anfangs ganz nach Rankes Sinn. In Band 43/44 der Sämtlichen Werke urteilt er zurückblickend über diesen nationalen Aufschwung: „Zum erstenmal seit Jahrhunderten fand eine Schilderhebung der Franzosen keinen Anklang an irgendeiner Seite in Deutschland," vielmehr erhob sich über ganz Deutschland „das germanische Bewußtsein einer neuen Macht, die schon gegen Napoleon das beste getan und seitdem bei alle dem Ungenügenden, das die öffentlichen Zustände darboten, erst recht gekräftigt worden"[1]. Eben die Loslösung des deutschen Nationalempfindens von französisch-demokratischen Sympathien war ja ein Hauptziel seiner Historisch-politischen Zeitschrift gewesen, er konnte daher mit dieser Regung so lange einverstanden sein, wie sie seine Historie nicht gefährdete. Als er im August des folgenden Jahres persönliche Bekanntschaft mit dem gestürzten französischen Minister Adolphe Thiers schloß, welcher ihm in Berlin einen Besuch ab-

[1] S.W. 43/4 S. 361.

stattete, dabei die Geschichte der Päpste höchlich lobte und den Eindruck seiner „schlechten Rodomontaden" vom vorigen Jahre zu verwischen suchte, indem er für ein Bündnis zwischen Frankreich und Preußen plädierte, stand Ranke augenscheinlich noch unter dem Eindruck des Geistes von 1840: er hielt Thiers zurückweisend die französischen Rheineroberungsgelüste entgegen und glossierte seine Aufzeichnung darüber mit den Worten: „Ich bezweifle gar nicht, daß die Zeit kommen wird, wo man noch einmal die Waffen versucht" [1]. Einige Jahre später kam ihm freilich diese politische Massenbewegung auch in ihrer nationalen Gestalt schon nicht mehr so ganz unbedenklich vor; 1843 bei einem Aufenthalt in Paris notierte er in sein Tagebuch: „Der Mensch soll nie leben in den abgemachten Gedanken, die er hinnimmt wie etwas Fertiges. Das Edelste, Beste verdirbt ihm unter der Hand. Mich widert schon der nationale Enthusiasmus an, der so nobel war" [2]. Eine nationale Bewegung, welche die autonome Erkenntnis bedrohte, ging eben über das Maß desjenigen hinaus, was der Historiker an nationaler Gesinnung billigen konnte. Aber zunächst, wie gesagt, schien dieser nationale Aufschwung seinem Lebensziele eher förderlich zu sein.

Auch die zweifelhaften kirchlichen und kulturellen Maßnahmen der neuen Regierung scheinen ihn anfangs noch nicht zurückgestoßen zu haben, wozu die Freundschaft mit dem zum Kultusminister erhobenen Eichhorn einigermaßen mitgewirkt haben mag. Varnhagen bezeichnet Ranke im Oktober 1841 als den einzigen, der den neuernannten, aber schon allgemein unbeliebten Kultusminister noch lobe [3], und bemerkt im Juni 1842, der Historiker habe in einer Gesellschaft bei dem Philosophen Steffens

---

[1] S.W. 53/4 S. 578 ff. Über den Besuch Thiers vgl. auch S.W. 53/4 S. 72 und 51/2 S. 424.

[2] S.W. 53/4 S. 581. In einem Schreiben an Kronprinz Max von Bayern vom 30. August 1845, worin er ihn zur Geburt eines Sohnes und Erben beglückwünscht, steht der Satz: „Man hat so viel von einer imaginären Einheit Deutschlands geredet, daß man das Nötigste, Eintracht, darüber zuviel vergessen hat." S.W. 53/4 S. 330.

[3] Tagebücher Bd. 1. Leipzig 1861. S. 342.

durchblicken lassen: er kenne das „Losungswort", das bei Hofe und bei den Ministern in kirchlichen Dingen gelte[1]. Varnhagens bösartige Glossen dazu zeigen, daß er Ranke für einen innerlich unaufrichtigen, feigen und charakterlosen Nachbeter der höfischen Orthodoxie hielt. Allerdings mochten die pietistischen Allüren des neuen Kurses Ranke, der ja an und für sich eine gewisse Neigung für solche Geistesrichtungen hatte, so lange unbedenklich erscheinen, wie ihre schlimme Wirkung noch nicht offen zutage trat. Später hat er sie freilich hauptsächlich wegen der allgemeinen Mißstimmung, die sie hervorriefen, höchlich bedauert.

Und ähnlich war wohl auch seine Stellung zu den ständischen und deutschen Velleitäten des Königs: sie hatten so lange im allgemeinen seine Billigung, wie zu hoffen stand, daß ihnen der schon längst als notwendig erkannte Ausgleich der Zeitkräfte gelingen werde. In dem Maße, wie diese Hoffnung schwand, mußte dagegen seine Stimmung gegen sie besorgter und kritischer werden. Jedenfalls scheint er ihnen aber zunächst freundlich abwartend gegenüber gestanden zu haben[2].

Zu diesen sympathischen politischen Adspekten kamen noch mancherlei äußere und innere Einflüsse hinzu, um ihn in diesen ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms IV. mehr und mehr mit dem Staate verwachsen zu lassen, der ursprünglich nur sein Adoptivvaterland gewesen war, in dessen Boden er aber im Laufe der Jahre immer tiefer Wurzel geschlagen hatte.

Auf dem Gebiete wissenschaftlicher Bestrebungen z. B. entfaltete er eine vielseitige und fruchtbringende Tätigkeit. An der Universität war er jetzt ein angesehener Mann und galt als eine Hauptstütze der politisch konservativen historischen Richtung[3]; in

[1] „Deutsche Revue", September 1901. S. 358.

[2] Eine Nachwirkung dieser Stimmung möchten wir auch in der günstigen Beurteilung sehen, welche er den Bestrebungen des Königs in diesen Jahren in dem Buche „Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen" und besonders in seiner Biographie des Königs zuteil werden läßt.

[3] Varnhagen ergeht sich in seinen Tagebüchern in besonderen Wutausbrüchen gegen die reaktionäre Clique Ranke, Raumer, Lachmann, Pertz usw. „Deutsche Revue", September 1901.

der Berliner Akademie der Wissenschaften, welcher er seit 1832 angehörte, hat er in diesen Jahren eine lebhafte Tätigkeit entwickelt[1]; mit dem Kreis seiner Schüler stand er in Verbindung durch wissenschaftlich interessierte Korrespondenzen[2]; er hat 1847 in einem Gutachten über die Neubesetzung des durch Ludens Tod erledigten Lehrstuhles für Geschichte in Jena über einige von ihnen bemerkenswerte Urteile gefällt[3]. Vornehmlich Rankes Verdienst war es, daß auf dem Germanistentag zu Frankfurt a. M. im Jahre 1846 die Herausgabe der deutschen Reichstagsakten angeregt und beschlossen wurde[4], ein Unternehmen, welchem die Stürme des Jahres 1848 verhängnisvoll werden sollten; — sein Name und seine Beiträge gereichten der von Dr. A. Schmidt in diesen Jahren herausgegebenen „Zeitschrift für die Geschichtswissenschaft" zur besonderen Zierde[5].

Nicht ohne Bedeutung für die endgültige Seßhaftmachung des Historikers auf Berliner Boden war wohl auch, daß sich der beinahe achtundvierzigjährige im Jahre 1843 entschloß, mit einer englisch-irischen Dame von guter Herkunft und feingebildetem Geiste, welche er auf einer Studienreise nach Paris und London hatte kennen lernen, den Bund der Ehe einzugehen, und daß ihm in den folgenden Jahren vier Kinder geboren wurden. Als Familienvater war er damit fester an die Scholle gebunden, welche seiner Historie so reichliche Früchte trug und noch tragen sollte.

Auch in diesen Jahren befestigte und erweiterte sich ferner der Kreis von interessanten oder einflußreichen Persönlichkeiten,

[1] Varnhagen beklagt sich besonders, daß R. dagegen opponiert habe, daß dem Historiker Preuß, den V. sehr in sein Herz geschlossen hatte, die von der Akademie beschlossene Herausgabe der Werke Friedrichs des Großen übertragen werde. Vgl. die oben erwähnte Publikation Wiedemanns.

[2] Vgl. die Briefe an Sybel und Waitz in Bd. 53/4 der S.W.

[3] „Deutsche Revue", Januar 1904. S. 86 f.

[4] Stenzel, G. A. H. Stenzels Leben. Gotha 1897. S. 370 ff.

[5] R. veröffentlichte in dieser Zeitschrift die Mitteilungen aus Mitchells Memoiren (S.W. 51/2 S. 331 ff.) und den Aufsatz „Über die Versammlung der französischen Notabeln im Jahre 1787" (S.W. 12 S. 338 ff.).

welche seiner Historie die Anregung und Förderung gewähren konnten, deren sie nun einmal bedurfte. Bedeutungsvoll in dieser Hinsicht war einmal die schon erwähnte Studienreise des Jahres 1843, welche ihn über Paris nach London führte. Namentlich das Pariser Milieu, die glänzende Verbindung von Literatur, Wissenschaft und Politik, welche dort so viele ausgezeichnete Vertreter hatte, bereicherte seinen Geist um wertvolle Eindrücke und angenehme Erinnerungen. Eine Tagebuchaufzeichnung[1] über das Paris von 1843 weiß die gute Lebensart, die feine Liebenswürdigkeit dieser Menschen wohl zu würdigen; mit ihren konventionellen politischen und religiösen Anschauungen kann sie sich freilich weniger befreunden. In dieser Beziehung bot ihm die Heimat mehr. Nicht nur in den wissenschaftlich, literarisch oder künstlerisch angeregten Berliner Gesellschaften der vierziger Jahre war Ranke ein oft und gern gesehener Gast, er fand auch immer mehr Eingang in Kreise, welche zu den Spitzen des preußischen Staates in Beziehung standen oder gar ihnen selbst angehörten. So standen ihm die Häuser seiner zu dornenvollen Ministerämtern aufgestiegenen alten Gönner Savigny und Eichhorn weiter offen[2]; er wird 1843 als Gast beim Minister des Auswärtigen von Bülow genannt[3]; Ranke war neben dem konservativen Staatsrechtslehrer Stahl und dem zwar liberalen, aber durch seine Wissenschaft und seine Beziehungen zum Könige hochangesehenen Alexander von Humboldt der einzige Universitätsprofessor, welcher bei dem russischen Botschafter von Meyendorff verkehren durfte[4], — eine Bekanntschaft übrigens, welche später nicht ganz ohne politische Folgen bleiben sollte.

[1] S.W. 53/4 S. 580 f. Über den Besuch in Paris und die dabei geschlossenen Freundschaften vgl. S.W. 53/4 SS. 72 f., 640 f.

[2] Bei Eichhorn hat er wohl den späteren Kultusminister v. Mühler kennen gelernt, den Eichhorn im November 1840 in sein Ministerium gezogen hatte. Wie R. Wiedemann erzählte, ersuchte ihn Mühler damals um seinen Beirat in Universitätsfragen, besonders bei Besetzung von Professuren. Das habe er indessen abgelehnt. „Deutsche Revue", November 1892. S. 234 f.

[3] Tagebücher Varnhagens v. Ense Bd. 2 S. 234.

[4] „Deutsche Revue", April 1892, S. 109.

Wohl die wertvollste und politisch folgenreichste Freundschaft aber, welche Ranke in diesen Jahren schloß, war die mit dem Rittmeister Edwin von Manteuffel, damals persönlichem Adjutanten des Prinzen Albrecht. Dieser künstlerisch und wissenschaftlich interessierte Offizier hatte Rankes Vorlesungen über neueste Geschichte an der Universität gehört und einen gewaltigen Eindruck von ihnen empfangen. Ihnen schrieb er das Verdienst zu, daß er vor dem damals in seinen Kreisen herrschenden konservativen Doktrinarismus bewahrt geblieben sei und gelernt habe, „daß die nationale Selbständigkeit und das Staatsinteresse niemals dem abstrakten Prinzip untergeordnet werden dürfen“ [1]. Dem Gelehrten seinerseits mochte der enthusiastische Beifall seines Zuhörers wohltun, ein Beifall, „wie ihn nur ein junger Mann fühlen konnte, der mitten im Leben stand und bereits die Vorboten revolutionärer Bewegungen um sich erscheinen sah“ [2]. So kam es zwischen dem autonomen Historiker und dem zukünftigen Feldmarschall zu einem engen Freundschaftsverhältnis und auf seiten Manteuffels bald zu einer schwärmerischen Verehrung für den berühmten Freund, welche entsprechend der Eigenart dieses „Bayard mit einem leisen Zug zum Don Quixote“, wie ihn A. Dove charakterisiert [3], zwar nicht ganz frei von Spuren theatralischer Affektation blieb, aber doch in ihrem Kerne echt war.

Durch Manteuffel wurde dann Ranke auch beim Prinzen Albrecht eingeführt, welcher bei aller Festigkeit seiner konservativen Grundsätze die geistige Empfänglichkeit nicht verleugnete, „die den Hohenzollern überhaupt eigen ist“ [4]. Diese Bekanntschaft war einige Jahre hindurch gleichfalls eine sehr intime: Ranke hat dem Prinzen historische Vorträge gehalten und ist nach

---

[1] Dove, Ausgewählte Schriftchen S. 248.

[2] S.W. 53/4 S. 634. Es sei daran erinnert, daß die Beziehungen Rankes zu den Manteuffels möglicherweise bis in die Zeit in Frankfurt a. O. zurückreichen; s. oben (S. 60 f. Anm.).

[3] a. a. O. S. 236.

[4] S.W. 53/4 S. 634.

eigenem Zeugnis oft von ihm besucht worden. Aber nicht nur bei hochstehenden Berliner Persönlichkeiten und preußischen Prinzen, auch bei anderen deutschen Fürstlichkeiten fanden Ranke und seine Historie eine immer herzlichere Aufnahme.

Ein eifriger Hörer seiner Vorlesungen war z. B. im Winter 1841/42 der Kronprinz von Württemberg, welcher den Historiker durch einen Ausspruch über die Identität von Geschichte und Religion erfreute[1]; vor allem aber gestaltete sich das Verhältnis zu seinem Schüler von 1831/32, zum Kronprinzen Maximilian von Bayern, immer enger. Dieser für die Wissenschaft so empfängliche Fürstensohn widmete den Schriften seines hochverehrten Lehrers ein besonders liebevolles und eifriges Studium[2]; seiner herzlichen Freundschaft gab er auch dadurch Ausdruck, daß er 1846 Pate bei Rankes Töchterchen stand. Sein ständiger Instruktor und Berater für Geschichte und Staatswissenschaft, diejenigen Fächer, für welche er besonderes Interesse zeigte, war seit 1842 Wilhelm von Dönniges, einer der befähigtsten unter Rankes Schülern. Um diese Persönlichkeit brach in den Jahren 1845/46 ein politisch-konfessioneller Konflikt aus, welcher den Historiker zu einem ungewöhnlichen Schritt zugunsten seiner Schüler und der bedrohten Wissenschaft veranlaßte.

Als eifriger Protestant war nämlich Dönniges den bayrischen Ultramontanen schon längst ein Dorn im Auge; König Ludwig glaubte ihn daher 1845 der wachsenden katholischen Opposition seines Landes opfern zu müssen und verfügte seinen Rücktritt von der Stellung beim Thronerben. In einem Briefe an Ranke beklagte sich der Kronprinz bitter über diesen Verlust[3], und da sich lange Zeit hindurch kein wissenschaftlich zureichender katholischer Ersatzmann finden ließ, wagte es Ranke im Juni 1846 in einem persönlichen Schreiben an König Ludwig[4], um den Wiedereintritt

---

[1] S.W. 53/4 S. 318.

[2] Vgl. die Briefe R.s an Kronprinz Max S.W. 53/4 SS. 330, 332.

[3] „Deutsche Revue", Januar 1904, S. 84.

[4] „Deutsche Revue", Januar 1904, S. 84 ff. Vgl. auch die Festrede A. Doves „Ranke und Sybel in ihrem Verhältnis zu König Max",

Dönniges' oder doch wenigstens um die Berufung eines gemäßigten Protestanten zu bitten. Galt es ja doch, der autonomen Wissenschaft die Stätte zu erhalten, welche sie am bayrischen Königshofe gefunden hatte! Recht charakteristisch sind die Argumente, mit welchen Ranke den König zu gewinnen sucht: unter voller Anerkennung der katholischen Bedürfnisse Altbayerns appelliert er doch an die Toleranz, welche der König zum Heile der deutschen Nation schon so häufig betätigt habe. Die höhere Idee der Nation müsse immer mehr die konfessionellen Gegensätze überwinden: „Ich sehe im Geiste die Barrieren, welche unsere Nation noch immer in verschiedene religiöse Lager trennen, ebenso zusammenfallen, wie die Zollhäuser, die der merkantilen Absonderung dienten, gefallen sind, als Ew. Majestät Ihren Entschluß gefaßt hatten!" Eine irenische Zukunftshoffnung, welcher die Tatsachen freilich nur wenig entsprochen haben! Dönniges blieb zwar der vertraute Freund des Kronprinzen, erhielt aber seine Stellung als dessen wissenschaftlicher Beirat zunächst nicht wieder. Erst als 1847 das ultramontane Ministerium Abel gestürzt worden war, durfte er wieder in ein amtliches Verhältnis zu Maximilian treten[1].

Diese bayrische Episode konnte übrigens Ranke deutlich zeigen, was für eine sichere Heimstätte seine Historie bei der protestantischen Großmacht Preußen inzwischen gefunden hatte. Mit Friedrich Wilhelm IV. spann sich in diesen Jahren das freundliche Verhältnis fort, welches den Historiker schon mit dem Kronprinzen verbunden hatte. Ohne gerade zu den Vertrauten des Königs zu gehören, war er doch hin und wieder bei Hofe eingeladen[2], seine Werke erfreuten sich fortgesetzt der allerhöchsten Teilnahme, und auf die persönliche Initiative des Königs hin[3]

München 1895, S. 9 f. (Die Rede ist wiederabgedruckt in den „Ausgewählten Schriftchen" S. 110 ff.)

[1] Vgl. den Artikel „Dönniges" in Bd. 5 der A.D.B.

[2] Reumont z. B. erwähnt R. als Gast bei der königlichen Tafel am 23. November 1843. „Aus König Friedrich Wilhelms IV. gesunden und kranken Tagen". Leipzig 1885, S. 45.

[3] In einem Briefe an Stenzel vom 3. August 1841 erwähnt R., daß

wurde er 1841 zum Historiographen des preußischen Staates ernannt. Damit kam zu den Banden, welche ihn schon längst mit diesem sympathischen Staatswesen verknüpften, noch eine starke Fessel hinzu; Preußen erkannte er auch nunmehr definitiv als seine Heimat an. In einem Briefe vom 5. Mai 1841 lud er seine Brüder Heinrich und Ferdinand ein, sich gleichfalls unter dem Schutze dieses starken Staates anzusiedeln: „Ich denke, wir versammeln uns noch einmal alle unter die Fittiche des Adlers, unter dem unsere kleine Heimat liegt. Für mich ist es ein Glück und Lebensbedürfnis, einem Staate anzugehören, mit dessen Intentionen — im allgemeinen verstanden — ich übereinstimme“ [1].

In dieser lebhaften Sympathie Rankes für das Preußen Friedrich Wilhelms IV. und in der unruhigen Art des Königs, welcher es liebte, die verschiedenartigsten Menschen, die einmal sein Interesse erregt hatten, für seine politischen Ideale nutzbar zu machen, welcher sie dabei meist an den verkehrten Platz stellte, weil es ihm an Sinn für die praktische Verwendbarkeit individueller Eigenart gebrach, lag nun aber wiederum eine gewisse Gefahr für den autonomen Historiker: die Gefahr nämlich, in die immer weiter greifenden Strudel dieser ideologischen Politik mit hineingezogen zu werden. Sein Heiligstes, die Wissenschaft, hätte dabei leicht innerlich und äußerlich Schaden nehmen können.

Schon sein neues Amt als Historiograph des preußischen Staates brachte es mit sich, daß er in allerlei historisch-politischen Fragen zu Rate gezogen wurde. Im Jahre 1843 z. B. gab er auf die Aufforderung der Minister Eichhorn, Savigny und Bülow hin, welche vom König selbst dazu veranlaßt worden waren, sein

---

„der Gedanke in dem König selbst entsprungen“ sei. Beilage zur „Münchener Allgemeinen Zeitung“, Jahrgang 1892. Beilage Nr. 70.

[1] S.W. 53/4 S. 315. Als er am 26. Dezember 1847 dem Kronprinzen Max den zweiten Band der preußischen Geschichte übersandte, gestand er ihm: „Ich leugne gar nicht, daß ich an dem Ereignis, das ich schildere, der Hebung des hiesigen Staates, einen lebendigen Anteil an den Tag lege.“ S.W. 53/4 S. 332.

Gutachten über die Frage ab, ob es rätlich sei, die beiden politischen Testamente Friedrichs des Großen in die von der Akademie der Wissenschaften vorbereitete Gesamtausgabe der literarischen Werke des großen Königs aufzunehmen. Obwohl er den außerordentlichen Wert dieser Schriftstücke für die Historie voll anerkannte, mußte er doch von der Veröffentlichung abraten, weil die Gefahr vorliege, daß sie politisch mißverstanden und mißbraucht werden könnten[1]. Blieb dieses Gutachten immerhin noch innerhalb der Grenzen seiner wissenschaftlichen Tätigkeit, so kamen in diesen Jahren noch andere Aufforderungen an ihn, welche drohten, ihn in politische Bestrebungen zu verwickeln, die seiner Natur fremd und schädlich waren.

Nach einer von Wiedemann mitgeteilten Notiz Giesebrechts[2] ist Ranke im Anfang der neuen Regierung bei ihren Plänen zur Reform der Preßverhältnisse um seinen Rat gefragt worden. Möglicherweise geschah das Ende 1842 — Anfang 1843, als der König mit den Ministern und Radowitz über diese Dinge konferierte[3], und den Anlaß mögen die Vorschläge gegeben haben, welche der Historiker seinerzeit in dem Aufsatz „Über die Trennung und die Einheit von Deutschland" gemacht hatte. Rankes Auslassungen sollen dann freilich „so unbestimmter Natur, so erfüllt mit gegenteiligen, einander aufhebenden Erwägungen, so restriktiv und dubitativ" ausgefallen sein, daß sie praktisch nicht verwendbar schienen. Vielleicht hängt hiermit eine andere Angelegenheit zusammen, welche G. Eilers, damals im Kultusministerium die rechte Hand Eichhorns, in seinen Lebenserinnerungen erwähnt. Unter dem Eindruck der sich häufenden Preßangriffe gegen die Verwaltung seines Chefs hatte nämlich Eilers in diesen Jahren[4]

[1] S.W. 53/4 S. 667 ff. Nach Wiedemanns Vermutung sollen sich in Rankes Nachlaß noch andere Gutachten aus dieser Zeit z. B. über Schulfragen finden. Worauf sich diese Vermutung stützt, teilt W. nicht mit („Deutsche Revue", April 1892, S. 112 f. Anm.).

[2] „Deutsche Revue", April 1892, S. 110 f.

[3] Vgl. darüber Hassel, Radowitz I SS. 113 ff., 380 ff.

[4] Eilers, Meine Wanderung durchs Leben. Bd. 4, S. 163 ff. Eilers verlegt diese Vorgänge ins Jahr 1843, indessen notiert Varnhagen schon

ähnlich wie einst Perthes, wenn auch zu ganz anderen politischen Zwecken, den Plan zu einer umfangreichen offiziösen Abwehrpublizistik entworfen. Wie 1831 wollte sich aber die selbstbewußte preußische Bureaukratie, welche hochmütig auf das Literatentum herabsah, schließlich nur zur mageren Unterstützung eines wissenschaftlichen Blattes verstehen. Nun soll Ranke, dessen Rat Eichhorn darüber einholte, hierfür die seit einer Reihe von Jahren in Berlin erscheinende „Literarische Zeitung" des Dr. Brandes in Vorschlag gebracht und auch seine eigene Mitarbeit in Aussicht gestellt haben. Als er dann aber erfuhr, daß seine Beiträge der Kontrolle des ihm wissenschaftlich unzulänglich dünkenden Eilers unterworfen werden sollten, soll er sich mit den Professoren Trendelenburg und Twesten, welche gleichfalls ihre Mitwirkung versprochen hatten, verstimmt von dem Unternehmen zurückgezogen haben.

Einer der wichtigsten Momente seines Lebens aber trat nach Rankes eigenem Urteil ein, als er von dem Generaladjutanten und Vertrauten Friedrich Wilhelms IV., von Thiele, in den ersten Jahren der neuen Regierung die vertrauliche Anfrage erhielt, ob er geneigt sei, dem König in seinen ständischen Bestrebungen Rat zu geben und ihm zu dienen[1]. Eine politische Mitwirkung bei diesen Experimenten, welche den Lebensnerv des preußischen Staates berührten, hätte in der Tat unabsehbare Folgen für den autonomen Historiker nach sich ziehen können; es war daher von größter Bedeutung für ihn, daß er darauf „mit aller Bescheidenheit" doch „nur negativ" antworten konnte: „Denn so genau kannte ich die inneren Zustände der preußischen

---

am 12. Januar 1842 in sein Tagebuch (Bd. 2 S. 9): „Der Minister Eichhorn nimmt die ‚Literarische Zeitung', welche Dr. Brandes redigiert, in seinen Schutz und Sold, sie soll ein Organ der Rechtgläubigkeit, der historischen Schule und der Schellingschen Philosophie werden." Es scheint daher, daß das von Eilers angegebene Datum nicht stimmt, und man müßte den Vorgang etwa ins Jahr 1841 setzen. Er könnte dann mit einen Anlaß gebildet haben, daß R. bei der Preßreform von 1842/43 zu Rate gezogen wurde.

[1] S.W. 53/4 S. 71 f.

Provinzen doch nicht, um bei dem Ausbau einer ständischen Verfassung Rat zu geben, der dann auch schwerlich befolgt worden wäre". Diese Begründung ist nicht uninteressant. Wie einst bei der Ablehnung jener Aufforderung zu publizistischem Auftreten, welche die Spenersche Zeitung im Jahre 1826 an ihn gerichtet hatte, bildet auch jetzt wieder das charakteristische Hauptargument, mit welchem der Historiker das Ansinnen zu politischem Handeln von sich weist, sein Mangel an spezieller Sach- und Fachkenntnis: bei einer wesentlich auf Erkenntnis gerichteten Natur müssen ja auch die gleichsam wissenschaftlichen Qualitäten zugleich zu obersten politischen Wertmaßstäben werden. Indessen scheint der Relativsatz doch auch schon auf ein gewisses Mißtrauen gegen die neue Regierung zu deuten, welches sich zunächst mehr gegen die Art als gegen den Inhalt ihres Auftretens gerichtet haben mag. Diese mit der steigenden demokratischen Zeitbewegung zunehmende Bedenklichkeit hat wohl auch einiges Verdienst daran, daß sich der Historiker nicht auf politische Abwege locken ließ, von denen aus er nur schwer den Heimweg wiedergefunden haben würde. Überdies hatte sich seine Historie durch ihre letzten Erfolge eine so angesehene Stellung erworben, daß sie hoffen durfte, durch treues Festhalten an ihrem eigensten Prinzip noch am besten gefördert zu werden.

Unter den Werken Rankes, welche in diesen Jahren entstanden, ist zunächst eine gründliche Umarbeitung der „Serbischen Revolution" zu erwähnen, welche 1844 erschien. Das Büchlein von 1829 hat darin im wesentlichen die erweiterte und etwas abgeblaßte Form bekommen, mit welcher es später in Band 43/44 der Sämtlichen Werke übergegangen ist; die Ereignisse sind bis zum Regierungsantritt Alexander Karageorgiewitschs in den Jahren 1842/43 forterzählt. Jene optimistische Perspektive auf eine gedeihliche Entwicklung des Landes, mit welcher die erste Auflage so hoffnungsvoll geschlossen hatte, war inzwischen durch den Gang der Dinge erheblich getrübt worden. Ranke muß auch gestehen, daß „die heutige Lage der serbischen Angelegenheiten" nicht

gerade geeignet sei, „großes Vertrauen einzuflößen“ [1]; gleichwohl können solche Unvollkommenheiten und zeitweiligen Rückschritte seinen Blick nicht von den großen Linien der Entwicklung ablenken: diese aber zeigen einen unverkennbaren Fortschritt. Das Schlußbild, welches die Lage Serbiens und der Türkei im Jahre 1844 malt [2], weist denn auch die bekannten Züge von Rankes orientalischem Programm auf. Die mühsam gewonnenen Grundlagen der Kultur in Serbien erscheinen ihm doch zu fest, als daß sie wieder zerstört werden könnten; die Zukunft wird sie vielmehr noch weiter stärken. Im Türkenreiche aber wird die Emanzipation der Rajah unaufhaltsam fortschreiten, und Aufgabe des Abendlandes muß es sein, diese Entwicklung unter möglichster Schonung des Islams zu fördern: „Die christlichen Nationen müssen eine administrative und juridische Unabhängigkeit gewinnen, die ihnen möglich macht, sich ihrer ursprünglichen Natur und den Lehren der Religion, die sie mit uns bekennen, gemäß zu entwickeln.“ Daß übrigens die Erhaltung der Türkei dabei für Ranke nicht oberste Bedingung ist, verrät der Schlußsatz, welcher vielsagende Möglichkeiten andeutet: „Wir setzen dabei voraus, daß die europäischen Mächte gesonnen bleiben, die Integrität des türkischen Gebietes aufrechtzuerhalten, daß nicht Ereignisse eintreten, die jenseits aller Voraussicht liegen, und in denen sich die ewigen Geschicke, die Gott weiß, rasch und unwiderstehlich vollziehen.“

Politisch näher als diese trotz 1840 immerhin abgelegeneren orientalischen Vorgänge standen ihm nun freilich die Entwicklungen und Kämpfe, welche sich vor seinen Augen in seinem Heimatlande abspielten. Vor allem die Gärungen, welche durch die Reaktion des internationalen demokratischen Prinzips auf die

[1] 2. Auflage von 1844. S. 395. Interessant ist, daß R. die innere Unsicherheit der serbischen Zustände u. a. auch dem gestiegenen Einfluß „der westlichen Nationen und ihrer Ideen“ schuld gibt. Dieser Seite der serbischen Bewegung wird überhaupt in der Neubearbeitung eine viel größere Beachtung geschenkt als in der 1. Auflage. Rankes Augen sind inzwischen für die internationalen Eroberungszüge seines Feindes geschärft worden.

[2] Wiederabgedruckt S.W. 43/4 S. 268 ff.

deutsche Staatenwelt, insbesondere auf das experimentierende Preußen der vierziger Jahre verursacht wurden, waren der Aufmerksamkeit eines Mannes wohl wert, der einmal in den Zeitbewegungen eine niemals auszuschöpfende Erkenntnisquelle sah, der überdies immer deutlicher zu fühlen begann, daß das seinem eigenen Wesen feindseligste politische Element dabei in bedrohlichem Vordringen sei. Solche Motive mögen dazu mitgewirkt haben, daß er 1843 nach dem vorläufigen Abschluß der Reformationsgeschichte Paris aufsuchte mit der Absicht, durch lebendige Anschauung einen Begriff vom Wesen der führenden demokratischen Nation zu gewinnen und die Geschichte ihrer großen Revolution, dieser ersten und mächtigsten Explosion der seitdem weltbewegenden kontinentalen Demokratie, zum Gegenstande eines eingehenderen Studiums zu machen[1]. In den Studien von 1826/27 hatte er überdies hierfür schon vorgearbeitet; ferner bestand eine innere Analogie zwischen Reformation und Revolution: beides waren Epochen gewaltigster Massenbewegungen, die beiden größten dieser Art, welche in den neueren Jahrhunderten vorkamen, so daß man sehr wohl von der einen direkt zur anderen gelangen konnte.

Indessen wäre dabei in seiner Geschichtschreibung, deren Absicht ja immer auf fortschreitende „allgemeine Umfassung" gegangen war, eine klaffende Lücke entstanden: die für die Gegenwart so ungeheuer wichtige Zwischenzeit, deren Grundzüge er in dem Aufsatze über die „großen Mächte" so genial skizziert hatte, wäre unberücksichtigt geblieben; der historische Unterbau hätte gefehlt, welcher nach seiner universalen Auffassung allein das Schwergewicht einer Geschichte neuester Ereignisse hätte tragen können. Politisch wäre er überdies gleichsam dem Programm seiner Zeitschrift untreu geworden: er hätte den festen Schutzwall verlassen, welchen diese in der historisch-transzendenten Idee des

[1] S.W. 5/4 S. 72 f. Als Frucht dieser Pariser Archivstudien über die große Revolution hat man den Aufsatz „Über die Versammlung der französischen Notabeln im Jahre 1787" (S.W. 12 S. 338 ff.) zu betrachten, der 1846 in Schmidts „Zeitschrift für die Geschichtswissenschaft" erschien.

Staates, in der autonomen „großen Macht" den Welteroberungsgelüsten demokratischer Theorien entgegengestellt hatte, und ein solches Bollwerk konnte in einer Zeit ansteigender Massenbewegung und experimentierender Unsicherheit doppelt wichtig werden. Solche inneren Momente historischer und vielleicht auch politischer Natur, zu denen dann noch äußere Anlässe hinzukamen, mußten ihn dazu drängen, zunächst das großartige Programm durchzuführen, welches er sich in jenem Aufsatze über die „großen Mächte" selber gesetzt hatte, und statt einer Epoche, welche eine Welt konservativer staatlicher Werte vernichtete, lieber das klassische Zeitalter der Ausbildung und größten Wirksamkeit des absoluten Staates in Angriff zu nehmen.

Nun gab es aber unter den großen Mächten des 17. und 18. Jahrhunderts, welchen er sich demnach zu widmen gedachte, eine, welche den soeben von der Reformationszeit herkommenden Geschichtsforscher zunächst aus rein historischen Gründen besonders anziehen mußte: diejenige Macht nämlich, in welcher jenes religiös-nationale Element der Reformation seinen kräftigsten staatlichen Ausdruck gefunden hatte: eben das norddeutsch-protestantische Preußen. Hierdurch ergaben sich wichtige innere Beziehungen zur Reformationsgeschichte, denen zugleich eine aktuelle Bedeutung zukam: nicht nur die Demokratie suchte Preußen ungestüm in deutsch-nationale Wege zu drängen, auch Friedrich Wilhelm IV. und seine Umgebung liebten es ganz besonders, den religiösen und nationalen Charakter des preußischen Staates zu betonen. Sie suchten auch Ranke in ihrem Sinne zu beeinflussen: Herr v. Thiele z. B. erwartete, der Historiker werde die Kräfte, deren Ursprung er im 16. Jahrhundert nachgewiesen hätte, nun auch für Preußen ins Gefecht führen[1]; ähnlich gestimmte Freunde Rankes sahen denn auch später in seiner preußischen Geschichte gleichsam den zweiten Teil der Reformationsgeschichte[2].

Eine solche Tendenz, welche das Preußen des 18. Jahrhunderts wesentlich als religiös-nationale Macht begriffen hätte,

[1] S.W. 53/4 S. 73.
[2] S.W. 53/4 S. 53.

wäre nun aber mit der historischen Wahrheit in bedenklichen Widerspruch geraten: hatte doch Ranke schon in seiner Papstgeschichte ausgeführt, daß im 18. Jahrhundert die Zeiten vorüber waren, in denen die religiösen Antriebe Europa beherrschten, daß diesen damals nur noch eine charakterisierende Bedeutung für die einzelnen staatlichen Individuen zukam, denen sie ihre Färbung mitgeteilt hatten. Und überdies verlangte die politisch so wertvolle Idee der „großen Macht", welche gerade in den gegenwärtigen Kämpfen wichtig werden konnte, daß eine solche ihre Normen einzig ihrem inneren Lebensbedürfnis entnahm und sich weder von religiösen, noch von demokratischen internationalen Strömungen ihr Verhalten vorschreiben ließ. Nicht als dienendes Organ eines allgemeinen, übergeordneten religiös-nationalen Prinzips durfte ihm daher das Preußen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. erscheinen, sein Ziel war vielmehr, „das partikularistische Leben des preußischen Staates zu begreifen und darzustellen"[1]; der Hauptgegenstand seiner „Neun Bücher preußischer Geschichte" wurde „die Erhebung des Kurfürstentums Brandenburg zu einer europäischen Macht"[2] und das erste Auftreten Preußens als solcher.

Einige mehr äußerliche und zufällige Momente wirkten endlich gleichfalls mit, daß er sich zunächst der Geschichte seines Heimatstaates widmete. Die Ernennung zum Historiographen des preußischen Staates barg eine Verpflichtung in sich, welche sein Unternehmen als ein „ohnehin sehr geziemendes" erscheinen ließ[3]. Vor allem aber wurden ihm auch die Materialien zuteil, ohne welche er seine Absicht kaum hätte durchführen können[4]. Während das Pariser Nationalarchiv für die Geschichte der Revolution weniger bot, als er erwartet hatte, entdeckte er doch

---

[1] S.W. 53/4 S. 53.

[2] S.W. 53/4 S. 74.

[3] Beilage zur „Münchener Allgemeinen Zeitung", Jahrgang 1892. Beilage Nr. 70.

[4] Vgl. darüber die Stelle S.W. 53/4 S. 74 und die Vorrede zur 1. Auflage. S.W. 25/6 S. VII ff.

in ihm einen Schatz, welcher eine ungeahnte Fülle originaler Mitteilungen über das Preußen Friedrichs des Großen enthielt: die Berichte des französischen Gesandten Valori. In London, in Dessau und Dresden fanden sich weitere wertvolle Ergänzungen, besonders aber wurden ihm die preußischen Archive in liberalster Weise geöffnet. So konnte er hoffen, ein Werk zustande zu bringen, das nicht nur in der Auffassung, sondern auch im Detail einen Fortschritt über die Bücher von Preuß und die preußische Geschichte seines alten Freundes Stenzel hinaus bedeutete[1].

Die inneren Gesichtspunkte, welche zur Entstehung der „Neun Bücher preußischer Geschichte" führten, beherrschen auch deren Ausführung. Die „große Macht" Preußen, ihr allmähliches Werden und ihr europäisches Debüt in den beiden ersten Schlesischen Kriegen: das ist das charakteristische Leitmotiv, welches das ganze Werk durchzieht.

Die einleitenden Kapitel[2] steigen zu den Quellen hinauf, aus welchen dieser große europäische Strom zusammenfloß. Als älteste und wichtigste historische Grundlage der Macht Friedrichs des Großen erscheint demnach das Territorialfürstentum, welches sich im Laufe der Jahrhunderte immer kräftiger und geschlossener auf der verfallenden Einheit des alten Reiches erhebt; auf „das reichsgesetzmäßige Fürstentum mit seinen Erbrechten und Anwartschaften"[3] geht letzten Endes der preußische Staat zurück. Lag in diesem territorialen Auflockerungsprozeß die ursprünglichste Möglichkeit für das Aufkommen eines gegenüber Kaiser und Reich im wesentlichen selbständigen deutschen Staatswesens, so bewirkten weitere internationale Kräfte, daß ein solcher Territorial-

[1] Die Konkurrenz mit Stenzel war diesem und auch Ranke selber unangenehm; in einem Briefe an Stenzel vom 6. Oktober 1845 suchte R. seinen alten Freund über seine Motive aufzuklären und zu beruhigen. S. die oben zitierte Beilage zur „Münchener Allgemeinen Zeitung".

[2] In der Neubearbeitung der S.W., den „Zwölf Büchern preußischer Geschichte", sind diese einleitenden Kapitel des ersten Buches erheblich erweitert und daraus vier Bücher gemacht worden, welche Bd. 25/6 der S.W. bilden.

[3] S.W. 29 S. 306.

staat auch zu europäischer Bedeutung emporsteigen konnte. In innigster Wechselwirkung mit dem deutschen Territorialwesen, wenngleich in seinem Ursprung keineswegs politischer Natur, war der Protestantismus emporgekommen, der sich dann zu einem weltbewegenden europäischen Prinzip auswuchs. In dem Inselreiche England hatte er zwar schon eine große Macht mit seinem Wesen erfüllt, aber auf dem Kontinente entbehrte er einer hinreichenden staatlichen Vertretung, nachdem Schweden in seiner kurzen großmächtlichen Laufbahn gescheitert war. Hierin lag eine weltgeschichtliche Möglichkeit für das weitere Emporkommen eines protestantischen deutschen Territoriums: das große protestantische Prinzip brauchte einen starken Staat, welcher es gegen das Übergewicht der katholischen Weltmächte nicht nur im deutschen Reiche, sondern auch auf dem gesamten Kontinente verteidigte [1]. Geographische Bedingungen wiesen dabei auf Norddeutschland hin; denn ringsum war die Welt schon von großen Mächten eingenommen, in Norddeutschland allein „war noch ein Platz für eine große europäische Selbständigkeit" [2].

Innere Kräfte endlich befähigten den preußischen Staat dazu, nun auch wirklich in die große Bestimmung hineinzuwachsen, welche ihm durch diese deutschen und europäischen Möglichkeiten vorgezeichnet war. Die innere Konsolidation dieses ursprünglich aus heterogenen Bestandteilen zusammengewürfelten Gebildes wird aufmerksam verfolgt, vor allem erhalten die Verdienste des bis dahin in der preußischen Geschichte „übel berufenen" [3] Friedrich Wilhelm I. eine gerechtere Würdigung: dieser König schmiedet in Armee und Verwaltung die scharfen Waffen, mit welchen sein Sohn für Preußen den Rang einer großen Macht erkämpft. In Friedrich II. gelangt dann die Idee der selbständigen europäischen Großmacht Preußen zum schärfsten Ausdruck: „Er be-

[1] 1. Aufl. Bd. I S. 47 ff. Auf S. 180 f. (S.W. 25/6 S. 496) schränkt er die konfessionelle Grundlage Preußens bezeichnenderweise ein und betont, daß trotz seines protestantischen Charakters „der Zweck und Sinn seines Daseins mit nichten konfessioneller Natur" war.

[2] S.W. 25/6 S. V.

[3] S.W. 53/4 S. 74.

trachtete sich fast mehr zufällig als deutschen, dem Wesen nach als europäischen Fürsten“ [1].

Eine gar zu ausschließliche Betonung des nicht nationalen, partikularistischen Charakters der europäischen Großmacht Preußen hätte nun aber nicht nur in einem allzu schroffen Gegensatz zu dem Preußen Friedrich Wilhelms IV. und zu den Bestrebungen des Jahrhunderts gestanden, sie wäre auch nach Rankes Auffassung der historischen Wahrheit kaum gerecht geworden. Nach Möglichkeit sucht er daher Momente hervor, welche die harten Züge des preußischen Egoismus mildern und Preußens gleichwohl vorhandene große nationale Verdienste dartun sollen. Schon das deutsche Territorialfürstentum an sich hat nach seiner Auffassung großen Anspruch auf die Dankbarkeit der Nation, welche ihm ja mehr als kulturelle denn als politische Einheit erscheint: es hat „die Freiheit des nationalen Genius“ gegen eine Zentralgewalt gerettet, welcher doch manche fremde Züge anhafteten; es hat „das besondere Leben von den Formen, welche diese (sc. die allgemeinen Ideen) im Gange der Weltgeschichte angenommen hatten, nicht erdrücken lassen“ [2]. Ein gewaltiges nationales Verdienst erwirbt es sich dann in der Reformationsepoche, in welcher es den Protestantismus, das echte Produkt des deutschen Geistes, vor Vernichtung bewahren hilft [3]. Derjenige Territorialstaat, in welchem dann das protestantische Element seinen sichersten Hort findet, muß daher schon aus diesem Grunde als deutsch-nationaler κατ' ἐξοχήν erscheinen. Freilich kann Ranke nicht leugnen, daß das Territorialfürstentum weiterhin „für die Einheit und äußere Macht der Nation schon zu stark“ geworden ist, aber er leitet daraus wenigstens nationale Pflichten für es ab: einmal die oberste Pflicht, dem verhängnisvollen Einfluß, welchen fremde Staaten im Dreißigjährigen Kriege in Deutschland erworben hatten, entgegenzutreten und dann die weitere, durch feste innere Ordnungen zugleich die nationale Gesamtwohlfahrt zu fördern.

[1] S.W. 29 S. 224.

[2] 1. Auflage von 1847. Bd. 1 S. 3. Ähnlich S.W. 25/6 S. XV.

[3] S.W. 25/6 S. XVII.

„Wenn wir nicht irren, im eigentümlichen Bewußtsein dieser Pflichten" habe sich vor allem das Brandenburgisch-Preußische Territorialfürstentum entwickelt[1].

Mit Genugtuung hebt Ranke demgemäß an den Figuren der preußischen Herrscher nationale Züge hervor, wo er solchen begegnet. Die Bemühungen Friedrichs I. um die deutsche Wissenschaft z. B. erscheinen ihm „königlich und zugleich national": „Einen besseren Bund konnte der preußische Staat nicht schließen, als mit dem auf richtigem Wege sich fortentwickelnden Geiste der deutschen Nation"[2]. Eine solche Richtung durfte ja auch auf Rankes vollen Beifall zählen! An dem Banausen Friedrich Wilhelm I. waren zwar keine solchen Verdienste zu loben, dafür findet seine für Preußen selbst so unzweckmäßige Treue zu Kaiser und Reich eine eingehende Würdigung und möglichste Entschuldigung. Sogar an Friedrich dem Großen wird einmal hervorgehoben, daß er doch nicht „ein so schlechter Deutscher" war, um das ihn bekriegende Österreich oder das zweideutige Hannover dem verbündeten Frankreich aufzuopfern[3]. Das entscheidende nationale Verdienst bleibt freilich allemal, daß die Großmacht Preußen eben im Verfolgen ihrer partikularen Großmachtziele doch zugleich das deutsche Interesse wahrt; denn indem sie sich eine eigene Einflußsphäre in Deutschland erwirbt, verdrängt sie das fremde Übergewicht im Vaterlande und sichert damit das oberste nationale Bedürfnis der Unabhängigkeit[4].

Der schwierigste Punkt im nationalen Sinne, zugleich die große Frage bei den deutschen Plänen Friedrich Wilhelms IV. und überhaupt bei den deutsch-nationalen Bestrebungen des Jahrhunderts, ergab sich nun freilich aus dem Verhältnis Preußens

[1] S.W. 25/6 S. XX.

[2] S.W. 25/6 S. 457.

[3] S.W. 27/8 S. 467. An Friedrich II. ist ihm dessen Irreligiosität unbequem; er sucht sie zu mildern und verzeichnet mit Genugtuung Augenblicke, in denen auch der große Skeptiker auf dem Throne sein Herz „den allgemeinen Überzeugungen des menschlichen Geschlechtes" eröffnet. Vgl. z. B. S.W. 29 SS. 165, 193.

[4] Vgl. die Ausführungen S.W. 29 S. 4.

zu Österreich, in dessen altangestammter Kaiserwürde die Idee der nationalen Einheit ihre oberste historische Repräsentation besaß. Die Wichtigkeit dieses Verhältnisses wird von Ranke voll anerkannt: „In der natürlichen Verbindung mit Österreich und dem natürlichen Gegensatz gegen dasselbe bewegte sich von jeher die politische Geschichte von Preußen“ [1]. Man kann aus seinen Äußerungen zu den Kämpfen des 18. Jahrhunderts einigermaßen entnehmen, wie er damals über die Frage des deutschen Dualismus dachte. Im ganzen läßt er durchblicken, daß ihm bei einem Einverständnis der beiden Großmächte das Gesamtinteresse der Nation am besten gewahrt erscheint, freilich nur bei einem solchen, welches Preußen durchaus gleiche Rechte zugesteht. Von diesem Gesichtspunkte aus beurteilt er z. B. den Berliner Vertrag von 1728 zwischen Friedrich Wilhelm I. und dem Kaiser: an sich nützlich, weil er „die stärksten deutschen Kräfte vereinigte, die Gesichtspunkte des Friedens und gegenseitigen Vertrauens zwischen den beiden Religionsparteien erneuerte“, erscheint er gleichwohl verhängnisvoll, weil Preußen darin gegenüber Österreich benachteiligt ist [2]. Die abweisende Haltung des Kaiserstaates gegen das preußische Unterstützungsangebot vom Jahre 1833 entlockt Ranke sogar Worte des Tadels [3], obwohl er begreift, aus welchen Motiven sie hervorging: „Das war überhaupt für die Macht der deutschen Nation das Verderblichste in dem alten Reichssystem, daß diese nur aus der selbständigen Kraft der größeren Gebiete hervorgehen konnte; daß aber, sobald eine solche sich erhob, in dem Reichsoberhaupte darüber eine Eifersucht entstand und entstehen mußte, die ihm früherhin Unterdrückung, jetzt, wo daran nicht zu denken war, ein Beiseitehalten derselben wünschenswert erscheinen ließ, selbst in so dringenden Fällen wie der damalige“ [4]. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint dann Friedrichs Kampf gegen Österreich fast wie eine nationale Tat: indem er

[1] S.W. 27/8 S. 516.
[2] S.W. 27/8 S. 72.
[3] S.W. 27/8 S. 209.
[4] S.W. 27/8 S. 211 f.

seinem Staate die Gleichberechtigung als große Macht gegenüber dem Kaiserstaate erringt, fördert er die nationale Lebenskraft; in Preußen ist damit „eine große, zugleich deutsche und europäische Selbständigkeit gegründet, welche das volle Gefühl der Unabhängigkeit seit Jahrhunderten zum erstenmal wieder in die Gemüter brachte, durchdrungen von dem Stolze, auch in bezug auf die Weiterbildung der Welt anderen voranzugehen“ [1].

Wollte man aus diesen Aussprüchen einen Rückschluß auf Rankes damalige politische Anschauungen in der deutschen Frage wagen, so ergäbe sich demnach etwa folgendes: Preußen muß sich seine historische europäische Selbständigkeit als große Macht unbedingt erhalten; damit fördert es zugleich am besten die deutsch-nationale Sache. Gegenüber Österreich ist ein Zustand gegenseitigen Einvernehmens am wünschenswertesten; aber nur unter voller Wahrung der preußischen Gleichberechtigung. Eine solche Meinung, welche sich auf dem geschichtlich Gewordenen aufbaut und wesentlich das Bestehende sanktioniert, würde ein starkes Gefühl für die preußische Staatsidee verraten und wertvolle defensive Eigenschaften gegen Vergewaltigungen, sei es von demokratisch-nationaler, sei es von österreichisch-mittelstaatlicher Seite her, besitzen; große, weitergreifende Tendenzen allerdings würden ihr nicht innewohnen: ein nationales Aufgehen der europäischen Großmacht Preußen in Deutschland müßte ihr als verhängnisvoller Selbstmord erscheinen, aber auch eine radikale und offensive Lösung des Dualismus durch Blut und Eisen gegenüber den Rivalen würde ihr fernliegen. Bei aller klaren Erkenntnis und trotz der zunehmenden Stärke seines preußischen Empfindens trennte doch den autonomen Historiker eine letzte, unüberschreitbare Kluft von einem Manne wie Bismarck: sie wird durch das verschiedene Empfinden zweier Jahrhunderte gebildet.

Ein Geschichtswerk, in welchem der preußische Staat im wesentlichen als selbständige europäische Großmacht und nur nebenbei als deutsch-nationaler Faktor auftrat, stand in einem

[1] S.W. 29 S. 308.

unverkennbaren Gegensatz zu den Bestrebungen, welche Friedrich Wilhelm IV. in den vierziger Jahren verfolgte. Dem Könige, welcher in seiner romantischen Weise Anschluß an die große nationale Bewegung des 19. Jahrhunderts suchte, mußte es unlieb sein, an die gleichsam extra-nationale Natur seiner Krone erinnert zu werden. Es ist daher begreiflich, wenn er mit Rankes Vorhaben zunächst „nicht ganz einverstanden" war. Erst als er den dritten Band zu Gesicht bekam, welcher die Bemühungen Friedrichs II. für Kaiser Karl VII. und das Reich schilderte, meinte er, „das Buch werde nun eben ganz deutsch", und hielt mit seinem Beifall nicht länger zurück[1].

In einem noch viel schneidenderen Gegensatze als zu den Ideen des Königs stand nun freilich Rankes Auffassung zu den demokratisch-nationalen Kräften des neuen Jahrhunderts, welche täglich ungestümer den preußischen Thron umdrängten. Der auf sich beruhende europäische Großstaat Preußen war ja gerade das störende Hindernis, welches sich ihren Zielen überall in den Weg stellte. Ihr radikaler Flügel fühlte instinktiv in diesem starken Staatswesen einen der gefährlichsten Widersacher der Demokratie und gedachte, das verhaßte Preußentum überhaupt mit Stumpf und Stiel auszurotten; aber auch die gemäßigteren Richtungen, welche die in Preußen schlummernden Kräfte für ihre Zwecke nutzbar machen wollten, um es dann allmählich in Deutschland aufgehen zu lassen, waren eifrig bemüht, ihm den europäischen Großmachtkitzel auszutreiben[2] und wollten ihm höchstens noch ein nationales Daseinsrecht zugestehen. Unmöglich konnten sie daher Rankes Auffassung billigen. Überdies erschien das Buch zu einer Zeit[3], in welcher diese reißenden Strömungen täglich mehr anschwollen, ja, der letzte Band kam in einem Augenblick heraus, in welchem sie bereits die schützenden Dämme durchbrochen

[1] S.W. 53/4 S. 53.

[2] Vgl. die charakteristischen Ausführungen J. G. Droysens vom Jahre 1845 über Preußens Doppelnatur in G. Droysen: Joh. Gust. Droysen. I. Leipzig und Berlin 1910. S. 276 f.

[3] Band 1 und 2 erschienen 1847, Band 3 1848.

hatten und den selbständigen preußischen Staat mit einer vernichtenden Katastrophe bedrohten.

Bei einer so schlimmen Konjunktur für die autonome Historie war es gleichsam unvermeidlich, daß die „Neun Bücher preußischer Geschichte" bei den meisten Zeitgenossen auf eine höchst kritische Stimmung, ja, auf den heftigsten Widerspruch stießen. Politische Leidenschaft schärfte ihren Blick für angebliche oder wirkliche Mängel des Buches. Die Verehrer geschichtlichen Heroentums z. B. nahmen Anstoß an Rankes glatter Manier, die Figuren der preußischen Herrscher zu zeichnen. Allerdings erscheinen solche bedeutenden historischen Persönlichkeiten in seinen späteren Werken immer mehr wie wichtige, aber nur blaß kolorierte Kulminationspunkte von Entwicklungskurven, welche bei oberflächlicher Lektüre nur wenig suggestive Wirkung ausüben[1]. Aber die politisch gestimmten Ankläger Rankes sahen darin nicht vornehmlich eine Folge seiner universalen geschichtlichen Auffassung und auch der abgeklärten Leidenschaftslosigkeit seines Empfindens, sondern witterten dahinter wahrheitswidrige Vertuschungsversuche aus höfischer Liebedienerei. Sie glaubten mit moralischem Pathos dagegen protestieren zu müssen[2]. Selbst Rankes alter Gönner

[1] Sogar Rankes bewundernder Freund Manteuffel, dessen eigenes politisches Empfinden in romantischer Weise mit Persönlichkeitswerten verquickt erscheint, wagte einmal einen leisen Protest gegen diese Manier, die Persönlichkeit aus überpersönlichen, historischen Motiven zu konstruieren. Im Jahre 1873, als Ranke die Herausgabe des Briefwechsels Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen vorbereitete, diskutierten beide Freunde brieflich das Verhalten Kaiser Nikolaus' beim Ausbruch des Krimkrieges. R. war geneigt, hinter den gewaltsamen und polternden Maßnahmen des Zaren einen wohlüberlegten Plan zu suchen, während sie Manteuffel einfach auf das bis zum Größenwahnsinn gesteigerte Selbstgefühl des Autokraten zurückführte. Dabei entschlüpfte ihm der bezeichnende Satz: „. . . Verehrter Freund, Sie glauben nicht an Übereilungen bedeutender Männer!" Dove, Ausgewählte Schriftchen S. 266.

[2] So in zwei Broschüren A. Zimmermanns: „Über die neueste preußische Geschichtsforschung" und „Über Rankes Auffassung König Friedrichs II.", welche beide 1848 in Berlin erschienen. Ähnlich äußerte sich Carlyle in einem Briefe an Varnhagen: „Rankes Fehlschlag überrascht mich nicht: wenn ich ein Preuße oder nur Deutscher wäre, würde ich mich

Johannes Schulze nahm Anstoß an dem Streben, „so viel wie möglich alles in einem wohlgefälligen Lichte erscheinen zu lassen und solche Maßregeln und Handlungen, die tadelnswert waren und bleiben, entweder gar nicht oder nur leicht zu berühren“ [1]. Als Heilmittel wurde dem Historiker die Bekehrung zur Demokratie anempfohlen. In einem scharf abweisenden Artikel der „Haude und Spenerschen Zeitung“ [2] z. B. wurde er dringend ermahnt, von der höfisch-archivalischen Untugend zu lassen und künftig wieder „mit uns auf den Boden aller Geschichte zu treten, d. h. mitten unter das Volk“. Dann werde seine Darstellung „auch wieder diejenige Größe gewinnen, welche der Historiker nie verleugnen sollte, der in seinen Werken dem Urteile des Weltgerichts vorzubereiten bestimmt ist“. Wenn die Geschichte der Reformationszeit dem demokratischen Empfinden der Zeit einigermaßen entgegengekommen war, so schlug ihm dafür die preußische Geschichte um so schärfer ins Gesicht.

So schmerzlich dem autonomen Historiker nun auch diese unzweideutige Ablehnung seines Buches durch die breitere Öffentlichkeit sein mochte, welche bisher seine rein historischen Schriften im großen und ganzen noch immer günstig aufgenommen hatte, er konnte diesen Fehlschlag gleichwohl verwinden, wenn sich der heftige demokratische Orkan wenigstens an dem festen Gebäude des preußischen Staates brach, das seiner Historie ein so sicheres Obdach gewährte. Aber eben dieser stolze Bau krachte damals in allen Fugen und schien sich zum Einsturz zu neigen. Seine Katastrophe drohte auch Ranke und sein Lebenswerk unter ihren Trümmern zu begraben.

---

entschieden an Friedrich machen.“ „Deutsche Rundschau“ Bd. LXX S. 228. Auch der Tenor einer Kritik Julian Schmidts in den „Grenzboten“ (Jahrgang 1847 Bd. III SS. 401 ff., 441 ff.) und einer kritischen Erwiderung auf eine lobende Besprechung in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ (diese in Nr. 260 vom 17. Sept. 1847, jene in Nr. 285 vom 12. Okt. 1847) war derselbe.

[1] Stenzel, Stenzels Leben S. 146.

[2] In Nr. 244 vom 19. Okt. 1847. Die Kritik ist von F. A. Maercker verfaßt.

Schon seit längerer Zeit hatte er mit steigender Besorgnis allerlei beunruhigende Symptome wahrgenommen, auch war seine anfänglich günstige Stimmung für die neue Regierung inzwischen in eine wesentlich kritischere umgeschlagen. Der Haß, welchen die Verwaltung des Kultusministeriums durch seinen alten Gönner und Freund Eichhorn erweckte, hatte ihn gegen dessen Bestrebungen immer stutziger gemacht. Er will sich gegenüber Eichhorn und Savigny öfters über „die Unhaltbarkeit der damaligen preußischen Zustände" ausgesprochen haben: „So, wie es geschehe, werde sich nicht lange mehr fortregieren lassen; es müsse alles umstürzen"[1]. Das Patent vom 3. Februar 1847, welches die Einberufung des Vereinigten Landtages anordnete, schien ihm eine Konzession an die steigende Volksbewegung von höchst bedenklicher Tragweite. Wie er seinem Amanuensis G. Winter in späteren Jahren erzählte[2], wurden in einer Gesellschaft bei einem der preußischen Prinzen — wahrscheinlich beim Prinzen Albrecht —, welche bald nach der Veröffentlichung des Patentes stattfand, und zu der Ranke als Gast geladen war, von den anwesenden Diplomaten und Ministern höchst optimistische Erwartungen über die beruhigenden Wirkungen des Patentes geäußert. Da habe er ihnen lebhaft widersprochen und sehr unliebsames Aufsehen mit seinen warnenden Worten erregt. Gleichfalls beim Prinzen Albrecht soll ihn nach einer von Varnhagen aufgezeichneten Erzählung des Grafen Stillfried[3] der Justizminister von Uhden „scharf zurechtgesetzt" haben, als der besorgte Ranke energischere Maßregeln gegen die polnischen Verschwörer Mieroslawski und Genossen befürwortete, denen man damals gerade den Prozeß machte.

Gleichwohl wurde er nach seinem eigenen Geständnis[4] durch die Katastrophe der Märztage überrascht, einem Sturme, „von

[1] „Deutsche Revue", April 1892, S. 109 f.

[2] G. Winter, Erinnerungen an Leopold v. Ranke in „Nord und Süd". Bd. 38, S. 216.

[3] „Deutsche Revue", September 1901, S. 362.

[4] S.W. 53/4 S. 74; „Deutsche Revue", Mai 1892, S. 232.

dem niemand eine Ahnung hatte". Denn mochte ihn auch sein Intellektualismus befähigen, künftige Zusammenstöße zwischen feindlichen Weltprinzipien mit ziemlicher Sicherheit vorauszuberechnen, so ließ er ihn doch im Stich, wenn es galt, den genauen Augenblick der Entladung zu bestimmen: dazu gehört ein leidenschaftlicher Geist, welcher in den Kämpfen der Zeit lebt und webt und so instinktiv den Moment der nahenden Krisis zu wittern vermag. Überdies lag der Ursprung dieses europäischen Unwetters im Auslande, eben in dem demokratischen Kernlande Frankreich, von welchem aus der Blitz erst nach Deutschland herüberzündete.

Als nun aber der Orkan der Revolution auch den preußischen Staat erfaßte und schüttelte, da bedrohte er den festen Stamm, an welchem sich Rankes Historie im Laufe der Jahre emporgerankt hatte. Es war für den autonomen Historiker eine verzweifelte Lage, welche alle seine Selbsterhaltungstriebe wachrufen mußte. Sie zwang ihn gleichsam dazu, aus der langjährigen politischen Zurückhaltung noch einmal herauszutreten, um zu retten, was noch zu retten war.

Siebentes Kapitel.

Der Historiker und seine Mäzene.

In seiner Biographie König Friedrich Wilhelms IV. hat Ranke später die Meinung geäußert, daß das Unheil der Märztage vielleicht hätte vermieden werden können, wäre nur nicht jener verhängnisvolle französische Funke in die ruhige Fortentwicklung der deutschen Dinge hineingeschlagen[1]. In der Tat hat ja jene europäische Entladung die heimische Explosion nach sich gezogen, aber man darf gleichwohl behaupten, daß auch ohne sie schwere Krisen in Preußen früher oder später notwendig hätten eintreten müssen. Die Märzkatastrophe war ja nur der akute Ausbruch eines Übels, welches seit dem Regierungsantritt des Königs im Körper des preußischen Staates mit jedem Jahre größere Fortschritte gemacht hatte; sie war die blutige Auseinandersetzung zwischen den beiden mächtigsten vorwärtstreibenden deutschen Agentien des neunzehnten Jahrhunderts: zwischen dem zum Range einer europäischen Großmacht emporgestiegenen preußischen Territorialstaat und der auf dem erwachten deutschen Massenbewußtsein beruhenden nationalen Demokratie. Zwei so große, im Prinzip entgegengesetzte historische Potenzen konnten aber ihre Expansionswege in Deutschland nicht verfolgen, ohne dabei schließlich einmal gewaltsam aufeinander zu prallen. Erst nachdem sie ihre Kräfte in offenem Kampfe gemessen und sich gegenseitig kennen gelernt hatten, konnten sie sich vertragen und einen haltbaren Bund miteinander eingehen.

[1] S.W. 51/2 S. 463.

In diesem langjährigen Kampfe nun schien die Demokratie damals vollkommen Meisterin geblieben zu sein. Wohl hatte der preußische Staat freiwillig manche siegreich verteidigte Position geräumt, weil er sich scheute, mit einer Macht zu brechen, welche in Deutschland eine wertvolle Bundesgenossin werden konnte, aber dieses freiwillige Zurückweichen hatte nur dazu gedient, die Zuversicht und Aktionskraft des Gegners zu stärken, welcher das unschlüssig zaudernde Preußen dann einfach überrannte.

Fremdartige Gewalten, mit dem historischen Wesen des preußischen Staates unvereinbar, waren so zur Macht emporgestiegen. Die Straßen der Hauptstadt in den Händen aufrührerischer Massen; der mit relativ unbedeutenden Rechten ausgestattete Vereinigte Landtag ersetzt durch ein radikales Parlament, welches eine preußische Konstituante zu werden drohte; in den leitenden Ministerstellen liberale rheinische Großindustrielle, welchen der Sinn für das althistorische Preußentum notwendig abging, welche ein ganz anderes Staatsideal zu realisieren suchten: das waren Symptome, welche um die Mitte des Mai herum zu verkünden schienen, daß das geschichtliche alte Preußen endgültig zu Grabe getragen sei. Und wie im Innern des Staates, so stand es nach außen in Deutschland. An die Stelle des von souveränen Territorien beschickten, reaktionären Bundestages trat soeben in Frankfurt a. M. ein demokratisches Parlament, welches sich auf ein sogar für den Bundestag unwiderstehliches nationales Pronunziamiento stützte und den Anspruch erhob, als unitarische deutsche Zentralgewalt allen Territorien das Maß ihrer zukünftigen Existenz selbstherrlich vorzuschreiben. Auch hier schien der Staat Friedrichs II., die selbständige europäische Großmacht Preußen, nur noch der Vergangenheit anzugehören.

Recht merkwürdig war die Lage des Königs diesen Dingen gegenüber. Die Kräfte, welche jetzt die Oberhand gewonnen hatten, gehörten mit zu denen, welche er einst vor den Wagen seiner ideologischen Politik hatte spannen wollen, und die Richtung, in welcher sie ihn nunmehr fortrissen, war derjenigen, welche er selber einst eingeschlagen hatte, zunächst noch nicht völlig entgegen-

gesetzt. Aus dieser Tatsache erklärt sich zum größten Teile sein vielumstrittenes schwankendes Verhalten in den Märztagen und später. Aber diese Katastrophe selbst und die Entwicklung der Dinge seitdem standen doch in einem unverkennbaren Gegensatz zu seinen ursprünglichen Absichten. Die Geister, welche er gerufen hatte, waren ihm viel zu mächtig geworden, die Zügel, welche er in seiner selbstsicheren Ideologie hatte führen wollen, waren seinen Händen entglitten. Die Dinge hatten ihn überrascht und überwältigt: als Ranke den König zum ersten Male nach den Märztagen wiedersah, erschien er ihm wie ein junger Mann, voll von Geist und Kenntnissen, der aber im Examen durch irgendeine Zufälligkeit durchgefallen war[1]. Der König selbst gestand dem Historiker später ein, als er auf diese Zeit zu sprechen kam: „Damals lagen wir alle auf dem Bauche“[2]. Eben diejenige Macht, welcher er bei seinen Plänen den kleinsten Anteil zugedacht hatte, hatte gewalttätig das Ganze an sich gerissen. Er, der innerlich überzeugte Absolutist, welcher die verantwortlichen und die unverantwortlichen Ratgeber fortwährend gegeneinander ausspielte, um sich beiden gegenüber behaupten zu können, sah sich schutzlos Velleitäten preisgegeben, welche seinem mystisch-legitimistischen Königsbewußtsein sicherlich am allerunsympathischsten waren. Und da ihm seine schmiegsame, konfliktsscheue Denker- und Dichternatur nicht erlaubte, sein königliches veto den Bedrängern hart und energisch entgegenzusetzen, da er überdies infolge seiner Stellung zu den deutschen Dingen gegen vieles, was sie ihm antaten, wehrlos geworden war, so behalf er sich einstweilen mit vorsichtigem Lavieren, mit schmeichelnden Bitten und dazwischen wieder mit temperamentvollen Protesten. Sehnsüchtig schaute er insgeheim nach Freunden aus, welche ihm in seiner schwierigen Lage Rat und Hilfe spenden konnten.

Unter den Männern, zu welchen er sich wegen ihrer wesensverwandten Natur ganz besonders hingezogen fühlte, deren Ratschläge auf ihn den größten Eindruck machten, war fast der

[1] S.W. 51/2 S. 468; Dove, Ausgewählte Schriftchen S. 284.
[2] S.W. 51/2 S. 465.

wichtigste Joseph Maria von Radowitz, ein interessanter Typus aus diesem Übergangszeitalter politischer Romantik. Von einem aus Ungarn ins Braunschweigische eingewanderten katholischen Adelsgeschlechte abstammend, hatte dieser mathematisch-methodische Ideologe einst unter Napoleon seine erste militärische Ausbildung und Weihe empfangen. Nach der Zertrümmerung der napoleonischen Welt war er dann als abgesplittertes Atom in die Anziehungssphäre der rivalen deutschen Gewalten geraten und, da er im territorialen Sinne eigentlich keine Heimat besaß, immer deutlicher dem Zuge derjenigen von ihnen gefolgt, welche als oberste und zugleich lockerste Einheit am besten geeignet war, solche vereinzelten Existenzen einzufangen: in den Jahren nach den Freiheitskriegen war ihm nach seinem eigenen Ausdruck „die ganze Herrlichkeit" Deutschlands aufgegangen[1]. Allerdings wirkte die nationale Idee auf ihn nicht in ihrer demokratischen Grundform, sondern durch eine romantische Bindung, welche sie mit christlich-konservativen Elementen der Hallerschen Staatslehre eingegangen war. So war es gekommen, daß er, nach Preußen verschlagen, ein Gesinnungsgenosse und Freund des damaligen Kronprinzen und der Männer des Klubs der Wilhelmstraße wurde; mit Jarcke, Voß und den Gerlachs hatte er dann in den dreißiger Jahren das „Berliner Politische Wochenblatt" herausgegeben.

Höchst merkwürdig war nun, wie er in der Folgezeit mit dieser einflußreichen Koterie wieder auseinanderkam und sich allmählich in einen ihrer gefährlichsten politischen Gegner verwandelte. Sein Hallerianismus trug von vornherein wesentlich andere Züge als derjenige der Gerlachs und ihrer Gesinnungsverwandten. Die Romantik des christlich-germanischen Staates war für diese in ideologische Gasform aufgelösten preußischen Junker doch immer vor allem ein Mittel gewesen, um sich das Preußen zu erhalten, mit welchem ihr Aristokratismus unauflöslich verwachsen war, um diese ihre Territorialheimat gegen revolutionäre Zerstörungs-

[1] Hassel, Radowitz I S. 19.

versuche jeder Art zu sichern; was sich an nationalen Elementen darin vorfand, blieb für sie mehr dekoratives und äußerliches Beiwerk. Gerade umgekehrt aber war es bei dem „germanomanen" katholischen Ausländer Radowitz, welcher eben die deutsche Nation als das Höchste ansah und in Preußen vor allem das Mittel schätzte, um den obersten nationalen Zweck zu realisieren. Daraus ergab sich mit Notwendigkeit eine immer größer werdende Divergenz der Anschauungen. Entscheidend für Radowitzens Entwicklung wurde seine Tätigkeit am Frankfurter Bundestage, an welchem er seit 1836 als preußischer Militärbevollmächtigter fungierte. Auf dieser hohen Schule antiösterreichischen Empfindens für preußische Staatsmänner jeden Schlages lernte er immer deutlicher in Österreich das Erzhindernis für seine deutschen Bestrebungen sehen, und da seine nationale Stimmung mit der steigenden nationalen Zeitbewegung zunahm, war er allmählich zu dem beinahe kleindeutschen Ideal eines sich um Preußen gruppierenden engeren Bundes im Bunde gekommen, mit welchem er dann den vollen Beifall König Friedrich Wilhelms IV. gefunden hatte. Denn auch der König besaß eine ungleich stärkere nationale Ader als seine hallerianischen Freunde und setzte sie durch seine deutschen Velleitäten in immer größere Besorgnis. In seinem Vertrauten Radowitz begannen sie nunmehr einen höchst gefährlichen Ratgeber zu ahnen, welcher den König auf verhängnisvolle, revolutionäre Abwege dränge.

In der Tat hatte die innere Affinität zwischen der nationalen und der demokratischen Idee den einstigen Vorkämpfer des „Politischen Wochenblattes" allmählich zu Anschauungen und Forderungen geführt, welche sich mit dem streng antirevolutionären Standpunkt nicht mehr vereinigen ließen. Die Märzkatastrophe wurde dann in diesem Sinne entscheidend für ihn: seitdem er in Wien, wo er gerade in den Märztagen über des Königs deutsche Reformpläne verhandelte, den Untergang des Metternichschen Österreich mit eigenen Augen angeschaut hatte, stand es ihm fest, daß nur die Adoption des konstitutionellen Systems im Innern, verbunden mit einer großzügigen nationalen Aktion nach außen

Preußen vor Vernichtung retten könne. Von dem mecklenburgischen Gute Giewitz aus, auf welches er sich dann zurückgezogen hatte, suchte er daher den König, welcher hilfeflehend seinen Rat begehrte, vor allen geplanten, impulsiv-absolutistischen Vorstößen gegen das ihm aufgezwungene, hochgradig unsympathische konstitutionelle Wesen abzuhalten. Eine Denkschrift, „Blick in die Zukunft" betitelt, welche er am 20. April für Friedrich Wilhelm verfaßte[1], beschwor den König, alles zu vermeiden, „was den Schein einer beabsichtigten Reaktion, eines Versuches an sich trüge, das Repräsentativ-System zu umgehen"; denn dadurch werde er nur dem Radikalismus in die Hände arbeiten. „Damit der König aber anderseits auch nichts spreche und tue, was seinem Herzen nicht entquillt, sondern lediglich Unterwerfung unter eine unabwendliche Notwendigkeit ist, so wird er sich am besten jedes persönlichen Vortretens enthalten und, in das konstitutionelle Prinzip vollauf eingehend, dem jetzigen Ministerium, welches die Partei der Repräsentativ-Monarchie in sich hinreichend darstellt, alle Verantwortlichkeit für die Regierungshandlungen überlassen."

Das waren aber Ratschläge, welche den Vertretern der altpreußischen Reaktion, den Männern der zukünftigen Kamarilla, wie Hochverrat klangen. Schwerer noch als der König waren sie von der Märzkatastrophe betroffen worden, denn sie konnten sich nicht wie dieser mit deutschen Fortschritten über Verluste in Preußen einigermaßen hinwegtrösten, und da sie durch keine nationalen Bedenken gelähmt wurden, konnten sie auch eine ganz andere Kraft des Widerstandes gegen die Wirkungen des Märzereignisses entfalten. Sie stützten sich dabei auf die schwer bedrohten Interessen der Landaristokratie und die Stimmung der Armee, dieser ungeborstenen Säule altpreußischer Herrlichkeit. Soeben hatten sie auch einen energischen Feldzug zur Eroberung der öffentlichen Meinung beschlossen: am 21./22. April war die „Neue Preußische Zeitung" begründet worden[2], welche unter der

[1] Hassel, Radowitz I S. 586 ff.

[2] Ernst Ludwig von Gerlach, Aufzeichnungen aus seinem Leben und Wirken, Schwerin 1903. Bd. I S. 524 ff.

Devise des eisernen Kreuzes für die Wiederherstellung des alten Preußentums kämpfen sollte. Indessen wehte in der Öffentlichkeit noch ein viel zu schneidender demokratischer Wind, als daß in ihr eine reaktionäre Saat schon so bald hätte aufgehen können; bei den Parlamentswahlen hatte sich die Partei sogar in ländlichen Bezirken schwere Niederlagen geholt. Um so energischer suchte sie daher auf den Thronfolger und vor allem auf den König zu wirken.

Um den Thronfolger kämpften gerade damals das Alte und das Neue besonders heftig miteinander. Am Abend des 11. Mai hatte nämlich der „Staatsanzeiger" die bevorstehende Rückkehr des Prinzen von Preußen aus England verkündet. Obwohl diese Nachricht vom hauptstädtischen Mob mit wüsten Protestkundgebungen beantwortet wurde, bedeutete die Rückkehr des verhaßten Prinzen doch in Wahrheit einen Sieg des Neuen; denn der Thronfolger gab damit seine Opposition gegen die Umwälzung auf und erkannte die geschehene Veränderung im Staate an. Das konnte der Reaktion nicht lieb sein. Leopold von Gerlach hatte ihn denn auch in einem Briefe dringend ermahnt, „sich mit diesem Gouvernement nicht zu besudeln" und seine Rückkehr von einer vorher zu bewilligenden „vollständigen Genugtuung" abhängig zu machen[1]. Ausgerichtet hatte er damit aber nichts; denn unter dem Einflusse Bunsens und des Londoner Milieus hatte sich der Prinz nach schwerem seelischem Kampfe für das Neue entschieden. Eine Wendung von weitreichender Bedeutung, welche die ersten Keime der neuen Ära in sich barg!

Bessere Aussicht auf Erfolg schien eine Aktion auf den König selber zu bieten, der schwer an den konstitutionellen Fesseln trug, in welche er sich durch eigene Schuld verstrickt hatte. Nach der anfänglichen Betäubung hatte Leopold von Gerlach schon am 30. März versucht, die Gesinnungsgenossen am Hofe in einem „ministère occulte" zu vereinen, um mit ihnen einen gemeinsamen Ansturm auf den König zu wagen[2]. Aber auch hier hatte

[1] Leopold von Gerlach, Denkwürdigkeiten. I. Berlin 1891. S. 158.
[2] a. a. O. S. 150.

er zunächst wenig erreicht. Nach seiner schwankenden, schmiegsamen Art hatte der König wohl vieles zugesagt — darunter manches, was er schwerlich halten konnte noch wollte — zu einem antikonstitutionellen Vorstoß hatte er sich aber nicht fortreißen lassen. Er entschuldigte einmal seine Schwäche und Nachgiebigkeit vom 18./19. März Leopold von Gerlach gegenüber mit den bezeichnenden Worten: der Konstitutionalismus hätte „wegen Deutschland" anerkannt werden müssen[1]. Das war eben die Scheidewand, welche ihn von seinen romantisch-reaktionären Gefolgsmannen trennte, der verführerische Zauber, welcher ihn und Radowitz in die Arme des verhaßten Konstitutionalismus trieb!

In Radowitz mußte denn auch Gerlach einen hochgefährlichen Feind erkennen, als ihm der König die erwähnte Denkschrift vorlas, als er den großen Eindruck bemerkte, welchen diese Ratschläge auf Friedrich Wilhelm machten[2]. Geradezu „furchtbar" erschien dem legitimistisch-treuen General der Gedanke, daß der König sich vor jedem persönlichen Hervortreten hüten und alles seinen Ministern überlassen solle, daß er sich nach Gerlachs Ausdruck „effacieren" müsse! Eben auf der persönlichen Autorität des angestammten Herrschers beruhte ja der altpreußische Staat, und nur durch eine persönliche Initiative des Königs konnte die Reaktion hoffen, das übermächtige demokratische Wesen noch einmal zurückzudrängen. Gegen Radowitz und seinen Effacierungsrat machte daher die reaktionäre Hofpartei sogleich mobil und begann einen erbitterten und zähen Kampf gegen den verhängnisvollen Einfluß dieses gefährlichen Günstlings: Bundesgenossen jeder Art konnten ihr dabei nur willkommen sein.

Auch Edwin von Manteuffel gehörte mit zu denen, welche sich durch Empfindungen persönlicher Treue mit dem altpreußischen Königtum verbunden fühlten, welchen es unerträglich schien, daß der selbständige preußische Herrscher unter den revolutionären Konstitutionalismus gebeugt werden solle. Eben in

[1] a. a. O. S. 151.
[2] a. a. O. S. 153.

den schweren Märztagen war er in eine Vertrauensstellung beim König eingerückt, den er in einer kritischen Lage durch ein treffendes Wort gestärkt hatte: er war zur Dienstleistung als königlicher Flügeladjutant kommandiert worden[1]. Obwohl er die doktrinären Ansichten der Gerlachs nicht ohne weiteres teilte, gehörte er somit in den Kreis der Männer hinein, aus welchen sich die entstehende Kamarilla rekrutierte. Wie schon erwähnt, hegte er eine leidenschaftliche Bewunderung für Leopold Ranke und ein unbegrenztes Zutrauen zu dessen überlegener Einsicht. Er mag dem Freunde von Radowitzens verhängnisvollem Rat erzählt und mit ihm die Mittel besprochen haben, durch welche diesem gefährlichen Einfluß entgegengearbeitet werden könne. Gerade jetzt schien das dringend notwendig, denn der Zusammentritt der radikalen preußischen Nationalversammlung stand unmittelbar bevor und mit ihm der Kampf um die zu vereinbarende Verfassung: eine schwächliche Haltung des Monarchen konnte da einen nicht wieder gutzumachenden Schaden anrichten.

Wir haben schon gesehen, wie schwer den Historiker der Zusammenbruch seines treuesten Mäzens Preußen getroffen hatte[2], das jetzt, wo die übrigen deutschen Staaten so wenig Widerstands-

[1] Als der König am 20. März mit dem Gedanken umging, Berlin zu verlassen und nach Potsdam zu gehen, suchte ihn sein Minister Arnim davon abzuhalten, indem er behauptete: in der Geschichte gebe es kein Beispiel, daß ein König, der seine Residenz verlassen hätte, sie wieder erlangt hätte. Schlagfertig wies Manteuffel sogleich auf Heinrich IV. von Frankreich hin. a. a. O. S. 145. Am gleichen Tage wurde er zur Dienstleistung als Flügeladjutant kommandiert.

[2] Eine nicht uninteressante Äußerung Rankes kurz vor dem 18. März teilt Adolphe de Circourt in seinen „Souvenirs d'une Mission à Berlin en 1848" (Publiés par G. Bourgin. Paris 1908/09. 2 Bde.) Bd. 1 S. 132 f. mit. Circourt, der als Vertrauensmann der neuen revolutionären Regierung in Frankreich nach Berlin gesandt worden war und Ranke schon von früher her kannte, besuchte den Historiker in den Tagen zwischen dem 10. und 18. März. Er fand ihn jeder Veränderung in Preußen abgeneigt. Sein Herz hänge, so erklärte er, an den Grundlagen der preußischen Monarchie, auch sei er überzeugt, daß diese aufgeklärte Verwaltung die tatsächliche Freiheit und den Glanz der Zivilisation vollkommen genügend sicherstelle.

kraft gegen die revolutionäre Sturmflut gezeigt hatten, mehr als je wie seine letzte Stütze erschien; durch ihr Wanken wurde alles in Frage gestellt, was seinem Leben Inhalt und Weihe gab. Eine von seinem Sohne mitgeteilte Tagebuchnotiz aus den Märztagen[1] gibt Aufschluß darüber, in welchem Lichte ihm die geschehene Umwälzung erschien, welche schweren Gefahren er noch für die Zukunft voraussah. Dort heißt es: „Aus dem Innern der europäischen Gesellschaft steigt eine Macht hervor, von den Königen und der Nation gepflegt, Quelle des Wohlstandes, Träger der pekuniären und merkantilen Bewegung: die Population der Fabrik, um die Gesellschaft umzustürzen oder zu beherrschen." Hatte dieses sozialistische Element nun auch in Wirklichkeit für die deutsche Revolution nicht entfernt soviel zu bedeuten wie für die Stürme in dem industriell und sozial entwickelteren Frankreich, so fehlte es doch auch hier nicht ganz, und bei der Lockerung aller staatlichen und sozialen Bande schien es Ranke gar nicht abzusehen, wohin das Auftreten dieser unheimlichsten Macht auch in Deutschland noch führen könne. Eine trübe Perspektive für die autonome Wissenschaft! Es mag übertrieben und böswillig verzerrt sein, was Frau von Treskow, die einst als verwitwete Generalin von Zielinski Rankes bewundernde Schülerin gewesen war, die sich jetzt aber darin gefiel, ihren früher angebeteten Lehrer möglichst lächerlich und verächtlich zu machen, was diese Dame über sein Benehmen in den Märztagen an Varnhagen erzählte: „Ranke ist vollständig unsinnig geworden, jammert und wütet, hält alles für verloren und auf immer, glaubt an völligen Untergang der gebildeten Welt, an Barbarei der wilden Gewalt, so was sei noch nie gewesen. Bösewichter bewachen den König, der Pöbel herrscht nach Willkür, alle Sittlichkeit, alle Religion ist dahin! Er möchte fliehen, aber er weiß nicht wohin!"[2]. — Daran, daß seine Stimmung eine höchst besorgte war, dürfte man gleichwohl nicht zweifeln[3].

[1] „Deutsche Revue", Januar 1904, S. 87.

[2] „Deutsche Revue", September 1901, S. 362.

[3] Wiedemann erwähnt in der „Deutschen Revue", April 1892, S. 113

Es war somit ein Akt der Notwehr, wenn er sich nach Rücksprache mit Edwin von Manteuffel entschloß, von seinem Grundsatz der Zurückhaltung in politischen Dingen abzugehen und bei einer Aktion mitzuwirken, welche den König gegen den verhängnisvollen Einfluß seines Ratgebers und damit zugleich gegen die Revolution fest machen sollte[1]. Diesmal handelte es sich ja auch nicht darum, eine vorurteilsvolle und leidenschaftliche Öffentlichkeit zu bekehren, welche die Tiefe seiner historischen Esoterik nicht ermessen konnte, sondern darum, eine einzelne, geistvolle und empfängliche Persönlichkeit zu gewinnen, welche für sein Denken und Dichten schon häufig feinstes Verständnis bewiesen und bereits früher seinen Rat in politischen Dingen begehrt hatte. Hier konnte er also auf besseren Erfolg hoffen, vor allem, wenn er mit seiner Meinung vorsichtig zurückhielt und die Tatsachen möglichst für sich selber sprechen ließ, wie das ja im Wesen seiner historia militans lag.

So entstand um die Mitte des Mai herum[2] die erste jener Denkschriften, welche von Manteuffel dem König vorgelesen wurden, durch welche der Historiker seinem bedrängten Mäzen zu Hilfe eilte und ein Scherflein zum Wiederaufbau des preußischen Staates beitrug.

Diese erste Denkschrift ist im Grunde weiter nichts als eine

---

eine Anekdote, wonach Ranke im Frühjahr 1848 seine Gattin vor allzu lebhaften royalistischen Ausbrüchen gewarnt haben soll, weil man nicht wissen könne, wie die Dinge ausschlagen würden. Wiedemann fällt es schwer, daran zu glauben. Für psychologisch unmöglich möchte man ein solches Benehmen indessen nicht erklären: Ranke war nun einmal keine Kampfnatur und sah damals mit größter Besorgnis in die Zukunft.

[1] Über die Veranlassung zu dem Denkschriftenfeldzug R.s, Manteuffels Vermittelung usw. vgl. S.W. 53/4 SS. 74, 634; Dove, Ausgewählte Schriftchen S. 244; „Deutsche Revue", April 1892, S. 113.

[2] Die Denkschrift steht S.W. 49/50 S. 587 ff. und trägt die Überschrift: „Mitte Mai 1848". Wie aus der Stelle auf S. 589 und einer Randbemerkung von Manteuffels Hand hervorgeht, ist sie unter dem unmittelbaren Eindruck der Straßentumulte verfaßt worden, welche durch die Nachricht von der bevorstehenden Rückkehr des Prinzen von Preußen veranlaßt wurden. Diese Demonstrationen fanden vom 12. bis 14. Mai statt. Die Denkschrift ist also während dieser Tage oder kurz darauf entstanden.

kurze und klare Darlegung der europäischen und preußischen Lage, wie sie sich vor den Augen des Historikers malte. Sie gibt keinen direkten Ratschlag und überläßt es dem Leser, praktische Schlüsse aus dem Geschilderten zu ziehen: nach welcher Richtung hin diese gewünscht werden, ist freilich nicht zweifelhaft, wenn man den Tenor der Schilderung beachtet und die Lage wie den Charakter des Königs in Rechnung stellt, auf welchen diese Darlegungen wirken sollten.

Einst in der „Historisch-politischen Zeitschrift" hatte Ranke die europäische Geltung des revolutionären Prinzips bestritten und die heimische nationale und staatliche Selbständigkeit dagegen aufgerufen; — freilich hatte er eben durch diese Bekämpfung die faktische internationale Bedeutung der Demokratie indirekt wieder zugestanden; — nunmehr führt er die Märzereignisse ohne weiteres auf die Aktion der internationalen Revolution zurück, als deren Herd und Ausgangspunkt Frankreich erscheint: „Das Pariser Ereignis vom 24. Februar ist nicht als ein rein französisches anzusehen, sondern als ein allgemein europäisches."

Mit kurzen, scharfen Strichen zeichnet er weiter die einzelnen Phasen dieses revolutionären Siegeslaufes, zunächst den Gang der Dinge im Zentrum der revolutionären Weltbewegung: Frankreich. Aus „der Mitte der entzweiten Gewalten" hat sich hier ein „drittes Element" erhoben: die materiellen und ideellen Träger der sozialistischen Republik. „Was niemand für möglich gehalten hätte: diese erfochten den Sieg, und die Republik ward ausgerufen". Von Frankreich pflanzte sich dann die Erschütterung in das oberdeutsche, „durch und durch revolutionierte" Gebiet fort und errang den Sieg, weil sie vor sich „nur Schwäche, Unentschlossenheit, Zweifel an sich selbst" sah. Aber sie nahm hier gerade diejenige Form an, welche in Frankreich soeben überwunden worden war: die liberal-konstitutionelle, und verband sich sogleich mit „der großen Idee der Einheit von Deutschland".

So traf der Stoß auf Preußen, welches „soeben auf das lebendigste mit der Regeneration der deutschen Bundesverfassung beschäftigt" und dadurch bereits mit liberalen Prinzipien in

Berührung gekommen war. „Es läßt sich begreifen", wenn es nunmehr vollkommen auf liberale Bahnen einlenkte, um vereint mit Süddeutschland an die Spitze der nationalen Verteidigung zu treten. Das war aber, wie Ranke meint, nicht die Absicht der Pariser Republikaner gewesen; sie provozierten dagegen in Wien wie in Berlin die Katastrophe der Märztage, durch welche die beiden kräftigsten deutschen Staaten außer Gefecht gesetzt wurden. „Jedermann weiß, daß Anstoß, Leitung und zum Teil die Mittel, durch welche das Ereignis des 18. März vollzogen wurde, von außen kamen." Diese Meinung war damals eine weitverbreitete, und auch der König bekannte sich zu ihr[1]. Sie entsprach dem Selbstgefühl des absoluten preußischen Staates, der sich lieber von ausländischen Verschwörern als von rebellischen Untertanen überrumpelt wissen wollte; — wir können sie freilich nicht mehr teilen: im wesentlichen waren es doch einheimische Mächte, welche die Krisis der Märztage hervorgerufen hatten.

Der Schluß zeichnet die unsichere gegenwärtige Lage des revolutionierten Staates mit eindrucksvollen Strichen und deutlichen politischen Spitzen. Die Sieger des 18. März haben sich seitdem selbst wieder in zwei Parteien gespalten: in die liberal-konstitutionelle und in die radikal-republikanische. Das Ministerium gehört zwar der ersten an, aber, „sei es Unbekanntschaft mit konstitutionellen Dingen oder Verblendung", durch sein radikales Wahlrecht hat es dem Republikanismus Tor und Tür geöffnet, der somit in gefährlichem Vordringen bleibt. Gegen das von Radowitz in Schutz genommene Ministerium richten sich vornehmlich Rankes versteckte Anklagen; sogar die „letzte Maßregel" der Minister, die Zurückberufung des Prinzen von Preußen, erscheint ihm verfehlt, freilich aus etwas anderen Gründen als Leopold von Gerlach: die Straßentumulte, welche dadurch hervorgerufen wurden, sind nämlich der Republik insofern förderlich gewesen, als sie „durch Erneuerung eines alten Irrwahns"[2] die

[1] Vgl. seinen Brief an Bunsen vom 13. Mai 1848. S.W. 49/50. S. 462.

[2] An dieser Stelle bemerkte Edwin von Manteuffel an den Rand:

bereits beginnende Scheidung zwischen Bürgern und Arbeitern wieder rückgängig gemacht haben.

So ist denn gegenwärtig die Lage eine höchst verworrene. Rechnet man zu diesen beiden durch die Revolution emporgekommenen Parteien diejenige des altpreußischen Namens und Staates hinzu, welcher noch die „wärmsten Anhänger" hat, so stehen sich nunmehr drei Welten in Preußen gegenüber: „Die des alten Staates, zurückgedrängt, in sich geschwächt, aber mit nichten besiegt; — die konstitutionelle, die jedoch erst zu einer Repräsentation gelangen will; — die radikale, welche die Begierden der Nichtsbesitzenden in den Kampf ruft, von energischen Naturen geführt wird und alles zu wagen entschlossen ist."

Die Darstellung der Revolution als eines erobernden, internationalen, aber wesentlich in Frankreich heimischen Prinzips, welches auch direkt den Ausbruch des 18. März hervorgerufen habe, war, obgleich historisch nicht in allen Punkten zutreffend, doch sehr geeignet, auf das altpreußische Selbstgefühl des Königs zu wirken. Die Welt des alten Staates hatte in der Darstellung der Lage, auf welche Radowitz seinen Effacierungsrat gründete, so gut wie ganz gefehlt. Nur einmal hatte dieser Nichtpreuße der „Anhänger der alten Monarchie" als eines störenden Elementes gedacht und sie ermahnt, „mit weiser Rücksicht in den vorgezeichneten Weg aufrichtig" einzugehen. Für die Zukunft kamen bei ihm nur die konstitutionelle und die republikanische Partei in Betracht; vollkommene Hingabe an die erste hatte er als den

---

„Rechtfertigung des Prinzen von Preußen" (S.W. 49/50 S. 589 Anm.). Diese Notiz sollte wohl in erster Linie zur Orientierung dienen, — Ranke spricht nur von der „letzten Maßregel" des Ministeriums, ohne zu erwähnen, worin sie bestand; — möglicherweise aber gedachte Manteuffel sich beim Vortrag der Denkschrift eingehender über diesen Punkt zu verbreiten. Nach dem Beschluß des Ministeriums sollte der Prinz vor seiner Ankunft zu seiner „Rechtfertigung" eine öffentliche Erklärung abgeben, daß er mit den neuen Einrichtungen einverstanden sei (Brandenburg, Aus König Friedrich Wilhelms IV. Briefwechsel mit Ludolf Camphausen. Berlin 1906. S. 79 f.). Leopold v. Gerlach war natürlich dagegen (Denkwürdigkeiten I, S. 158). Wie Manteuffel darüber dachte, ist uns nicht bekannt.

einzigen Weg bezeichnet, der dem König noch übriggeblieben sei. Es war gewiß eindrucksvoll und wichtig, wenn Ranke dem König dagegen zeigte, daß es noch andere, unbesiegte und altbewährte Kräfte gebe, auf welche sich ein preußischer Herrscher stützen könne, wenn er ferner nachwies, wie schwach in Wahrheit der Halt sei, welchen das vielgepriesene konstitutionelle Ministerium der altpreußischen königlichen Prärogative gegen böswillige Zerstörungsversuche bot.

Trotzdem, müssen wir sagen, genügte der Ideengehalt der Denkschrift noch nicht, um dem König einen sicheren Leitfaden aus dem Labyrinth zu geben, in welches er seit dem 18. März geraten war; denn sie umging den eigentlichen Kern des Problems, welches er lösen mußte. Dieser aber lag in der Verflechtung der innerpreußischen mit der deutschen Frage. Nur mit einigen kurzen, erklärenden Sätzen streifte Rankes Denkschrift diese entscheidenden Dinge: eine brauchbare Lösung dafür versuchte sie gar nicht. Ihr unbestreitbares Verdienst aber bleibt, das sei noch einmal wiederholt, daß sie auf die ungebrochene Existenz bedeutender Kräfte im Staate aufmerksam machte, welche jenem doktrinären Ratgeber Friedrich Wilhelms IV. bereits als politisch abgetan galten, und daß sie den König durch den Nachweis der Gefahren, mit welchen ihn der Konstitutionalismus bedrohte, eindringlich an diese vergessenen, stärksten Fundamente seines Thrones erinnerte.

In diesem Sinne soll sie denn auch einigen Erfolg gehabt haben. Wie Manteuffel seinem Freunde mitteilte[1], und wie Ranke mehrfach wiederholt hat[2], machte die Denkschrift auf den König „den größten Eindruck", sie „weckte ihn zuerst wieder auf", sie bewirkte, daß er sich zu „einer festen Haltung ermannte", daß er „anderen Sinnes gemacht und wieder zum Eingreifen in die Dinge bewogen" wurde, und belebte „die Zuversicht, die er in

[1] Noch in zwei Briefen vom 3. 10. 1871 und vom 31. 1. 1873 kommt Manteuffel auf Rankes Verdienste zu sprechen, welche er sich durch seine Memoires erworben habe. Dove, Ausgewählte Schriftchen SS. 244, 258.

[2] S.W. 53/4 SS. 74, 635; „Deutsche Revue", April 1892, S. 113.

sich trug, dem Beschluß der damaligen Nationalversammlung Widerstand zu leisten".

Es ist allerdings nicht gerade leicht, eine solche allgemein gehaltene Angabe genau auf ihre Richtigkeit zu prüfen, aber in der Tat zeigte der König in diesen Tagen und in der nächsten Zeit eine Neigung zu energischerer Haltung gegen Zumutungen, welche sein absolutistisches Königsbewußtsein verletzten. So lehnte er es z. B. entschieden ab, die Versammlung in ihrem Sitzungslokale zu eröffnen, wie radikale Deputierte von ihm verlangten, und setzte durch, daß die Eröffnung im Weißen Saale des Königlichen Schlosses stattfand[1]. Am 16. Mai hatte er ferner den Verfassungsentwurf seiner Minister erhalten und geriet darüber in den folgenden Tagen heftig mit ihnen aneinander[2]. Sehr bemerkenswert als Ausdruck starken königlichen Selbstgefühls ist ein Schreiben vom 20. Mai[3], welches er nach diesen stürmischen Kronratsitzungen des 18. und 19. Mai an Ludolf Camphausen richtete. Es enthält einen feierlichen Protest des absolutistisch gesinnten Monarchen gegen die Haltung seines konstitutionellen Ministeriums: er bestreitet diesem das Recht, als solidarische und geschlossene Einheit auch dem Könige gegenüber aufzutreten; denn für den König solle und müsse ein konstitutionelles Ministerium nur „eine deliberierende Versammlung" sein. Einzig als Werkzeug des königlichen Willens, nicht als selbständigen politischen Faktor will er es demnach anerkennen. Und wie hier, so zeigte er auch in der polnischen Angelegenheit, in der Frage der vom Ministerium geforderten Maßregelung des Generals von Colomb, damals entschiedene Oppositionsgelüste gegen ministerielle Bevormundung[4].

Wenn nun auch diese kräftigere Haltung hauptsächlich aus dem unvermeidlichen Gegensatz zu verstehen ist, in welchen bei der beginnenden Konstituierung des Neuen die königlichen An-

[1] Brandenburg, a. a. O. S. 95; Leopold v. Gerlach I S. 160.
[2] Brandenburg, a. a. O. S. 92 ff; Leopold von Gerlach I S. 159.
[3] Brandenburg, a. a. O. S. 104 ff.
[4] Brandenburg, a. a. O. S. 97 ff.

schauungen zu den Ansprüchen der durch die Revolution emporgekommenen Gewalten notwendig geraten mußten, so mag Rankes Denkschrift immerhin einiges zu dieser Belebung des königlichen Selbstbewußtseins beigetragen haben[1]. Zu einer radikalen Änderung seiner Politik konnte sie freilich Friedrich Wilhelm aus dem angedeuteten Grunde nicht bewegen. Jedenfalls hat sie ihn aber auch auf einen treuen Anhänger aufmerksam gemacht, und der Historiker mochte aus ihrer von Manteuffel gemeldeten günstigen Aufnahme Mut schöpfen, auch weiterhin an dem Wiederaufbau des preußischen Staates politisch mitzuarbeiten. Nach seiner eigenen Angabe hat er den König in diesen Tagen persönlich gesprochen und will ihm bei der Gelegenheit die Präsidentschaft Louis Napoleons vorausgesagt haben[2]. Daß die Prophezeiung im Dezember eintraf, habe ihm dann, wie er erzählt, das besondere Vertrauen des Königs eingetragen.

Schon einen Monat nach der Abfassung von Rankes Denkschrift hatte sich das konstitutionelle Ministerium Camphausen, dessen innere Festigkeit sie im Gegensatz zu Radowitz so deutlich bezweifelte, in dem doppelten Kampfe gegen Krone und Demokratie aufgerieben. Bedenkliche Symptome begleiteten seinen Ausgang. In den Straßen herrschte tumultuarisch der Mob: in der Nacht vom 14. zum 15. Juni war das Zeughaus gestürmt worden, ohne daß die Bürgerwehr ernstlich dagegen eingegriffen hätte; im Parlamente schien der Radikalismus zu triumphieren: der Verfassungsentwurf der Regierung war abgelehnt worden, die

[1] Auch eine Äußerung Leopold von Gerlachs ließe sich dafür anführen. Am 5. Juni, also wenig später, schreibt dieser in sein Tagebuch: „Um diese Zeit fing das Ministerium an, sich über den fremden Einfluß auf den König zu beklagen". a. a. O. S. 164. In der Audienz, die A. de Circourt am 21. Mai bei Friedrich Wilhelm IV. hatte, fiel dem Franzosen die Zuversicht auf, welche der König hegte, daß sein Thron neubefestigt aus dem revolutionären Sturme hervorgehen werde. Er wolle dann aber die kürzlich erweiterten Grundlagen der Freiheit loyal achten, versicherte er. (A. de Circourt, Souvenirs d'une Mission à Berlin en 1848. Bd. 2. S. 254 f.)

[2] S.W. 53/4 S. 54 bemerkt R. ausdrücklich, daß er dem König diese Idee „schon im Mai 1848" angedeutet habe. Vgl. auch S.W. 53/4 S. 74.

Versammlung stellte sich demonstrativ auf die Seite der aufrührerischen Bevölkerung. Bereits hatte der König den Gedanken an Auflösung der Versammlung und an eine Militärdiktatur erwägen müssen, aber zu tief hatte er sich in die Politik der Märztage hinein verstrickt, als daß er jetzt schon einen offenen Bruch mit den popularen Mächten gewagt hätte. So war denn statt der erwarteten Reaktion eine Fortsetzung des Konstitutionalismus gekommen; auf das Ministerium Camphausen-Hansemann folgte das Ministerium Auerswald-Hansemann: eine schwere Enttäuschung für alle diejenigen, welche einen Umschwung der Dinge erhofft hatten. Die altpreußische Opposition war inzwischen nicht müßig geblieben: in patriotischen Vereinen sammelte sie Kräfte des Widerstandes gegen Minister und Parlament; die Gutsbesitzer fingen an sich zusammenzutun[1]. Seit dem 1. Juli erschien auch die Kreuzzeitung als tägliches Organ der preußischen Patrioten. Die reaktionäre Hofpartei hatte sogleich einen heftigen Vorstoß gegen das neue Ministerium unternommen: Leopold von Gerlach hatte am 28. Juni, anknüpfend an einen brieflichen Rat des als Abgeordneter in Frankfurt weilenden Radowitz, ein Schreiben für den König verfaßt[2], worin er ihn aufforderte, dem Treiben der Minister Einhalt zu tun, die „frech und willkürlich" zugunsten der Volkssouveränität gegen den bestehenden Rechtszustand verstießen. In der Tat hatte ihm auch der König die Diktatur zugestanden für den Fall, daß ein Bruch mit dem Frankfurter Parlament nötig sein werde, welches soeben damit umging, dem österreichischen Erzherzog Johann die provisorische Zentralgewalt zu übertragen[3]. Man sieht, wie eng des Königs Haltung nach innen mit dem Stand der deutschen Angelegenheiten zusammenhing. Bereits wurden auch mit verschiedenen

[1] Leopold v. Gerlach I S. 173.

[2] a. a. O. S. 171 f.

[3] a. a. O. S. 172. Persönlich hielt allerdings Friedrich Wilhelm IV., der sich ja in die romantische Donquixoterie des „erblichen Römisch-Teutschen Kaiserthums für das jedesmalige Haupt des Erzhauses Österreich" verliebt hatte, die Reichsverweserschaft des Erzherzogs Johann „für kein Unglück".

Politikern Verhandlungen wegen Übernahme von Ministerposten gepflogen.

Über alle diese Dinge wird Ranke durch Edwin von Manteuffel auf dem Laufenden erhalten worden sein: der Moment mochte beiden zu einem neuen Vorstoß gegen die Revolution günstig erscheinen, und so entstand Anfang Juli eine zweite Denkschrift[1], welche in ihrer Anlage der ersten fast ganz analog ist. Wie diese enthält sie im wesentlichen eine historische Schilderung des revolutionären Eroberungszuges in Europa, wagt aber schon, etwas deutlichere Wünsche daran zu knüpfen.

Bis zu dem Sturze Napoleons geht diesmal Ranke zurück, um dem König zu zeigen, welche Macht seinen Staat überwältigt habe und ihn selbst in Banden halte. Seitdem haben drei große Phasen revolutionärer Tätigkeit die restaurierte Welt erschüttert. Die erste setzte im Jahre 1820 ein und wirkte auf Südeuropa, „wo ein veraltetes System in schroffen Formen und ohne wahre Kraft wiederhergestellt worden war". Obwohl sie in Italien und Spanien bald wieder unterlag, erfocht sie doch einen unleugbaren Sieg in Griechenland, „den man nur deshalb weniger empfand, weil am Ende drei von ihnen [sc. den Großmächten] an den letzten Festsetzungen darüber teilnahmen". Eben gegen diese richtete sich dann der zweite revolutionäre Anlauf von 1830: er stürzte die Dynastie der Bourbonen, bedrohte England und revolutionierte Russisch-Polen. Außerdem überrannte er Italien, die Schweiz, die Niederlande, kleinere deutsche Staaten. In England und Frankreich wie auch im Osten kam er dann freilich zum Stehen; vor allem aber brach er sich an der festen Haltung der beiden deutschen Großmächte: Österreichs und Preußens.

Gerade diese beiden deutschen Großstaaten sind nun aber von der letzten Erschütterung am schwersten betroffen worden, welche durch den Sturz der Julimonarchie in Frankreich entstand: sie sind nicht allein „aller Wirksamkeit nach außen zu" beraubt, sondern auch „im Innern einem Umsturz nahe" gebracht. Ganz

[1] S.W. 49/50 S. 589 ff. Für eine genauere Datierung ergeben sich aus dem Inhalt keine näheren Anhaltspunkte.

Mitteleuropa ist so der Anarchie verfallen, und wie eine Fortsetzung napoleonischer Weltherrschaft erscheint der Siegeszug der französischen Revolution, die Invasion der fremden Ideen: „Die Macht fehlt, die damals alles in militärischen Banden hielt; die Grundgedanken der inneren Politik aber, aus denen diese Macht hervorging, sind um vieles weiter getrieben und um so populärer, je weniger sie gezügelt werden."

Nachdem er so durch den Vergleich mit der verhaßten napoleonischen Unterdrückung das Selbstgefühl des Königs gegen die revolutionäre Umgarnung wachgerufen und auf die schweren Schäden allzu großer Nachgiebigkeit hingewiesen hat, wagt er es, ihn direkt zur Umkehr aufzufordern. Da England und Rußland sich halten, sei ein europäischer Rückschlag gegen die Revolution schon jetzt vorauszusehen; zu wünschen aber sei, daß Deutschland sich ohne fremde Hilfe ermanne: „Hier, wo das Mutterland eines gefunden, mit den Interessen der Bevölkerung verbündeten Königtums ist, müßte auch ein Versuch gemacht werden, ein solches wiederherzustellen, wenngleich in etwas modifizierten Formen, um die Anarchie selbständig, klug und kraftvoll zu bekämpfen. Von hier müßte eine wohlüberlegte, wohlvorbereitete Restauration ausgehen."

Wie man sieht, hatte die steigende Entzweiung zwischen Krone und Demokratie den Historiker bereits zu energischeren Ratschlägen ermutigt. Ob diese zweite Denkschrift einen ähnlichen Erfolg wie die erste gehabt hat, ist ungewiß [1]. Schlecht aufgenommen ist sie vom König sicherlich nicht worden, denn sie entsprach wenigstens der einen Hälfte seines politischen Doppelempfindens, obwohl sie die andere wieder nicht voll befriedigen konnte. Daß Ranke beim König in Gunst blieb, zeigt jedenfalls eine Notiz Leopold von Gerlachs, welcher den Historiker am 20. Juli unter den Gästen bei Hofe erwähnt [2].

---

[1] An den schon erwähnten Briefstellen spricht E. v. Manteuffel von den „Memoires" R.s, welche den König anderen Sinnes gemacht hätten. Dove, Ausgewählte Schriftchen SS. 244, 258.

[2] Denkwürdigkeiten I S. 178. Gerlach schreibt: „Ich sagte absichtlich

Die Entwicklung der Dinge in der Folgezeit drängte dann den König mit zunehmender Gewalt in eine Richtung hinein, wie sie Ranke in seinen Denkschriften gewünscht hatte. Immer weiter klaffte in den Monaten Juli bis November die Verbindung zwischen Krone und Demokratie auseinander, welche Friedrich Wilhelm IV. in den Märztagen widerwillig anerkannt hatte, obwohl sie seinem ursprünglichen Ideale nur wenig entsprach. Mit jeder Woche zeigte sich eben deutlicher, daß zwischen den Ansprüchen des Alten und denen des Neuen zunächst noch kein dauernder Ausgleich möglich sei, daß ein Bruch in absehbarer Zeit notwendig eintreten müsse.

Mit steigendem Selbstbewußtsein und Erfolg erhoben sich sowohl in Deutschland wie in Preußen die darniederliegenden alten Mächte und traten den usurpatorischen Gewalten immer kühner entgegen. So war das Frankfurter Parlament, welches im ersten Anlaufe fähig schien, die jahrhundertalte territoriale Zersplitterung der Deutschen zu beseitigen, im Verfolg seiner unitarischen Ziele mit den altangestammten Territorien, vor allem auch mit Preußen, in einen versteckten Kampf auf Leben und Tod geraten und hatte sich dabei Niederlage auf Niederlage geholt. Schon der Umstand, daß in Preußen eine eigene Nationalversammlung zusammengetreten war, bedrohte es in seinen zentralistischen Ansprüchen; durch die Wahl eines österreichischen Reichsverwesers hatte es weiter den preußischen Ehrgeiz gekränkt, welcher doch ein wichtiges Motiv für die nationale Politik des Staates gebildet hatte; sein Beschluß, daß die Armeen sämtlicher Bundesstaaten diesem Reichsverweser huldigen sollten, gefährdete

---

zu Willisen und dem kleinen Ranke, die Zeit würde kommen, wenn ich sie auch nicht mehr erlebte, wo, wie zur Zeit der Franzosen, alle die der Verachtung preisgegeben werden würden, die sich mit dem jetzigen nichtsnutzigen Wesen encanailliert hätten". Willisen, der Bruder des bekannten Generals, war Gerlach wegen seiner liberalen Neigungen sehr verdächtig. Es scheint fast, als habe er es für nötig gehalten, auch an Ranke eine kleine Warnung zu adressieren: das wäre ein interessanter Beweis dafür, daß die Kamarilla ihrem Bundesgenossen auch schon in diesem rein antirevolutionären Stadium seiner Denkschriftenaktion nicht recht traute.

dann geradezu den Lebensnerv Altpreußens, welchen der König nicht antasten lassen durfte, ohne Selbstmord zu begehen. In dieser entscheidenden Machtfrage war denn auch die Paulskirche schmählich unterlegen: sie mußte erfahren, daß es noch Fürsten in Deutschland gebe. Ihre Ohnmacht stellte sich von nun an immer deutlicher heraus: ohne sie zu fragen, schloß Preußen Ende August den Waffenstillstand von Malmö, und ihr blieb nichts übrig, als nach heftigem Sträuben und Würgen diese bittere Pille hinunterzuschlucken. Die Mordtaten und die Unruhen im September, welche nur mit Hilfe territorialer Truppen hatten beigelegt werden können, schwächten dann ihr Ansehen weiter in höchst empfindlicher Weise; bereits fing auch der übermächtige Einfluß der großen Territorialgestirne an, die parlamentarische Materie selbst in zwei feindliche Hälften zu spalten: bei den Verfassungsberatungen Ende Oktober war es schon zu der bedeutungsvollen Scheidung in Klein- und Großdeutsche, in eine preußische und eine österreichische Partei gekommen, welche die einheitliche Aktion der nationalen Demokratie so schwer lähmen sollte.

So war denn um den 1. November herum schon deutlich zu erkennen, daß die wahre Macht Deutschlands immer noch in den Territorien ruhte, und wenn der Gedanke an Frankfurt ein wichtiges Motiv gewesen war, weshalb Friedrich Wilhelm IV. vor einem reaktionären Schritte im Innern zurückscheute, so fiel diese Rücksicht in dem Maße fort, als die zentrale demokratische Flut abebbte.

Eine solche Reaktion in Preußen wurde aber um so notwendiger, je dreister die preußische Nationalversammlung ihre Hand nach den kostbarsten Kleinodien der Krone ausstreckte. Schon hatte der Antrag Stein, welcher dem König die scharfe Waffe der Armee entwinden wollte, einen Ministerwechsel nötig gemacht: das schwächliche Ministerium Pfuel hatte dann freilich den Erwartungen der preußischen Patrioten nur wenig entsprochen. Die Ansprüche der Versammlung wurden vielmehr immer unvereinbarer mit der traditionellen Machtstellung des

preußischen Königtums, und damit gestaltete sich für Friedrich Wilhelm IV. die Notwendigkeit immer dringender, sich zu einem entschiedenen Schritte zu entschließen und mit der Politik der Märztage endgültig zu brechen. Die Kamarilla drängte ihn stürmisch dazu: sie hatte sich jetzt recht eigentlich konstituiert und bekam den König täglich mehr in ihre Gewalt. Den Ausschlag gaben endlich der Antrag Waldeck und die ihn begleitenden Straßentumulte, welche den König zur Unterstützung der Wiener Revolution zwingen wollten: der von der Kamarilla schon längst bereitgehaltene Graf Brandenburg wurde nunmehr mit der Bildung eines entschieden reaktionären Kabinetts betraut, welches den revolutionären Spuk energisch bannen sollte.

Gewiß hat Ranke mit lebhafter Teilnahme die Entwicklung dieser Dinge verfolgt, welche zugleich für sein eigenes Dasein von so tiefgreifender Bedeutung waren. In einem Briefe vom 11. August an seinen Bruder Heinrich[1] hatte er noch bitter über die fortwährende Unruhe und Unordnung in Berlin geklagt, welche aus dem „ruchlosen Umsturz" hervorgegangen sei und seine Hoffnung auf bessere Zeiten der höchsten Fügung anvertraut. Interessanter sind aber Anschauungen über die deutsche Frage, welche er weiterhin in diesem Briefe äußert; er schreibt: „Es sieht zuweilen aus, als wollten sich Ideen realisieren, mit denen wir uns in unsrer Jugend trugen, aber wie ist alles von der Wut der roten Republik versetzt. Man möchte weinen, wenn man sieht, daß die Einheit des heiligen Reiches an den blutigen Irrwahn der Nationalsouveränität geknüpft wird. Hier stehen sich die zwei Farben und die drei Farben, die vereinigt sein sollten, streitbar gegenüber." Ein bemerkenswertes Zeugnis dafür, daß er sich neben seinen preußisch-reaktionären Sympathien doch ein Herz für die nationale Idee bewahrt hatte, und zugleich eine wichtige Andeutung, wie er sich das zukünftige Verhältnis Preußens zu Deutschland dachte. Eben in dieser großen Frage lag der Kern des vorliegenden politischen Problems verborgen;

[1] „Deutsche Revue", Januar 1904, S. 87 f.

in seinen Denkschriften hatte er es bisher vermieden, darauf einzugehen; unmöglich konnte er aber auf die Dauer daran vorbeigehen, wenn er wirklich seinem König einen haltbaren Stab für die Zukunft an die Hand geben wollte.

Vorerst freilich schien es noch wichtiger, in Preußen Ordnung zu schaffen; erst dann konnte an die Neuregelung des Verhältnisses zu Deutschland gedacht werden. Nach einer allerdings recht vagen und wenig kontrollierbaren Notiz Wiedemanns hat Ranke an der Erhebung des Ministeriums Pfuel, dieses ersten schüchternen Reaktionsversuches, möglicherweise einigen Anteil gehabt[1]. Er mag dann ebenso wie die Kamarilla von den Leistungen seines Kandidaten arg enttäuscht worden sein. Das Ministerium Brandenburg endlich erfüllte die Wünsche, für welche er in beiden Denkschriften eingetreten war: es wies den ungeberdigen demokratischen Bundesgenossen, der seit den Märztagen über Preußen und den König tyrannisiert hatte, entschieden in seine Schranken zurück.

Für einen tiefer schauenden Geist waren damit nun aber die Schwierigkeiten noch lange nicht beendet, ja, sie begannen jetzt erst recht eigentlich. Was sollte weiter geschehen? Sollte das Alte in vollem Umfang wiederhergestellt oder sollte dem besiegten Neuen ein beschränkter Anteil am Staatsleben zugestanden werden? Wie vor allem sollte sich das Verhältnis des restaurierten Preußen zu Deutschland gestalten? Das waren die großen Fragen, welche nunmehr gelöst werden wollten. In seiner zweiten Denkschrift

[1] „Deutsche Revue", Mai 1892, S. 238. Wiedemann schreibt: „R.s mündliche Äußerungen legten die Vermutung sehr nahe, daß das Haupt des Ministeriums, dem die Aufgabe, eine Restauration durchzusetzen, zuerst zugedacht wurde, der General v. Pfuel, dazu von ihm vorgeschlagen sei, oder er doch dem von andern gemachten Vorschlage zugestimmt habe." Bei Leopold v. Gerlach taucht Pfuel als Kandidat zuerst am 13. September auf (I. S. 196): Der König habe sich nach Pfuels Aufenthalt erkundigt, „so daß er offenbar mit diesem etwas vor hat". Wer den König auf Pfuel gebracht hat, ist daraus nicht ersichtlich. Reumont, der im August und September in Berlin weilte, erwähnt übrigens R. unter den Hofgästen in dieser Zeit (Aus König Friedrich Wilhelms IV. gesunden und kranken Tagen S. 327).

hatte Ranke bereits angedeutet, daß ihm eine dauerhafte Restauration doch nur „in etwas modifizierten Formen" möglich erschien: er mochte jetzt, wo der König endlich seinen Wünschen entsprochen hatte, die Verpflichtung fühlen, seinen Mäzen bei dem schwierigen praktischen Wiederaufbau des Staates nicht im Stiche zu lassen und näher auszuführen, was er unter jenen „etwas modifizierten Formen" verstanden wissen wollte. So verfaßte er denn wahrscheinlich in der ersten Novemberhälfte[1] und jedenfalls wieder

[1] Schon Wiedemann hat darauf aufmerksam gemacht, daß die S.W. 49/50 S. 592 angegebene Datierung „Ende Oktober 1848" ungenau sein muß, weil an einer Stelle der Denkschrift (S. 595) die Zurückweisung des vom König mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragten Grafen Brandenburg durch die Nationalversammlung erwähnt wird, welche sich am 2. November zutrug. W. verlegt daher die Abfassung der Denkschrift in den Anfang November. („Deutsche Revue", Mai 1892, S. 238). Meinecke möchte sie dann in seinen scharfsinnigen Untersuchungen über die Oktroyierung der preußischen Verfassung (Weltbürgertum und Nationalstaat S. 426 f. Anm.) sogar bis über die Mitte des November hinausrücken und bringt dafür recht bemerkenswerte Gründe vor: es werde von der Versammlung nur im Praeteritum gesprochen; Ranke berufe sich auf „die Erklärung der öffentlichen Stimme zugunsten der Krone" und kenne bereits den Oktroyierungsgedanken. Eine Stelle über das Verhältnis Österreichs zu Deutschland auf das Kremsierer Programm vom 27. November zu beziehen, scheint allerdings auch Meinecke nicht unbedingt notwendig. Wenn wir nun trotzdem an der Entstehung des Gutachtens in der ersten Novemberhälfte festhalten, so bestimmen uns dazu folgende Erwägungen. Einen etwas wunden Punkt in Meineckes Argumentation bildet von vornherein der Umstand, daß Ranke von den Kammervorgängen des 2. November ausdrücklich als von den „letzten Ereignissen" spricht und die Vertagung und Verlegung der Versammlung nach Brandenburg und die daran sich knüpfenden Konflikte nicht erwähnt. Meinecke erklärt solche Unterlassungen aus dem „hohen Standpunkte", von dem aus die Lage geschildert werde. Nun richtet sich aber der Abschnitt der Denkschrift, welcher die genannte Stelle enthält, gegen die Behauptung, daß der Begriff der Volkssouveränität bereits legale Geltung in Preußen erlangt habe; R. widerlegt solche juristischen Deduktionen, wie sie z. B. in einem noch zu erwähnenden Protestschreiben vom 26. Oktober von vier der zurückgetretenen Minister versucht worden waren (Leopold v. Gerlach, I, S. 228 f.), damit, daß die Krone beim letzten Ministerwechsel den Begriff der Vereinbarung festgehalten und damit ihre Souveränität gerettet habe. Durch den Akt der Vertagung und Verlegung der Versammlung, zu welchem dem Könige von der Kammermajorität das Recht aufs heftigste bestritten wurde, bekundete nun aber die Krone so deutlich

und energisch den Willen, ihre Prärogative gegenüber den Ansprüchen der Versammlung zu behaupten, daß es auffallen müßte, wenn sich Ranke dieses naheliegende Ereignis zur Verstärkung seiner Argumentation hätte entgehen lassen. Der Umstand ferner, daß von der Versammlung nur im Praeteritum die Rede ist, entscheidet doch allein noch nichts; er könnte, zumal Ranke einen Rückblick über die Bestrebungen der Versammlung von Anfang an gibt, als bloße stilistische Eigentümlichkeit gedeutet werden, und wollte man ihm größeres Gewicht beilegen, so dürfte man immer noch die Entstehung dieser Stelle auf den 9. oder 10. November, die Zeit gleich nach der offiziellen Vertagung, ansetzen, wobei dann die Nichterwähnung dieses Ereignisses recht auffällig bliebe. Auf welche Einzelvorgänge sich „die Erklärung der öffentlichen Stimme zugunsten der Krone" bezieht, ist uns nicht bekannt. Man braucht deswegen aber wohl noch nicht an den allgemeinen Stimmungsumschlag Ende November — Anfang Dezember zu denken; denn gewiß wird das Treiben der machtlüsternen Volkstribunen schon in der ersten Novemberhälfte genug Gegenkundgebungen in dem monarchisch gesinnten Teil der Bevölkerung hervorgerufen haben, auf welche sich R. berufen konnte. In dem Proklamationsentwurf zum 5. Dezember (S.W. 49/50, S. 598) nennt er die Auflösung der Versammlung eine Maßregel, welche das Volk schon „seit Monaten" gefordert habe. Daß endlich der Oktroyierungsgedanke schon längst in Regierungskreisen spukte, zeigt eine, übrigens auch von Meinecke (a. a. O. S. 415, Anm.) erwähnte Notiz Leopold v. Gerlachs (I S. 199). Am 16. September, als sich das neue Ministerium Pfuel bildete und bereits die Auflösung der Kammer erwogen wurde, besprach der General mit Bismarck die sich in einem solchen Falle ergebenden Möglichkeiten und notierte als letzte Eventualität das „Oktroyieren einer Verfassung, allenfalls der belgischen". Man wird wohl ohne weiteres annehmen dürfen, daß nach der Ernennung des reaktionären Ministeriums Brandenburg dieser schon nicht mehr neue Gedanke sogleich wieder auftauchte und in den Kreisen der Eingeweihten ventiliert wurde. Meinecke selbst erwähnt ja (a. a. O. S. 390, Anm.) eine Tagebuchnotiz Varnhagens, der schon am 13. November schreibt, daß der König eine freisinnige Verfassung verleihen wolle. Was uns indessen recht eigentlich bestimmt, an der früheren Entstehungszeit festzuhalten, ist eine von Meinecke nicht benutzte Notiz Wiedemanns („Deutsche Revue", Juni 1892, S. 344). Danach erzählte Ranke „in einer Weise, die für ein Mißverständnis keinen Raum ließ", er sei im Namen des Königs zur Mitarbeit an der Verfassung aufgefordert worden, habe den Antrag aber abgelehnt, weil er sich durchaus unfähig dazu gefühlt habe; die Verfassung sei so wesentlich ein Werk Kellers, der dazu mehr Geschick und Erfahrung besessen habe. Man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man in dieser Aufforderung eine Folge der dritten Denkschrift sieht, denn wenn R. umgekehrt sein Gutachten auf die Aufforderung hin verfaßt hätte, so wäre der Ausdruck, daß er die Mitarbeit abgelehnt hätte, wohl kaum ganz am Platze. Da nun die Aus-

nach Rücksprache mit Edwin von Manteuffel[1] eine dritte Denkschrift, welche sich vornehmlich damit beschäftigt, wie der restaurierte Staat im Innern einzurichten sei, dabei aber nicht mehr vermeiden kann, auch der großen deutschen Frage näher zu treten, welche den zentralen Knotenpunkt des politischen Knäuels jener Tage bildete.

Zu des Königs Lieblingsideen hatte von jeher gehört, mittels einer ständischen Verfassung die demokratischen Ansprüche des Jahrhunderts zu befriedigen, ohne doch seine absolute Königsgewalt irgendwie wesentlich beeinträchtigen zu lassen. Die Kämpfe des Vereinigten Landtages, der Einbruch des Konstitutionalismus seit den Märztagen hatten freilich das Utopische dieser Träume nur zu deutlich dargetan. Immerhin konnte jetzt, wo der Bruch mit der Nationalversammlung zur Tatsache geworden war, der Gedanke wieder auftauchen, ob es nicht an der Zeit sei, zu den alten Idealen des Hallerianismus zurückzukehren, an welchen der König trotz aller opportunistischen Nachgiebigkeit im Herzen doch noch immer festhielt[2]. War nach den schlimmen Erfahrungen

---

arbeitung und Durchberatung des Verfassungsentwurfes, der dem Könige anscheinend am 20. November überreicht wurde, sicherlich trotz aller Flüchtigkeit einige Zeit gedauert haben wird, so scheint uns vor allem diese Notiz für eine frühere Entstehungszeit der Denkschrift zu sprechen, als sie Meinecke annimmt.

[1] Am 20. November wollte Edwin v. Manteuffel den General v. Gerlach für die Verfassungspläne des Ministeriums gewinnen und sagte bei der Gelegenheit, „daß ihm der kleine Ranke a consiliis sei." (Leop. v. Gerlach I S. 245.) Daß an dieser Stelle Edwin und nicht Otto von Manteuffel gemeint ist — Gerlach spricht nur von „Manteuffel" —, wie Wiedemann annahm („Deutsche Revue", Juni 1892, S. 343), ist klar, seitdem Meinecke (a. a. O. S. 403 f.) überzeugend nachgewiesen hat, daß der Minister im Herzen ein Gegner der Verfassung war. Will man diese Notiz für die Datierung der Denkschrift mit benutzen, so läßt sie sich wohl am ungezwungensten für eine Entstehung vor dem 20. November deuten.

[2] Vgl. darüber Meinecke a. a. O. S. 395 ff. Die Kamarilla, namentlich ihr doktrinäres Haupt Ludwig v. Gerlach, wollte damals zum Vereinigten Landtage zurück (Ludwig v. Gerlach, Aufzeichnungen aus seinem Leben und Wirken II, S. 28), desgleichen der Minister O. v. Manteuffel (Leopold v. Gerlach II S. 438).

der letzten Zeit eine konstitutionelle Verfassung überhaupt noch anzuraten?

Mit dieser Frage von grundsätzlicher Bedeutung für den Wiederaufbau des Staates beginnt Rankes dritte Denkschrift. An sich hatte der Historiker, wie wir wissen, nur wenig Sympathie für konstitutionelles Wesen: in der „Historisch-politischen Zeitschrift" hatte er sich gegen die Einführung von Reichsständen ausgesprochen, weil er davon beunruhigende Kämpfe und Katastrophen voraussah. Die Entwicklung der Dinge seitdem hatte ihm darin Recht gegeben, ihn aber zugleich auch belehrt, daß der Konstitutionalismus für Preußen nunmehr unvermeidlich sei. Zwei wichtige Gründe innerpolitischer Natur führt er zunächst dafür an. Einmal die Desorganisation des altpreußischen Beamtentums, welches bisher den Staat zusammengehalten habe: „Die höchsten Organe der Regierung wissen nicht mehr, was Gehorsam ist, und können deshalb auch nach unten hin keinen Gehorsam mehr finden." Eine schwere Anklage gegen die letzten Ministerien! Der Konstitutionalismus erscheint wie ein unvermeidlicher Notbehelf gegen diesen inneren Zersetzungsprozeß. Zweitens haben sich die Menschen nun einmal gewöhnt, „das Leben des Staates nur in konstitutionellen Formen zu denken". Das mißglückte Experiment des Vereinigten Landtages beweist das unwiderleglich; innerpreußische Institutionen wie die rheinische Gerichtsordnung ferner wirken durchaus im Geiste des Konstitutionalismus. Der Staat darf sich daher den Folgen daraus nicht länger entziehen. „Wäre aber auch über dies alles wegzukommen", so liege doch ein dritter, entscheidender Grund in der auswärtigen Politik, in dem Verhältnis Preußens zu Deutschland. In den südwestdeutschen Ländern aber entspreche der Konstitutionalismus einem inneren Lebensbedürfnis: sie könnten gar nicht von ihm lassen, selbst wenn sie wollten. Das müsse aber unaufhörlich auf Preußen zurückwirken.

Damit gelangt Ranke im zweiten Abschnitt zu der großen Frage, welche er bisher nur immer nebensächlich gestreift hatte, von deren Lösung aber die Entscheidung abhing: sollte Preußen

seine Zukunft in der Selbstbeschränkung auf sein eigenes staatliches Prinzip, oder sollte es sie in der Verbindung mit Deutschland suchen?

In den „Neun Büchern preußischer Geschichte" war der Staat Friedrichs des Großen noch wesentlich als selbständige europäische Großmacht erschienen, welche sich durch Rücksichten auf Kaiser und Reich nur wenig behindern ließ; das neue Preußen aber, so führt Ranke jetzt aus, könne eine solche Unabhängigkeit von nationalen Gesichtspunkten nicht mehr aufrechterhalten. Unauflösliche Bande knüpfen seine Existenz an Deutschland. So die Notwendigkeit eines gemeinsamen Preßgesetzes, auf welche der Historiker schon in dem großen Aufsatz seiner Zeitschrift hingewiesen hatte; ferner die unaufhörliche Anrufung der nationalen Gefühle seit den Freiheitskriegen; vor allem endlich die Errichtung des Zollvereins. Ein großer Teil der Macht und europäischen Bedeutung Preußens beruhe auf der Verbindung mit Deutschland, von welcher es daher nicht mehr zurücktreten könne, wie das Österreich allerdings noch vermöge und auch zu wollen scheine. Es ergibt sich also für Preußen ein deutschnationaler Beruf, und ihm widmet Ranke einen höchst bemerkenswerten Exkurs, welcher zeigt, daß die Ereignisse des Jahres 1848 auch auf seine Anschauungen großen Einfluß ausgeübt haben. Abgehend von der Erörterung der innerpreußischen Verfassungsangelegenheiten, wendet er sich der wichtigen Frage zu, ob Preußen die zentrale Leitung in Deutschland erstreben, ob es das Kaisertum annehmen solle, „wovon wieder so viel und so ernstlich geredet wird."

Bestände ein solches Kaisertum in einem revolutionären, unbeschränkten empire, so würde es allerdings das Wesen des preußischen Staates vernichten, es wäre daher unbedingt verwerflich; anders aber stellt sich Ranke zu einem konservativen Kaisertum, welches die Selbständigkeit der einzelnen Staaten und den Begriff des deutschen Fürstentums anerkennt. Ein solches würde sich „vernünftiger Weise" auf die Verwaltung der großen gemeindeutschen Angelegenheiten beschränken, welche einer

zentralen Leitung nun einmal dringend bedürften; es entspräche gewissermaßen einer inneren Notwendigkeit. Weise also Preußen diese zentrale Stellung zurück, so müsse sie an andere fallen: „Man hat nur die Wahl, Einfluß auszuüben oder zu erfahren“: da könne die Entscheidung nicht zweifelhaft sein.

Diese Aufnahme der nationalen Mission Preußens in sein Programm mußte nun aber für Rankes Politik weitreichende Folgen zeitigen. Vor allem konnte er sich einer schwierigen Frage nun nicht mehr entziehen, welche an die heikelsten Dinge rührte: der Frage nämlich, welche Modifikationen der deutschen und europäischen Machtverhältnisse eine solche Konsolidation Deutschlands unter preußischer Führung nach sich ziehen werde. Was würde wohl das Ausland, was vor allem Preußens ostmächtliche Verbündete Österreich und Rußland zu einer solchen preußischen Hegemonie über Deutschland sagen; würden sie sich ihr nicht gewaltsam widersetzen? Ranke „fürchtet das nicht, wenn es ohne Ehrgeiz, mit Wahrung aller haltbaren Rechte der einzelnen Staaten geschieht und als eine Sache der Notwendigkeit, die es ist, erscheint.“ Auch könne ja allein ein solcher zentraler Einfluß der revolutionären Anarchie in Deutschland steuern und eine haltbare Ordnung schaffen. Wie man sieht: eine reichlich gutmütige Ansicht, welche wenig Gefühl für die leidenschaftliche Rivalität der großen Mächte verrät! Es wird sich noch zeigen, welche bedenklichen Folgen sich daraus für Rankes Politik ergeben sollten.

Hauptsächlich um dieser deutschen Rücksicht willen nun, so resümiert Ranke, müsse Preußen den Gedanken einer Konstitution realisieren, freilich einer solchen, bei der es bestehen könne. Dazu sei vor allem erforderlich — und das ist das Thema des dritten Abschnittes —, daß der Begriff der Volkssouveränität von der Verfassung ausgeschlossen bleibe, denn er sei eine Hauptursache der revolutionären und sozialen Stürme Europas und der inneren Haltlosigkeit konstitutioneller Monarchien. Eine historische Erörterung weist nach, daß dieser Begriff in die vom König und seinen Ratgebern so hoch geschätzte englische Verfassung doch nie

Eingang gefunden habe, daß das Königtum hier noch „als etwas Ureigenes, Unabgeleitetes, Ursprüngliches“ und nicht als bloßer Ausfluß des Volkswillens erscheine.

Nun konnte man aber mit einigem Schein von Recht behaupten, daß dieser Begriff nach den Vorgängen der letzten Zeit bereits legale Geltung in Preußen erlangt habe. In einem Schreiben vom 26. Oktober, von welchem Ranke gehört haben mag, hatten vier der soeben zurückgetretenen Minister dem Könige nachzuweisen gesucht, daß die Krone weder das Recht noch die Macht mehr habe, ein Gesetz zu erlassen, welchem die Volksvertretung nicht beigetreten sei[1]. Gegen solche Deduktionen richtet sich der nächste Abschnitt der Denkschrift und weist nach, daß die königliche Prärogative noch durchaus zu Recht bestehe, weil die Krone an dem Begriff der Vereinbarung festgehalten und vor allem bei dem jüngsten Ministerwechsel den revolutionären Prätensionen der Versammlung nicht nachgegeben habe.

Der Schluß bringt einige bemerkenswerte Gedanken über die „Hauptbedingung zu einer haltbaren Konstitution“. Findet sich eine gefügige Versammlung, so ist Ranke für die Fortsetzung des Werkes der Vereinbarung, sonst erklärt er sich mit der von den Eingeweihten für unvermeidlich gehaltenen Oktroyierung einer Verfassung einverstanden. Als oberste Bedingung für einen haltbaren Zustand erscheint ihm aber die Beseitigung des allgemeinen Stimm- und Wahlrechtes, das weder in England noch selbst im konstitutionellen Musterlande Amerika wirkliche Geltung habe. Nun begründet freilich das Bestehen der allgemeinen Dienstpflicht in Preußen, wie Ranke anerkennen muß, hier einen größeren Anspruch der Massen an den Staat als anderswo; um ihn zu befriedigen, ohne doch den Nichtbesitzenden die gefährliche politische Konzession des allgemeinen Stimm- und Wahlrechtes zu machen, kommt Ranke am Schluß zu einem sehr merkwürdigen staatssozialistischen Programm, welches der gefürchteten Revolution der Proletarier vorbeugen soll. Um die Arbeiterschaft der

[1] Leopold v. Gerlach a. a. O. S. 228 f.

Agitation der „Feinde aller Ordnung" zu entziehen, soll Preußen sich ihrer materiellen Lebensbedürfnisse annehmen, unter „sorgfältiger Wahrung der privaten Tätigkeit" soll es die Arbeit organisieren, ja vielleicht sogar das Recht auf Arbeit anerkennen. Militärisch organisierte Arbeiterkohorten sollen so die erforderlichen öffentlichen Bauten, Stromregulierungen, Landesurbarmachungen usw. ausführen. Wie man sieht, auffallend weitgehende Ideen! Allerdings hatte u. a. Radowitz in seinen „Gesprächen aus der Gegenwart" bereits ähnliches vorgeschlagen; die Ereignisse in Frankreich, die Errichtung der Ateliers nationaux legten solche Gedanken immerhin nahe; bemerkenswert bleibt aber doch, daß der Historiker sich diese extremen Forderungen aneignete, welche doch in Frankreich inzwischen schon längst Bankerott gemacht hatten. Man sieht, wie sehr ihn die Besorgnis vor den unheimlichen sozialen Elementen beherrschte, deren damalige Bedeutung für Deutschland er unter dem Eindruck der wiederholten Berliner Straßentumulte denn doch erheblich überschätzte. Fehlte nun auch solchen staatssozialistischen Velleitäten in Preußen damals noch die eigentliche Lebenskraft, so wiesen sie gleichwohl auf bedeutsame Zukunftsentwicklungen hin, und scharfsinnig bleibt jedenfalls ihre Begründung auf die allgemeine Wehrpflicht.

Mit dieser dritten Denkschrift beginnt nun, wie schon oben angedeutet wurde, eine sehr bemerkenswerte Frontverschiebung in der politischen Aktion, welche der Historiker unter dem Eindruck der Märzkatastrophe zum Schutze seines treuesten Mäzens Preußen und damit auch zu seiner eigenen Rettung unternommen hatte. Diese Wandlung tritt deutlicher hervor, wenn man sich den bisherigen Gesamtverlauf seines Denkschriftenfeldzuges vergegenwärtigt.

Bis dahin war Rankes Ziel ein einfach defensives, der Feind ein deutlich erkennbarer gewesen: es hatte gegolten, den preußischen Staat von dem eingedrungenen revolutionären Wesen zu befreien, ihn in seiner historischen Eigenart zu restaurieren. Im Bunde mit der Kamarilla hatte der Historiker Radowitz bekämpft, welcher den König in besonders verführerischer Weise auf demo-

kratische Abwege verlockte. Nun war sowohl in Frankfurt wie in Berlin der revolutionäre Gegner zurückgedrängt und im Weichen begriffen: behielt Ranke die bisherige Frontrichtung bei, so konnte er vielleicht an völlige Niederwerfung des Feindes denken, wie sie die Kamarilla im Herzen wünschte; denn jene zwei innerpolitischen Gründe, welche für Schonung sprachen, hätten ihn allein nicht aufzuhalten brauchen: das desorganisierte preußische Beamtentum ließ sich wiederherstellen, und der Geist des Konstitutionalismus war schon längst in der Zeit mächtig gewesen, ohne daß sich Preußen ihm gefügt hätte. Da erhielt alles ein anderes Gesicht dadurch, daß der Historiker nunmehr die Lösung der deutschen Frage in sein politisches Programm aufnahm. Schon in dem großen Aufsatz der „Historisch-politischen Zeitschrift" hatte er sich ja mit diesem schwierigsten nationalen Problem des Jahrhunderts beschäftigt: seitdem hatte es sich zur brennendsten Zeitfrage entwickelt, welcher ein Geist wie Ranke unmöglich länger ausweichen durfte, wenn er nicht gegen die Erkenntnis und auch gegen sein eigenes Empfinden sündigen wollte, das ja trotz seiner preußisch-konservativen Sympathien gegen nationale Appelle keineswegs unempfänglich blieb. Auch hätte er seinen König gerade bei der schwierigsten der großen Aufgaben im Stich gelassen, mit welchen er sich abmühen mußte. In diesem dritten Gutachten versuchte sich also Ranke zum ersten Male im Verlaufe seiner Denkschriftenaktion an dem schweren Problem, die preußische und die deutsche Zukunft zu einem haltbaren Ganzen zu verschmelzen; es sollte das von nun an der Mittelpunkt seiner Bemühungen werden.

Sofort zeigte sich nun aber mit schlagender Deutlichkeit, daß er den Folgen dieses Schrittes ebensowenig entgehen konnte wie der König oder Radowitz; denn vom deutschen Standpunkte aus erschien seit den Märztagen der Konstitutionalismus wie ein unentbehrlicher Bundesgenosse, den man zwar nicht übermächtig werden lassen, aber noch viel weniger vernichten durfte. Die antirevolutionäre Energie der Rankeschen Aktion läßt denn auch in dieser dritten Denkschrift bereits merklich nach, und es

entsteht eine ganz deutliche Divergenz zwischen seinen Bahnen und denen der Kamarilla; ja, der Historiker, dessen Aktion von dem Gegensatz gegen Radowitz ausgegangen war, fängt an, sich in auffälliger Weise Radowitzischen Ideen zu nähern. Gewiß war sein Ausgangspunkt ein wesentlich anderer als der dieses katholischen Deutschschwärmers: Radowitz war von der abstrakten nationalen Idee her zu seiner preußisch-deutschen Politik gekommen, Ranke dagegen begründete den nationalen Beruf Preußens vor allem auf dessen innere Staatsnatur und europäische Großmachtstellung; sein Standpunkt war also ein territorial viel mehr bodenständiger, gleichsam mehr Bismarckischer als der von Radowitz, aber in der Praxis beginnen die Aktionslinien beider unzweideutig zu konvergieren. Man sieht, welchen Einfluß das Jahr 1848 auf die Entwicklung auch von Rankes politischen Anschauungen ausübt: während er einst in der „Historisch-politischen Zeitschrift" nur ein sehr geringes Maß von deutscher Einheit für möglich gehalten hatte, haben die Ereignisse dieses Jahres nun auch in seiner Seele die unitarische Stimmung erheblich verstärkt.

Mit dieser beginnenden Frontverschiebung tauchte nun aber auch sogleich ein neuer Feind auf, welcher in der Folge mehr und mehr die Aufmerksamkeit des Historikers auf sich ziehen sollte. Bei einer vorwärtsdrängenden deutschen Politik Preußens mußte dieses alsbald mit den Ansprüchen seiner deutschen und europäischen Rivalen zusammengeraten, vor allem mit der traditionellen Machtstellung Österreichs in Deutschland, auf deren Kosten vornehmlich die preußische Hegemonie hätte realisiert werden müssen. Man kann nicht leugnen, daß Ranke die Schärfe dieser unvermeidlichen Gegnerschaft durchaus nicht erkannte, daß er sich über die letzten Konsequenzen der preußisch-deutschen Politik, auf welche er sich mit dieser Denkschrift einließ, keineswegs klar war. Die Stelle, welche sich mit dem Verhältnis zu Österreich und zum Auslande beschäftigt, ist wohl der wundeste Punkt seiner Darlegungen: wie der König und wie Radowitz glaubt er, den alten Kaiserstaat im guten aus seiner traditionellen

Vormachtstellung herausmanövrieren zu können: ein gefährlicher Irrtum, an welchem diese ganze Politik notwendig scheitern mußte, sobald Österreich, wie doch bereits vorauszusehen war, wieder zu Macht und Ansehen erstarkte! Gegen den deutschen Bruderstaat Österreich, der lange Zeit hindurch als Hort der Restauration erschienen war, der soeben kräftig im Innern Ordnung zu schaffen begann[1], konnte Ranke nun einmal nicht die gleiche politische Energie entwickeln, wie gegen die längst als Feindin erkannte internationale Demokratie. Er geriet so wie der König mit halbem Herzen in eine Gegnerschaft hinein, die nur durch rücksichtslose Entschlossenheit siegreich bestanden werden konnte. Blut- und Eisengedanken lagen überdies seiner Leidenschaftslosigkeit durchaus fern, und wenn seine deutsche Politik auch viel preußisch-solider als die Radowitzische war, so fehlte ihr doch gerade das entscheidende Kriterium, welches den späteren Erfolg eines Bismarck erklärt. Allerdings lebte wohl nur in ganz wenigen Zeitgenossen damals schon eine deutliche Vorstellung von der Unvereinbarkeit preußisch-nationaler Bestrebungen mit österreichischen Machtansprüchen; selbst ein Bismarck sah damals in Österreich vor allem den natürlichen Bundesgenossen gegen die Revolution; auch hätten Ratschläge von so gewalttätigem Radikalismus wohl nimmermehr auf den Beifall König Friedrich Wilhelms IV. zählen dürfen.

Über die Aufnahme dieser Denkschrift ist gleichfalls nichts Genaueres überliefert; sie muß aber wohl eine günstige gewesen sein, denn wie Ranke später Wiedemann erzählte, wurde er im Namen des Königs zur Mitarbeit an der zu oktroyierenden Verfassung aufgefordert[2]. Das wäre wohl nicht geschehen, wenn

[1] Bei einer Unterredung, welche R. im Jahre 1862 mit Theodor von Bernhardi hatte, „schwärmte" er zu dessen Mißbehagen für den kürzlich verstorbenen Fürsten Windischgrätz, den Besieger der Wiener Revolution, und nannte ihn eine „imposante Persönlichkeit", einen „Österreicher durch und durch" und dabei einen „offenen, redlichen Charakter". Aus dem Leben Theodor v. Bernhardis Bd. 4. Leipzig 1895. S. 263.

[2] „Deutsche Revue", Juni 1892, S. 344. S. auch oben S. 346 f., Anm.

Friedrich Wilhelm an den Ratschlägen der dritten Denkschrift Anstoß genommen hätte.

Der Historiker freilich lehnte die Mitwirkung beim Verfassungswerke ab und motivierte diese Haltung Wiedemann gegenüber bezeichnenderweise damit, daß er sich „durchaus unfähig" dazu gefühlt habe; er sei übrigens der Meinung gewesen, „daß sich das Ding nicht lange halten werde"[1]. Vieles daran, wie z. B. das Wahlrecht, mochte ihm viel zu radikal erscheinen, und er hat sie wohl nur als zeitweiligen Notbehelf angesehen[2]. Denn wenn er auch in seiner letzten Denkschrift der Demokratie erhebliche Zugeständnisse gemacht hatte, so war das doch nur aus verstandesmäßigen Erwägungen heraus geschehen: mit dem Herzen blieb er durchaus auf seiten der Reaktion. Das zeigt der spöttische Ton, mit welchem er den Radikalismus der renitenten Abgeordneten beurteilte, die sich weigerten, bei der Wiedereröffnung der Versammlung in Brandenburg zu erscheinen[3]. Auch stand sein Name unter einer öffentlichen Adresse an den König, in welcher eine Reihe konservativer Universitätslehrer die Verlegung der Versammlung nach Brandenburg billigte und rechtfertigte; sie wurde Friedrich Wilhelm IV. am 24. November übergeben[4].

Hatte der Historiker sich nun auch geweigert, an der oktroyierten Verfassung selber mitzuarbeiten, so war er doch zu

---

[1] a. a. O. S. 344.

[2] Gegen Wiedemann urteilte er Anfang der siebziger Jahre über sie, daß sie vornehmlich in zwei Punkten von dem „gewöhnlichen Schema des Konstitutionalismus" vorteilhaft abweiche, und zwar erstens darin, daß sie das persönliche Verhältnis des Heeres zum Monarchen unangetastet lasse, und zweitens darin, daß sie die Zahlung der regelmäßigen Steuern unabhängig vom Parlament sicherstelle. a. a. O. S. 345.

[3] Varnhagen wütet am 16. November über die „niedrige Gemeinheit" der Professoren Enke, Stahl, Lachmann, Ranke, welche gesagt hätten: Die Abgeordneten würden schon nach Brandenburg laufen, um die Tagegelder zu haben. „Deutsche Revue", September 1901, S. 362.

[4] „Deutsche Revue", Juni 1892, S. 342. Aus dem Wortlaut der Adresse möchte Wiedemann auf die Autorschaft oder wenigstens Mitredaktion Rankes schließen. Doch sind seine Beweise nicht besonders zwingend.

weiterer Unterstützung seiner Mäzene gern bereit. Von ihm stammt der Entwurf zu einer Proklamation, in welcher die Auflösung der Versammlung und die Verleihung einer Verfassung am 5. Dezember der Öffentlichkeit verkündet werden sollte[1]. In dem leidenschaftslosen und gebildeten Rankeschen Stil rechtfertigt darin der König ausführlich seine radikale Maßregel, welche sein getreues Volk ja schon „seit Monaten als unvermeidlich vorausgesehen und oft gefordert" habe; er bedauert die „schmerzliche Notwendigkeit", neue Opfer von ihm verlangen zu müssen, und hofft von seiner „altbewährten Treue", daß es die Reinheit seiner Absichten erkennen und seinem Vertrauen durch die Wahl „verständiger, gemäßigter und dem Vaterlande ergebener Männer" entgegenkommen werde. Der Entwurf hat keine Verwendung gefunden; es wäre ihm auch schwerlich gelungen, die Öffentlichkeit über das Gehässige dieses Quasi-Staatsstreiches hinwegzutäuschen. Die Rankesche Sprache, so abgeklärt und gebildet sie war, entbehrte nun einmal für populäre Wirkungen der nötigen Entschiedenheit und Derbheit, und die viel zu weitgehende, entschuldigende und versöhnliche Motivierung hätte leicht den Eindruck des Schwächlichen hervorrufen können. Das Auflösungsdekret und der den Schritt rechtfertigende Bericht des Ministeriums,

[1] S.W. 49/50 S. 598 f. Meinecke möchte den Entwurf gleichzeitig mit der dritten Denkschrift entstehen lassen, denn es falle auf, daß die letzte Phase der Versammlung in Brandenburg und damit der letzte gescheiterte Vereinbarungsversuch nicht erwähnt sei (a. a. O. S. 429 Anm.). In diesem Falle möchten wir die „summarische Haltung" ins Gefecht führen, mit welcher Meinecke die von seinem Standpunkte aus auffällige Nichterwähnung wichtiger Ereignisse in der Denkschrift entschuldigt. Ranke läßt ja doch den König ganz allgemein der Versammlung Unfruchtbarkeit und umstürzlerische Gelüste vorwerfen, ohne ihre einzelnen revolutionären Akte zu erwähnen. Darunter kann unsers Erachtens ihre letzte Brandenburger Phase ohne Mühe mitverstanden werden. Meineckes Ansicht hängt wohl mit seiner Meinung über die Entstehungszeit der Denkschrift zusammen, die wir oben abgelehnt haben. Wir möchten daher die Entstehung der Proklamation in den Anfang Dezember setzen, als die Auflösung der Versammlung und die Oktroyierung der Verfassung endgültig beschlossen worden war. Ehe dieser Entschluß feststand, hatte Ranke doch auch kaum eine Veranlassung, eine solche Proklamation zu entwerfen!

welche der Preußische Staatsanzeiger am 6. Dezember brachte[1], erfüllten mit ihrer energischeren Sprache und entschlosseneren Motivierung den beabsichtigten Zweck jedenfalls besser.

Das Ereignis des 5. Dezember bedeutete im innerpreußischen Staatsleben den vorläufigen Abschluß einer gärungsvollen Epoche, während welcher der starke Territorialstaat mehr als einmal der Selbstvernichtung nahe geschienen hatte. Nunmehr offenbarte er wieder kraftvoll seine von vielen fast schon vergessene Existenz und konstituierte sich aus eigener Machtvollkommenheit. Bei dem engen Zusammenhang zwischen der preußischen und der deutschen Entwicklung mußte das auch auf Deutschland tiefgreifende Rückwirkungen äußern. Diese selbständige Konsolidation Preußens bedeutete hier vor allem eine weitere schwere Niederlage der Paulskirche, einen neuen großen Sieg des in stetem Vordringen befindlichen preußisch-territorialen Prinzips über das weichende national-unitarische. Wie einst jene große Massenbewegung des 16. Jahrhunderts, so unterlag auch die des 19. in steigendem Maße den tief im deutschen Boden wurzelnden Territorien; sie büßte ihre Autonomie zusehends ein und mußte ihre Rettung und Zukunft immer mehr in der Unterordnung unter eines der bestehenden territorialstaatlichen Gebilde suchen.

Ähnlich wie Preußen legte nun auch Österreich in diesen Monaten den Grund zu einer erneuerten und verstärkten staatlichen Existenz. Noch schärfer als sein deutscher Rivale aber war es dabei mit der unitarischen Paulskirche zusammengestoßen, mit der es infolge seiner inneren Struktur viel weniger Berührungsflächen haben konnte als das national ziemlich homogene Preußen.

Ereignisse wie die Erschießung Robert Blums und das Programm von Kremsier bedeuteten offene Kriegserklärungen

[1] Wiederabgedruckt in „Unter Friedrich Wilhelm IV. Denkwürdigkeiten des Ministers Otto Freiherrn von Manteuffel". Herausgegeben von Poschinger Bd. I, Berlin 1901, S. 56 ff. Dort ist als Quelle die „Staatszeitung" vom 5. Dezember angegeben. Das amtliche Organ der Regierung hieß aber damals, und zwar schon seit einiger Zeit, „Preußischer Staatsanzeiger", auch stand das amtliche Schriftstück nicht in der Nummer vom 5. Dezember, sondern in Nr. 216 vom 6. Dezember 1848.

Wiens an Frankfurt, und das Zentralparlament, welches noch Ende Juni durch die Ernennung eines österreichischen Reichsverwesers seine großdeutsche Unabhängigkeit von preußischen Hegemonieansprüchen hatte dartun wollen, sah sich von Österreich zurückgestoßen und im steigenden Gefühl seiner Ohnmacht immer mehr auf Preußen als auf seine letzte Stütze angewiesen. Daß es dabei seine auf die Nationalsouveränität gegründeten, oberherrlichen Ansprüche weder aufgeben konnte noch wollte und sich so die Möglichkeit der Rettung durch den soeben neuerstarkten preußischen Bundesgenossen selbst versperrte, läßt diese späteren Stationen seiner via crucis als besonders peinliche erscheinen.

Immerhin gab es auch in dem restaurierten Preußen einflußreiche Strömungen, welche der Paulskirche einigermaßen entgegenzukommen schienen und eine Art retardierenden Momentes in der Tragödie des souveränen deutschen Zentralparlamentes bildeten. Sogar das scharf reaktionäre Ministerium Brandenburg hatte sich nämlich den Notwendigkeiten nicht entziehen können, welche bisher noch jedes preußische Ministerium, das zugleich deutsche Politik treiben wollte, zur Milde gegen die Demokratie gestimmt hatten. Seinen deutschen Plänen aber hatte König Friedrich Wilhelm IV. mit dem Akt des 5. Dezember keineswegs entsagt; im Gegenteil schien sich jetzt eine besonders vorteilhafte Konjunktur für eine Lösung der deutschen Frage in seinem Sinne vorzubereiten. Noch waren die politischen Zustände Deutschlands in hinreichendem Flusse, um eine konsolidierende Neubildung des heiligen Reiches möglich erscheinen zu lassen, und da zugleich der Stern der revolutionären Paulskirche im Erbleichen war, so gestalteten sich die Adspekten für eine selbständige und legitimistischere preußische Initiative immer günstiger. Von der erbitterten Rivalität des Schwarzenbergischen Österreich und der Mittelstaaten, auf welche man dabei stoßen mußte, deren Anfänge sich übrigens bereits bemerkbar machten, hatten die preußischen Staatsmänner nur sehr unvollständige Vorstellungen, auch war der Kaiserstaat vorläufig noch durch Existenzkrisen gelähmt: noch kämpften die österreichischen Heere in Italien, noch stand Ungarn

in vollem Aufruhr. So konnte dem König der Zeitpunkt für eine Realisierung seiner deutschen Pläne gekommen scheinen, welche trotz aller phantastisch-dekorativen Aufmachung dem Wesen nach auf eine preußische Hegemonie im außerösterreichischen Deutschland hinausliefen. Zur Zementierung einer solchen Machtstellung war nun aber ein beträchtliches Quantum demokratischen Bindemittels unerläßlich. Aus dieser Notwendigkeit heraus erklärt sich wohl zum guten Teil die unerwartete Liberalität der oktroyierten Verfassung[1], der „Charte Waldeck", über deren weitgehende Konzessionen die Kamarilla außer sich geriet. Sie hatten in der Tat im Stande der innerpreußischen Angelegenheiten allein keine rechte Begründung. Diese Tendenz schien denn auch der versinkenden Paulskirche noch einmal Rettung zu bringen. Die Radowitz, Bunsen, Camphausen waren eifrig bemüht, den König im Sinne der erbkaiserlichen Partei zu bearbeiten; die preußische Zirkularnote vom 23. Januar 1849 kam in der Tat dem Frankfurter Parlament nicht unwesentlich entgegen. Als sich dieses dann im März von neuem durch Österreich brüskiert sah und nach längerem Hin und Her endlich beschloß, dem preußischen König die erbliche Kaiserkrone auf Grund der Nationalsouveränität anzutragen, da konnten weite Kreise noch einmal hoffen, daß die große demokratisch-nationale Bewegung des Jahres 1848 doch noch zum Ziele gelangen, daß ihr in Preußen ein gefügiger und starker Retter erstehen werde.

Es war für König Friedrich Wilhelm IV. eine folgenschwere Entscheidung, vor welche er sich damit gestellt sah. Zurückblickend dürfen wir vielleicht sagen, daß sie gar nicht anders fallen konnte, als sie dann gefallen ist; denn es wäre ein Widerspruch gegen alle Natur gewesen, wenn sich der starke Territorialstaat Preußen, der soeben zu neuem, kräftigem Eigenleben erwacht war, durch die Annahme der Frankfurter Krone zugunsten einer dahinsterbenden, bereits in die Agonie eintretenden Bewegung aufgeopfert hätte, wenn er für sie den Kampf gegen halb Europa

[1] Vgl. darüber Meinecke a. a. O. S. 419 ff.

aufgenommen und sich im Falle siegreichen Bestehens obendrein noch selbst vernichtet hätte. Ein solches Opfer konnte vielleicht einem schwachen Staate wie Piemont-Sardinien mit Erfolg zugemutet werden, aber nicht einer europäischen Großmacht und dem innerlich stärksten Staatswesen, welches die neuere Geschichte gesehen hat. Vor den Augen der Mitlebenden freilich pflegen sich die gleichzeitigen Ereignisse selten in der inneren, unerbittlichen Folgerichtigkeit abzuspielen, mit welcher sie den Nachgeborenen erscheinen. Die Hypnose, welche der nationale Gedanke selbst auf viele gute Preußen ausübte, verwirrte ihr Urteil; ein nichtpreußischer Ideologe wie Bunsen konnte überhaupt kein rechtes Verständnis für den preußischen Staatsgedanken fassen, und sogar die Seele des Königs war vielleicht doch nicht so unbedingt fest gegen die Frankfurter Lockungen, wie man nach seinen Äußerungen glauben könnte. Gerade die ungewöhnliche Heftigkeit, mit welcher er sich gegen die revolutionäre Krone aussprach, scheint bisweilen anzudeuten, als habe er damit zugleich auch seine weiche Seele gegen den dämonischen Zauber des gefährlichen Reifes wappnen wollen.

Es versteht sich, daß Ranke, welcher seinem verehrten Mäzen bei jeder wichtigeren Phase des schweren Jahres 1848 getreulich beigestanden hatte, in einem so bedeutungsvollen Momente mit seinem Rate nicht zurückhalten wollte. Eine vierte Denkschrift von Ende März 1849[1] befaßt sich eingehend mit der großen Frage der deutschen Hegemonie Preußens, welcher der Historiker bereits in der dritten Denkschrift einen bemerkenswerten Exkurs gewidmet hatte. Da diese vierte Denkschrift in besonders ausführlicher Weise Rankes Ansichten über die entscheidende deutsche Frage enthält, so darf man ihr wohl im Verein mit den ergänzenden Abschnitten der dritten einen ähnlich hervorragenden Platz unter den politischen Denkschriften anweisen wie jenem großen Aufsatze „Über die Trennung und die Einheit von

[1] S.W. 49/50 S. 599 ff. Sie ist augenscheinlich bald nach dem Bekanntwerden der Frankfurter Beschlüsse vom 27./28. März geschrieben worden.

Deutschland" unter den Aufsätzen der „Historisch-politischen Zeitschrift".

Wie es sich für Ranke geziemt, beginnt diese Denkschrift mit einem historischen Überblick über die Entwicklung der deutschen Einheit seit dem Sturze Napoleons. Die erste Etappe wird hier von der Bundesversammlung gebildet, welche sich auf die territorialen Souveränitäten begründete, und von der man „ohne Ungerechtigkeit" sagen könne, „daß sie ziemlich formlos blieb". Ihre Entstehung auf dem Wiener Kongreß wird im ersten Abschnitt kurz behandelt. Der zweite befaßt sich mit der weiteren Entwicklung im deutschen Bunde, vor allem mit dem Aufkommen der demokratischen Macht, deren Bekämpfung ja bisher Rankes wichtigstes politisches Ziel gebildet hatte. Der Bund habe diesem gefährlichen Wesen gegenüber auf die Dauer gänzlich versagt, findet er: Schritt für Schritt habe es Deutschland erobert, sogar die deutschen Großmächte erreicht und zuletzt die deutsche Bundesverfassung vollkommen umgerissen. Nun stand aber Ranke, wie wir wissen, nicht allen Erscheinungen der großen Massenbewegung des Jahrhunderts gleich abweisend gegenüber: ihre nationale Seite vor allem hatte mancherlei Verlockendes für ihn, und er hat die Zusammengehörigkeit der nationalen und der demokratischen Bestrebungen nie recht anerkennen wollen. Auch jetzt ist er wieder bemüht, die Sehnsucht nach einer besseren deutschen Einheit, deren Berechtigung er ja schon in der „Historisch-politischen Zeitschrift" anerkannt hatte, von den eigentlich demokratischen Velleitäten zu trennen, das eine gegen das andere auszuspielen. Der Bundestag, den er damals hatte reformieren wollen, habe doch nie das Reich ersetzen und die allgemeinen Anliegen befriedigen können, meint er im dritten Abschnitt, welcher die demokratisch-unitarischen Bildungen der letzten Zeit zum Gegenstand hat; Sondervereinigungen wie der preußisch-deutsche Zollverein wiesen doch empfindliche Lücken auf, und zu dem dringend notwendigen gemeinschaftlichen Preßgesetz sei es nie gekommen. Aber auch abgesehen von diesen mehr materiellen Notwendigkeiten gesteht Ranke dem nationalen Einheitsbestreben

an sich eine große ideelle Bedeutung zu, namentlich für die Angehörigen der den Geist unbefriedigt lassenden Klein- und Mittelstaaten; denn wie der Religion so bedürfe der Mensch des Vaterlandes. Das „große Wort" der Paulskirche, „daß es ein Oberhaupt in Deutschland geben müsse, und zwar ein solches, das keine andere als deutsche Interessen habe", entspricht daher auch Rankes Empfinden; an der Frankfurter Ausführung freilich findet er fast alles zu tadeln. Die Sache sei dort in die Hände „entschlossener Konstitutioneller" geraten, die sich obendrein untereinander nicht verstanden, und so sei die Reichsverfassung „ein Mosaik von Schwarz und Rot und Weiß und Gelb", ein unbrauchbares Konglomerat aus den verschiedenartigsten Bestandteilen geworden.

Da also das souveräne deutsche Zentralparlament versagt hat, so muß sich eine andere deutsche Macht der nationalen Aufgabe annehmen; Ranke wendet sich nunmehr im vierten Abschnitt der Stellung zu, welche Preußen diesen Dingen gegenüber wählen solle: es war das ja schon das Thema seiner Ausführungen im Exkurs der dritten Denkschrift gewesen, es war nunmehr die brennende Frage des Augenblicks. Zunächst stellt er mit Stolz und Befriedigung fest, daß das Prinzip des preußischen Staates, welchem er in den Denkschriften der ersten Phase zu Hilfe geeilt war, allen revolutionären Stürmen erfolgreich Trotz geboten habe, daß vor allem die preußische Militärmacht völlig intakt geblieben sei: „Man darf vielleicht sagen, daß der König Connétable und seine Armee das einzige wahrhaft Existierende in Deutschland sind." Sogar die Paulskirche habe sich nur mit Hilfe preußischer Bataillone gegen ihren radikalen Flügel schützen können und damit gezeigt, „daß das konstitutionelle System zu seinem eigenen Bestehen eines unabhängigen und mit eigener Macht ausgerüsteten Monarchen bedarf". Es ergibt sich daraus einmal, daß Preußen als stärkste Macht Deutschlands der Paulskirche vollkommen frei und selbständig gegenübersteht, daß es ihr Angebot annehmen oder ablehnen kann, wie es ihm beliebt, und weiter, daß es dank seiner erprobten inneren Kraft

allein befähigt ist, das deutsche Einheitswerk durchzuführen. Da nun Ranke die preußische Initiative in der deutschen Frage von Herzen wünscht, so weist er den von Frankfurt aufgestellten Gedanken an ein preußisches Kaisertum keineswegs zurück, wenn er nur eine Form erhalte, welche die innere und äußere Machtstellung seines Mäzens sichert und fördert. Dazu erscheinen ihm aber vornehmlich zwei Bedingungen notwendig: einmal die Einführung einer haltbaren deutschen Gesamtverfassung und dann vor allem die Zustimmung der deutschen Fürsten.

Denn noch bestehe, so führt der nächste Abschnitt aus, das deutsche Fürstentum, und erst dessen zum großen Teil ja schon erfolgtes Anerbieten könne die Kaiserkrone für Preußen annehmbar machen: „Die Krone, welche von der Nationalversammlung angeboten von zweifelhafter gesetzlicher Geltung sein würde, bekommt von den Fürsten übertragen eine bei weitem legalere Grundlage". Allerdings sieht er sich sogleich genötigt, auf einen recht bedenklichen Einwand einzugehen, welcher das zukünftige Verhältnis der Fürsten zu Preußen berührt, auf den Vorwurf nämlich, daß Preußen durch die Annahme der Krone die im Pariser Frieden garantierte Souveränität der deutschen Fürsten bedrohen würde. Demgegenüber führt Ranke aus, daß die Fürsten durch die Bitte um preußischen Schutz, welche sich auch in dem Anbieten der Kaiserkrone ausspreche, bereits freiwillig auf einen Teil ihrer Souveränität verzichtet hätten, und daß jener Friede sie nicht hindern dürfe, das unzulängliche föderative Band fester zu gestalten, wenn es durch ihre und die allgemeine Sicherheit erfordert werde.

So ergeben sich als Grundlagen für die neuzubildende preußisch-deutsche Zentralgewalt folgende Rechte: einmal die von den Fürsten bereits 1814 angebotenen Rechte, dann die Befugnisse, welche der Zollverein gewährte, und endlich die Leitung der Reichsfinanzen und das Recht auf Krieg und Frieden, welche beide durch die Frankfurter Verfassung hinzugekommen seien. Zur Seite der Zentralgewalt soll ein Staatenhaus die Besonderheiten der einzelnen Territorien sichern und eine gewählte Kammer

„eine Majorität der Vernünftigen und Gemäßigten den Tendenzen der Zerstörung entgegensetzen". Alles, was an Volkssouveränität erinnere, müsse aus der Verfassung ausgeschlossen bleiben, denn das neue Kaisertum sei vor allem dazu berufen, die destruktiven Bestrebungen zu hemmen und „die allgemeine Freiheit gegen die Tyrannei des Radikalismus zu schützen". Die Aussicht, auf diese Weise alle gerechten Ansprüche Preußens und der Nation zu befriedigen und zugleich der inneren und äußeren Feinde Herr zu werden, erfüllt Ranke mit frohester Erwartung: „Die Idee des Kaisertums fällt wie ein Strahl des Lichts in dieses Chaos", ruft er aus. Man sieht, welche lebhafte Teilnahme ihm dieses glückliche Kompromiß aus seinen preußischen, konservativen und nationalen Sympathien einflößte!

Diese freudigen Hoffnungen stimmen ihn denn auch sehr optimistisch hinsichtlich der zu erwartenden Widerstände, sei es von ausländischer, sei es von deutscher Seite her. Abschnitt sechs widerlegt die Einwände, welche Europa wegen der Verletzung der Verträge von 1815 gegen diese Konsolidation Deutschlands erheben könnte: er weist nach, daß diese Verträge schon häufig durchbrochen worden seien, und ruft das deutsche Selbstgefühl gegen den von Österreich geforderten europäischen Kongreß zur Lösung der deutschen Frage auf. Ein wichtiges Mittel zur Beruhigung Europas glaubt der gutmütige Ranke ferner in der Wahl eines richtigen Titels für das neue Oberhaupt gefunden zu haben: um alle Empfindlichkeiten zu schonen, soll sich der preußische König nur „Kaiser des deutschen Bundesstaates" oder noch besser „Kaiser im deutschen Bundesstaate" nennen. Die bisher widerstrebenden größeren deutschen Fürsten meint Ranke im siebenten Abschnitt zu gewinnen, indem er eine Ausbildung des Staatenhauses vorschlägt, welche ihnen hier „nach ihrem Range und ihrer Macht eine entsprechende Repräsentation und Wirksamkeit" verschafft. Der allerschlimmste Widerstand war nun freilich von Österreich zu besorgen, das ja von dem neuen Bundesstaat ausgeschlossen bleiben sollte; Ranke selbst muß zugestehen, daß ohne Österreichs Zustimmung „die übrigen schwerlich herbei-

zubringen wären". Er verzweifelt indessen nicht daran, auch den jungen Kaiser von Österreich zu gewinnen, wenn man ihm nur „mit Schonung und Nachdruck" geeignete Vorstellungen mache. Der achte Abschnitt verrät, welche Überredungskünste dieses Wunder zustande bringen sollen. Das erste Argument fließt aus dem inneren Zustande von Deutschland: um die Ordnung wiederherzustellen, sei hier eine stärkere Zentralisation unvermeidlich; diese könne aber in Deutschland so wenig wie in Österreich durch einfache Rückkehr zum Alten, etwa zum Bundestag, erreicht werden: eine moderne Neugestaltung sei vielmehr unumgänglich notwendig. Der zweite Grund, der Österreich zur Nachgiebigkeit stimmen soll, wird den inneren Bedürfnissen des Kaiserstaates selbst entnommen: wenn Österreich seine verschiedenen Bestandteile zur Einheit verschmelzen wolle — es war das ja das Programm Schwarzenbergs —, so müsse ihm die Loslösung seiner deutschen Provinzen von der allzu engen Verbindung mit Deutschland eher willkommen sein. Wie man sieht, ein recht bedenkliches Argument, denn gerade das starke deutsche Element, welches durch die enge Verbindung mit Deutschland genährt wurde, bildete für die unitarischen Bestrebungen der bunt zusammengewürfelten Donaumonarchie einen schwer entbehrlichen Kitt. — Ranke hat freilich an diesem Gedanken auch später noch mit großer Zähigkeit festgehalten[1]. — Zum Entgelt für sein Ausscheiden aus Deutschland soll dann Österreich ein unauflösliches Verteidigungsbündnis mit dem neuen Bundesstaate angeboten werden, auch soll ihm Italien überlassen bleiben. So hofft Ranke ein offeneres und herzlicheres Verhältnis herstellen zu können, als es das zweideutige gegenwärtige sei, das auf Österreichs Seite bisweilen „wie Machiavellismus" ausgesehen habe. Wie einst Friedrich der Schöne

[1] Z. B. noch in den Erläuterungen zum Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen. S.W. 49/50 S. 509 schreibt er: „Für Österreich erschien es sogar unter den damaligen Umständen als eine Notwendigkeit, auf die Vereinigung seiner deutschen Landschaften mit Deutschland Verzicht zu leisten, um dieselben für seine eigene innere Konsolidation und Macht ungeirrt verwenden zu können." Das habe man aber in Österreich nicht Wort haben wollen, wie er tadelnd bemerkt.

und Ludwig der Bayer die Gewalt des Kaisertums diesseits und jenseits der Alpen untereinander hätten teilen wollen, so solle künftig Preußen in Deutschland, Österreich in Italien herrschen. „Unsere Väter hatten große Gedanken und Gefühle; doch hat es ihnen oft an dem Talent der Ausführung gebrochen; an uns ist es, nach so vielen Jahrhunderten den Doppeladler zu realisieren."

Der Schluß faßt noch einmal Rankes Ratschläge kurz zusammen: Man müsse von den Frankfurter Beschlüssen „das Wahre" ergreifen und „das Falsche" zurückweisen; das Wahre darin sei: „Engere Vereinigung der Nation, Verbindung aller konservativen Elemente in dem Gedanken der Freiheit und der Ordnung"; das Falsche dagegen: „Das Übergewicht der Ideen der Volkssouveränität". Die Überzeugungen der Zeitgenossen schienen sich wieder der Monarchie zu- und von der Republik abzuwenden; man müsse das zwischen beiden schwankende konstitutionelle System so befestigen, „daß es die schützenden Prinzipien festhält und sich von den destruktiven auf immer absondert".

Diese vierte Denkschrift verhält sich zu den entsprechenden Abschnitten der dritten wie die Ausführung zur Skizze; von ihr gilt daher zum Teil noch in verstärktem Maße, was bereits dort gesagt wurde. Die eine bemerkenswerte Phase der Rankeschen Politik, welche dort auffiel, tritt hier freilich weniger deutlich hervor. Die Notwendigkeit einer Schwenkung zum Konstitutionalismus in Preußen brauchte diesmal nicht mehr ausführlich erörtert zu werden, da sich die innerpreußischen Verhältnisse inzwischen in dem gedachten Sinne zwar noch nicht vollständig, aber doch hinreichend konsolidiert hatten, und nunmehr die deutschen Angelegenheiten im Vordergrund standen. Bei der Neukonstituierung Deutschlands aber konnte der Historiker seinen konservativen Instinkten weiteren Spielraum verstatten, da er ja stets geneigt war, zwischen den nationalen und den demokratischen Bestrebungen einen möglichst großen Unterschied zu machen. Jedenfalls wollte er auch das Odium des Revolutionären, welches nach der streng konservativen Doktrin allen preußisch-nationalen

Velleitäten anhaftete, in diesen für den König bestimmten Ausführungen möglichst abschwächen. Mit besonderem Nachdruck betont er daher die konservative Natur des ersehnten neuen Kaisertums und erhofft von seiner Errichtung, ähnlich wie Radowitz, die endgültige Besiegung der Revolution. Gleichwohl kann er den in der Sache liegenden Folgen einer nationalen Politik auch hier nicht völlig entgehen: auch er fordert eine gewählte Kammer als populäre Ergänzung der neuen Zentralgewalt, obwohl er die Nationalsouveränität daraus ferngehalten wissen will; er findet mehrfach anerkennende und entschuldigende Worte für die Paulskirche, obgleich er ihr Verfassungswerk verwirft.

Um so schärfer prägt sich dafür in dieser vierten Denkschrift der zweite Zug aus, welcher in der Besprechung der dritten bereits hervorgehoben wurde: das mangelhafte Empfinden dafür, daß eine so gewaltige Machtverschiebung in Deutschland und Europa, wie sie ein preußisches Kaisertum bedeutete, nur durch die ultima ratio regum endgültig durchgesetzt werden konnte. Hier ist überhaupt ein entscheidender Grund dafür zu suchen, daß die Rankesche Politik überall versagt, wo sie über die Wahrung des historisch Gegebenen hinaus zu Neubildungen fortschreiten möchte: die Scheu des souveränen Intellektuellen vor der erkenntnisfeindlichen politischen Leidenschaft schwächt einmal seinen Blick für die Unversöhnlichkeit großer historischer Gegensätze, sie läßt ihn auch selbst vor gewagten und radikalen Schritten zurückschrecken, weil diese mit dem Wesen der gewalttätigen Leidenschaft innerlich verwandt sind. So will er eine epochemachende staatliche Neubildung mit den kleinen Mitteln der Diplomatie, der gutmütig-sachlichen Überredungskunst ins Leben rufen: eine Politik, welche das Großes wollende Preußen nur schwächen konnte und es schließlich den bedrohten, aber energischeren Gegnern ausliefern mußte.

Fehlt nun allerdings Ranke in den Mitteln, so stellt sein deutsches Programm gleichwohl eine scharfsinnige Vorausahnung der Entwicklung dar, die sich im Laufe der nächsten Jahrzehnte vollziehen sollte. Denn wo es galt, historisch nachweisbare

Potenzen erkenntnismäßig in den Zeitbewegungen aufzuspüren, sie in ihrer relativen Stärke abzuschätzen und danach zu Zukunftsbildern zu kombinieren, da war der autonome Historiker besser in seinem Elemente. Wie sein orientalisches, so bedeutet daher auch sein deutsches Programm mehr eine Prophetie als eine politische Tat, und diese vorausahnende Natur seiner Politik, die stark nach der Seite des Denkens und Dichtens, schwach nach der des Handelns ist, bedingt ihre innere Verwandtschaft mit der Politik König Friedrich Wilhelms IV. und seiner deutschen Ratgeber. Denn auch das preußisch-nationale Wollen dieser Männer, welches sich nunmehr seinem praktischen Kulminationspunkte, der Unionspolitik, näherte, erscheint wie ein noch von den schwächenden Nebeln politischer Romantik getrübter und daher mißratener Vorläufer des kraftvollen und klaren Realismus, welchem das große Werk der Einigung Deutschlands unter preußischer Führung wirklich gelungen ist.

Die Antwort des Königs an die Frankfurter Kaiserdeputation entsprach in ihren Grundzügen dem, was auch Ranke in seiner Denkschrift gewünscht hatte; eine direkte Beeinflussung des Königs durch den Historiker läßt sich dabei allerdings nicht nachweisen[1].

[1] Die Antwort wurde in eingehenden Beratungen mit der Kamarilla und dem Ministerkonseil am 1./2. April festgestellt (vgl. darüber Leopold v. Gerlachs Denkwürdigkeiten Bd. I S. 308 ff. und H. v. Sybels „Begründung des Deutschen Reiches" Bd. I S. 306 f.). In seiner Besprechung der Denkschrift („Deutsche Revue", Juni 1892, S. 349 f.) urteilt Wiedemann, daß die Ablehnung des Kaisertitels durch den König eine „entscheidende Differenz" mit Rankes Velleitäten begründe, und daß infolgedessen R.s „Kombination über die künftige deutsche Politik Preußens" „in ihren Grundfesten erschüttert, der Boden gleichsam hinweggeräumt" worden sei, „auf dem er sie in seinem Geiste errichtet hatte". Wir können das ganz und gar nicht finden! Daß R. auf den Kaisertitel an sich durchaus nicht den Hauptnachdruck legte, beweist schon die Art, wie er die Titelfrage in Abschnitt VI seiner Denkschrift erörtert; er erklärt dort ausdrücklich (S.W. 49/50 S. 608): „Der der Sache entsprechende Titel würde sein ‚Oberhaupt des deutschen Bundesstaates'," und verwirft diese Bezeichnung nur deshalb, weil sie „zu farblos und prosaisch" klinge. Die so lebhaft von ihm applaudierte Kaiseridee bedeutete ihm vor allem die praktische Hegemonie Preußens über das außerösterreichische Deutschland. War diese Grund-

Friedrich Wilhelm lehnte zwar die einseitig von der Paulskirche angebotene Krone ab und forderte eine Revision der Verfassung, entnahm aber dem Frankfurter Anerbieten „ein Anrecht, dessen Wert er zu schätzen wisse", und erklärte sich bereit, im Einverständnis mit den deutschen Fürsten das schwere Werk der Einigung zu versuchen. Darin lag das Programm der beginnenden Unionspolitik, zu deren Grundidee sich auch Ranke in seinen letzten Denkschriften bekannt hatte. Er war damit, wie gesagt, in einen deutlichen Gegensatz zur Kamarilla getreten; denn diese haßte jegliche preußisch-nationale Politik als Ausfluß der Revolution und verstand sich nur unter dem Drucke der Umstände zu zeitweiligem Finassieren und Temporisieren gegenüber den deutschen Velleitäten des Königs.

Diese Unionspolitik, mit welcher der Name Radowitz untrennbar verknüpft ist, bildet den zweiten Abschnitt der großen Bewegung, welche seit den Märztagen die deutsche Welt erschütterte. Sie beruht darauf, daß die bis dahin im Vordergrund stehende, aber schon längst dahinsiechende demokratisch-unitarische Macht mit der Zurückweisung der Kaiserkrone durch

---

bedingung erfüllt, so ließ er über die bloße Titelfrage gern mit sich reden! Auch hat er in der Kritik, welche er in einer späteren Denkschrift an der Unionspolitik übte, durchaus nicht das Fehlen des Kaisertitels, sondern gerade das seiner Meinung nach allzu große Maß demokratisch-unitarischer Zugeständnisse gerügt, zu welchen sie sich habe verleiten lassen. Sonst aber entsprach sie in allem wesentlichen den preußisch-deutschen Velleitäten seiner beiden großen Denkschriften. Wie O. Hintze in seiner Biographie Johann Gustav Droysens (A.D.B. Bd. 48, wiederabgedruckt in Hintzes „Historischen und politischen Aufsätzen" IV, Bd. 100/101 der „Deutschen Bücherei" S. 87 ff.) mitteilt, besuchte Droysen, der mit der Kaiserdeputation, wenn auch nicht als offizielles Mitglied derselben, nach Berlin gekommen war, damals den Historiker, und fand ihn der Kaiserwahl abgeneigt. Droysen habe ihn nicht von der Möglichkeit und Heilsamkeit dieser Wendung überzeugen können. „Sie verstehen die Geschichte nicht!" habe ihm Ranke zugerufen, und Droysen darauf erwidert: „Die Geschichte wird einst zeigen, wer sie besser verstand, wir oder Sie!" (a. a. O. S. 114). Wir wissen, wie Ranke das Kaisertum der Hohenzollern auffaßte, und glauben, daß die Geschichte seiner Auffassung vor der, welche Droysen damals vertrat, durchaus recht gegeben hat.

Preußen ihren Todesstoß empfangen hatte: die Auflösung der Paulskirche, die Tragikomödie des Stuttgarter Rumpfparlamentes und das blutige Todeszucken des sächsischen und badisch-pfälzischen Aufstandes bedeuteten die letzten Stadien ihrer langen Agonie. Damit hatte der Territorialismus in Deutschland endgültig gesiegt, und die Führung der noch nicht zur Ruhe gekommenen Bewegung war an das einstweilen stärkste Territorium Preußen gelangt. Dieses versuchte nunmehr im Bunde mit den schutzbedürftigen Klein- und Mittelstaaten sowie mit dem gefügig und daher einstweilen bündnisfähig gewordenen Rest der unterlegenen nationalen Demokratie, den Gothaern, wenigstens die partielle nationale Einheit unter seiner Hegemonie herzustellen.

Mit dieser veränderten Initiative hatten sich aber auch die politischen Gegensätze verschoben: der Kampf spielte sich jetzt nicht eigentlich mehr zwischen den Territorien einerseits und der Revolution anderseits ab, vielmehr waren die uralten territorialen Rivalitäten selber wieder in den Vordergrund der Politik gerückt. Wie einst die große religiöse Massenbewegung des 16. und 17. Jahrhunderts schließlich dazu hatte dienen müssen, neue, gewaltige Machtkämpfe unter den siegreichen deutschen Territorien zu entfachen, so führte die politisch-nationale des 19. Jahrhunderts dazu, daß die deutschen Staaten, welche im alten Bunde einigermaßen in Ruhelage zueinander verharrt hatten, nunmehr ein immer heftigeres Ringen um die Oberherrschaft miteinander begannen.

Ähnlich wie die nationale Einigungsaktion der Paulskirche zeigte nun auch das Unionswerk Preußens nach anfänglichen Erfolgen bald unzweideutige Symptome des Verfalles. Denn obwohl es auf einer solideren Machtbasis ruhte als die Prätensionen des deutschen Zentralparlamentes, fehlte es seinen ideologischen Leitern doch an der klaren Erkenntnis der Bedingungen, unter welchen ihr Ziel allein erreichbar war, und vor allem an dem entschlossenen Willen, zur rechten Zeit die Machtmittel des Staates dafür einzusetzen. Die Unionspolitik wurde so ein Versuch mit untauglichen Mitteln. In dem Maße, wie Österreich durch die

Niederwerfung des ungarischen Aufstandes erstarkte, wie es sich der russischen Unterstützung auch in den deutschen Dingen sicher fühlte und wieder als Nebenbuhler Preußens in Deutschland auftreten konnte, zerbröckelte das stolze Gebäude, welches der König und Radowitz in dem Dreikönigsbündnis vom 26. Mai und in der Unionsverfassung vom 28. Mai errichtet hatten. Das Interim, der Abfall Hannovers und Sachsens, das Vierkönigsbündnis, die einseitige Reaktivierung des Bundestages durch Österreich und die Mittelstaaten bildeten die wichtigsten Etappen in diesem fortschreitenden Dekompositionsprozeß, welcher durch die kurzen Intermezzi des Erfurter Parlamentes und des Berliner Fürstenkongresses nur wenig unterbrochen wurde.

Das steigende Gefühl davon, daß man in eine immer unhaltbarere Lage gerate, hatte den unter Friedrich Wilhelm IV. ohnehin nie sehr einheitlichen preußischen Staatswillen vollends zerspalten und in ein Durcheinander sich bekämpfender und neutralisierender Velleitäten aufgelöst. Es ist kein erhebendes Bild innerer Haltlosigkeit und Verwirrung, welches die preußische Regierung im Frühjahr und Sommer des Jahres 1850 darbietet. Der Punkt, an welchem sich die Meinungen besonders heftig schieden, war die Bundesgenossenschaft mit der demokratisch-unitarischen Partei der Gothaer, welche mit der liberalen Unionsverfassung vom 28. Mai 1849 inauguriert und in Erfurt weiter befestigt worden war. Dieses für alle konservativ-territorialen Instinkte besonders unsympathische Bündnis war freilich bei dem inneren Zusammenhang zwischen nationaler und demokratischer Massenregung für jede deutsch-unitarische Politik Preußens eine unumgängliche Notwendigkeit — sogar ein Bismarck hat sich ihr später nicht zu entziehen vermocht —, aber nach den Schrecken des Jahres 1848 erschien es allen Revolutionsgegnern als ein höchst gewagter, wo nicht verhängnisvoller Schritt, welchem sie vornehmlich die Schuld an den preußischen Mißerfolgen beimaßen. Auch war das ja die Stelle, an welcher die österreichische Gegenaktion mit besonderer Vorliebe ihren Hebel ansetzte: Schwarzenberg denunzierte die Unionsverfassung unaufhörlich als eine

revolutionäre und hatte damit den Zaren Nikolaus vollkommen auf seine Seite gezogen, der sich für den berufenen Hüter des legitimistischen Systems in Europa ansah.

Während sich nun Radowitz mit der Unbelehrbarkeit eines Ideologen an seine national-doktrinären Gedankengänge festklammerte und diese Sätze, durch welche er den wesensverwandten König immer wieder an sich fesselte, wie ein Amulett der täglich anwachsenden Schar seiner Widersacher entgegenhielt, während patriotische Preußen wie der Thronfolger vor der schweren Einbuße an Macht und Ansehen zurückschraken, welche das Aufgeben der Union für den Staat notwendig nach sich ziehen mußte, war eine ganze Reihe von Staatsmännern, welche anfangs die Unionspolitik mitgemacht hatten, angesichts der gefahrvollen Krisis, die sie über Preußen heraufzubeschwören drohte, von ihr abtrünnig geworden und verstärkte die Schar ihrer doktrinären alten Gegner sans phrase. Sogar der liberale 1848er Minister David Hansemann fand, die Union sei nunmehr unhaltbar geworden[1], vor allem aber Otto von Manteuffel organisierte im Verein mit dem Kriegsminister von Stockhausen im Ministerium einen immer nachhaltigeren Widerstand gegen die Radowitzische Politik. Sein nüchterner und hausbackener Bureaukratenverstand, der jedes idealen Schwunges bar war, ermöglichte es ihm gleichwohl, in dieser Krisis zweckmäßiger zu handeln als seine geistig bedeutenderen, aber von ihrer Ideologie geblendeten Gegner. Schon am 24. Juli hatte er im Ministerrate beantragt, den hauptsächlichen Stein des Anstoßes zu beseitigen, die Unionsverfassung fallen zu lassen und sich auf ein einfaches Schutzbündnis mit den treu gebliebenen Staaten zu beschränken. Er stützte sich dabei auf ein Angebot Schwarzenbergs, der sich Anfang Juli unter dem doppelten Drucke Rußlands und der wachsenden österreichischen Finanznot zu einigem Entgegenkommen hatte bequemen müssen: in einer Unterredung mit dem preußischen Gesandten Grafen Bernstorff am 8. Juli hatte er eine solche modifizierte

[1] Poschinger, Denkwürdigkeiten Otto v. Manteuffels I S. 242 ff.

Union, welche den Anspruch aufgebe, Reichsverfassung sein zu wollen, als für Österreich unverfänglich bezeichnet[1]. Radowitz aber, dessen Politik mit dem unitarisch-nationalen Charakter der preußischen Aktion stand und fiel, hatte noch einmal obgesiegt; denn auch der König hielt zähe an seinen deutschen Einheitsphantasien fest, obwohl er den demokratischen Bestandteil der Union, die Verfassung, für einen „Wisch" erklärte[2]. Ganz richtig schrieb Edwin von Manteuffel darüber an Leopold von Gerlach: „Der König will von dem 26. Mai nicht lassen, weil die deutsche Idee in ihm liegt, er glaubt mit der Verfassung diese Idee aufzugeben; so verstehe ich das Festhalten der Mai-Verfassung bei aller Klarheit über ihren schlechten Boden"[3].

Rankes enthusiastischer Freund und Bewunderer hatte sich gleichfalls mit der wachsenden Krisis immer entschiedener gegen Radowitz gewandt und der Politik seines Vetters angeschlossen; er hatte bereits den Vermittler zwischen diesem und der Kamarilla gemacht[4]. In Skierniwice bei Warschau, wohin er mit dem Prinzen von Preußen Ende Mai 1850 geschickt worden war, um Kaiser Nikolaus für Preußen günstig zu stimmen[5], und dann in Wien, wo er in der zweiten Junihälfte mit Schwarzenberg verhandelte[6], hatte er sich persönlich von der unerbittlichen russisch-österreichischen Feindschaft gegen die Union überzeugen müssen und erkannt, daß das Festhalten an ihr zu einem verhängnisvollen Kriege führen müsse, den weder er noch sein König wollte. So hatte er sich die Meinung gebildet, daß es erst nach „Wegwerfung der Verfassung" möglich sein werde, den deutschen Grundgedanken des Königs zu realisieren, den er als treuer Diener seines Herrn noch immer durchzuführen bestrebt war:

---

[1] Vgl. darüber Sybel I S. 399 ff.

[2] Leopold v. Gerlach I S. 509.

[3] Leopold v. Gerlach I S. 510.

[4] Leopold v. Gerlach I S. 443.

[5] Vgl. über diese Mission Sybel I S. 383 ff.; Leopold v. Gerlach I S. 485 f.

[6] Vgl. darüber Poschinger, Denkwürdigkeiten Otto v. Manteuffels I S. 207 ff.

auf dem „schlechten" Radowitzischen Wege sei die Ausführung unmöglich, jetzt handele es sich nur darum, „den Weg zu verlassen, um einen besseren zu suchen" [1]. Als dann die Sitzungen des engeren Rates am reaktivierten Bundestage Anfang September eröffnet wurden und dadurch die Spannung mit Österreich und Rußland sich immer gefahrdrohender gestaltete, wandte er sich wieder an Ranke, von dessen vielbewunderter Einsicht er hoffen mochte, daß sie einen solchen „besseren Weg" werde zu finden wissen.

Während der ganzen, an Konflikten und Krisen reichen Entwicklung der Unionspolitik vom April 1849 bis zum September 1850 hatte der Historiker keine Denkschrift mehr für seinen Freund verfaßt [2]. Man dürfte daraus aber wohl kaum schließen, daß etwa damals zwischen ihm und Manteuffel oder gar dem Könige eine Entfremdung eingetreten sei. Daß Rankes gute Beziehungen zur königlichen Familie fortdauerten, beweist z. B. eine Notiz Leopold von Gerlachs, nach welcher der Historiker am 7. Mai 1849 Gast der Königin Elisabeth in Charlottenburg war [3], und daß er auch den König während dieser Zeit gesprochen hat, geht aus einer Anekdote hervor, welche er in seiner Biographie Friedrich Wilhelms IV. mitteilt [4]. Auch spricht für die Fortdauer der königlichen Gnade, daß der Historiker beim Ordensfest am

---

[1] Leopold v. Gerlach I S. 510.

[2] Daß er während dieser Zeit wenigstens für Edwin v. Manteuffel keine Denkschrift angefertigt hat, geht aus den Eingangsworten des Schreibens vom Anfang September 1850 hervor: er wolle Manteuffel auf dessen Wunsch seine Ansicht über die Lage Europas und besonders Preußens mitteilen „wie zwischen Juni 1848 und April 1849 verschiedene Male" (S.W. 49/50 S. 611). Daß das erste Datum nicht genau stimmt, — die erste Denkschrift ist von Mitte Mai 1848 —, beruht wohl auf ungenauer Erinnerung.

[3] Leopold von Gerlach I S. 320. Am 18. Oktober 1849, an welchem Prinz Friedrich Wilhelm v. Preußen, später Kaiser Friedrich III., 18 Jahre alt wurde, übersandte R. dem jungen Hohenzollern seine preußische Geschichte mit einem ehrfurchtsvollen und würdigen Begleitschreiben (S.W. 53/54 S. 333) und erhielt eine dankbare Rückantwort („Deutsche Revue", Dezember 1905, S. 311 f.).

[4] S.W. 51/2 S. 468. Er erzählt dort, beim Ausmarsch der preußischen Truppen gegen die badischen Revolutionäre habe ihm der König gesagt: „Sie sehen, ich habe Lust zu raufen."

18. Januar 1850 mit der hohen Auszeichnung des roten Adlerordens II. Klasse bedacht wurde[1]. Wie große Stücke ferner Edwin von Manteuffel immer noch auf Ranke hielt, verrät eine weitere Aufzeichnung Leopold von Gerlachs vom 9. Januar 1850. Damals stand infolge der königlichen Botschaft an die Kammern vom 7. Januar, in welcher Friedrich Wilhelm die Abänderung von 15 Artikeln der revidierten Verfassung forderte, vorübergehend eine Ministerkrisis in Aussicht; in den Kreisen der Kamarilla hoffte man schon auf ein orthodox-reaktionäres Ministerium der „Pietisten" unter dem Generaladjutanten von Rauch[2]. Wie nun Gerlach notiert, dachte Rauch daran, „durch den Doktrinär Manteuffel (Flügelteuffel) verführt", Ranke zu einem seiner Minister zu machen[3]. Man sieht, welche politischen Fähigkeiten Manteuffel seinem Freunde damals zutraute! Daß der Historiker sich während des ganzen erwähnten Zeitraumes zurückhielt, erklärt sich wohl eher daraus, daß die preußische Politik wenigstens im großen und ganzen den Weg verfolgte, welchen er ihr in seinen letzten Denkschriften gewiesen hatte; er, welcher der letzte war, sich politisch vorzudrängen, mochte daher keinen Anlaß sehen, in den Gang der Dinge einzugreifen. Als aber nunmehr die Gewitterwolken sich immer drohender um Preußen zusammenballten, versagte er sich Manteuffels Einladung nicht. In einem Schreiben vom Anfang September 1850, welches er wohl kurz vor oder gleich nach Antritt einer Studienreise nach Brüssel und Paris verfaßt hat[4], setzte er dem Gönner und

[1] „Deutsche Revue", September 1901, S. 363.

[2] Vgl. darüber auch Ernst Ludwig v. Gerlach, Aufzeichnungen aus seinem Leben und Wirken II S. 87 ff.

[3] Leopold v. Gerlach I S. 405. Gerlach fügt hinzu: R. müsse dann entweder Pietist werden oder sei unmöglich. Man sieht, daß zwischen der eigentlichen Kamarilla und R. durchaus keine besondere Harmonie herrschte. Anderseits eine billigende Äußerung R.s über Ludwig v. Gerlach vom November 1849, bei Ludwig v. Gerlach II S. 84: „Ranke, der Geschichtschreiber, äußerte neulich beim Minister Manteuffel: dreißig Jahre hätte ich immer dasselbe gesagt und niemand es hören wollen, nun müsse man mich hören, ich könne mit der März-Revolution zufrieden sein".

[4] Die Abreise fand am 5. September statt. Vgl. darüber die

Freunde seine Ansicht über die veränderte Lage und das, was in ihr geschehen müsse, ausführlich auseinander.

Mit Befriedigung stellt er zunächst fest, daß in allen fünf Staaten oder Staatengruppen, welche das Jahr 1848 bis auf den Grund erschüttert habe, inzwischen die öffentliche Ordnung wiederhergestellt worden sei, in den meisten durch Waffengewalt, in Preußen allein auf vornehmlich gesetzlichem und friedlichem Wege. Darin sieht er einen herrlichen Beweis für die innere Stärke dieses Staatswesens, denn es sei „ein noch nie so vorgekommenes Ereignis, daß eine revolutionäre Bewegung ohne eigentliche Kontrarevolution, durch bloßen Umschwung, mit Anerkennung der Hauptgrundsätze des alten Staates, den sie aus den Angeln heben wollte, endigt", und was an der neuen Verfassung etwa noch Unhaltbares sei, das werde der „vernünftige Geist" preußischer und deutscher Männer schon zu beseitigen wissen.

Stehe es so mit den innerpreußischen Dingen recht erfreulich, so bleibe doch eine große Frage unerledigt, welche für Preußen zugleich eine innere und äußere sei: eben die deutsche.

Auch für Deutschland habe nun Preußen nach der Zertrümmerung des alten Bundes den richtigen Weg eingeschlagen: es habe überall in Deutschland die Revolution niedergeworfen und dann eine feste Neuordnung zu begründen versucht durch das doppelte Mittel „eines Bündnisses mit den einzelnen" und „einer Verfassung für alle". Soweit ist also Ranke mit dem Geschehenen einverstanden — in seinen Denkschriften hatte er ja auch diese Grundzüge der Unionspolitik beredt anempfohlen. Da diese aber inzwischen so schlechte Ergebnisse gezeitigt hat, sucht er nach der Ursache dieses Mißerfolges und findet sie, entsprechend seinen konservativen Instinkten, vornehmlich in dem allzu engen Bündnis mit der Revolution: während man die auf der Volkssouveränität beruhende Frankfurter Kaiserkrone mit Recht zurückgewiesen habe, habe man doch eben das unmögliche Verfassungswerk der Paulskirche mit einigen Modifikationen der

Briefstelle S.W. 53/4 S. 333 ff. Das Schreiben steht S.W. 49/50 S. 611 ff.

Union zugrunde gelegt. Überhaupt habe man den Nachdruck auf die demokratisch-unitarische Reichsverfassung statt auf das Bündnis mit den Fürsten gelegt und sich so alle konservativ-territorialen Instinkte entfremdet. Diese revolutionäre Tendenz scheint ihm also vornehmlich an dem Unglück schuld zu sein.

Recht bemerkenswert ist nun aber eine einschränkende Erwägung, die Ranke hier einflicht: er wolle gleichwohl nicht in Abrede stellen, daß Preußen durch eine Annäherung an revolutionäre Elemente sich eine größere Weltstellung hätte erringen können, aber dann hätte diese — freilich höchst gewagte und gefahrvolle — Verbindung „resolut, energisch und zur rechten Zeit" geschehen müssen. Durch die Halbheit habe man zwar momentanen Beifall, aber keine dauernden Erfolge erzielen können, das sei ein verhängnisvoller Irrtum, in den „mehrere ausgezeichnete preußische Staatsbeamte" gefallen seien; — gemeint sind damit wohl Radowitz und Brandenburg. Man sieht, daß die Ereignisse der letzten Jahre nicht spurlos an Rankes nationalem Konservativismus vorübergegangen sind: wäre das Bündnis mit der Revolution gelungen, so hätte er sich vielleicht um des preußisch-nationalen Gewinnes willen mit ihm ausgesöhnt.

Durch die begangenen Fehler sei nun aber die auswärtige Lage für Preußen eine recht unerfreuliche geworden: Österreich habe durch Preußens Vorstoß ein Recht auf Abwehr bekommen und mit Erfolg alle antipreußischen Bestrebungen um sich sammeln können; in den umgebenden norddeutschen Ländern, seinem natürlichen Einflußgebiete, könne Preußen keinerlei Autorität mehr ausüben; in Europa stehe es angefeindet und isoliert da.

Obwohl es nun „eigentlich jenseits seiner Befugnis" liege, will Ranke auf die Bitte des Freundes hin doch versuchen, einen Ausweg aus diesem Labyrinthe anzugeben. Er kommt dabei auf die preußisch-deutschen Ideen seiner letzten Denkschriften zurück und hofft, eine nach ihnen modifizierte Union noch immer durchsetzen zu können. Man müsse immer noch das tun, was im Mai 1849 versäumt worden sei, nämlich den Schwerpunkt der Neubildung auf das Bündnis mit den Fürsten legen und die

Unionsverfassung von allen anstößigen Tendenzen der Nationalsouveränität reinigen, die überdies Preußens eigenes Dasein gefährden würden. Von der Idee eines besseren nationalen Zusammenschlusses unter preußischer Führung will er aber auch jetzt nicht lassen: der preußische Bundesstaat im Bunde soll aufrecht erhalten bleiben, denn es würde der „Reputation" schaden, wollte man ihn fallen lassen; auch ein legislatives Bundesparlament scheint ihm durchaus erwünscht. Die mit diesen Bestrebungen verknüpfte Minderung der fürstlichen Souveränitäten hofft er wieder durch den zu gewährenden Schutz und durch allerlei Ehrenrechte ausgleichen zu können. Man sieht, wie hartnäckig er an seinem preußisch-nationalen Gebilde festhält! Nicht minder zähe klammert er sich zum Schlusse an seine optimistischen Illusionen über den zu erwartenden Widerstand Österreichs trotz der üblen Erfahrungen, die man inzwischen mit Schwarzenberg gemacht hatte. Allerdings konnte er sich dabei äußerlich an dessen Erklärungen vom 8. Juli und 19. August[1] halten: den gewalttätigen Machiavellismus eines solchen Herrenmenschen instinktiv in seiner ganzen Tragweite zu erfassen, war Rankes milder Art nun einmal nicht gegeben!

Es könne doch unmöglich Österreichs Absicht sein, so meint er, in dem reaktivierten Bundestage „eine Autorität für die innere und äußere Politik" der Bundesmitglieder aufzustellen: habe es solche offensive Tendenzen, welche geradezu Preußens Charakter als selbständige europäische Großmacht bedrohen würden, so will sogar der milde Ranke „einen Krieg darüber wagen". Sei es aber nur auf die Wiederherstellung des alten Bundes abgesehen, so könne ein preußischer Bundesstaat nach dem Muster des Zollvereins sehr wohl in ihm bestehen: ein solcher würde keineswegs gegen den Bundeszweck verstoßen, er würde auch

[1] Unter dem Eindruck einer russischen Verstimmung und mittelstaatlicher Intriguen hatte Schwarzenberg an diesem Tage ein neues Angebot, ähnlich dem vom 8. Juli, gemacht. Sobald er sich jedoch Rußlands wieder sicher fühlte, zog er seine Konzessionen zurück. Vgl. darüber Sybel I S. 410 ff.

nur der inneren und äußeren Sicherheit der Mitglieder dienen[1] und so die Unzulänglichkeiten des alten Zustandes in wünschenswerter Weise ausgleichen. Plane endlich Österreich eine Neugestaltung nach nationalen Gesichtspunkten, so sei Preußens Position erst recht günstig: es würde dann „ungeheure Ansprüche" machen können, da es deutscher Natur sei und überdies die östlichen Provinzen hinzubringe.

Indessen sei davon noch nicht die Rede. Unter den vorliegenden Umständen erscheint Ranke der preußische Bundesstaat im Bunde als der beste Ausweg: befriedige er auch manche Wünsche nicht, „die echt sein mögen", so werde doch „die Aufstellung einer großen, nunmehr ganz deutschen, ihrer Selbständigkeit sich bewußten Macht mit dem System des Schutzes, dem sich alle anschließen könnten", „für das Zusammenstehen der Nation immer ein großer Gewinn" sein.

Mit diesem Schreiben entwickelt sich nun eine dritte Phase in der politischen Hilfsaktion, welche der Historiker zugunsten seines preußischen Hauptmäzens unternommen hatte. Die erste hatte sich, wie wir sahen, gegen die übermütige Tyrannei der siegreichen Revolution gerichtet; die zweite bezweckte nach der Niederwerfung dieses gefährlichen Gegners eine haltbare Neubildung Preußens nach innen und außen; diese dritte endlich mußte versuchen, den im Innern und in Deutschland neukonstituierten Staat gegen die nunmehr in den Vordergrund gerückte, bedrohliche Vergewaltigung durch seine territorialen Rivalen und deren europäische Bundesgenossen zu verteidigen.

Da ist es nun zunächst sehr bemerkenswert, mit welcher Zähigkeit Ranke in diesem dritten Stadium an den Anschauungen und Forderungen festhält, welche er einst im zweiten entwickelt hatte, welche inzwischen in der Union, wenn auch nicht voll-

[1] Nach § 11 der Bundesakte waren Sondervereinigungen der Bundesmitglieder erlaubt, wenn sie nicht gegen den obersten Bundeszweck verstießen. Die Gültigkeit dieses Paragraphen hatte Schwarzenberg zugestehen müssen, aber behauptet, daß die Union gegen den Bundeszweck verstoße, während Preußen das bestritt.

kommen, verwirklicht worden waren. Trotz der bedrohlichen Anzeichen, welche einen anderen vielleicht stutzig gemacht hätten, glaubt er noch immer an die praktische Brauchbarkeit des Unionswerkes, wenn man es nur von einigen Schlacken befreie, die ihm durch irrtümliche Behandlung angeflogen seien.

Man erkennt daran zunächst einmal, wie tiefe Wurzeln diese Ideen inzwischen in seinen Wünschen geschlagen hatten: sie befriedigten ja in glücklichster Weise alle seine politischen Bedürfnisse, welche ursprünglich aus den Lebensnotwendigkeiten seiner autonomen Historie erwachsen waren, nun aber im Laufe der Jahre ein selbständiges, wenn auch sekundäres Dasein in seiner Seele erlangt hatten. Einmal entsprachen sie seinem nationalen Empfinden, das ihm einst in seinen Werdejahren durch die jugendlich-idealen Begeisterungswogen des Jahrhunderts zugetragen worden war, das ihm dann in der Kampfperiode seines Lebens als Schutzwaffe gegen die bedrohlich anwachsende Übermacht der erkenntnisfeindlichen französischen Theorien hatte dienen müssen, das endlich jetzt, wo seine Stellung in der Welt im ganzen eine endgültige und feste geworden war, durch die große nationale Bewegung der letzten Jahre gleichwohl eine Neubelebung erfahren hatte. Auf der anderen Seite befriedigten sie aber vor allem auch seine preußisch-konservativen Instinkte, die ursprünglich aus dem Mäzenatentum Preußens hervorgegangen waren und sich im Laufe der Zeit zu dem stärksten positiven politischen Gefühl seines Wesens herausgebildet hatten. Auch den anderen deutschen Territorien endlich, welche auf legitimistisch-historische Daseinsberechtigungen hinweisen konnten, denen seine Historie außerdem vielfach zu Dank verpflichtet war, sicherten sie immerhin ein genügendes Maß von zukünftiger Existenz. Daß die geschichtliche deutsche Entwicklung ferner diesen Weg betreten müsse, hatte er sich mit Sicherheit berechnen können; denn nach welcher Richtung hin der Zeiger der Geschichte wies, das zu erkennen war er sehr wohl befähigt, mochte ihm auch die Gabe fehlen, ihn selber um ein Stück vorzurücken. Endlich wußte er, daß sein König noch immer an der deutschen Einheit festhielt und ihm Dank wissen

werde, wenn er ihn bei diesen Bestrebungen unterstützte; selbst Otto von Manteuffel hatte ja das Programm einer reformierenden Neugestaltung Deutschlands noch nicht fallen gelassen, obwohl er von der Radowitzischen Union abtrünnig geworden war und sie immer heftiger bekämpfte. So erklärt sich einmal die Zähigkeit, mit welcher er in diesem Schreiben trotz der bedrohlichen Anzeichen einer nahenden Katastrophe für eine Fortführung der preußisch-nationalen Politik der letzten Jahre eintritt. Dazu kommen dann noch andere verstärkende Momente, welche ihre Wurzeln gleichfalls in den seelischen Qualitäten des autonomen Historikers hatten und ihn in seinem hoffnungsvollen Glauben an die praktische Durchführbarkeit einer preußisch-nationalen Reform befestigten.

Man darf vielleicht sagen, daß er sich nicht solchen Täuschungen über die politischen Möglichkeiten hingegeben hätte, wäre seine preußisch-deutsche Politik, statt auf dem Boden geschichtlicher Erkenntnis erwachsen und von seinen Historikersympathien getragen zu sein, aus den Berechnungen eines wirklichen Politikers entstanden und von dessen Machtinstinkten geleitet worden. Vielleicht hätte er dann gefühlt, daß diese Bestrebungen eine Macht- und Existenzfrage zwischen den deutschen Staaten aufrollen mußten und tatsächlich aufgerollt hatten, die nur durch heroische Mittel endgültig gelöst werden konnte, daß das Wesen der österreichischen Feindschaft sich gar nicht in erster Linie gegen die revolutionäre Seite der Unionspolitik, sondern gegen die Vergrößerung des preußischen Nebenbuhlers in Deutschland richtete, daß Schwarzenbergs antirevolutionäre Deklamationen vor allem auf die legitimistischen Vorstellungen des Zaren berechnet waren, daß ihm auch ein weniger unitarisch gefärbtes Bündnis Preußens mit den norddeutschen Mittel- und Kleinstaaten, obwohl er es unter dem Drucke des Augenblickes und sicher nicht in ehrlicher Absicht zeitweilig hatte zugestehen wollen, doch als eine preußische Machterweiterung in Deutschland erschienen wäre, der er sich, sobald es die Umstände gestatteten, mit nicht geringerer Energie widersetzt haben würde. Vielleicht hätte Ranke dann eingesehen, daß die

Lage damals für jede preußisch-deutsche Reform eine höchst ungünstige war, er hätte diese Velleitäten einstweilen zurückgestellt und wenn auch mit schwerem Herzen die einfache Wiederherstellung des alten Bundes befürwortet, welche jederzeit auf Rußlands Unterstützung zählen konnte. Denn um seiner deutschen Pläne willen einen Bruderkrieg mit Österreich und einen mörderischen Kampf mit Rußland zu entfesseln, lag durchaus nicht in seiner Absicht: nur wenn geradezu Preußens historische Stellung als unabhängige europäische Großmacht in dem zu rekonstruierenden Deutschland vernichtet werden sollte, dann wollte auch er zu den Waffen greifen[1].

---

[1] Diese Stelle gibt uns Gelegenheit zu einigen Bemerkungen über das Buch A. Guillands: „L'Allemagne nouvelle et ses historiens" (Paris 1899), welches sich in einem Abschnitt über Ranke gleichfalls mit dem Thema „Ranke als Politiker" beschäftigt. Die These Guillands ließe sich etwa folgendermaßen formulieren: Die deutsche Geschichtschreibung des 19. Jahrhunderts hat durch ihre besondere — angeblich unparteiische — Eigenart die deutsche Nation zur Politik Bismarcks erzogen, sie hat damit einen großen Anteil an der Gründung des Deutschen Reiches und an seinem modernen Charakter. Dieser an sich gewiß richtige Grundgedanke wird teils in allgemeinen Betrachtungen, teils in Spezialkapiteln durchgeführt, welche dem historisch-politischen Lebenswerke Niebuhrs, Rankes, Mommsens, Sybels, Treitschkes gewidmet sind. Es ist unstreitig belehrend, Guillands mit französischer Darstellungskunst geschriebene Ausführungen zu lesen; die Erkenntnis gewinnt dabei mancherlei: mit der geschärften Empfindlichkeit des Besiegten weiß der Franzose den deutsch-nationalen Stachel selbst dort herauszufühlen, wo er uns leicht hätte verborgen bleiben können, und ist dabei nach Kräften bemüht, den persönlichen und wissenschaftlichen Qualitäten der Besprochenen gerecht zu werden. Als Ganzes muß er freilich ihre Art und ihr Lebenswerk durchaus verwerfen; denn diese vielgepriesenen, angeblich objektiven deutschen Historiker haben sich nicht nur oft genug an der Wahrheit versündigt, sie haben auch für Guilland eine schwere moralische Schuld auf sich geladen, indem sie mit brutalem Realismus den Erfolg über das Recht, die Geschichte über die Vernunft gesetzt haben. Vor allem haben sie sich an dem vergangen, was Guilland als das Höchste erscheint, nämlich an dem idealen, schönen, warmherzigen Frankreich von 1789, dem Frankreich der Menschenrechte, der Freiheit, der Zivilisation. Guilland verteidigt es mit Wärme und nicht ohne Geschick: man fühlt, daß auch sein Herz, wie er von Michelet sagt, „vibre à tous ces élans de générosité d'un peuple". Statt dieser hehren Freiheitsgöttin haben nun jene deutschen Erfolganbeter einen Mann zu ihrem „Fetisch" gemacht, den Guilland mit

Beruht so dieser Optimismus einmal auf einem Mangel an natürlichem Machtinstinkt gegenüber territorialen Rivalitäten, wie er seinem leidenschaftslosen Intellektualismus nun einmal

---

sittlicher Entrüstung verabscheut, der ihm als der böse Dämon des modernen Deutschlands erscheint. Bismarck ist ihm wie noch vielen Franzosen mutatis mutandis etwa das, was uns das „korsische Ungeheuer" war: ein zwar kraftvoller, aber brutal-zynischer, barbarischer, dabei außerordentlich geschickter Falschspieler, ein vollendetes moralisches Scheusal. Mit Genugtuung kann aber Guilland feststellen, wie furchtbar es sich rächt, daß jene Historiker einen solchen Menschen zu ihrem Abgott wählten; recht düster ist das Gemälde, welches er im Schlußkapitel vom modernen Deutschland entwirft. Preußen lastet auf ihm wie „ein ungeheures Lager, das nur noch eine geregelte und mechanische Beseelung hat." — Wem fiele nicht die „Stahlstadt" des bösen deutschen Professors Schultze in Jules Vernes Roman ein? — Überall zeigt sich unter den modernen Deutschen prahlerische Selbstüberhebung und sittlicher Verfall als Folge jener kulturwidrigen Historikerlehre vom „Rechte des Stärkeren". Und schon sieht Guilland die beleidigten Ideen von Recht und Wahrheit zum letzten Schlage ausholen: „In Wirklichkeit gründet man nichts Dauerhaftes auf Lug und Trug: früher oder später wendet sich ein solches Werk gegen euch", ruft er mit prophetischem Pathos am Schlusse aus. Wir fürchten allerdings fast: der geschichtsbeflissene Jünger dieses argen modernen Deutschlands wird dem angeblichen Verfechter der historischen Unparteilichkeit z. B. gegen den „Moralisten" Treitschke nicht ohne ein gewisses maliziöses Lächeln in seine innerste Herzensmeinung folgen. — In diesen Rahmen ist nun Ranke eingezeichnet, ohne daß Guilland ihm zunächst viel anhaben könnte. Ranke ist ihm zwar ein wichtiger Mitarbeiter an diesem verwerflichen Deutschen Reiche, aber bei alledem „ein wahrer Historiker", „ein Sklave der historischen Wahrheit, unfähig, Tatsachen zu entstellen, selbst wenn diese Tatsachen seinen liebsten Anschauungen widersprachen." Er nötigt Guilland eine nicht geringe Hochachtung ab, wenn er ihn auch als Genie nicht gelten lassen will. Natürlich bleibt aber das eigentliche Wesen des autonomen Historikers für diesen Anbeter der Ideen von 1789 eine ziemlich inkommensurable Größe. Das zeigt sich z. B. in Guillands Polemik gegen Rankes Ablehnung der französischen Demokratenreligion. Mag man auch zugeben, daß Ranke bisweilen selbst sein historisches Urteil ein wenig von der Antipathie gegen die französische Revolution hat trüben lassen, so entsprang doch diese Abneigung ursprünglich gerade seinem Erkenntnistrieb, der Abwehr gegen den unhistorischen Geist der Revolution, ihrer Theorien und Leidenschaften: sie ist gewissermaßen der Fehler seiner Tugend. Das ist eine Tatsache, die Guilland völlig unverständlich bleibt, und darum will es uns bedünken, als sei dieser französische „Idealist" nicht der rechte Mann dazu, um dem deutschen „Realisten" Ranke darüber die historischen Leviten zu lesen. Recht störend

fremd blieb, so wird er weiter genährt von einem dominierenden Gefühl, das seine Quelle gleichfalls in seinem Historikerwesen hatte: von seiner Abneigung gegen die Revolution mit ihren erkenntnisfeindlichen Theorien und Massenleidenschaften. Weil sie den feindlichen Gegenpol zu seinem eigenen Wesen bildete, mußte sie eben stets die vornehmste Gegnerin des Historikers bleiben; ihre Entwicklung fesselt daher vornehmlich seine Aufmerksamkeit und lenkt sie leicht von anderen Punkten ab; sie spielt in seinen politischen Anschauungen und Ratschlägen immer eine beherrschende Rolle. Dadurch geschieht es, daß er trotz seiner politischen Einsicht ihre Bedeutung nicht selten unwillkürlich überschätzt, wie es auch hier der Fall ist: das allzu enge Bündnis mit ihr scheint ihm vor allem an Preußens Unglück schuld zu sein; man beseitige diesen schädlichen Faktor, so wird sich doch noch alles zum Guten wenden lassen. Daß jetzt der Gegensatz gegen die Revolution Nebensache, die territorialen Gegnerschaften hingegen Hauptsache geworden sind, tritt so keineswegs mit der nötigen Klarheit in seinem Schreiben hervor, und dadurch be-

macht sich Guillands Tendenz auch bei der Beurteilung von Rankes politischen Versuchen geltend, so auch bei der Besprechung der Denkschriften. Die sind ihm ein deutlicher Vorläufer Bismarckischer Blut- und Eisenpolitik. Um diese, wie wir wissen, etwas schiefe Behauptung zu beweisen, verfährt er mit der auch sonst in seinem Buche bemerkbaren, angenehmen gallischen Leichtigkeit, die frei und ohne pedantische Kleinigkeitskrämerei mit den Einzeltatsachen umspringt: er reißt nämlich einzelne Sätze aus zeitlich ganz auseinanderliegenden Denkschriften heraus und stellt sie willkürlich zusammen. Ja, es kommt ihm nicht darauf an, sogar recht anfechtbar zu übersetzen, wenn es ihm für seine Zwecke paßt. So auch bei der oben besprochenen Stelle: Aus Rankes würdig-defensivem: „Man müßte selbst einen Krieg darüber wagen," — wenn nämlich Österreich die preußische Selbständigkeit vernichten wolle, — macht Guilland ein forsch-aggressives: man müßte Österreich „mit den Waffen dazu zwingen" („l'y forcer par les armes" S. 67). Wie man sieht, verstand sich nicht nur Bismarck darauf, aus Schamaden Fanfaren zu machen! — Aber genug davon! Alles in allem wird man Guillands Buch nicht jedes Verdienst absprechen können, aber doch finden, daß es einem Bearbeiter des Themas: „Ranke als Politiker" zu tun übrig ließ, zumal sich in Guillands Rahmen eine so eingehende Würdigung der Rankeschen Politik von selbst verbot, wie sie hier versucht wird.

kommt seine Politik einen leisen Zug von konservativer Ideologie, welcher ihr den Platz unter den Anschauungen und Bestrebungen dieses Regimes anweist.

Bei alledem bleibt aber Ranke kein unverbesserlicher Ideologe: er hätte sich ja selbst verleugnet, hätte er sich auf die Dauer den Tatsachen verschließen wollen. In diesem Schreiben finden sich doch schon deutliche Spuren einer richtigeren Beurteilung der politischen Lage und Möglichkeiten. Bemerkenswert ist das Geständnis, daß vielleicht auch der revolutionäre Weg zum Ziele hätte führen können, und ein besseres Empfinden für die offensive Feindschaft Österreichs gegen den gefährlichen preußischen Nebenbuhler verrät sich in den eingestreuten Bemerkungen über Schwarzenbergs Politik, namentlich in der am Schluß auftauchenden Besorgnis, daß Österreich es auf völlige Unterjochung Preußens abgesehen haben könne. Sogar die Möglichkeit eines preußisch-österreichischen Krieges rückt damit in den politischen Gesichtskreis des Historikers, allerdings nur als letztes Defensivmittel gegen Vergewaltigung der historischen preußischen Selbständigkeit. Die zunehmende territoriale Spannung mußte eben schließlich auch Rankes Empfinden für die wachsende Bedeutung dieser Gegensätze schärfen.

Ob und mit welchem Erfolge Manteuffel von diesem Schreiben Gebrauch gemacht hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Jedenfalls aber konnte ihm die politische Entwicklung schon der nächsten Monate zeigen, daß auch Ranke nicht den erhofften besseren Weg entdeckt hatte, der zum Ziele führte.

Während der Historiker in den Pariser Archiven und Bibliotheken mit einem Gefühl „unglaublichen Genusses", das ihn an die schönen Tage in Venedig erinnerte[1], Material zu seiner französischen Geschichte sammelte und so sehr in diesen Dingen und in den Reizen von Stadt und Umgebung lebte, daß er sich das Zusenden heimischer Zeitungen verbat, weil er sie doch nicht lese[2],

[1] S.W. 53/4 S. 339.

[2] S.W. 53/4 S. 341. Im Oktober versäumte R. nicht, die französischen Historiker und Politiker aufzusuchen, deren Bekanntschaft er 1843 gemacht

zogen in Kurhessen und Holstein die schwarzen Wolken herauf, welche die schon lange in Deutschland aufgespeicherte Elektrizität zur Entladung zu bringen drohten. Wie es bei kritischen Lagen zu gehen pflegt, hatte die Verschärfung der Gegensätze zunächst die entschiedeneren Elemente im preußischen Regierungschaos emporgebracht: am 26. September war Radowitz Minister des Auswärtigen geworden, Leopold von Gerlach und Otto von Manteuffel dachten daran, ihre Entlassung zu nehmen[1]. Aber des Königs romantischer Absolutismus hatte nie zwischen Person und Sache zu unterscheiden vermocht, und überdies schwankte sein Sinn zwiespältig zwischen entgegengesetzten Zeitpotenzen hin und her, Fragen, für welche er sich eine subjektive Lösung in der gleichsam außerweltlichen Sphäre seiner Ideologie zurecht gemacht hatte. So hatte er sich auch in dieser gefahrvollen Krisis nicht entschließen können, alles auf seinen Günstling Radowitz zu setzen und die entgegenstehenden politischen Velleitäten auszuschalten. Angesichts einer Lage, in welcher nur ein einheitlicher, geschlossener Wille die Existenz des Staates retten zu können schien, bekämpften und zerfleischten sich die Faktoren, auf denen er beruhte, und riefen je nach dem Überwiegen des einen oder des anderen entgegengesetzte Maßnahmen hervor.

Man darf vielleicht sagen, daß der Krieg unvermeidlich, und mit ihm bei der ungünstigen europäischen Konstellation, der mangelnden militärischen Bereitschaft und der Uneinigkeit in den führenden Kreisen eine preußische Niederlage ziemlich wahrscheinlich gewesen wäre, hätte sich auf der Gegenseite ein entschiedener Wille durchzusetzen vermocht, der die Dinge auf die Spitze trieb. Obwohl nun Schwarzenberg gewiß geneigt war, die für seinen Staat so günstige politische und militärische Lage nötigenfalls mit allen Mitteln auszunutzen, so sah er sich doch

---

hatte. Er fand sie infolge des politischen Umschwunges der letzten Jahre meist in ziemlich reduzierten Umständen. Vgl. darüber S.W. 53/4 S. 344 f.

[1] Vgl. darüber Poschinger, Denkwürdigkeiten O. v. Manteuffels I S. 288; Leopold v. Gerlach I SS. 537 ff., 542, 547; Ludwig v. Gerlach II SS. 109 f., 112.

auch seinerseits durch störende Einflüsse in seiner preußenfeindlichen Politik aufgehalten. In Österreich gab es namentlich unter den hohen Militärs eine mächtige konservativ-legitimistische Partei, welche den Bruderkrieg mit Preußen nicht wollte, deren Vorstellungen auf den jungen Kaiser großen Eindruck machten; im Westen drohte Louis Bonaparte mit einer Einmischung in die deutschen Dinge; vor allem aber im Osten drückte der Zar im Sinne des Friedens auf Schwarzenbergs und der Mittelstaaten Kriegslust. Denn wenn auch Nikolaus ein mit der Revolution alliiertes, eroberndes Preußen verabscheute und es in seiner anmaßenden Art zur Vernunft zu zwingen dachte, so konnte ihm doch nichts daran gelegen sein, Österreich in Deutschland allmächtig zu machen. Sein Ideal war die Wiederherstellung des seit den Märztagen erschütterten legitimistischen Systemes der drei Ostmächte, der heiligen Allianz, welche Rußland einen überwiegenden Einfluß auf Ost- und Mitteleuropa sicherte. So hatte er schon bei den Warschauer Verhandlungen in der zweiten Oktoberhälfte sowohl Brandenburg wie Schwarzenberg zu gegenseitigem Entgegenkommen genötigt; sein übermächtiger Druck zwang auch weiterhin beide Gegner, sich zu vertragen, nachdem Preußen Radowitz und damit die eigentliche Unionspolitik grundsätzlich hatte opfern müssen und der akute Streit sich nun hauptsächlich um Kurhessen drehte, wo beide Mächte sich militärisch festgebissen hatten.

Diese undankbaren Aufgaben: die Liquidation der Union und die Lösung des hessischen Knotens waren nach dem plötzlichen Tode Brandenburgs an Otto von Manteuffel gefallen, der zunächst interimistisch die Leitung des auswärtigen Ministeriums übernommen hatte. Weder von dem Mißmute des Königs, welcher den Sturz seines Lieblings Radowitz und das Scheitern seiner deutschen Hoffnungen als eine ihm persönlich zugefügte Unbill empfand, noch von dem Zorne des Thronfolgers, dessen preußische Gefühle durch die bevorstehende politische Demütigung des Staates aufs höchste erregt waren; weder von dem Widerstande des halben Ministeriums, noch von dem Lärm der

Kammern und der öffentlichen Meinung ließ er sich beirren, sondern führte mit zäher, phantasieloser Konsequenz den als notwendig erkannten, ruhmlosen Rückzug durch, der in der Olmützer Zusammenkunft mit Schwarzenberg am 28./29. November und den dort aufgestellten Punktationen gipfelte. Gewiß ein dies ater in der preußischen Geschichte! Und trotzdem wird man Ranke zustimmen müssen, wenn er 1873 zurückschauend zu Moltke sagte: „Olmütz war eine Rettung“ [1]. Daß Preußens Zurückweichen bei dem Historiker auch schon in den kritischen November- und Dezembertagen des Jahres 1850 ähnlich billigende Empfindungen ausgelöst hat, kann man allerdings bezweifeln [2], wenn man die Instruktion liest, die er damals für seinen Freund Edwin von Manteuffel aufgesetzt hat.

Bei seiner Abreise nach Olmütz am 27. November hatte nämlich der Minister gebeten, ihm seinen Vetter zur Unterstützung nachzusenden, was ihm denn auch sogleich bewilligt wurde [3]. Mit ausführlichen Weisungen vom Könige und einer Privatinstruktion Leopold von Gerlachs versehen, machte sich Edwin von Manteuffel am nächsten Tage auf den Weg; vorher aber hatte er nicht versäumt, auch diesmal den Rat des Historikers einzuholen, der seit einem Monate wieder in Berlin weilte [4]. So kam Ranke dazu, dem Freunde noch rasch „drei Punkte“ [5] aufzusetzen, die zu erreichen ihm „abgesehen von allen laufenden Streitigkeiten“ als notwendig für Preußen erschien. Sie zeigen den Historiker in einer starken preußisch-nationalen Erregung und zugleich noch immer in der optimistischen Täuschung über die Lage befangen, welche schon in seinem letzten Schriftstück aufgefallen war.

---

[1] S.W. 53/4 S. 598.

[2] In seiner Biographie König Friedrich Wilhelms IV. S.W. 51/2 S. 470 nennt er Olmütz eine Niederlage „insofern als man sich genötigt sah, die seit zwei Jahren eingehaltene Politik fallen zu lassen.“ Diese Politik war aber, wenngleich nicht in allen Einzelheiten, auch Rankes Politik gewesen.

[3] Vgl. darüber Leopold v. Gerlach I S. 563.

[4] Über die Rückkehr von Paris vgl. die Briefstelle S.W. 53/4 S. 345.

[5] S.W. 49/50 S. 616 f.

Der erste von diesen drei Punkten verlangt eine Verbesserung der geographisch-militärischen Machtstellung Preußens in Kurhessen und Hannover, die sich bei den letzten Konflikten als „eines großen Staates unwürdig" herausgestellt habe. Um die unglückliche Trennung Preußens in zwei unzusammenhängende Gebietsmassen zu beseitigen, will Ranke seine legitimistischen Gefühle seinem verletzten preußischen Empfinden soweit opfern, daß er kurzweg die Abtretung der dazwischen liegenden hessischen und hannöverschen Landstriche fordert. Doch soll wenigstens Hannover, dem er ja durch sein Verhältnis zum damaligen Thronfolger, späteren König Georg V., persönlich nahe stand, „anderweit" entschädigt werden, auch macht er Österreichs Einwilligung zur unerläßlichen Vorbedingung. Man sieht, welchen weitgehenden Illusionen über die in Olmütz möglichen Verhandlungspunkte er sich hingab! Sei das nun nicht zu erreichen, so müsse wenigstens das Recht der preußischen Etappenstraßen so fixiert werden, daß ihrem Gebrauche „nie und niemals" Eintrag geschehen könne. Doch sei das erste besser, „weil es die preußische Nation mehr befriedigt".

Im zweiten Punkte kommt dann Ranke von neuem auf die Forderung zurück, die er schon mit großer Zähigkeit in seinem Schreiben von Anfang September vertreten hatte, welche übrigens auch die preußische Regierung noch nicht offiziell hatte fallen lassen, obwohl bereits vorauszusehen war, daß sie schwerlich unentwegt an ihr festhalten werde: auch jetzt noch will Ranke eine beschränkte preußische Union und eine modifizierte Verfassung für sie aufrechterhalten. Wenigstens im bestehenden Umfange in Norddeutschland müsse sie behauptet und der König als ihr Oberhaupt staatsrechtlich anerkannt werden.

Der dritte Punkt endlich gibt ein Mittel an, durch welches er auch die von der Union abgefallenen stamm- und religionsverwandten norddeutschen Nachbarn dem preußischen Einfluß wieder zu unterwerfen hofft: Ranke will die Parität Preußens mit Österreich in der neuzubildenden Zentralgewalt, eine preußische Forderung, über welche seit Warschau heftig gestritten wurde,

zu einer Art Aufteilung Deutschlands unter beide Großmächte ausgestalten: Preußen soll dadurch eine dominierende Stellung in Norddeutschland erhalten, wogegen er Österreich, das er einst mit Italien abzuspeisen gedachte, nunmehr eine analoge Hegemonie in Süddeutschland zugestehen will. Das bereits abtrünnige Baden soll daher aus der Union entlassen, die Bundesfestungen sollen je nach den Einflußsphären unter beide Großmächte geteilt werden.

Wie man sieht, enthielten wenigstens Punkt eins und drei bei der Lage der Dinge durchaus unrealisierbare Forderungen. Weit entfernt, an eine Gebietserweiterung auf Kosten der österreichischen Verbündeten Hessen und Hannover denken zu können, mußte Preußen zufrieden sein, wenn sein Recht auf die Etappenstraßen von den überlegenen und kriegslustigen Gegnern einigermaßen respektiert wurde, und vollends die Auslieferung Norddeutschlands an den rivalen preußischen Einfluß hätte für Schwarzenberg den Verzicht auf eine kostbare Frucht seines Sieges bedeutet, zu der er sich freiwillig wohl nimmermehr verstanden haben würde. Bedingungen, die man vielleicht nach einem nicht unglücklich verlaufenen Kriege hätte stellen dürfen, waren aussichtslos, nachdem man sich zum Frieden entschlossen hatte und täglich mehr erkennen mußte, daß dieser nur durch den Verzicht auf die preußisch-deutsche Expansionspolitik der letzten Jahre zu erlangen war. Selbst als bloßes Negotiationsmittel wären diese beiden Punkte in Olmütz kaum zu brauchen gewesen: sie hätten die Verhandlungen mit Schwarzenberg eher gestört als gefördert. Nur Punkt zwei: das modifizierte Unierungsrecht für Preußen, gestützt auf § 11 der Bundesakte, war neben dem Recht auf die Etappenstraßen eine Forderung, welche auch in der offiziellen Instruktion Manteuffels stand[1], welche auch Schwarzenberg, wenngleich mit zweideutigen Worten, anerkannt hatte. Freilich sollte sich schließlich herausstellen, daß auch dieser karge Rest

[1] Nach Sybel II S. 53 ff. sollte Manteuffel in Olmütz die sechs Warschauer Verhandlungspunkte durchsetzen, zu welchen auch das Unierungsrecht nach § 11 der Bundesakte gehörte.

des preußischen Aufschwungs der letzten Jahre gegen die entschlossene österreichische Rivalität nicht behauptet werden konnte.

Waren nun auch diese Vorschläge praktisch meist unverwendbar, so sind sie doch sehr bemerkenswert für die Entwicklung der politischen Haltung des Historikers und als Ausdruck der Stimmung, die ihn damals beherrschte. Man muß sagen, daß unter dem Eindruck der zunehmenden territorialen Spannung auch die territoriale Schärfe seiner Aktion, die ihr ursprünglich ganz fremd gewesen war, erheblich gewonnen hat. Gegen das Schreiben vom Anfang September ist ein Fortschritt nach dieser Richtung hin unverkennbar, ja, in dem Begehren nach einer Gebietserweiterung Preußens auf Kosten anderer historisch-legitimer deutscher Staaten nähert sich Ranke geradezu Bismarckischer Realpolitik. Daß sich dieses Gefühl trotzdem nicht bis zu der Stärke seiner antirevolutionären Empfindungen steigern konnte und daher immer noch ein beträchtliches Stück unter dem aggressiven preußischen Territorialismus eines Bismarck blieb, beruht eben, wie schon oben erwähnt wurde, abgesehen von dem Mangel an politischer Leidenschaft, vor allem darauf, daß seine autonome Historie sich ihre Freunde und Feinde in erster Linie nach ihren inneren Bedürfnissen wählen mußte: da war ihr nun aber der Platz unter den Gegnern der Revolution, den Territorien, von Natur angewiesen; die Spaltung zwischen ihren territorialen Bundesgenossen mußte ihr an sich eher als ein untoward event erscheinen. In ihrer klaren politischen Erkenntnis selber und ihrem starken preußischen Empfinden, das sie sich im Laufe der Jahre anerzogen hatte, fand sie dann bis zu einem gewissen Grade ein korrigierendes Gegengewicht gegen diese ihre natürlichsten Instinkte, welche sie sonst in das Lager der doktrinären Kamarilla hätten führen müssen. So konnte sie unter dem Eindruck der großen territorialen Krisis, und nachdem die nationale Einheitsforderung, der sie sich ursprünglich gleichfalls angenommen hatte, vor der Ungunst der Umstände hatte zurücktreten müssen, wenigstens ein preußisches Machterweiterungsprogramm aufstellen, das einen erheblich anderen Geist atmet

als die doktrinären Mittel, durch welche die eigentlichen Kamarilla-politiker die Schwierigkeiten der Lage zu beheben suchten. Daß damit noch keine politische Tat vollbracht war, liegt eben daran, daß das Aufstellen von Forderungen aus realer Einsicht heraus noch lange kein realpolitisches Handeln bedeutet: dadurch unterscheidet sich Historikerpolitik von der Politik eines wirklichen Staatsmannes.

Diese Stimmung verletzten preußisch-nationalen Empfindens und optimistischer Täuschung über das bei der Lage der Dinge Erreichbare verließ Ranke denn auch bei dem letzten Akt dieses preußisch-österreichischen Dramas nicht, dem Ereignis, mit welchem zugleich die ganze große deutsche Bewegung abschloß, die in den Märztagen des Jahres 1848 ihren Anfang genommen, in der Paulskirche und der Union zweimal rasch einen Höhepunkt erklommen hatte und beide Male bald wieder von ihm herabgesunken war, um jetzt in Dresden endgültig zu unterliegen. Am 23. Dezember 1850 waren hier die in Olmütz vereinbarten „freien Konferenzen" eröffnet worden, welche für das außer Rand und Band geratene Deutschland eine feste Neuordnung begründen sollten. Es war unvermeidlich, daß bei dieser Neuverteilung der Macht jeder der rivalen deutschen Staaten sich ein möglichst großes Stück zu sichern suchte, daß daher die territorialen Gegensätze, welche die Entwicklung der letzten Ereignisse bestimmt hatten, hier in Gestalt von mancherlei Intriguen, Projekten und Gegenprojekten ihre Fortsetzung fanden.

Auch Schwarzenberg war, wie schon oben berührt, in seiner energischen Offensivpolitik, welche letzten Endes auf die Vernichtung der preußischen Selbständigkeit hinzielte, Widerständen und Hemmungen begegnet, welchen er sich wohl oder übel hatte fügen müssen. Nur mit Widerstreben und auf den direkten Befehl seines Kaisers hin hatte er schließlich in Olmütz die Hand zur Versöhnung geboten; jetzt in Dresden suchte er dem zu rekonstruierenden Deutschland wenigstens eine Gestalt zu geben, welche geeignet war, den Einfluß des verhaßten Nebenbuhlers auf ein Minimum herabzudrücken. Da ihm seit Olmütz das

kriegerische Schwert aus der Hand genommen war, vor dessen Anwendung sein Herrschergeist wohl kaum zurückgeschreckt wäre, so sah er sich jetzt auf die weniger wirksamen Waffen der Diplomatie und Überredung angewiesen: er rechnete dabei auf die Unterstützung der Mittelstaaten und die mangelnden politischen Fähigkeiten seiner preußischen Gegenspieler, von deren Unzulänglichkeit er sich hinreichend überzeugt zu haben glaubte.

Man kann sagen, daß der König und sein Minister aus zwei ganz verschiedenen Geistesdispositionen heraus diesen versteckten Angriffen auf Preußens Lebensinteresse zunächst nur sehr ungenügenden Widerstand entgegensetzten. Friedrich Wilhelms IV. hochfliegende Ideologie bewegte sich in zu weltfremden Regionen, als daß sie ein Auge für die geschickt angelegten Fallstricke und Schlingen gehabt hätte, durch welche der verschlagene österreichische Staatsmann Preußen zu knebeln hoffte, und Otto von Manteuffels am Erdboden haftende Bureaukratennüchternheit wiederum beherrschte immer nur einen zu kleinen Gesichtskreis, als daß sie sogleich die insidiösen Spitzen erkannt hätte, welche sich hinter dem imponierenden Auftreten und den glatten Vorschlägen Schwarzenbergs verbargen. Überdies war der Minister seit Olmütz der Mann der preußisch-österreichischen Ententen geworden und vermochte sich den Folgen dieser gefährlichen Stellung nur schwer zu entziehen. So hatte er Schwarzenberg Ende Dezember den preußischen Gesandten in Wien, den Grafen Bernstorff, geopfert, dessen Energie dem österreichischen Staatsmann unbequem geworden war; gegen ganz unverbindliche Redensarten Schwarzenbergs in der vielumstrittenen Paritätsfrage ferner hatte er diesem die sehr reale und für Preußen höchst gefährliche Konzession des Eintritts Gesamtösterreichs in den Bund und in den Zollverein gemacht. Es schien, als solle er ein gefügiges Werkzeug der überlegenen Persönlichkeit seines österreichischen Gegenspielers werden.

Nun hätte aber die Großmacht Preußen bereits aller natürlichen Selbsterhaltungstriebe bar sein müssen und wäre reif zum Untergang gewesen, wenn sie sich so ahnungs- und wider-

standslos hätte zur Schlachtbank führen lassen. Nicht nur unter den Anhängern der besiegten preußisch-nationalen Richtung, sogar unter überzeugten Konservativen setzte allmählich eine Gegenströmung gegen die gefährliche Schwäche der offiziellen preußischen Politik ein. Vor allem der preußische Vertreter in Dresden, Graf Alvensleben-Erxleben, von dessen Seite Schwarzenberg sich gar keines Widerstandes versehen hatte, organisierte im Verein mit den Kleinstaaten eine wachsende Opposition gegen die österreichisch-mittelstaatlichen Machinationen und suchte auch dem Könige und Manteuffel über die schlimmen Pläne Schwarzenbergs durch dringende Vorstellungen die Augen zu öffnen, welchen der listenreiche österreichische Diplomat dadurch zu begegnen hoffte, daß er bei persönlichen Zusammenkünften mit den preußischen Staatslenkern in Berlin und Dresden seine ganze Überredungskunst aufbot.

In diesem Widerstreit der Bestrebungen, mit welchem der letzte Akt der durch 1848 entfesselten deutschen Bewegung anhub, hat Ranke noch einmal das Wort ergriffen, um die politische Position zu verteidigen, welche er in dieser dritten Phase seiner Aktion mit solcher Zähigkeit behauptet hatte. Wahrscheinlich aus der zweiten Dezemberhälfte 1850 datiert das Schriftstück[1],

[1] S.W. 49/50 S. 617 ff. Die Denkschrift trägt hier die Überschrift: „Januar 1851". Aus dem Inhalte ergibt sich aber, daß die Konferenzen zur Zeit ihrer Abfassung noch nicht weit vorgeschritten waren; es werden keinerlei bestimmte Vorschläge erörtert, die auf den Konferenzen aufgetaucht wären; der Eintritt Gesamtösterreichs in den Bund steht noch nicht fest, wenngleich er wahrscheinlich ist; an einer Stelle bemerkt R., die Beratungen in den Konferenzen würden bald zeigen, wieviel sich erreichen lasse (S. 623); kurz, das Ganze macht den Eindruck einer allgemeinen Direktive für die preußische Politik vor oder kurz nach Eröffnung der Konferenzen. Gegen eine Datierung, wie sie Wiedemann vornimmt („Deutsche Revue", September 1892, SS. 360, 363), der die Denkschrift Anfang Januar als Instruktion für den nach Dresden gehenden Edwin v. Manteuffel zur Zeit der Verhandlungen über das sog. Elferprojekt entstehen läßt (vgl. darüber Sybel II S. 75 ff.), spricht, daß von diesem Projekt in der Denkschrift nirgends die Rede ist. Man wird also ihre Entstehung am besten in die zweite Dezemberhälfte verlegen.

durch welches er die preußische Politik in Dresden in seinem Sinne zu beeinflussen suchte. Er machte darin einen letzten Versuch, das drohende Schicksal der preußisch-deutschen Reform abzuwenden, welcher er seine Bemühungen seit November 1848 gewidmet hatte; äußerlich konnte er sich dabei noch immer an die offizielle Haltung klammern, durch welche die preußische Regierung auch jetzt noch ihr Gesicht zu wahren suchte.

In dem Rundschreiben vom 12. Dezember 1850 nämlich, durch welches Preußen die deutschen Staaten zur Beschickung der Dresdener Konferenzen einlud[1], hatte es auch nach Olmütz noch an der Rolle des nationalen Bundesreformers festgehalten: unter Hinweis auf die Mängel der alten Bundesverfassung wurde darin „die feste Zuversicht" ausgesprochen, daß aus den Beratungen eine zweckmäßigere und würdigere Neugestaltung Deutschlands hervorgehen werde.

Nun konnte man sich aber nur schwer verhehlen, daß mit dem verhängnisvollen Zurückweichen vom 28./29. November die preußisch-nationale Initiative einen Schlag erhalten hatte, von dem sie sich kaum wieder würde erholen können, daß die Staatsmänner, welche nach Olmütz gegangen waren, auch der einfachen Wiederherstellung des alten Bundes schwerlich einen Widerstand auf Leben und Tod entgegensetzen würden. Die doktrinäre Reaktion, mit deren Hilfe Manteuffel emporgekommen war, war so wie so geneigt, in der Verfassung von 1815 den legitimen und konservativen Zustand Deutschlands zu sehen; aber auch in einsichtigeren Köpfen dämmerte schon angesichts der Gefährlichkeit von Schwarzenbergs Reformprojekten die Erkenntnis auf, daß der vielgeschmähte alte Bundestag einer solchen Neubildung doch noch vorzuziehen sei, weil er immer noch die annehmbarste Resultante aus dem Parallelogramm der unbesiegten deutschen Territorialkräfte bildete.

Einer solchen rückwärts gerichteten und mit dem schwerwiegenden Anspruch konservativer Gesinnung auftretenden Tendenz

[1] Abgedruckt bei Poschinger, Unter Friedrich Wilhelm IV. Denkwürdigkeiten Otto von Manteuffels I S. 355 f.

der preußisch-deutschen Politik, wie sie seit Olmütz immer mehr an Stärke gewann, mußte sich nun Ranke durchaus widersetzen, wenn er nicht die ganze politische Position aufgeben wollte, welche er schon in den Bundesreformprojekten seiner Zeitschrift, wenngleich zaghaft, eingenommen hatte, in welche er dann mit größerer Zuversicht und Energie bei der Neukonstituierung Preußen-Deutschlands zwischen November 1848 und April 1849 eingerückt war, welche er mit einigen Modifikationen auch in der großen Krisis des Jahres 1850 zähe verteidigt hatte. Ähnlich wie jenes Einladungszirkular der preußischen Regierung beginnt denn auch sein Schriftstück mit einer Expostulation gegen den alten Bund: es zählt ausführlich dessen Schäden auf, um die dringende Notwendigkeit einer besseren Neubildung zu beweisen und zugleich den Vorwurf abzuwehren, als begünstige es damit die Revolution in Deutschland; denn „auch von konservativem Standpunkte aus würde es ein Irrtum sein, die Auflösung der Bundesverfassung als ein Unglück und als ein Unrecht, die Herstellung derselben als die Gewähr einer ruhigen Zukunft zu betrachten".

Nun hatte der tiefere Grund des für preußisch-nationale Velleitäten so Unbefriedigenden im alten Zustand in dem Dualismus Österreich-Preußen gelegen, in der völkerrechtlichen Vereinigung zweier großmächtlicher Nebenbuhler, deren rivalisierende Einflüsse in Deutschland sich gegenseitig paralysierten, so jede ersprießliche Fortbildung verhinderten und dem mittel- und kleinstaatlichen Intrigantenwesen Tor und Tür öffneten. Diesen Kardinalfehler des deutschen Bundes anzuerkennen hatte sich aber Ranke stets gesträubt, weil er sonst entweder seinen deutschen Reformprojekten hätte entsagen oder aber zu radikalen Gewaltmaßregeln hätte raten müssen, denen seine Natur durchaus abgeneigt war, die ihm überdies durch seine zentrale Frontstellung gegen die Revolution und durch Rücksichten auf die Anschauungen seiner Mäzene verboten waren. Auch jetzt, wo zudem seit der Olmützer Konvention die preußische Gegnerschaft gegen Österreich offiziell aufgegeben war, begründet er die Schäden des alten Bundes nicht auf den wirklich schuldigen Faktor, auf den Gegensatz

Österreich-Preußen, sondern sucht nach einem für seine Zwecke passenderen Sündenbock: die den deutschen Mittelstaaten, den Hauptrufern im letzten Streit wider Preußen, eingeräumten, unverhältnismäßigen Rechte sind seiner Ansicht nach in erster Linie an den Mängeln der alten Bundesverfassung schuld gewesen. Diese habe den Rheinbundsfürsten eine Selbständigkeit gewährt, „die niemals mit den großen Interessen der Einheit und des Zusammenwirkens zu vereinbaren, noch für die öffentliche Ruhe heilsam gewesen ist"; von dem unberechtigten Einfluß der Kleinen und Mittleren, von der übertriebenen Rücksicht auf den falschen Begriff der Souveränität, „die ohne Macht gar nichts ist", leitet er alles Verkehrte her, was im alten Bunde geschehen sei. Vor allem sei auch Preußens Stellung durch diese ungerechte Bevorzugung anspruchsvoller Ohnmacht beeinträchtigt worden: es habe unter der Bundesverfassung trotz einiger Erfolge in kommerziellen Dingen doch nie die Ansprüche realisieren können, welche es „von der Naturseite her" hätte machen dürfen.

Damit ist Ranke wieder bei den nationalen Fundamenten des preußischen Staates angelangt, auf Grund welcher er im November 1848 dessen deutsche Mission abgeleitet hatte. Er faßt diese Argumente noch einmal kurz zusammen: weil Preußen nun einmal von allen deutschen Staaten inklusive Österreich die größte Zahl rein deutscher Einwohner aufweise, müßte es eigentlich auch „das Zentrum einer großen deutschen Konföderation" bilden; die anderen Staaten müßten „als seine Satelliten" erscheinen, und zwar „abgesehen von allen liberalen Ideen, von Union und Kaisertum", nur „auf dem Boden der effektiven Macht".

Seinem Mäzene diese ihm gebührende Stellung zu verschaffen, war Ranke in seinen Denkschriften der zweiten Phase eifrig bemüht gewesen; die folgende Unionspolitik hatte dann diese Wünsche, wenngleich mit etwas anderer Nuance, verwirklicht; — auch jetzt noch, wo die preußisch-deutsche Expansion bereits in den letzten Zügen liegt, hält er zähe an ihrer Grundidee fest. Es sei gut, meint er, „diesen in der Natur liegenden

Anspruch, der in sich von demokratischen Sympathien frei ist", hervorzuheben, ja, für den Fall, daß in Dresden „nichts Annehmbares" ausgemacht werde, scheint er sogar vor einer Wiederaufnahme dieser Bestrebungen nicht zurückzuschrecken: man müsse sich dann dazu entschließen, erklärt er, „das Bewußtsein davon zu erwecken". Man sieht wieder, zu welch starkem Dasein diese Velleitäten inzwischen in ihm herangewachsen waren!

Nun hatte er seine große preußisch-deutsche Reform stets nur mit den Mitteln diplomatischer Kunst durchsetzen wollen und sich hartnäckig gegen die Bismarcksche Erkenntnis gesträubt, daß die Lösung der deutschen Frage einzig durch Eisen und Blut gelingen könne; an diesem entscheidenden Fehler war denn auch seine und seines königlichen Mäzens Politik elend dahingesiecht. Gleichwohl hatte er aber, wie schon erwähnt, ein allmählich wachsendes, besseres Gefühl für die Unversöhnlichkeit der territorialen Gegensätze schon in seinen letzten Denkschriften nicht mehr ganz unterdrücken können: jetzt bequemt er sich zu einem höchst bemerkenswerten Geständnis, das eigentlich seiner ganzen bisherigen Politik den Boden unter den Füßen wegzieht. Nachdem er die Naturansprüche Preußens aufgezählt hat, räumt er ein, daß ihre Durchführung in vollem Umfange doch nur durch den „offenen Krieg" möglich sei, daß aber ein solcher Krieg „in diesem Augenblicke diplomatisch nicht gerechtfertigt, in sich selbst aber durch den Widerstand von ganz Europa und durch demokratische Sympathien höchst gefährlich gewesen wäre". Bis zu dieser Erkenntnis haben ihn also die schlimmen Erfahrungen der letzten Zeit doch gebracht!

Trotzdem will er nun aber noch nicht von der Hoffnung wenigstens auf eine modifizierte preußisch-nationale Reform lassen; denn seine Wünsche haben sich zu fest in diese Ideale eingesponnen, als daß sie sich so leicht daraus loslösen könnten, und ihm fehlte nun einmal der angeborene politische Instinkt, der ihn über das Aussichtslose solcher Bestrebungen in diesem Momente hätte belehren können. Von den Dresdener Konferenzen erwartet er gleichwohl eine durchgreifende Umgestaltung des alten

Bundes. Noch einmal widerlegt er ausführlich die von legitimistischer Seite und von den europäischen Kabinetten wegen der Verletzung der Verträge von 1815 dagegen erhobenen Einwände und verrät dann, auf welchen Grundlagen er dieses Reformwerk auch jetzt noch errichten zu können meint. Die in Olmütz geschehene Annäherung zwischen Preußen und Österreich, die seinem leidenschaftslosen Optimismus wie eine auf gegenseitigen Konzessionen beruhende Versöhnung beider Gegner erscheint, nicht wie ein verhängnisvolles Zurückweichen Preußens vor einer übermächtigen Drohung, will er zu einem dauernden Einvernehmen ausgestalten, das Deutschland unter beide Großmächte teilen soll: es war das ja schon sein Programm für Olmütz gewesen.

Eine solche Aufteilung mußte nun vornehmlich auf Kosten der mittelstaatlichen Souveränitäten geschehen, deren Schädlichkeit er daher im Anfang seiner Denkschrift so heftig angeklagt hatte. Zunächst beschäftigt er sich also mit dem Widerstande, der von dieser Seite zu erwarten sei. Er findet, daß ein solcher Widerstand nur dann gefährlich werden könne, wenn die bedrohten Staaten etwa versuchen sollten, ausländische Hilfe anzurufen. Wagen sie nun wirklich den „außerordentlichen Schritt", sich mit Frankreich zu verbünden, so will Ranke sie kurzweg im Verein mit Österreich durch Waffengewalt niederwerfen; aber auch eine legitimistischere Einmischung Rußlands, deren Wirkung er nach Warschau und Olmütz mit gutem Grunde „bei weitem höher" anschlägt, hofft er durch recht bemerkenswerte Argumente zurückzuweisen. Die Stimmung der preußischen Nation, so führt er aus, sei eine derartig erregte, daß sie nur noch durch Befriedigung ihrer gerechten Ansprüche im Zaume gehalten werden könne; ja, ein „bloß repressives Ministerium", das sich diesen nationalen Forderungen widersetze, werde sich bei dem modernen Einfluß der Kammern in Preußen gar nicht mehr behaupten können: „Bei dem heutigen Zustande der Welt kann ein Volk, das sich von der Gerechtigkeit und Dringlichkeit gewisser Forderungen überzeugt hat, schwerlich mehr regiert werden, wenn seine Führer

die Erreichung derselben verhindern wollen". Man sieht, wie weit die Erregung über den drohenden Schiffbruch seiner preußisch-nationalen Hoffnungen diesen Konservativen führt: er versteigt sich sogar zu einer ziemlich unzweideutigen Drohung mit der Revolution, und fast möchte man etwas wie eine gelinde Warnung an die Adresse des allzusehr der Repression zuneigenden Ministeriums Manteuffel und der Kamarilla daraus herauslesen. Jedenfalls hätten Töne, wie er sie hier anschlägt, ganz gut auch aus der Denkschrift eines Radowitz oder Gothaers herausklingen können!

Schwieriger als die Besiegung des mittelstaatlichen und ausländischen Widerstandes gestaltete sich nun freilich das Problem, die Zustimmung des Schwarzenbergischen Österreichs zu dem geplanten Kompagniegeschäft in Deutschland und der erhofften preußisch-deutschen Vergrößerung zu erlangen. Mit diesem zentralen Punkte stand und fiel überhaupt Rankes ganzes Teilungsprojekt! Aber auch diese Quadratur des Kreises erscheint dem Historiker nicht unlösbar, und in der Tat fängt er es dabei gar nicht so ungeschickt an. Manteuffels verhängnisvolle Konzession, der Eintritt Gesamtösterreichs in den Bund, muß ihm das Pressionsmittel liefern, durch welches er Österreich den preußischen Forderungen gefügig zu machen hofft. Wäre dieser Eintritt zu vermeiden, meint er, „so ließe sich noch eher an die Formen der alten Verfassung anknüpfen"; — eine Rückzugstraße für alle Fälle läßt er sich also offen — indessen scheint ihm dieses Zugeständnis nun einmal unabwendbar, und so benutzt er es geschickt für seine Zwecke.

Mit großer Schärfe führt er aus, welche sprengende Wirkung die Aufnahme eines so gewaltigen und größtenteils undeutschen Machtkomplexes auf die Verfassung des deutschen Bundes ausüben müsse, wie dann die Zentralgewalt nur ganz locker eingerichtet werden könne, und das Gleichgewicht nur dann einigermaßen gewahrt bleibe, wenn „dieser ungeheuren Summe von Kräften auch diesseits eine stärkere Macht entgegengesetzt" werde. So gelangt er zu drei Forderungen, welche Preußen instand setzen sollen, auch unter den veränderten Machtverhältnissen mit

Österreich zu konkurrieren; — es sind übrigens genau dieselben Punkte, welche er seinem Freunde Edwin von Manteuffel nach Olmütz mitgegeben hatte, nämlich erstens: eine Territorialergänzung zwischen den beiden Hälften der Monarchie oder wenigstens eine Abmachung über die Etappenstraßen, durch welche das Recht ihrer Benutzung „zu einer Art von Mitlandeshoheit ausgedehnt würde"; dann Abhängigkeit der benachbarten stamm- und glaubensverwandten Länder: Hessens, Sachsens und „selbst Hannovers", vom preußischen Einfluß in allen politisch wichtigen Angelegenheiten; endlich Verstärkung und Anerkennung der preußischen Union mit den Kleinstaaten, welche um so notwendiger sei, als bei Eintritt Gesamtösterreichs in den Bund dessen zentrale Befugnisse ja doch nur sehr gering bemessen werden könnten, und daher die gemeinsamen kommerziellen, juridischen und militärischen Bedürfnisse in Sondervereinigungen zum Ausdruck gebracht werden müßten.

Österreich will er wieder dadurch entschädigen, daß er ihm in seinem geographischen Bereiche eine ähnliche Union zugesteht, und endlich meint er, auch die Autonomie der mittelstaatlichen Fürsten, obwohl die Zweiteilung Deutschlands hauptsächlich auf ihre Kosten geplant ist, doch noch in erheblichem Umfange konservieren zu können; er rät zu möglichster Schonung: „Ihre Stellung darf der notwendigen Einheit keinen Eintrag tun, doch müssen sie dabei bestehen können", und legt für das von seinem Schüler Maximilian beherrschte Bayern, das überdies in die österreichische Einflußsphäre fallen würde, noch ein besonders gutes Wort ein: man dürfe es doch nicht behandeln wie Anhalt-Dessau.

Zum Schluß hebt er noch einmal als conditio sine qua non für das Gelingen seines Planes die vorherige Verständigung mit Österreich hervor: „Kann dann eine Übereinstimmung mit Rußland erreicht werden, so wäre der Erfolg gesichert".

In diesen Schlußworten berührt er nun in der Tat die entscheidende Voraussetzung seiner preußisch-deutschen Bestrebungen und damit das Kriterium, nach welchem diese ganze Politik beurteilt werden muß. Die deutsche Frage war nun einmal in

erster Linie eine Machtfrage; es kam daher für ihre Lösung weniger darauf an, in scharfsinnig ausgedachten Projekten wünschenswerte Zukunftsbilder auszumalen, als vielmehr darauf, die brutale Machtverschiebung durchzusetzen, die aller Neubildung vorausgehen mußte: wie Deutschland danach einzurichten sei, das war im Grunde eine cura posterior. In diesem entscheidenden Punkte aber versagt auch jetzt wieder die Rankesche Politik. Trotz des ihm durch die Ereignisse widerwillig abgerungenen Geständnisses, daß nur der „offene Krieg" Preußen die ihm von Natur zukommende Stellung in Deutschland verschaffen könne, klammert er sich doch stets wieder hartnäckig an die Chimäre eines Einvernehmens mit dem Schwarzenbergischen Österreich, das seinem Mäzene wenigstens Norddeutschland ausliefern soll. Sein so scharfsinnig konstruiertes Reformgebäude schwebt daher in der Luft; es ruht auf einem durchaus utopischen Fundamente.

Nun könnte diese Politik gleichwohl eine andere Beurteilung beanspruchen, wenn es ihm in dieser Denkschrift etwa vor allem darauf angekommen wäre, das gefährliche Zugeständnis Manteuffels, den Eintritt Gesamtösterreichs in den Bund zu paralysieren, es vielleicht durch Aufstellen von für Österreich unannehmbaren Gegenforderungen wieder rückgängig zu machen und so zu dem immer noch vorzuziehenden alten Zustand zurückzulenken. Wer aber den Gang seiner politischen Ideen seit 1848 verfolgt und diese letzte Denkschrift aus der Epoche der deutschen Bewegung aufmerksam durchliest, der wird erkennen, daß er darin ganz und gar nicht zu den „Formen der alten Verfassung" zurückwollte, gegen die er so starke Worte des Tadels fand, daß er sich nur für den Notfall eine Rückzugstraße auch dorthin offen ließ, daß er in dem Eintritt Gesamtösterreichs in den Bund vor allem ein nicht unwillkommenes Mittel sah, um auch noch in diesem verzweifelten Endstadium der großen Bewegung für seine illusionistischen preußisch-deutschen Hoffnungen zu wirken. Es sind eben die schon bis zum Überdruß erörterten Eigentümlichkeiten seines Historikerwesens, vor allem seine Verständnislosigkeit für politische Leidenschaft, welche seine deutsche Politik auch hier

wieder lähmen. Wir wollen nicht noch einmal ausführlich darauf eingehen; nur noch eine Tendenz seines feinsinnigen Historizismus, welche bei diesen preußisch-österreichischen Illusionen gleichfalls mitspielen mag, sei hier nachträglich hervorgehoben.

Während das oberflächliche politische Denken die historischen Gegensätze mit Vorliebe auf einfache, leicht begreifliche, sich ausschließende Formeln reduziert und daher praktisch dem Radikalismus zuneigt, sucht der hochgebildete historische Esoteriker, welchem das profanum volgus mit seinen unzähligen Erkenntnissünden ein instinktives Mißtrauen einflößt, nach einem reichhaltigeren und gerechteren Verständnis der mannigfaltigen Erscheinungen des historischen Lebens und mißt daher gern auch komplizierteren und versöhnlicheren Zwischenstufen, welche dem Radikalismus als verschwommen und schwächlich widerstehen, selbständige, große Verdienste bei. Häufig gelangt er so zu den wertvollsten neuen Erkenntnissen, die jenem flachen und radikalen Schematismus verschlossen bleiben; bisweilen aber, und zwar namentlich in der praktischen Politik, wo die führende Leitlinie des historischen Gesamtverlaufes oft nur schwer erkennbar ist, wo es seinem souveränen Intellektualismus überdies nicht selten an dem sicheren Kompaß des natürlichen politischen Instinktes fehlt, entgeht er dabei nicht der Gefahr, in der Fülle der Anschauungen die rechte Orientierung zu verlieren, vor lauter Bäumen schließlich den Wald nicht mehr zu sehen und einer geistreichen Perversität des politischen Urteils zu verfallen. Obwohl sich nun Ranke von dieser Ausartung einer an sich berechtigten Tendenz im ganzen freihielt, kann man doch in seinen Werken stets die Neigung beobachten, schwache politische Situationen und Maßnahmen, über welche das allgemeine Urteil den Stab zu brechen liebt, nach Möglichkeit zu rehabilitieren, sie als zweckmäßig und erfolgreich zu begreifen und zu verteidigen, soweit es eben die Rücksicht auf den historischen Gesamtverlauf nur eben gestattet. Diese Tendenz mußte es ihm also auch erschweren, den großen Gegensatz Preußen-Österreich auf ein einfaches, populäres Entweder-Oder zuzuspitzen; sie mochte ihn gleichfalls an die Möglichkeit einer

geistreichen und versöhnlichen Lösung des Dualismus glauben lassen, auf welche er seine illusionistischen Hoffnungen gründen konnte.

Für die Entwicklung seiner politischen Gefühle aber, das sei auch hier hervorgehoben, bildet diese Denkschrift wieder ein sehr bemerkenswertes Dokument: angesichts des Zusammenbruches der preußisch-nationalen Expansion zeigt sie ihn auf einer Höhe preußisch-nationalen Empfindens, welche diejenige der Kamarillapolitiker[1] und Otto von Manteuffels entschieden überragt.

Welche Aufnahme Rankes Ratschläge von dieser Seite und beim König gefunden haben, darüber liegen leider keine Nachrichten vor[2]; jedenfalls aber konnte sich die preußische Politik in Dresden nicht nach ihnen richten. Die Lage dort war ja eine solche, daß die preußische Regierung froh sein mußte, wenn es ihr wenigstens gelang, die bedrohlichen österreichischen Vorstöße abzuwehren; an Eroberungen ihrerseits konnte sie dort nicht denken. Unter mannigfachen Schwankungen und mühsamen diplomatischen Anstrengungen gelang es ihr denn schließlich auch, Preußen wenigstens seine frühere Stellung in Deutschland zu

[1] Über Leopold v. Gerlachs Stellung zu den Dresdener Streitfragen vgl. seine Denkwürdigkeiten I S. 597 ff., S. 613 unten. Er hielt die österreichischen Ansprüche für unschädlich oder gar gerecht und riet nur aus taktischen Gründen zu einiger Festigkeit, um Preußens Rückzug zum alten Bundesrat zu maskieren.

[2] Nach einer Notiz der von Sammer auf Veranlassung des Herzogs Ernst von Koburg-Gotha verfaßten, Manteuffel feindlichen Flugschrift „Die Dresdener Konferenzen" (Berlin 1851, S. 70) soll übrigens bei den Verhandlungen, welche im Beginn der zweiten Februarhälfte in Dresden zwischen Manteuffel und Schwarzenberg geführt wurden, auch einmal das Projekt einer Territorialvergrößerung Preußens aufgetaucht sein. Schwarzenberg soll eine solche für den Fall des Mißlingens der Konferenzen in Aussicht gestellt haben. Natürlich gedachte der österreichische Staatsmann daraus nur eine neue Schlinge für Preußen zu drehen; denn gleichzeitig wollte er Bayern so vergrößern, daß es fähig würde, Preußen das Gleichgewicht zu halten. Nach dem Prinzipe divide et impera wäre dann Österreich die Hegemonie über beide zugefallen. Ob dabei die von Ranke vorgebrachte Idee einer Territorialergänzung zwischen beiden preußischen Staatshälften irgendwie mitgespielt hat, ist freilich gänzlich unsicher.

retten; allmählich waren ja ihre leitenden Männer zur Selbstbesinnung erwacht und hatten in der zähe verteidigten Paritätsforderung das Mittel gefunden, um die in dem Eintritt Gesamtösterreichs liegende gefährliche Aggression auf Preußens vitale deutsche Interessen glücklich abzuwenden. Damit stellte sich heraus, daß auch das Schwarzenbergische Österreich nicht fähig war, die ohne Krieg überhaupt unlösbare Aufgabe zu bewältigen, an welcher nacheinander die Paulskirche und das Radowitzische Preußen gescheitert waren: auch diesem letzten Kandidaten für die deutsche Hegemonie zerbrachen die Stützen, auf denen er sich hatte emporschwingen wollen. Da also keine der rivalen deutschen Mächte Deutschland in ihrem Sinne hatte umgestalten können, so blieb schließlich nichts übrig als die Rückkehr zum früheren Zustande, keiner der Faktoren, auf denen er beruhte, war ja beseitigt worden, also entsprach die einfache Wiederherstellung des alten Bundes noch immer am besten dem natürlichen Kräfteverhältnis.

Mit der ruhmlosen Beschickung des von Österreich und den Mittelstaaten reaktivierten Bundestages durch Preußen und seine Anhänger endete so die große dreijährige Epoche heftigster Bewegungen und Anstrengungen, während welcher jede der deutschen Mächte vergeblich mit den anderen um die Hegemonie gerungen hatte. Ein Sturmwind gewaltigster Art war über Deutschland hinweggebraust, ohne doch äußerlich das Bild der Zustände wesentlich verändert zu haben; eine Zeit hochfliegender Erwartung hatte mit tiefer Enttäuschung geschlossen, die keinem erspart blieb, der von ihr eine Fortbildung der deutschen Dinge erhofft hatte.

Auch Ranke hat gewißlich diese Bitterkeit mehr oder weniger mit empfunden, denn auch seine preußisch-nationalen Hoffnungen waren ja in Dresden zu Grabe getragen worden. Immerhin durfte er nicht ohne Befriedigung auf diese drei Jahre politischer Tätigkeit zurückblicken; denn in allen Phasen dieser kritischen Periode hatte er seinem Mäzen Preußen getreulich und nicht ohne Erfolg beigestanden: er durfte sich sagen, daß er Freud und Leid redlich mit ihm geteilt habe. Zuerst unter der nieder-

drückenden Herrschaft der Berliner und Frankfurter Revolution war es ihm nach Manteuffels Bericht durch seine Denkschriften gelungen, in der Seele des Königs Kräfte des Widerstandes gegen diese natürlichsten Feinde seines Thrones zu wecken. Als dann dieser Tyrannei das Rückgrat zerbrochen und durch das Darniederliegen der anderen deutschen Territorialmächte die Bahn für Preußen in Deutschland frei geworden war, hatte er seinem Staate nach innen und außen die Wege vorgezeichnet, die er im großen und ganzen dann auch wirklich beschritten hatte. Für sein inneres Programm hatte er sogar die persönliche Anerkennung geerntet, daß er vom Könige selbst zur Mitarbeit an der neuen Verfassung aufgefordert wurde, und wenn auch die Radowitzische Union nach außen hin nicht genau seinen Ideen entsprach, so fanden sich doch deren wesentliche Grundzüge unverkennbar darin wieder. Endlich in der dritten Phase der deutschen Entwicklung, derjenigen von Olmütz und Dresden, in welcher das neu erstarkte Österreich gewalttätig die bis dahin bei Preußen liegende Führung der deutschen Bewegung an sich riß, hatte er seinen Mäzen wenigstens nach bestem Wissen und Gewissen gegen diese neue Gegnerschaft verteidigt, die ihm und dem Könige nun einmal am allerschwersten wurde; er hatte von den preußisch-deutschen Errungenschaften der zweiten Phase wenigstens zu retten gesucht, was noch zu retten war, dabei allerdings erleben müssen, daß sein preußisch-deutscher Traum sich immer mehr ins Nichts verflüchtigte.

Was nun seine politische Stellung zur Kamarilla und zu Otto von Manteuffel anlangte, so hatte sich diese im Verlaufe seiner Aktion allerdings merklich verschoben. Zunächst, als es sich um den Kampf gegen die übermächtige Revolution handelte, war er mit beiden im Einverständnis gewesen, aber schon die Neueinrichtung Preußen-Deutschlands Ende 1848 bis Anfang 1849 hatte ihn in einen deutlichen Gegensatz zur Kamarilla und bis zu einem gewissen Grade auch zu Otto von Manteuffel gebracht, der ja nur widerwillig und ohne Überzeugung die innere und äußere Politik Preußens in dieser Zeit mitgemacht hatte. Die

Politik von Olmütz und Dresden endlich widersprach dem, was Ranke damals wollte, so sehr, daß man notwendig eine politische Entfremdung zwischen ihm und dem Ministerpräsidenten annehmen muß: hatte doch der Historiker in seiner letzten Denkschrift an einer Stelle sogar eine Art leiser Drohung gegen „bloß repressive" Ministerien, gegen allzu schwächliches Zurückweichen in preußisch-nationalen Dingen gewagt. Man darf daher vermuten, daß er bis zu einem gewissen Grade die allgemeine Erregung geteilt hat, die sich damals in heftigen Zeitungsartikeln und Flugschriften[1] gegen Manteuffel Luft machte, daß er gegen die Kamarilla und den Ministerpräsidenten ziemlich kritisch gestimmt war.

Nun war es aber gleichwohl nicht seine Art, sich gegen vollendete Tatsachen unversöhnlich zu sperren, und außerdem war er mit diesen hochstehenden Männern durch die gemeinsame antirevolutionäre Gesinnung verbunden, welche, wie schon besprochen, schließlich doch immer den Ausschlag für ihn geben mußte. Anderseits haben diese nunmehr führenden Politiker Rankes abweichende Velleitäten schwerlich besonders tragisch genommen, denn wenn diese schmiegsame Historikerpolitik auch einen divergierenden, wirklich politischen Willen nicht erheblich beeinflussen konnte, so stieß sie ihn dafür doch wieder nicht mit der Heftigkeit ab, welche durch die Aktion eines wirklich politischen und daher gefährlichen Gegenwillens hervorgerufen worden wäre. Schon Gentz z. B. hatte einst Rankes bedenkliche türkische Reformideen gutmütig en bagatelle behandelt; selbst in die unzweideutige Ablehnung der „Historisch-politischen Zeitschrift" durch die demokratische Öffentlichkeit hatte sich doch immer ein gewisser Zug von Geringschätzung gemischt, der anzeigte, daß dieser reaktionäre Publizist instinktiv als politisch nicht sehr gefährlich empfunden wurde, und etwas Ähnliches liegt wohl auch in dem Prädikat

[1] Den Reigen in diesem Antimanteuffelschen Chor führten die beiden bekannten Flugschriften von Max Duncker: „Vier Monate auswärtiger Politik" (Berlin 1851) und von Ernst Sammer „Die Dresdener Konferenzen" (Berlin 1851).

„konfus", welches Leopold von Gerlach nach einer von Varrentrapp mitgeteilten Notiz Herman von Petersdorffs den Denkschriften des Historikers erteilte[1].

Jedenfalls war der Riß zwischen ihm und der nunmehr zur Herrschaft gelangten Kamarilla kein unheilbarer, und der mächtige Generaladjutant nahm sich liebevoll des verlorenen Sohnes an, als er Ranke am 28. April 1851 bei einer Abendgesellschaft im Charlottenburger Schlosse traf[2]. Wohl um Rankes durch die Antimanteuffelliteratur verstärkte kritische Bedenken gegen die jüngste Politik zu zerstreuen, gab er sich die Mühe, ihn zu „endoktrinieren", wie er es wohl zu nennen pflegte, und setzte ihm ausführlich „die Historie des Ministeriums" während der Olmützer Krisis auseinander. An die Spitze dieser belehrenden Vorlesung stellte er den typischen Kamarillasatz, daß es sich dabei „prinzipaliter um ein Bekämpfen der Revolution, nicht um einen Kampf zwischen Preußen und Österreich um das Prinzipat in Deutschland" gehandelt habe. Überzeugender als diese Behauptung, die ihm trotz seines Konservativismus doch etwas doktrinär vorkommen mochte, werden auf Ranke die „evidenten historischen Umstände" gewirkt haben, mit welchen der General die einzelnen Vorwürfe der gegnerischen Flugschriften zu entkräften suchte. Leider ist aus der Fassung der Gerlachschen Notiz nicht ersichtlich, ob und in welcher Weise Ranke diese Einwände gegen Manteuffel geteilt und zur Sprache gebracht hat. Wahrscheinlich wird er sich nach seiner Art im ganzen still zuhörend und rezeptiv verhalten haben[3], zumal sich einer so mächtigen Persönlichkeit gegenüber starker Widerspruch für ihn von selbst verbot.

---

[1] „Hist. Ztschr." III. Folge, Bd. 3, S. 111 Anm. Petersdorff hatte Gelegenheit, die Gerlachschen Aufzeichnungen im Original einzusehen (vgl. H. v. Petersdorff, König Friedrich Wilhelm IV., Stuttgart 1900, Vorrede).

[2] Leopold v. Gerlach I S. 620 ff.

[3] Vgl. dazu Wiedemanns Bemerkungen. „Deutsche Revue", September 1892 S. 364 ff. W. glaubt aus Gerlachs Wortlaut auf einzelne kritische Einwände R.s schließen zu können, doch scheinen uns diese Folgerungen zu unsicher.

Wie dem auch sei, jedenfalls hat er sich in der Folgezeit mit den Tatsachen und denen, die sie herbeigeführt hatten, wieder ausgesöhnt. Gegen Edwin von Manteuffel bezeichnete er einmal die mit dem 18. März beginnende zweite Hälfte der Regierung Friedrich Wilhelms IV. als eine Zeit, in welcher der König seinen Thron mit „Virtuosität" wieder aufgerichtet und Preußen wieder zu seiner früheren Machtstellung verholfen habe, nachdem er es durch die Experimente seiner ersten Regierungshälfte in große Gefahr gestürzt[1]. Bei dieser Bewertung ließ er dann allerdings den Mißerfolg in der deutschen Frage außer Betracht und hielt sich an das, was ihm als das Wichtigste erschien: an die Erhaltung und Fortbildung der preußischen Macht gegenüber der revolutionären Zerstörung. In der Tat war das ja für die Folgezeit von unermeßlicher Bedeutung! In diesem günstigen Sinne hat er denn auch, das sei hier gleich vorweggenommen, die Bestrebungen beurteilt, welche in den fünfziger Jahren eine weitere Verstärkung der königlichen Gewalt bezweckten, ohne daß er die kraß reaktionären Velleitäten geteilt hätte, die auf die radikale Beseitigung der Konstitution hinzielten. Die Umwandlung der preußischen ersten Kammer in ein Herrenhaus indessen, welche ja auch den Junkern und Doktrinären keineswegs besonders paßte, fand „durchaus Rankes Beifall"[2]. In den Vorträgen, welche er im Herbst 1854 seinem königlichen Schüler Maximilian II. von Bayern hielt, äußerte er sich über die inneren Aufgaben der deutschen Regenten mit den für seine politischen Anschauungen höchst bezeichnenden Worten: „Der Fürst muß sein Prinzip der Erblichkeit, der Regierung von oben her, festhalten, solange er kann, demungeachtet aber alles das tun, was in der Richtung der Zeit liegt, und was auch eine aus der Nationalsouveränität entsprungene Macht tun würde. Ich glaube nicht, daß man die Kammern abschaffen kann, aber

[1] Dove, Ausgewählte Schriftchen SS. 244, 262, 285. Eine ähnliche Einteilung mit etwas anderer Nüance: S.W. 49/50 S. 580 f.

[2] „Deutsche Revue", November 1892, S. 230. Vgl. auch die Stelle S.W. 51/2 S. 471 oben.

modifizieren muß man sie. Auch das ist die Aufgabe des Regenten, die Nationalität zu entwickeln, was gleichfalls mit der Idee der Zeit zusammenhängt“ [1].

War er nun auch mit der Kamarilla und dem Ministerpräsidenten im Verlaufe seiner politischen Aktion in eine gewisse, wenn auch nicht gerade schwerwiegende politische Differenz geraten, so hatte er sich dafür um so getreulicher bemüht, die preußisch-deutsche Grundidee seines bewunderten und geliebten königlichen Herrn zu fördern. Allerdings deckten sich Rankes Vorschläge beim Beginn der Unionspolitik und während der schweren Zeit von Olmütz und Dresden nicht in allen Einzelheiten mit den Anschauungen und Bestrebungen des Königs; aber in ihrer ganzen Tendenz entsprachen sie ihnen doch weit mehr als etwa die Velleitäten der Kamarilla und die Ergebnisse, welche Otto von Manteuffels Politik schließlich zuwege brachte. Gewiß hat ihm auch der König, der ja das persönliche Verhältnis zu wesensverwandten, geistvollen und sittlich reinen Männern in einer für seine Politik oft geradezu gefährlichen Stärke kultivierte, diese verhältnismäßig geringen Abweichungen nicht weiter übel genommen und aus Rankes Denkschriften vor allem die Ergebenheit und Anhänglichkeit an seine Person und an den preußischen Staat herausgefühlt. Die Belohnung für eine solche treue Gesinnung blieb denn auch nicht aus: während Ranke bis dahin nur hin und wieder einmal bei Hofe verkehren durfte, wurde er jetzt in den vertrautesten Freundeskreis Friedrich Wilhelms IV. aufgenommen; er wurde ständiger Gast und Teilnehmer bei dessen literarisch-ästhetischen Abendunterhaltungen und hat vornehmlich in den fünfziger Jahren jene an Anbetung grenzende Verehrung für den König in sich eingesogen, welche aus allem herausspricht, was er über seinen königlichen Mäzen gesagt und geschrieben hat [2]. Diese Stunden bei Friedrich

[1] W.G. Textausgabe Bd. IV. S. 655.

[2] Bezeichnend für diesen treuen Glauben an Friedrich Wilhelm IV. ist eine Äußerung, welche Ranke zur Zeit des Scheiterns der Dresdener Konferenzen gegen Stenzel tat. Dieser war als neugewähltes Mitglied der

Wilhelm IV., einem Manne, „von dem man besser wegging, als man gekommen war“ [1], gehörten gewiß zu den glücklichsten seines Lebens!

Durch dieses enge Verhältnis zur allerhöchsten Person ergaben sich nun aber auch nach der kritischen Zeit von 1848 bis 1851 für unseren Historiker noch Antriebe zu politischem Wirken: einmal entstand dadurch gewissermaßen die Ehrenpflicht, seinen Mäzen auch weiterhin bei schwierigen Lagen nicht im Stiche zu lassen, und anderseits entging er dadurch nicht immer Anzapfungen, die ihm persönlich am allerunangenehmsten waren, nämlich Versuchen von fremder Seite her, seinen vermeintlichen Einfluß beim Könige und bei der preußischen Regierung politisch auszunutzen, ihn zur Einwirkung in bestimmtem Sinne auf die preußische Politik zu bewegen. Gleich bei der nächsten größeren Verwicklung, in welche Preußen geriet, scheint etwas Derartiges versucht worden zu sein, und es fiel ihm gar nicht leicht, diesen Ansturm abzuweisen.

Die Zollvereinskrisis von 1852, um die es sich dabei handelte, war im Grunde eine Fortsetzung der Entwicklung, welche die deutschen Dinge in Olmütz und Dresden genommen hatten; denn wenn auch seit der Wiederherstellung des alten Bundestages die deutschen Mächte äußerlich in den Zustand des Gleichgewichtes zurückgekehrt waren, in welchem sie im großen und ganzen bis zur Explosion der Märztage zueinander verharrt hatten, so war doch in dem restaurierten Bundeskörper eine innere Unruhe zu bemerken, welche anzeigte, daß sich die deutschen Verhältnisse noch nicht wieder endgültig stabilisiert hatten, daß die Zeit von 1848 bis 1851 Gleichgewichtsstörungen hinterlassen hatte, welche die Gefahr weiterer Konflikte in sich bargen. Die Mächte nun,

---

preußischen zweiten Kammer am 22. März 1851 in Berlin eingetroffen und hatte Ranke einige Tage später besucht. Er fand in Ranke „den ersten, der behauptete, vom König sei etwas für Deutschland zu hoffen“. Stenzel konnte sich dieses Urteil nicht anders erklären, als indem er dem Bericht darüber geringschätzig hinzusetzte: „Hofmann!“ Stenzel, Stenzels Leben, Gotha 1897, S. 449.

[1] S.W. 53/4 S. 75.

deren politische Wagschale dabei zunächst leichter geworden war und von dem Schwergewicht der übrigen emporgeschnellt zu werden drohte, waren gerade diejenigen, welche in den vorbereitenden vierziger Jahren langsam zugenommen und dann in der Anarchie der kritischen Periode nacheinander die übrigen mit sich fortgerissen hatten: nämlich die nationale Demokratie und Preußen.

Am schwersten hatte wohl die einst so siegesgewisse, souveräne Macht der Paulskirche gelitten. Dem geringen Erfolge, den sie etwa in der Konstitutionalisierung Preußens aufweisen konnte, stand ihre völlige Niederlage in Deutschland gegenüber; eine neue Zeit der Demagogenverfolgung war über sie hereingebrochen; vor allem aber hatte sie in ihrer inneren Struktur eine schwerwiegende Veränderung durchgemacht: als Folge der schlimmen Erfahrungen der letzten Jahre und durch die fortdauernde Einwirkung des überlegenen Territorialismus auf ihre Anhänger hatte sie sich nunmehr in zwei Hauptrichtungen gespalten, die sich immer heftiger befehdeten: in die kleindeutsch-preußische und die großdeutsch-österreichische. Das bedeutete eine böse Schwächung für ihre Gesamtaktion und von seiten der Kleindeutschen wenigstens den Verzicht auf wesentliche Teile des ursprünglichen nationalen Programms. Sogar nach der demokratischen Seite hin konnte man bei den Gothaern eine deutliche Abnahme der früheren Energie bemerken: sie waren zu Kompromissen mit den Fürsten weit eher bereit als ihre ideologischen Vorgänger. Dafür machen sie allerdings auf uns einen wesentlich realpolitischeren Eindruck als die demokratischen Doktrinäre der vormärzlichen Epoche.

Und wie die nationale Demokratie so hatte auch Preußen an Macht und Ansehen Einbuße erlitten, freilich lange nicht in dem Maße wie sein revolutionärer Gegner und Bundesgenosse. Vor allem war hier der innere Kern durchaus intakt geblieben, und obwohl die herrschende Reaktion bemüht war, die Spuren der vergangenen Jahre möglichst wieder auszutilgen, so hatte doch die Unionspolitik trotz ihres Fehlschlages blitzartig Möglichkeiten erhellt, die von nun an immer wieder preußische Politiker

beschäftigen sollten, an welche sie schon durch das nicht mehr zu beseitigende konstitutionelle System im Innern, vor allem aber durch die aggressive Besorgnis der übrigen deutschen Territorien vor einer Wiederkehr der preußisch-nationalen Politik stets von neuem erinnert wurden. Bei alledem war das Ansehen des Staates in Deutschland und Europa einstweilen sehr gesunken: eine Großmacht, die ohne Schwertstreich in einer großen Frage vor den Drohungen ihrer Nebenbuhler zurückgewichen war, schien auch weitere Demütigungen vertragen zu können, und diese Geringschätzung, verbunden mit der geheimen Furcht vor einer Wiederkehr Radowitzischer Politik, ermutigte die übrigen deutschen Mächte zu antipreußischen Vorstößen, wie sie dieselben vor 1848 in solcher Offenheit schwerlich gewagt hätten.

Ganz besonders das Österreich Schwarzenbergs und Buols hatte sich durch den unblutigen Sieg von Olmütz in ein Überlegenheitsbewußtsein hineingelebt, aus welchem heraus es dem verdächtigen preußischen Nebenbuhler alles bieten zu können glaubte; eine Überschätzung der eigenen Kraft und eine Unterschätzung des Gegners beherrschte die österreichische Politik, die sich bitter rächen sollte, als ein Bismarck die verkannte preußische Macht zur Geltung zu bringen verstand. Einem Friedrich Wilhelm IV., Gerlach und Manteuffel gegenüber war freilich diese österreichische Offensive nicht ungefährlich; sie richtete sich zunächst gegen diejenige Position, welche sich Preußen schon unter Friedrich Wilhelm III. in zäher Arbeit geschaffen, welche es auch in Dresden, wenngleich mit Mühe, glücklich behauptet hatte: gegen den Zollverein.

In dieser starken Stellung war nämlich 1851/52 vorübergehend eine Lücke entstanden, und zwar durch ein Ereignis, welches an sich einen großen Erfolg der preußischen Regierung bedeutete. Gedrängt durch finanzielle Bedürfnisse, hatte sich Hannover, die Seele des antipreußischen Steuervereins, nach langem Sträuben endlich zum zollpolitischen Anschluß an das preußische System bequemt: am 7. September 1851 hatte es einen Vertrag unterzeichnet, laut welchem der Steuerverein vom

1. Januar 1854 ab dem Zollverein beitreten sollte. Um den zu befürchtenden mittelstaatlichen und österreichischen Intriguen vorzubeugen, waren die Verhandlungen durchaus geheim geführt und die deutsche Welt dann vor die vollendete Tatsache gestellt worden. Laut gellten die Entrüstungsrufe der überraschten Mittelstaaten über diese preußische „Rücksichtslosigkeit", gefährlicher aber als dieser Lärm war für Preußen der Umstand, daß der überdies durch die stipulierte ständische Genehmigung verzögerten Aufnahme des Steuervereins die Kündigung und Erneuerung des Zollvereins vorangehen mußte; eine solche günstige Gelegenheit aber, in die bisher unzugängliche preußische Burg einzudringen, wollte sich das angriffslustige Österreich nicht entgehen lassen. Anfang Januar 1852 versammelte es in Wien die Delegierten der Mittel- und Kleinstaaten, um mit ihnen ein gemeinsames Vorgehen gegen den preußischen Zollverein zu besprechen. Mit gutem Grunde hatte Preußen die Einladung zur Teilnahme an diesen Verhandlungen abgelehnt, welche seine wichtigen wirtschaftlichen und politischen Interessen vor das Forum einer außerhalb des Zollvereins stehenden, rivalen Macht zerren wollten. Die antipreußische Wiener Koalition beriet über folgende Punkte: als Bedingung für die Erneuerung des Zollvereins sollte von Preußen die vorherige Regelung des Verhältnisses zu Österreich gefordert werden, und zwar sollte es zunächst in einen Handels- und Zollvertrag mit dem Kaiserstaate und für den 1. Januar 1859 in die vollständige Zolleinigung mit ihm willigen; weigere es sich dessen, so war in einem Geheimentwurfe die Bildung eines neuen österreichisch-mittelstaatlichen Zollvereins in Aussicht genommen[1]. Zu festen Abmachungen kam es allerdings in Wien nicht; dafür schlossen sich die preußenfeindlichen Mittelstaaten in Darmstadt zu einem Sonderbündnis zusammen. Sie zeigten dabei hin und wieder deutliche Trias- und sogar Rheinbundvelleitäten und bemühten sich nach Kräften, die seit April über die Erneuerung des Zollvereins tagende

[1] Vgl. darüber Rudolf v. Delbrücks Lebenserinnerungen Bd. 1, Leipzig 1905, S. 303 f.

Berliner Generalkonferenz zu sprengen, indem sie hartnäckig die von Preußen als unannehmbar bezeichnete Forderung vorbrachten, es müsse vor Abschluß der Erneuerung eine Verständigung mit Österreich über dessen Wünsche gesucht werden. Die ganzen Errungenschaften des preußisch-deutschen Zollvereins schienen so auf dem Spiele zu stehen.

Schlimm war auch, daß das übermächtige Rußland wieder Neigung zeigte, die österreichischen Ansprüche zu unterstützen; denn ohne Verständnis für das Wesentliche des Konfliktes hatte sich der Zar angewöhnt, jede Selbständigkeitsregung des seit Radowitz so verdächtigen Preußen durch sein quos ego! niederzuschlagen. Der russische Botschafter in Wien, Peter von Meyendorff, welcher bis 1850 Rußland am Berliner Hofe vertreten und sich während der kritischen Jahre in einer für fremde Diplomaten unerhörten Weise in die innerpreußische Politik gemengt hatte[1], sah den Zollvereinsstreit gleichfalls überwiegend aus dem österreichischen Gesichtswinkel an. Überdies war er der Schwager des Grafen Buol-Schauenstein, des Nachfolgers Schwarzenbergs, welcher die preußenfeindliche Politik seines Anfang April verstorbenen Vorgängers mit der gleichen herausfordernden Aggressivität, wenn auch nicht entfernt mit dem gleichen Talente fortsetzte.

Wie schon oben erwähnt, hatte Ranke seinerzeit im Hause dieses russischen Diplomaten verkehren dürfen; während der schweren Frühlings- und Sommermonate des Jahres 1848 mag er ihm als Verbündetem der Kamarilla auch politisch näher getreten sein, und aus diesem persönlichen Verhältnisse entwickelte sich während der Zollvereinskrisis von 1852 eine politische Korrespondenz zwischen dem Historiker und dem russischen Botschafter in Wien. Meyendorff verfocht dabei den österreichischen

[1] Wie aus Leopold v. Gerlachs Denkwürdigkeiten hervorgeht, war er förmliches Mitglied der Kamarilla und beteiligte sich an deren Beratungen und Aktionen. Aus Ärger über die Unionspolitik ließ er sich 1850 nach Wien versetzen, wo er im Antiradowitzischen Sinne wirkte. Immerhin scheint er in Olmütz, wo er an den Verhandlungen teilnahm, für die Erhaltung des Friedens eingetreten zu sein.

Standpunkt, wahrscheinlich doch wohl in der Absicht, Ranke zur Einwirkung auf die preußische Politik in seinem Sinne zu bewegen, während Ranke, jedenfalls im Einverständnis mit seinen Mäzenen, demgegenüber die Haltung Preußens verteidigte. Wie aus einem von Rankes Sohn teilweise veröffentlichten Briefe Meyendorffs an Ranke vom 22. Juni 1852[1] hervorgeht, hatte der russische Diplomat heftig darauf gedrungen, daß Preußen die österreichische Einladung zu den Wiener Verhandlungen in der Zollvereinssache annehme. Ob er sich mit dieser peremptorischen Bitte auch an Ranke gewandt hat, ist freilich aus der mitgeteilten Briefstelle nicht ersichtlich, aber auch nicht ausgeschlossen. Jedenfalls muß ihm aber der Historiker daraufhin brieflich den preußischen Standpunkt auseinandergesetzt haben, nach welchem Preußen die Teilnahme an den Verhandlungen wegen der darin für es liegenden Demütigung abgelehnt hatte. Das wurde der unmittelbare Anlaß zu dem erwähnten Schreiben Meyendorffs vom 22. Juni. In heftiger, schulmeisternder Weise schalt darin der Deutschrusse auf die törichte und ungerechte preußische Politik, welche, statt Rücksicht auf die verletzten Zollverbündeten und ihren eigenen wirtschaftlichen Vorteil zu nehmen, der gutgemeinten Wiener Einladung gegenüber immer nur ihren „preußischen Ehrengaul" geritten habe. Er sprach seine Verwunderung darüber aus, daß auch Ranke diesen falschen Standpunkt teile, und machte ihm den unverblümten Vorwurf, daß er es dabei an der Objektivität fehlen lasse, die er der Vergangenheit gegenüber so wohl zu wahren wisse.

Gewiß hat Ranke dieses für die Orientierung der preußischen Politik wichtige Schreiben seinen Mäzenen mitgeteilt und für die Beantwortung deren Weisungen eingeholt. Wie schwer ihm die Widerlegung der hitzigen Vorwürfe seines russischen Gönners wurde, zeigt der Umstand, daß sich in seinem Nachlasse zwei Briefkonzepte wesentlich gleichen Inhalts, aber „sehr verschieden in Ausdruck und Form" darüber vorgefunden haben. Eines

[1] „Deutsche Revue", Januar 1904, S. 89.

davon hat Rankes Sohn veröffentlicht[1]; ob es gerade dasjenige ist, nach welchem die Antwort an Meyendorff abgefaßt wurde, ist leider ungewiß.

Mit diplomatischer Ruhe weist darin der Historiker zunächst die „undiplomatischen Formlosigkeiten" des Meyendorffschen „geharnischten" Schreibens zurück und hält sich an die „freundliche Gesinnung", die gleichwohl daraus hervorspreche. Aus Meyendorffs Behauptung von der Harmlosigkeit der Wiener Absichten ersieht er „mit dem größten Vergnügen", daß man dort die eigentlichen Streitpunkte, den Eintritt Österreichs in den Bund und in den Zollverein, inzwischen endlich aufgegeben habe. Nach einer leichten Warnung vor den Rheinbundgelüsten eines durch Österreichs Hartnäckigkeit möglichen mittelstaatlichen Zollvereins lenkt er dann in die Wege der Taktik ein, welche die preußische Regierung im Vertrauen auf die Stärke ihrer Position in den Sachen, quae numero et pondere dicuntur, für diese Zollkampagne überhaupt gewählt hatte: überzeugt, daß die imperatorischen wirtschaftlichen Bedürfnisse der Mittelstaaten schließlich doch den Sieg über ihren bösen politischen Willen davontragen würden, ließ sie es ruhig auf die angedrohte Sprengung des Vereins ankommen. In diesem Geiste setzt Ranke seinem russischen Gönner auseinander, wie wenig Vorteile der Zollverein Preußen bisher gebracht habe, so daß sich dieses wohl besinnen würde, hätte es ihn noch einmal zu schließen. „Aber da er nun einmal besteht, so ist das beste, daß er bestehen bleibe", zumal der Hinzutritt Hannovers ihn erst zu rechtem Leben erwecken werde. Mit sachlichen Notwendigkeiten entschuldigt er weiter das vielgeschmähte preußische Verfahren beim Abschluß des Septembervertrages und benutzt das häufig bei ihm wiederkehrende Argument von der Unvereinbarkeit der zentralistischen Velleitäten Österreichs mit seinem Begehren nach engerem Anschluß an Deutschland, um noch einmal die Unmöglichkeit einer allgemeinen Zolleinigung darzutun.

---

[1] „Deutsche Revue", Januar 1904, S. 89 ff.

Damit nähert er sich Ausführungen, welche für uns den Höhepunkt dieses Schreibens bilden: Gedanken nämlich über die gegenwärtige und zukünftige Gestalt Deutschlands, die zeigen, welche Stellung der Historiker nach dem Mißerfolg von Olmütz und Dresden zur großen deutschen Frage einnahm. Man sieht aus ihnen, daß er sich inzwischen mit dem status quo in einer Stimmung ruhiger Resignation wieder ausgesöhnt hatte. „Was machst du an der Welt? Sie ist schon gemacht!" ruft er angesichts der weitgreifenden Pläne Österreichs aus. „Die beiden deutschen Großmächte existieren jede auf ihre Weise; so mag es bleiben, so mögen die kleinen Staaten zwischen ihnen bestehen. Das Jahr 1850 hat dafür gesorgt, daß sie von Preußen nicht absorbiert werden." Politisch lebhafter wird er nur dort, wo es gilt, im Rahmen des Bestehenden die historische Selbständigkeit der preußischen Großmacht gegen ihre Bedränger zu verteidigen. Anknüpfend an das Wort von der „preußischen Ehre", über welches Meyendorff in seinem Schreiben gespottet hatte, macht er dem Russen klar, was dieses verlachte Wort in Wahrheit bedeute; denn diese preußische Ehre bestehe darin, „in dem europäischen Gemeinwesen etwas für sich zu sein, wie Friedrich Wilhelm I. es ausdrückte: keine subalterne Macht. Das ist der Geist der Nation geworden, die Summe ihres Ehrgeizes". Man sieht wieder, welch starkes Gefühl für die bedrohte historische Individualität seines Mäzens in ihm lebte! Aber freilich: neben der preußischen erkennt Ranke auch „eine bayrische, württembergische, hannoverische Ehre" an, „die in der Aufrechterhaltung der besonderen Eigentümlichkeiten ohne fremde Beeinträchtigung besteht"; sein Ideal ist „ein bundesvereinigtes Deutschland, wo einem jeden das Recht und die Würdigung zuteil wird, die ihm gebührt". Wir wissen, daß die preußische „Ehre" mit den „Ehren" der anderen Territorien in Wahrheit erheblich kollidierte, daß ein Zustand Deutschlands, der alle territorialen Interessen gleichmäßig befriedigt hätte, überhaupt ein Unding war. Das kann auch Ranke nach den Erfahrungen der letzten Jahre schwerlich entgangen sein: der Nachdruck liegt daher wohl auf dem Recht

und der Würdigung, welche er nun innerhalb des von ihm akzeptierten deutschen Bundes für seinen Staat als gebührend in Anspruch nimmt, auf seiner entschiedenen Forderung, daß Preußens historische Großmachtstellung in Norddeutschland nunmehr keine weitere Minderung erfahren dürfe. Das liege nicht nur im wohlverstandenen Interesse der übrigen deutschen Staaten, es sei auch im eigensten Interesse Rußlands; denn „ohne eine feste Macht in Norddeutschland wird der revolutionäre Strom bis in seine Marken fluten." Und so wagt er denn zum Schlusse seinen Gönner um ein vermittelndes Auftreten bei den aggressiven Wiener Staatsmännern zu bitten: „Mir ist, als ob Ew. Exzellenz so recht dazu bestimmt wären, auch in diesem Falle die gegenseitigen Animositäten zu verwischen und Ihr Werk der Pazifikation zu vollenden".

Es sei hier gleich hinzugefügt, daß Rankes Beeinflussungsversuch nichts gefruchtet zu haben scheint; ein Antwortschreiben Meyendorffs, auf welches er, wie er am Schlusse des Konzeptes schrieb, nunmehr „doppelt gespannt" war, hat sich in seinem Nachlasse nicht vorgefunden[1], und Ende Juli erzählte Edwin von Manteuffel dem Generaladjutanten von Gerlach, daß Meyendorff in Schlangenbad, wo er ihn kurz zuvor getroffen hatte, wieder „sehr unpreußisch" gewesen wäre: er hätte den Widerstand Preußens in der Zollsache als „Hartnäckigkeit und Eigensinn" bezeichnet[2].

Wichtiger als der praktische Erfolg dieses Schreibens sind indessen für uns die Rückschlüsse, die es auf Rankes Stellung zu den deutschen Dingen nach dem Scheitern der großen Bewegung gestattet. Auch wenn man berücksichtigt, daß er sich dem herrischen russischen Legitimisten gegenüber recht vorsichtig geben und vielleicht insgeheim noch vorhandene preußisch-nationale Velleitäten sorgfältig verbergen mußte, so geht doch deutlich daraus hervor, daß er sich im großen und ganzen resigniert hatte, daß ihn der Mißerfolg der Jahre 1848—1851 von der Unlösbarkeit

[1] „Deutsche Revue", Januar 1904, S. 91.
[2] Leopold v. Gerlach, Denkwürdigkeiten I S. 786.

des Dualismus überzeugt hatte, und daß er jetzt nur noch bemüht war, wenigstens weitere Demütigungen von der preußischen Großmacht fernzuhalten, welche seiner autonomen Historie in so großherziger Weise die Mittel zum Dasein gewährte. Bei einer solchen Verteidigung des historisch Gegebenen konnte er ja auch weit mehr politische Kraft entfalten als in der Aggression, bei welcher seine Politik in der Regel aus inneren Gründen versagte.

In diesem defensiven Geiste trat er denn auch noch einmal pflichtgemäß auf die Schanze, als es galt, das selbständige Dasein seines Mäzens in einer Krisis zu verteidigen, welche, weit umfassender und gefährlicher als jener Zollvereinsstreit von 1851/52, in den nächsten Jahren zugleich mit den europäischen auch die deutschen Zustände schwer erschütterte, ja geradezu die selbständigen deutschen Existenzen bedrohte, indem sie den Westen und den Osten Europas zu gewaltigem Zusammenstoße gegeneinanderführte.

Vom europäischen Standpunkte aus gesehen war es die endgültige Zertrümmerung der Reste des Gebildes von 1815, was sich während des Krimkrieges vollzog. Schon das Jahr 1830 hatte, wie erwähnt, das große, aber bereits brüchige antinapoleonische Mächtekonglomerat in zwei Hälften gespalten; seine alten Traditionen hatten im Bunde der Ostmächte ihre Fortsetzung gefunden, während in den Westmächten die neuen Tendenzen des Jahrhunderts zu internationalem Ansehen gelangt waren. Unablässig aber hatte seitdem die Entwicklung weiter an den Fundamenten des ostmächtlichen Baues genagt. Die Revolution von 1848 mit ihren Folgen hatte durch ihre nationale Explosivkraft das halbverführte Preußen abzusprengen gedroht. Allerdings hatten schließlich in der Seele des königlichen Romantikers die legitimistischen Gefühle der Heiligen Allianz bei weitem überwogen; sie hatten den Ausschlag gegeben, als die rauhe Wirklichkeit seine schöne deutsche Phantasiepolitik vor eine unerbittliche Alternative stellte, zumal ja auch dieser Legitimismus von den drohenden Fäusten der beiden starken ostmächtlichen Partner in nachhaltigster Weise unterstützt wurde. In Olmütz war so

das halbabtrünnige Preußen wieder in die östliche Umarmung zurückgezwungen worden, aber immerhin hatte die Radowitzische Zeit ein gefährliches Präjudiz für es geschaffen, dessen Wirkung auf die innere Festigkeit der großen Allianz nicht eben günstig genannt werden konnte.

Aber selbst Preußens erfolgreicher deutscher Gegenspieler Österreich war in dieser Periode der Umwälzungen mit dem Keime moderner Ketzerei infiziert worden. Sogar in der anscheinend so prinzipienfesten österreichischen Politik machte sich nämlich seit 1848 ein Geist bemerkbar, der immer bedenklicher gegen den berühmten der Metternichschen Ära abstach. Die Schwarzenberg und Buol neigten in einer für die ostmächtliche Orthodoxie und, dürfen wir hinzufügen, sogar für ihren eigenen innerlich schwachen Staat recht gefährlichen Weise zur politischen Voraussetzungslosigkeit; im täuschenden Gefühl ihrer vermeintlichen Stärke nahmen sie das Gute, wo sie es zu finden glaubten, ohne viel danach zu fragen, ob es nach dem legitimen ostmächtlichen Kanon immer zulässig war. Selbst Österreich, einst der Hort des Europa beherrschenden reaktionären Bündnisses, emanzipierte sich zusehends von dem großen System, welchem es doch vornehmlich während und nach der Revolution seine Wiederaufrichtung im Innern und in Deutschland verdankte.

So schienen denn die Traditionen der Heiligen Allianz in ihrer alten Reinheit nur noch in der Politik Nikolaus I. eine echte, unentweihte Stätte gefunden zu haben; aber bei genauerem Zusehen zeigte sich auch hier, daß sie in Wahrheit nur die pomphaften Gewänder lieferten, welche den nackten russischen Egoismus in Deutschland und im Orient verhüllen sollten.

Das ganze System war so innerlich bereits ausgehöhlt, als es durch einen gewaltigen Zusammenprall mit den Westmächten in schärfster Weise auf seine Leistungsfähigkeit geprüft wurde. Abermals war in Frankreich ein Erbe der Revolution emporgekommen; ein neuer Napoleon hatte den bis dahin durch inneren Zwiespalt gebundenen Kräften der alten Hegemoniemacht Europas wieder eine Richtung gegen das Ausland gegeben. Im Sinne

seiner Tradition und Mission führte er sie zunächst gegen das Kernland der großen kontinentalen Mächtegruppe heran, welche einst seinen Oheim und mit ihm die französische Hegemonie gestürzt hatte. Mit dem siegbedürftigen französischen Imperator verbündete sich das liberale Inselreich England; denn nach einigem Zaudern hatte es in dem übermächtigen östlichen Despoten den zunächst gefährlicheren kontinentalen Gegner erkannt, welcher durch seine plumpen Vorstöße gegen Konstantinopel das östliche Mittelmeerbecken und damit den Weg nach Indien bedrohte.

Diesem Ansturm der westlichen „Revolution" gegenüber hätten sich nun die Mächte des Legitimismus zusammenscharen müssen, wenn in dem großen, soeben gegen Preußen erprobten Systeme wirklich noch inneres Leben wohnte; da aber zeigte sich deutlich, daß die zentrifugalen Kräfte der widerstreitenden ostmächtlichen Interessen bei weitem die stärkeren waren, daß ihnen gegenüber die ideellen Fesseln der Heiligen Allianz, auf welche Nikolaus Österreich gegenüber so sicher gerechnet hatte, welche er durch die gegen Ungarn und Preußen geleistete Hilfe noch doppelt fest gemacht zu haben glaubte, in Wahrheit nur noch Zwirnsfäden waren, welche zerrissen, als sie mit dem Schwergewicht der bedrohten orientalischen Interessen des Donaureiches belastet wurden. Unbekümmert um die darin liegende Sünde wider Doktrin und Tradition begann Graf Buol immer rücksichtsloser das Band zu zerreißen, welches vierzig Jahre lang der österreichischen Politik unantastbar gewesen war.

Der beginnende Zerfall des teils schützenden, teils drückenden großen Bündnisses stellte nun aber auch die Politik des dritten und äußerlich kleinsten seiner Teilnehmer vor schwerwiegende Entscheidungen. Vom heutigen Entwicklungsstandpunkte aus zurückschauend muß man wohl die Zerstörung der Heiligen Allianz als ein Glück für Preußen betrachten; denn seelisch und körperlich eingeschnürt in das legitimistische System der drei Ostmächte, wie es bis dahin war, hätte es schwerlich seinen späteren großen Expansionsweg gehen können. An den inneren Gefühlskomplexen der Heiligen Allianz und an ihrer äußeren Übermacht war ja

auch recht eigentlich Friedrich Wilhelms IV. deutscher Versuch gescheitert; die innere und äußere Überwindung dieses Systems gehörte somit dazu, um die Bahn für einen Bismarck frei zu machen. Die damaligen Lenker des preußischen Staates waren freilich weit entfernt davon, die Auflösung der altgewohnten Koalition restlos als eine Wohltat zu empfinden, mochten sie auch insgeheim beim Aufhören des übermächtigen russischen Druckes erleichtert aufatmen. Aber emporgekommen durch den Rückschlag gegen die preußisch-nationale Politik der Radowitzischen Zeit, war ihre politische Existenz mit dem antirevolutionären ostmächtlichen Systeme eng verflochten; große Expansionsziele, für welche sie durch das Freiwerden der preußischen Politik von traditioneller Bevormundung hätten Anregung und Mut schöpfen können, kannten sie nicht, ja perhorreszierten sie geradezu, und so empfanden sie vornehmlich das Bedrohliche der neuen Situation inmitten der aufgeregten Weltkräfte und des europäischen Konfliktes, welcher doch auch wiederum keine direkten preußischen Interessen berührte, die zu aktivem Eingreifen gezwungen hätten. So ergab sich für sie nach einigem Hin und Her schließlich ein defensives System der bewaffneten Neutralität mitten zwischen Westen und Osten, welches sie durch den Zusammenschluß der deutschen Staaten zu einem gesamtdeutschen zu erweitern und so zu verstärken suchten. Das zuerst abgelehnte österreichisch-preußische Bündnis boten sie nunmehr ihrerseits der Wiener Regierung an.

Mit diesen Bestrebungen war nun aber gewissermaßen auch wieder die deutsche Frage aufgerollt; denn obwohl dem preußischen Annäherungsversuche sowohl von österreichischer wie von mittelstaatlicher Seite her eine ähnliche Tendenz entgegenkam, und das gesamtdeutsche Neutralitätssystem durch das preußisch-österreichische Bündnis vom 20. April 1854 und den nachträglichen, halb erzwungenen Beitritt der in Bamberg vereinigten Mittelstaaten tatsächlich perfekt wurde, so zeigten sich doch innerhalb dieser Koalition sofort wieder die üblichen Sonderbestrebungen und Zentrifugalkräfte, welche von jedem deutschen Einheitsgebilde nun

einmal unzertrennlich waren und alsbald wieder seine Existenz aufs ärgste gefährdeten.

Wenn Preußen gehofft hatte, seine ihm von den Umständen diktierte europäische Neutralitätspolitik durch das Bündnis vom 20. April zu stärken, so gedachte umgekehrt das herrische Buolsche Österreich, den ihm durch dieses Bündnis gewordenen Kräftezuwachs für seine partikularen Zwecke einzusetzen; diese aber waren keineswegs so unbedingt defensiver und neutraler Art wie die preußischen. In seinen orientalischen Interessen allerdings schwer gekränkt durch die Hegemonieansprüche Rußlands über die Balkanchristen und durch die gewaltsame Besetzung der Donaufürstentümer, begnügte es sich doch nicht damit, den plumpen russischen Vorstoß in seine Schranken zurückzuweisen, sondern neigte sich immer deutlicher auf die Seite der kriegführenden Westmächte, teils wohl aus Furcht vor ihrer Feindschaft, welche es namentlich für seinen italienischen Besitz erzittern machte, teils aber auch in der Hoffnung, selber die Moldau und Walachei zu erwerben und damit wie die deutsche so auch die orientalische Hegemoniestellung zu erlangen. Mit verletzender Rücksichtslosigkeit und Perfidie verfuhr es bei diesen Bestrebungen gegen seine deutschen Bundesgenossen, vor allem gegen seinen Rivalen Preußen. Jede Unklarheit in der Fassung des Aprilvertrages, welche durch das geringe Geschick der preußischen Diplomatie, die wechselnden Stimmungen des Königs und das Durcheinander der widerstreitenden Berliner Hoffaktionen verschuldet war, nutzte es rücksichtslos aus, um die preußische Macht seiner antirussischen Politik dienstbar zu machen, ja, in offenbarer Mißachtung gemachter Versprechungen schloß es wiederholt einseitige Vereinbarungen mit den Westmächten und forderte gleichwohl Preußens Gefolgschaft auf Grund jenes Aprilvertrages. Hatte die Regierung König Friedrich Wilhelms IV. geglaubt, im Schutze dieses Bündnisses mit Ruhe dem großen Konflikte zusehen zu können, so zeigte sich nunmehr, daß diese Allianz bei dem ausgesprochenen bösen Willen Österreichs sie vielmehr aus ihrer neutralen Beschaulichkeit zu reißen und wider ihr wahres

Interesse, an der Seite ihres natürlichen Rivalen, in den allgemeinen Kampf hineinzuzerren drohte. In dieser peinlichen Lage, angesichts der durch Österreichs wiederholtes Durchgehen immer wiederkehrenden Gefahr, zwischen den entzweiten ostmächtlichen Verbündeten optieren zu müssen, erschöpfte sich die hin- und herschwankende Neutralitätspolitik Friedrich Wilhelms IV. in beschwörenden Missionen nach allen Himmelsrichtungen: nach Petersburg und Wien, sogar nach London und Paris, welche durch dringende Vorstellungen und gutgemeinte Projekte die internationale Spannung mildern und womöglich den ganzen für Preußen so bedrohlichen orientalischen Kriegsbrand auslöschen sollten.

Nun war dieses Feuer zwar recht eigentlich verursacht durch den im Hintergrunde wirksamen Druck der großen europäischen Machtgegensätze, aufgeflammt aber war es an dem gefährlichen Zündstoff, welchen die langsame Dekomposition der Türkei in überreichem Maße auf der Balkanhalbinsel und in Kleinasien aufgehäuft hatte. Die chaotischen inneren Zustände des Osmanenreiches, vor allem die verworrenen Verhältnisse der christlichen Rajah, hatten den durch Napoleons Provokation im Zank um die heiligen Kultusstätten gereizten Zaren zu seinem gewalttätigen Vorstoß verleitet und so direkt den Ausbruch des europäischen Konfliktes hervorgerufen. Für eine allgemeine Neutralitäts- und Pazifizierungspolitik wie die preußische lag demnach der Gedanke nahe, durch eine sachgemäße, alle Beteiligten befriedigende Regelung der verfahrenen orientalischen Zustände diesen Erisapfel aus der Welt zu schaffen. Überdies hatten ja auch alle kriegführenden Mächte offiziell ihre Reformwilligkeit in diesem Punkte beteuert und namentlich den Schutz der bedrückten türkischen Christen ostentativ in ihr Programm aufgenommen.

Ein solches Bestreben, welchem angesichts der friedlichen Bedürfnisse der preußischen Politik eine objektiv berechtigte Seite nicht abzustreiten ist, entsprach nun aber besonders starken subjektiven Wünschen in der Seele des Königs, der an sich keineswegs unempfänglich für die Einwirkung der Realitäten war, sie

aber regelmäßig in die phantastischen Faktoren seiner persönlichen Gefühlspolitik verzerrte und z. B. die sachlich gegebene preußische Neutralität im Krimkriege darauf begründete, daß ihm nach seinem theologisch-moralischen Kodex beide kriegführenden Parteien gleichmäßig mit dem Makel des Unrechts besudelt erschienen. Von jeher hatte die Befreiung der christlichen Brüder im Orient vom gottlosen heidnischen Joche seine lebhafteste persönliche Teilnahme erregt, und während der zunehmenden orientalischen Verwicklungen des Jahres 1853 hatte er, wie aus seinem Briefwechsel mit Bunsen hervorgeht[1], dieser Seite der Angelegenheit hauptsächlich sein temperamentvolles Interesse zugewendet. Ein Versuch in diesem Sinne, der zugleich der allgemeinen Pazifizierung diente, durfte daher auf seinen ungeteilten Beifall rechnen.

Nun war, wie wir wissen, auch für Ranke die Emanzipation der christlichen Rajah eine Art liebenswürdigen politischen Steckenpferdes, welches er schon mehrfach, sowohl in seiner Geschichte der serbischen Revolution, wie auch in Aufsätzen der „Historisch-politischen Zeitschrift" wacker getummelt hatte. Die Nuance war freilich bei ihm eine etwas andere als beim Könige: für ihn war die Pflicht, den Balkanchristen zu helfen, nicht nur eine religiös-kulturelle, sondern „gleichsam auch eine historische"[2]. Jedenfalls aber empfand er diese Pflicht angesichts der großen orientalischen Krisis doppelt stark und war bereit, sie zu erfüllen, sobald sich nur eine Aussicht dazu bot. Bei einer Audienz im Schlosse zu Laeken, welche ihm gelegentlich einer Studienreise in das Brüsseler Archiv am 23. September 1853 von König Leopold bewilligt worden war, hatte er schon die Meinung zu äußern gewagt, daß eine weitere Ablösung der verschiedenen Teile des Osmanenreiches „nach und nach" erfolgen müsse. Der geistreiche Koburger, der einst Kandidat für den griechischen Thron gewesen war, hatte durchaus zugestimmt: „Man müsse die Türkei wie einen alten Baum von außen her absterben lassen". Nur Konstantinopel sollte nach Rankes Ansicht einstweilen dem Sultan

[1] S.W. 49/50 S. 542 ff.
[2] S.W. 49/50 S. 548.

unter Obhut der europäischen Mächte und besonders Englands verbleiben[1]. Eine weit aussichtsvollere Gelegenheit aber, bei einem der mächtigsten orientalischen Interessenten zugunsten seiner türkischen Reformideen zu wirken, bot sich Ranke im Juni des folgenden Jahres durch eine Petersburger Mission seines alten Freundes Edwin von Manteuffel.

In einem besonders bedenklichen geheimen Zusatzartikel jenes für Preußen so gefährlichen Aprilbündnisses hatten sich nämlich beide deutsche Großmächte verpflichtet, auf die baldige Räumung der von Rußland widerrechtlich besetzten Donaufürstentümer zu dringen, und zwar war es unvorsichtigerweise Österreich überlassen worden, eine Anfrage und Aufforderung in diesem Sinne nach Petersburg zu richten, welche Preußen „auf das nachdrücklichste" zu unterstützen versprach[2]. Augenscheinlich verlangte nun das bedrohte preußische Neutralitätsinteresse, daß diese folgenschwere „Sommation" möglichst gelinde ausfiel und möglichst verzögert wurde, damit sie nicht den verhängnisvollen Krieg gegen Rußland entfesselte, vor welchem dem Könige trotz seiner antirussischen Aufwallungen doch im innersten Herzen graute. Nun hatte aber Österreich, unbekümmert um die preußischen Vorstellungen, am 3. Juni das gefürchtete diplomatische Geschoß gegen Rußland abgefeuert, und wenn sich auch der König bei einer bald darauf stattfindenden Zusammenkunft mit dem jungen Kaiser in Tetschen nachträglich mit der österreichischen Note einverstanden erklärte, so hegten doch er und seine Ratgeber die größte Besorgnis vor dem Unheil, das sie in Petersburg anrichten könne. Um die drohende Gefahr von Preußen abzuwenden, wurde daher beschlossen, den in solchen Missionen bereits erprobten Flügeladjutanten Edwin von Manteuffel, welcher

---

[1] S.W. 53/4 S. 582. Das Gespräch drehte sich außerdem um Louis Napoleon, gegen den Leopold eine allgemeine europäische Koalition wünschte. Er verurteilte daher die preußenfeindliche Politik Österreichs. Vgl. über diese Audienz auch die Stelle S.W. 49/50 S. 549.

[2] Poschinger, Unter Friedrich Wilhelm IV., Denkwürdigkeiten Otto v. Manteuffels Bd. 2, Berlin 1901, S. 444.

seit dem 1. Oktober 1853 als Regimentskommandeur in Düsseldorf stand, unverzüglich nach Berlin kommen zu lassen, um ihn, wohlinstruiert und mit einem eigenhändigen Briefe des Königs an den Zaren ausgerüstet, nach Petersburg zu senden, damit er dort durch beschwörende und eindringliche Vorstellungen Nikolaus zur Nachgiebigkeit in der heiklen Besetzungsfrage bewege[1].

Diesen kurzen Aufenthalt des Freundes in Berlin um den 10. Juni herum benutzte Ranke dazu, um nach Rücksprache mit ihm und dem russischen Gesandten von Budberg, zu welchem er in ähnlichen Beziehungen stand wie einst zu Meyendorff, seine Ansichten über die Lösung des türkischen Problems in einem „flüchtig hingeworfenen" Memoire zusammenzufassen, welches Manteuffel dann mit nach Petersburg nahm und dort der Zarenfamilie persönlich vorlas. Leider ist dieses Memoire nicht bekannt geworden[2]; wir erfahren nur, daß es einen außerordentlich

[1] Vgl. darüber Leopold v. Gerlach II S. 160 ff.

[2] Über das Schicksal dieses Memoires berichtet Manteuffel selbst in einem Briefe an Ranke vom 18. Februar 1873 (Dove, Ausgewählte Schriftchen S. 263). Zunächst wäre man nun geneigt, das von Manteuffel dort angeführte Schriftstück mit dem in der „Histor. Ztschr.", Jahrg. 1865, S. 426 ff. und S.W. 43/4 S. 546 ff. publizierten Gutachten Rankes zur orientalischen Frage zu identifizieren, zumal es an der erwähnten Briefstelle Manteuffels heißt: „Ich möchte Sie bitten, das Memoire zu lesen, das Sie schrieben, als ich 1854 nach Petersburg gehen mußte, um Kaiser Nikolaus aufzufordern, die Fürstentümer zu räumen." Manteuffel glaubte also offenbar dieses Memoire im Besitze Rankes, der es dann ohne weiteres lesen und publizieren konnte. In dieser einfachen Annahme wird man aber gestört durch eine Notiz H. v. Sybels, der berichtigend an A. Dove schrieb (S.W. 53/4 S. 671 Anm.): jenes erste, von Manteuffel nach Petersburg mitgenommene Schriftstück sei nicht identisch mit dem bekannten Gutachten; es sei „lange nicht so interessant und lehrreich" wie dieses, das erst „einige Monate später" ausgearbeitet worden sei; auch habe Ranke damals selbst gesagt, daß er jenes erste, aus den Besprechungen mit Manteuffel und Budberg hervorgegangene Memoire „nur flüchtig" hingeworfen und kein Konzept davon behalten habe. Diese Angaben Sybels zu bezweifeln, liegt nicht der geringste Grund vor: als Direktor der Staatsarchive hat Sybel offenbar jenes erste Schriftstück eingesehen, das sich jedenfalls bei den Akten befindet; außerdem hatte er schon 1865 das bekannte Gutachten in seiner „Historischen Zeitschrift" im Einverständnis mit Ranke veröffentlicht und besprochen, wird also über seine Entstehung von Ranke selbst orientiert worden sein. Man

günstigen Eindruck auf Nikolaus machte, welcher „bei verschiedenen Sätzen und auch am Schluß" ausrief, „das unterschreibe er mit seinem Blute", welcher weiter Manteuffel beauftragte, den ihm gänzlich unbekannten Verfasser zu grüßen, und endlich das Memoire, weil es seine Ansichten über die Lösung der Streitfrage enthalte, dem Fürsten Gortschakoff als Instruktion mitgab, der soeben nach Wien ging, um dort den von seinem Schwager Buol gründlich düpierten Meyendorff zu ersetzen. Dieser Erfolg, welcher auch am Berliner Hofe lebhaft besprochen wurde[1], mag nun der Anlaß geworden sein, daß Ranke, der von seinem Memoire kein Konzept behalten hatte, dessen Ideen noch einmal und wahrscheinlich wieder unter Mitwirkung Budbergs in einem nicht lange darauf[2] ausgearbeiteten Gutachten ausführlicher

---

muß also annehmen, daß Manteuffel in der zitierten Briefstelle das erste Memoire mit dem späteren Gutachten verwechselt hat. Übrigens könnte Doves Vermutung, welche Sybel zu seiner Berichtigung veranlaßte, doch stimmen: das in einer Briefstelle Manteuffels vom 18. Februar 1855 (S.W. 49/50 Vorrede S. XIII) erwähnte Memoire Rankes, das dieser an Budberg gegeben, und von dem Manteuffel für Budberg eine Abschrift habe nehmen lassen, könnte ganz gut identisch mit dem bekannten späteren Gutachten sein. Ranke wird dieses jedenfalls Budberg mitgeteilt haben, der für Weiterbeförderung nach Petersburg sorgen sollte; das Original hat er dann zurückerhalten und später veröffentlicht.

[1] Am 1. Juli notierte sich Leopold von Gerlach aus dem Inhalte einer soeben eingetroffenen Petersburger Depesche: „Ein Promemoria von Ranke, was Manteuffel Kaiser und Kaiserin und Thronfolger hat vorlesen müssen, wird sehr beachtet." Er erwähnt weiter aus dem Gespräche, das sich an diese Depesche knüpfte, eine Bemerkung des Königs über die Geringschätzung, mit welcher man früher in Petersburg die Arbeiten von Professoren behandelt habe. Denkwürdigkeiten II S. 172.

[2] Nach der Überschrift in Bd. 13 der „Histor. Ztschr." (S. 406) ist das Gutachten im Juli 1854 dem Könige vorgetragen worden. Wenn Sybel es daher „einige Monate" nach dem ersten Memoire entstehen läßt (in seiner Zuschrift an Dove), so ist das nicht genau, es handelt sich um einen Zeitraum von einhalb bis anderthalb Monaten. Übrigens geht aus dem Inhalt des Gutachtens selbst hervor, daß es vor dem 8. August verfaßt worden sein muß; denn am Schlusse kritisiert Ranke die Reformvorschläge des Wiener Protokolls vom 9. April. Er weiß also noch nichts von den am 8. August zwischen Österreich und den Westmächten vereinbarten „vier Punkten", deren einer sich gleichfalls mit den Rechten der Christen befaßt.

wiederholte und begründete. Jedenfalls wird auch der König gewünscht haben, die vom Zaren so beifällig aufgenommenen orientalischen Reformvorschläge seines Historikers in diplomatisch brauchbarer Form zu erhalten, um sie eventuell verwenden zu können, und Ranke hat sich diesem Wunsche um so bereitwilliger gefügt, als er seit dem 3. Juli zugleich mit Otto von Bismarck Mitglied des wieder einmal reaktivierten Staatsrats und damit offizieller Ratgeber der preußischen Krone war[1]. So etwa muß man sich nach den vorliegenden Nachrichten die Entstehung dieses Gutachtens denken, welches dann in der „Historischen Zeitschrift" mit einem ausführlichen Kommentare Heinrich von Sybels veröffentlicht worden ist, und welches Ranke in die Analekten des Bandes 43/44 seiner „Sämtlichen Werke" aufgenommen hat[2].

Gleich die Einleitung geht auf den Kern des Problems ein, nämlich auf die internationalen Prämissen, auf Grund welcher Ranke seine orientalischen Schlußfolgerungen ziehen zu dürfen glaubt; von ihrer Richtigkeit oder Verkehrtheit wird man daher wesentlich das Urteil über die praktische Brauchbarkeit seiner Reformprojekte abhängig machen müssen. Nun waren, wie wir wissen, die eigentlich treibenden Kräfte des internationalen Konfliktes gar nicht so sehr in dem innertürkischen Chaos selber als vielmehr in den durchgreifenden europäischen Machtgegensätzen zu suchen, welche an dieser besonders gefährdeten Stelle zu dem auf die Dauer doch wohl unvermeidlichen akuten Ausbruch geführt hatten. Das war aber für Rankes Zwecke eine sehr

[1] Vgl. darüber „Deutsche Revue", September 1901, S. 364. Der Staatsrat wurde am 4. Juli eröffnet. Leopold v. Gerlach II S. 173.

[2] Übrigens stimmt der Wortlaut der Publikation in der „Hist. Ztschr." nicht genau mit dem in Bd. 43/4 der S.W. überein. In der späteren Form des Gutachtens bemerkt man gegen die frühere Verbesserungen stilistischer Natur, kürzende Striche, vor allem auch sorgfältige Glättung allzu scharfer Ausdrücke. Einmal ist sogar eine für Rankes Hintergedanken recht bezeichnende Stelle fortgefallen, von der noch die Rede sein wird. Es scheint, daß Ranke bei der Neubearbeitung seiner serbischen Geschichte auch sein Gutachten einer Retusche unterworfen hat, ein Verfahren, über dessen Zweckmäßigkeit bei einer als Urkunde mitgeteilten Denkschrift man immerhin verschiedener Meinung sein kann.

unbequeme Tatsache; denn gab er erst einmal zu, daß die spezifisch osmanische Frage weniger Subjekt als Objekt der internationalen Feindseligkeiten sei, so lag die Folgerung nahe, daß man einmal von ihr allein aus diesen nicht werde beikommen können, und daß anderseits der Versuch einer isolierten Lösung des türkischen Problems nach rein sachlichen, den inneren osmanischen Bedürfnissen entnommenen Gesichtspunkten so ziemlich illusorisch bleiben werde. In den einleitenden Sätzen versucht er denn auch, diese Tatsache möglichst abzuschwächen und über den verhängnisvollen europäischen Machtgegensatz hinwegzukommen, indem er sich, entsprechend der Politik des Königs und seiner Ratgeber[1], an die scheinbare Gleichförmigkeit der Erklärungen hält, laut welchen alle so heftig entzweiten Mächte doch übereinstimmend versichert hatten, den Territorialbestand der Türkei achten und für ihre christlichen Bewohner Sorge tragen zu wollen. Damit gewinnt er für seine türkische Reformaktion eine in Wahrheit freilich reichlich fiktive internationale Solidaritätsbasis, von welcher aus sich der ganze Streit der im Grunde einigen Mächte wie eine etwas hitzige Meinungsverschiedenheit über die beste Methode der allgemein als Notwendigkeit anerkannten Reform ausnimmt; es erscheint weiter wie eine von allen Beteiligten freudig zu begrüßende Wohltat, wenn es gelingt, durch zweckentsprechende Festsetzungen die türkischen Zustände so zu konsolidieren, daß der aufreizende Anspruch „einer ausschließenden Advokatur für die Christen griechischer Konfession von seiten Rußlands" und damit das den ganzen unerwünschten Konflikt verschuldende Streitobjekt verschwindet.

Nachdem er so seinen Vorschlägen durch einen Appell an den supponierten guten Reform- und Friedenswillen der Mächte den Weg geebnet hat, setzt er sich zunächst in höflichen Wendungen

[1] Der Gedanke, die christenfreundlichen Erklärungen des Wiener Protokolls vom 9. April für die Zwecke der preußischen Politik auszunutzen, war Gerlach schon im Mai gekommen; er schrieb damals in sein Tagebuch: „Ein positiver Gedanke über das türkische Reich, über die Behandlung der Christen würde von ungeheurer Wirkung sein, weil es außerordentlich schwer sein müßte, ihn zu widerlegen." Denkwürdigkeiten II S. 149.

mit den Verbesserungen auseinander, die bisher von internationaler Seite angeregt oder praktisch versucht wurden. Leider ist er genötigt, sie alle abzulehnen. Das russische Protektorat über die orthodoxe Rajah hat er schon oben verworfen; aber auch eine Verstärkung der Rechte des griechischen Patriarchen und der ihm untergeordneten Bischöfe scheint ihm wenig zweckentsprechend, weil diese griechischen Kleriker oft von Konstantinopel abhängig und den slawischen Christen feindlich gesinnt seien. Endlich sei auch der schon tiefer eingreifende Vorschlag Englands, das christliche Zeugnis vor Gericht dem moslimischen gleichzusetzen, praktisch undurchführbar, weil ein osmanischer Richter, wie das Schicksal aller großherrlichen Reformversuche beweise, schon aus religiösen Gründen gegen einen Giaur, einen Ungläubigen, nie Gerechtigkeit üben dürfe.

Damit ist er bei dem fundamentalen Leitsatz seines orientalischen Programms angelangt, welchen er bereits in der ersten Auflage der „serbischen Revolution" an die Spitze seiner Reformforderungen gestellt hatte. Er lautet: „Die Bevorzugung der Bekenner des Islam vor den Christen, oder vielmehr die Herrschaft der einen über die anderen" bildet den eigentlichen Grund der türkischen Mißregierung; an diesem Punkte muß daher jede wahre Reformtätigkeit ansetzen: „Die christlichen Einwohner der Türkei müssen aufhören, Rajah, das ist Unterworfene der den Staat ausmachenden, allein berechtigten Bekenner des Islam zu sein, sie müssen Untertanen der Pforte werden ebenso wie die Osmanli selbst". Lebhaft appelliert er angesichts dieser religiösen Tyrannei an das christliche Gewissen der Mächte: da sie die Macht dazu haben, so haben sie auch „ohne Zweifel eine heilige Pflicht", „diesem für sie selbst entwürdigenden Zustand ein Ende zu machen".

Ehe er sich nun aber in die Einzelheiten seines Programms vertieft, erledigt er einen nicht unbedenklichen Einwand, der namentlich von westmächtlicher Seite gegen seinen Leitsatz erhoben werden könnte: den Vorwurf nämlich, daß er es damit auf eine weitgehende nationale Emanzipation der Balkanprovinzen nach

serbischem Muster abgesehen habe, welche, wie er selber zugesteht, der Pforte „nicht zugemutet" werden könne. Dergleichen sei aber auch nicht beabsichtigt; es komme nur darauf an, „einige Bedingungen festzusetzen, ohne welche an ein ruhiges und gesichertes, wenn auch untergeordnetes persönliches Dasein nicht zu denken ist".

Nachdem er so den leitenden Gedanken seiner Reformideen entwickelt und sichergestellt hat, wendet er sich den einzelnen Punkten zu, welche er für notwendig hält, um der Rajah dieses erträgliche Dasein zu ermöglichen. Es sind ihrer drei. Erstens sollen die Christen „das Recht auf Eigentum, namentlich sichern und gesetzlich gewährleisteten Grundbesitz" erhalten. Darunter versteht er jedoch nicht die Aufhebung der Grundrenten an die gesetzlichen türkischen Lehensherren, sondern nur Schutz gegen das gesetzlose Treiben mohammedanischer Abenteurer, welche durch ihre gewaltsamen Expropriationen die christlichen Bevölkerungen in Serbien und Bosnien zum Aufstande gereizt hätten. Zweitens sollen die Christen Richter ihrer eigenen Religion und Nationalität erhalten, damit sie endlich der ihnen unter moslimischer Jurisdiktion nun einmal versagten Segnungen von Gesetz und Recht teilhaftig werden. Für die gerichtlichen Auseinandersetzungen zwischen Christen und Türken verweist er dabei auf das Belgrader Muster; denn obwohl er oben geleugnet hatte, serbischen Zuständen das Wort zu reden, schweben ihm diese doch insgeheim bei allen seinen Ausführungen vor; ja, er will sogar ähnlich wie in Serbien das platte Land möglichst von den Osmanen evakuiert und diese um die Festungen konzentriert wissen, damit so die Reibungsfläche zwischen den beiden feindlichen Bevölkerungen verringert werde. Den dritten Programmpunkt endlich bildet die Forderung, daß das Eintreiben der Steuern künftig den christlichen Stammes- und Gemeindehäuptern selber überlassen werde, damit die dadurch hervorgerufenen osmanischen Gewaltsamkeiten endgültig aufhören. Die Formel, in welche er am Schlusse dieses Abschnittes seine Vorschläge für einen etwaigen Friedensentwurf zusammenfaßt, lautet: „Den christlichen Einwohnern

der Türkei soll, wie die freie Ausübung ihrer Religion, so auch das Recht auf ihr Eigentum für immer gewährleistet sein: sie sollen Richter und Vorsteher von ihrer Religion und Nation haben".

Wäre es nun einzig darauf angekommen, zweckentsprechende Medikamente für die Heilung des kranken Mannes am Bosporus anzugeben, so hätte Ranke mit dieser Formel schließen können; ganz durfte er aber der Erkenntnis nicht aus dem Wege gehen, daß es vielleicht noch wichtiger und schwieriger war, den widerwilligen Patienten zum Schlucken einer solchen bitteren Medizin und sein entzweites europäisches Ärztekollegium zur einmütigen Verordnung des bedenklichen Reformtrankes zu bewegen. Dieser obersten und heikelsten Aufgabe, die ihm aus seinen orientalischen Reformvelleitäten erwächst, widmet er daher einige weitere, für uns besonders interessante Ausführungen.

Um das voraussichtliche Mißtrauen des Sultans und der Westmächte gegen seine Rezepte zu zerstreuen, ergeht er sich in optimistischen Versicherungen über die günstigen Wirkungen, welche seine Kur auf den siechen türkischen Staatsleib haben werde; er malt das uns bereits aus der „serbischen Revolution" bekannte, liebliche Zukunftsbild von dem friedlichen Nebeneinanderwohnen der zu Kultur und Loyalität bekehrten beiden Bevölkerungen und preist die moralische und materielle Erstarkung der Türkei, welche daraus resultieren müsse.

Wie schon damals, so vertraut er aber auch jetzt wieder sein Reformprojekt der Überzeugungskraft dieser lockenden Bilder allein nicht an, sondern fordert zugleich eine sanfte Zwangsexekution, welche das türkische Widerstreben freundlich aber energisch überwinden soll. Bereits damals hatte er ein Eingreifen der europäischen Mächte verlangt; jetzt schlägt er eine Kooperation der Rajah mit den solidarischen Großmächten vor. Um sich der osmanischen Gewalttätigkeiten erwehren zu können, die angesichts der traditionellen Schwäche der Pforte selbst beim besten Willen der türkischen Zentralgewalt für die Durchführung der Reformen nun einmal zu befürchten seien, soll die Rajah kurzweg mit Waffen versehen werden; sei dann erst die Neu-

ordnung eingeführt, und seien die rebellischen Osmanen von der Pforte bezwungen, so könne man ja auch den Christen die Waffen wieder abnehmen. Dieser Vorschlag kommt zwar Ranke selbst einigermaßen bedenklich vor, aber er weiß nun einmal keinen besseren; auch brauche man ihn ja nicht ausdrücklich in die Friedensbedingungen aufzunehmen, er gehöre vielmehr in die Instruktion der zur Ausführung des Friedens niedergesetzten Kommission der großen Mächte.

Denn ohne die „unmittelbare Teilnahme" der großen Mächte, so betont er mit Nachdruck, werde doch jede Reform auf dem Papier bleiben. Noch einmal ermahnt er Europa dringend, sich seinen orientalischen Pflichten nicht zu entziehen und im Interesse des guten Zweckes in das immerhin bedenkliche Mittel zu willigen, für die auf etwa zehn Jahre zu bemessende Reformarbeit die Souveränität seines türkischen Schützlings erheblich einzuschränken. Das Endziel bleibe ja doch, „daß das Reich künftig einmal, wenn es überhaupt in der Bestimmung der Welt liegt, wieder zu seiner vollen Macht und Selbständigkeit gelange"[1]. Dazu müßten aber die Westmächte nicht, wie es in dem Protokoll vom 9. April[2] geschehen sei, den Hauptnachdruck auf die bürgerliche, sondern auf die religiöse Gleichstellung der Christen legen, denn eben von der religiösen sei auch ihre bürgerliche Emanzipation abhängig.

Wie Ranke in einer „nachträglichen Bemerkung" erzählt, welche er seiner Denkschrift in Band 43/44 der „Sämtlichen Werke" angehängt hat[3], fand dieses Gutachten „bei dem König, dem es vorgelegt, und dem Kaiser Nikolaus, dem es mitgeteilt wurde", so vielen Beifall, „daß man kaum begreift, wie es bei

[1] Der für Rankes Hintergedanken sehr charakteristische Konditionalsatz ist in Bd. 43/4 der S.W. fortgelassen.

[2] Das bezieht sich auf den zweiten Punkt dieses Protokolls, welcher für die Christen alle die bürgerlichen und religiösen Rechte forderte, die mit der Unabhängigkeit und Souveränität des Sultans vereinbar seien. Auch Preußen war diesem zwischen Österreich und den Westmächten vereinbarten Protokoll beigetreten.

[3] S.W. 43/4 S. 551.

den späteren Verhandlungen ganz unberücksichtigt hat bleiben können". Drückt sich hierin eine gewisse Enttäuschung aus, die verrät, welche hoffnungsvollen Erwartungen der Historiker an sein Gutachten geknüpft hatte, so können wir uns freilich über seinen schließlichen Mißerfolg nicht so sehr verwundern; denn auch diese orientalische Denkschrift zeigt die bereits aus den Gutachten zur deutschen Frage bekannten Eigenschaften der Rankeschen Politik, sowohl ihre Vorzüge wie ihre Nachteile.

Wie er es bei seinen preußisch-nationalen Bemühungen mit historisch-politischem Scharfblick verstanden hatte, die wesentlichen Faktoren des deutschen Problems zu erkennen und den inneren Forderungen der Sache gemäß zu einem prophetisch anmutenden Resultate zu kombinieren, so weiß er auch hier im orientalischen Chaos die leitenden Fäden der Entwicklung zu erfassen, zu entwirren und zu einem Zukunftsgebilde zu verspinnen, welches dem tatsächlichen Produkte des geschichtlichen Prozesses der letzten Jahrzehnte in allen wesentlichen Punkten ähnlich sieht. Die Lösung der orientalischen Frage, soweit sie bis heute erfolgt ist, hat sich in der Tat auf dem Wege einer allmählich fortschreitenden religiös-nationalen Rajahemanzipation von türkischer Oberhoheit vollzogen, welchen Ranke von jeher für den allein gangbaren erklärt hatte, welchen er auch wieder in dieser Denkschrift empfiehlt, obwohl er darin mit einer kleinen Beimischung von diplomatischem Machiavellismus versichert, an dem inneren und äußeren Bestande der Türkei nicht rühren zu wollen. Nicht die Herrschaft Rußlands oder einer anderen der rivalen europäischen Großmächte hat, wenigstens auf dem größten Teile der Balkanhalbinsel, die unaufhaltsam weichende osmanische abgelöst; die türkische Rajah hat sich vielmehr unter der Mitwirkung Europas im eigenen christlichen Staatswesen zunächst unter der Oberhoheit der Pforte konstituiert und ist dann Schritt für Schritt zu völliger Unabhängigkeit gelangt. Ob die neuesten türkischen Konsolidierungsbestrebungen mit Hilfe der von Ranke für unwirksam erklärten westlichen Ideen den weiteren Zerfall des Reiches wirklich endgültig verhindern werden, bleibt abzuwarten.

Aber wie aus seinen der deutschen Frage gewidmeten Denkschriften, so kann man auch aus diesem orientalischen Gutachten ersehen, daß es ein anderes ist, geschichtliche Zukunftsnotwendigkeiten klar erkennen und formulieren, und ein anderes, diese Notwendigkeiten selber in die Tat umsetzen. Wie er dort, vornehmlich auf die inneren Triebkräfte der historischen deutschen Entwicklung und die sachlich-ideelle Macht der darauf gegründeten Forderungen vertrauend, den hemmenden äußeren Gewalten viel zu wenig Beachtung geschenkt und an ihrem leidenschaftlichen Widerstande politisch gescheitert war, so muß auch hier sein türkisches Reformschifflein, obwohl es aus historisch soliden Planken gezimmert ist, doch notwendig von dem Strudel der europäischen Machtgegensätze erfaßt und in ihn hinabgezogen werden. Denn in dem Verhältnis der rivalen großen Mächte zueinander lag nun einmal der wahre Schlüssel des orientalischen Problems verborgen; wie die deutsche so war auch die orientalische Frage wesentlich eine europäische Machtfrage, und gerade in diesem entscheidenden Punkte zeigt Ranke wieder seine bekannten, liebenswürdigen Illusionen. Nicht, als wüßte er nichts von der Existenz dieser dominierenden Kräfte: ist doch die Lehre von dem Spiel und Kampf der großen Mächte fast die Hauptsignatur seiner geschichtlichen Auffassung; aber für die Praxis zeigt sich auch hier wieder, daß es seiner Denker- und Dichternatur versagt war, die letzten politischen Konsequenzen aus diesem so klar erkannten historischen Gesetze zu ziehen. Der europäische Schwerpunkt des orientalischen Problems erscheint in seiner Denkschrift zugunsten des innertürkischen verschoben, die Kräfte, auf welche es vorzüglich ankam, füllen als einigermaßen verschwommene Masse den Hintergrund; denn der einmütige Friedens- und Reformwille Europas, auf welchen er sein Projekt basiert hatte, bildete nun einmal ein durchaus trügerisches Fundament. Weder war die Sehnsucht nach „allgemeiner Beruhigung", welche der kampfscheue Historiker den großen Mächten imputierte, für den entschlossenen Willen Westeuropas ein irgendwie maßgebendes Prinzip, noch besagte die äußere Ähnlichkeit der internationalen

Erklärungen zum Schutze der Christen etwas Wesentliches; denn jede der beteiligten Mächte suchte naturgemäß bei der türkischen Reform vor allem ihren eigenen Vorteil.

Eben der Grad nun, in welchem Rankes sachliche Vorschläge sich dem unsachlichen Egoismus der einzelnen, im Orient interessierten Großmächte anpaßten, mußte auch über ihre Annahme oder Ablehnung und damit über das Schicksal der Denkschrift entscheiden.

Was zunächst Preußen anlangte, so entsprach ihre pazifikatorische und sachlich-reformatorische Tendenz allerdings wesentlichen Bedürfnissen der amtlichen preußischen Politik; sie kam obendrein der persönlichen christenfreundlichen Schwärmerei des Königs noch besonders entgegen, der auch den einigermaßen machiavellistischen Hintergedanken seines Schützlings bezüglich der türkischen Zukunft im Herzen teilte[1]. Das Lob, welches die Denkschrift von dieser Seite fand, war also ein verdientes und ehrliches; freilich genügte es noch lange nicht, um dem Gutachten die internationale Beachtung zu verschaffen, welche zum Erfolge unerläßlich war; denn die Velleitäten der kleinsten und direkt am wenigsten beteiligten Großmacht bildeten nun einmal im europäisch-orientalischen Rechenexempel einen ziemlich untergeordneten Faktor.

Erheblich wichtiger war dafür der lebhafte Beifall des russischen Kaisers, welcher nach Rankes Angabe in der „nachträglichen Bemerkung" wie dem ersten, so auch diesem zweiten Gutachten zuteil geworden zu sein scheint; auf ihn wird Ranke vornehmlich seine Hoffnungen gesetzt haben. Mit diesem Beifall hatte es aber zweifellos schon eine etwas andere Bewandtnis als mit dem verhältnismäßig uninteressierten preußischen: er verriet deutlich, welcher der im Oriente kämpfenden Mächte Rankes uneigennützige Reformbestrebungen zunächst zugute gekommen wären. Allerdings mutete die Denkschrift auch Rußland erhebliche Opfer zu: sie verwarf das einseitige Protektorat über die ortho-

[1] Vgl. darüber die Briefstelle an Bunsen. S.W. 49/50 S. 547 f.

doxen Balkanchristen, welches der Zar in so anmaßender Weise durch Menschikoff für sich begehrt hatte, und verlangte statt seiner eine gemeinschaftliche Exekutivkommission der europäischen Großmächte. Das war aber ein Opfer, über dessen Unvermeidlichkeit selbst Nikolaus sich im Sommer 1854 schwerlich noch Täuschungen hingeben konnte. Hatte doch diese überhebliche Forderung ganz Europa gegen Rußland aufgebracht; sogar Preußen hatte sie ausdrücklich mißbilligt, und ein Festhalten an ihr drohte dem Zarenreiche seine letzten Freunde zu entfremden. Dazu kam, daß die militärischen Operationen Rußlands bereits eine ungünstige Wendung genommen hatten: der Vorstoß gegen den Balkan war mißlungen; die Räumung der voreilig besetzten Donaufürstentümer hatte Österreich und Preußen zugestanden werden müssen; bereits sprach man von einem Angriff der Verbündeten auf russisches Gebiet. Die Politik des Zaren befand sich also unzweifelhaft auf dem Rückzuge und konnte nicht mehr hoffen, eine so exponierte Trutzburg wie das Protektorat über die orthodoxen Christen zu behaupten; für sie galt es nur noch, von ihren Positionen so viel zu halten, wie noch wirklich haltbar war.

In dieser Hinsicht aber kamen ihr Rankes Emanzipationsvorschläge sehr zustatten; denn sie begegneten sich in sehr wesentlichen Punkten mit Forderungen der russischen Politik. Von Anfang an hatte die russische Aktion im Orient den Hauptnachdruck auf die Sicherung der religiös-nationalen Rechte der Christen gelegt im Gegensatze zur westmächtlichen, welche den Unterdrückten nur einige bürgerliche Vorteile verschaffen wollte. Reformvorschläge, welche sich auf religiös-nationaler Grundlinie bewegten, kamen daher den Wünschen des Zaren in einer wichtigen Tendenz entgegen. Eine auf religiös-nationaler Grundlage emanzipierte, slawisch-orthodoxe Rajah, wie sie Ranke schaffen wollte, mußte eben ganz naturgemäß nach dem panslawistisch-orthodoxen Zentrum Rußland hin gravitieren; eine gesamteuropäische Mächtekommission hätte diesen natürlichen Hang schwerlich unterdrücken können, und so wäre, wenn auch nicht das offizielle Protektorat, so doch der vorwaltende Einfluß über

die emanzipierten Balkanchristen Rußland zugefallen. Endlich war klar, was Ranke teils aus Diplomatie, teils aus liebenswürdiger Kulturideologie in seiner Denkschrift bestritt, was er aber, wie aus seiner Äußerung gegen Leopold von Belgien hervorgeht, doch im Herzen als unvermeidlich ansah, daß nämlich die von einer solchen Reformaktion in Bewegung gesetzten Kräfte unmöglich für immer auf dem Punkte verharren konnten, welchen die Denkschrift ihnen anweisen wollte, daß eine solche Emanzipation, bei welcher obendrein die bewaffnete Rajah selber mitwirken sollte, nur den ersten Akt zur völligen Losreißung der christlichen Balkanvölker von der Türkei gebildet hätte. Über solche zukünftigen südslawischen Staaten aber hoffte der russische Panslawismus wie über eigene Provinzen schalten zu können, — allerdings einigermaßen zu Unrecht, wie die Folgezeit gelehrt hat. Rechnet man schließlich noch hinzu, daß Rankes in Rußlands Lage so vorteilhafte Vorschläge die Approbation des preußischen Königs gefunden hatten, den man von westmächtlich-österreichischer Seite her so eifrig in die antirussische Kombination hineinzuziehen suchte, so begreift sich der lebhafte Beifall des Zaren, ein Beifall freilich mit egoistischen Hintergedanken, welcher den von Rankes Gutachten unfreiwillig geförderten russischen Interessen galt.

Eben das, was Rankes Vorschläge in Nikolaus' Augen so erfreulich erscheinen ließ, mußte sie nun aber der Türkei und den Westmächten unannehmbar machen. Um den Sultan vor der drohenden Mediatisierung durch den Zaren zu retten, hatten England und Frankreich zu den Waffen gegriffen; wie hätten sie je darein willigen sollen, ihren Schützling aus purer religiös-historischer Begeisterung eigenhändig zugunsten seiner orthodoxen und russenfreundlichen Untertanen zu expropriieren? Aus Rücksicht auf den christlich-humanitären Cant waren die westmächtlichen Regierungen freilich gezwungen gewesen, die Linderung des Schicksals der Rajah in ihr Programm aufzunehmen; aber eine wirkliche Christenemanzipation, die nur auf Kosten der Türkei und zugunsten der russischen Ideen erfolgen konnte, hätte sie in

schärfsten Widerspruch zu ihren eigenen, wohlverstandenen Interessen gesetzt, ein Verhalten, das um so widersinniger gewesen wäre, je deutlicher sich die Wagschale des Sieges auf ihre Seite neigte. Darauf beruht es vor allem, daß die von Ranke getadelten englisch-französischen Vorschläge von national-religiöser Selbstverwaltung der Christen nichts wissen wollten und der Rajah nur einige bürgerliche Rechte zugestanden, mochte dabei auch der naive Glaube des westlichen Liberalismus an die internationale Unfehlbarkeit seiner Rezepte ein wenig mitspielen. Aus diesem schlagenden Grunde lehnten dann auf dem Pariser Kongreß die Westmächte jeden Zwang gegen die ins europäische Konzert aufgenommene Türkei ab und begnügten sich mit dem völlig unwirksamen Hatti Humayun von 1856.

Zusammenfassend kann man also sagen: Rankes aus reinster Teilnahme für eine große historische und religiös-kulturelle Notwendigkeit geborener Reformplan mußte nun einmal in die erheblich unreinere Sphäre der widerstreitenden europäischen Machtinteressen geraten und wurde hier ein Werkzeug des orientalischen Egoismus Rußlands. Sein Schicksal war also mit Sieg oder Niederlage des Zarenreiches eng verknüpft, und es kann nicht weiter wundernehmen, daß nach der schweren militärisch-politischen Demütigung der östlichen Großmacht von einer Reform im Rankeschen Sinne beim Friedensschluß keine Rede war. Wenn der Historiker damals wirklich noch auf einen Erfolg gehofft hat[1], so würde das beweisen, daß er auch später die praktische

[1] Man könnte das aus der Art vermuten, wie er sich später über die orientalischen Streitfragen dieser Jahre geäußert hat. Er hielt dabei an den leitenden Gesichtspunkten seiner Denkschrift fest. So erklärt er S.W. 49/50 S. 548: Der „wichtigste" Moment in diesen orientalischen Wirren sei von dem Gegensatze zwischen Moslimen und Rajah gebildet worden, der einen Ausgleich unter europäischer Vermittlung notwendig gemacht habe; den internationalen Gegensätzen weist er dort eine Nebenrolle zu. In der schon mehrfach erwähnten „Nachträglichen Bemerkung" S.W. 43/4 S. 551 und an der Stelle S.W. 43/4 S. 408 f. setzt er sich mit den von ihm bekämpften westmächtlichen Vorschlägen und Reformen in einer Weise auseinander, als habe es sich dabei wesentlich nur um eine sachlich-doktrinäre

internationale Tragweite seiner gutgemeinten orientalischen Reformpolitik nicht erkannt hat.

Mit größerem Rechte durfte er sich freilich darüber verwundern, daß auch in den während des Krieges geführten Unterhandlungen seine Denkschrift von der russischen Diplomatie so gänzlich ignoriert wurde, und daß namentlich jenes erste, vom Zaren so lebhaft applaudierte Memoire, welches Gortschakoff mitgegeben wurde, und welches in den Hauptpunkten gewiß mit dem späteren Gutachten übereinstimmte, doch während der Wiener Tätigkeit des neuen Botschafters gar keine Rolle spielte. Man kann finden, daß es diplomatisch klug von Gortschakoff gewesen wäre, wenn er ein vom preußischen Könige und vom Zaren gebilligtes Gutachten bei den Wiener Verhandlungen ins Gefecht geführt hätte. Immerhin weist die von Gortschakoff der österreichischen Regierung während der Wiener Friedenskonferenz am 7. Januar 1855 überreichte orientalische Reformdenkschrift[1] in der Grundtendenz und auch in den Einzelheiten mancherlei Berührungspunkte mit Rankes Ideen auf; doch ist einerseits die darin verlangte religiös-nationale Rajahemanzipation eine erheblich detailliertere und durchgreifendere als die, welche Ranke gefordert hatte, und anderseits begnügt sich Gortschakoff in der heiklen Frage nach der praktischen Durchführung der Reformen mit der Forderung eines von den Großmächten zu garantierenden Hattischerifs. Man wird vermuten können, daß der russische Diplomat, dessen stark entwickeltem Selbstgefühl es überdies widerstreben mochte, mit der Arbeit eines fremden Professors zu operieren, Rankes Reformvorschläge nicht weitgehend genug im slawisch-russischen Sinne fand, und daß ihm die bedenklichen Exekutivwünsche des Historikers gar zu inopportun schienen. Vielleicht vermied er es auch deshalb, über diesen wichtigen Punkt ausführlicher zu werden, weil er sich nicht durch vorzeitiges Eingehen

Meinungsverschiedenheit und nicht um eine von den Interessen der Sieger diktierte innere Notwendigkeit gehandelt.

[1] Veröffentlicht in dem Buche von F. Eichmann, Die Reformen des Osmanischen Reiches. Berlin 1858, S. 417 ff.

auf die Details eines gemeinsamen Einschreitens der Mächte die Möglichkeit abschneiden wollte, bei einem Umschwung des Kriegsglückes stärkere russische Ansprüche für eine zukünftige internationale Exekutive geltend zu machen. Wie dem auch sei, als Material mag er Rankes Denkschrift für seine Ausarbeitung immerhin benutzt haben. Eine Billigung solcher tiefgreifenden Reformpläne, sei es nun in der Rankeschen oder sei es in der Gortschakoffschen Gestalt, von seiten Österreichs und der Westmächte war freilich gänzlich ausgeschlossen, und da diese Partei nun einmal die Oberhand behielt, so mußte sich der Historiker mit der platonischen Genugtuung begnügen, daß die spätere Entwicklung seinen Ideen recht gab, und sich mit dem realeren Gewinne trösten, daß er auch in rebus orientalibus die Meinung seines geliebten königlichen Herrn getroffen hatte.

Standen die Velleitäten von Rankes türkischer Reformdenkschrift nur in ziemlich losen Beziehungen zu spezifisch preußischen Interessen, so hatte der große Konflikt im Orient doch zugleich eine Seite, welche das Dasein Preußens ungleich näher berührte. Eben das entscheidende Moment, über welches Ranke in seinem Gutachten so leicht hinweggegangen war, der schneidende europäische Machtgegensatz, drohte im Sommer 1854, immer unwiderstehlicher auch auf Zentraleuropa überzugreifen und das mühsam zustande gebrachte und behauptete gesamtdeutsche Neutralitätssystem zu zerstören. Nachdem der Zar in die Räumung der Donaufürstentümer gewilligt und damit den gefährlichen Zusatzartikel des Bündnisses vom 20. April gegenstandslos gemacht hatte, glaubte man in Berlin zunächst, nunmehr der quälenden Sorge ledig geworden zu sein, und gab sich weitgehenden friedlichen Hoffnungen hin. Nur zu bald stellte sich aber heraus, daß man dabei ganz und gar nicht mit der perfiden Mischung von Schwäche und Eroberungslust gerechnet hatte, welche die Politik Buols beherrschte.

Von der lockenden Hoffnung verleitet, die Moldau und Walachei für Österreich erwerben, überhaupt die Erbschaft des Zarenreiches an der unteren Donau antreten zu können, und

gleichzeitig von der Furcht vor der französisch-englischen Feindschaft bedrückt, ließen sich die österreichischen Staatslenker zu immer feindseligeren Schritten gegen Rußland und zu immer engeren Einverständnissen mit den Westmächten hinreißen. Die von Gortschakoff überbrachte russische Antwortnote auf die österreichische Sommation, welche die geforderte Räumung der Fürstentümer der Sache nach zugestand, erklärten sie doch wegen ihrer Form für ungenügend; österreichische und türkische Truppen rückten bald darauf in die von den Russen verlassenen Provinzen ein und regelten das Besatzungsverhältnis in durchaus russenfeindlichem Sinne. Am 8. August vereinigten sich ferner Österreich und die Westmächte zu einer gemeinsamen drohenden Note an Rußland; die darin geforderten „vier Punkte“ [1] richteten sich gegen die bisherige Vormachtstellung des Zarenreiches im Orient, auch zeigte sich bald, daß man diese Forderungen mit dem Hintergedanken aufgestellt hatte, aus ihnen, sobald es das Kriegsglück gestattete, durch gewaltsame Interpretation des ursprünglichen Wortlautes immer neue Ansprüche abzuleiten. Als dann im September mit der Landung in der Krim, dem Siege an der Alma, der Belagerung Sebastopols, die Kriegsereignisse eine für die Westmächte günstige Wendung nahmen, setzte Österreich seine Rüstungen mit verdoppeltem Eifer fort; am 22. Oktober erging sogar der Befehl, die gesamte österreichische Armee auf Kriegsfuß zu setzen [2]. Bereits wurde in österreichischen Militärkreisen der von den Westmächten angeregte, für Preußen höchst gefährliche Gedanke einer Insurgierung Russisch-Polens erwogen [3].

---

[1] Diese vier Punkte enthielten folgende Forderungen: 1. Europäische Garantie für die Rechte der Donaufürstentümer statt des bisherigen russischen Protektorates. 2. Freiheit der Schiffahrt auf den Donaumündungen. 3. Revision des Vertrages von 1841, welcher die Meerengen für fremde Kriegsschiffe sperrte. 4. Verzicht auf jedes russische Protektorat über die orthodoxe Rajah, deren Rechte in einer mit der Souveränität des Sultans verträglichen Weise geordnet werden sollten.

[2] H. Friedjung, Der Krimkrieg und die österreichische Politik, Berlin-Stuttgart 1907 S. 96.

[3] Leopold v. Gerlach II S. 221.

Dieses unaufhörliche Durchgehen Österreichs, das ohne jede Rücksicht auf gemachte Versprechungen und auf die Bedürfnisse des preußischen Bundesgenossen erfolgte, versetzte die Berliner Neutralitätspolitiker in die allerpeinlichste Lage. Hin und her gezerrt zwischen den entzweiten ostmächtlichen Bundesgenossen, wußten sie oft kaum noch aus oder ein und lebten gewissermaßen aus der Hand in den Mund. Deutlich konnte man übrigens unter ihnen eine mehr russen- und eine mehr österreicherfreundliche Partei unterscheiden. In einem Punkte zwar waren alle Lenker der preußischen Geschicke einig, wenigstens seitdem die liberalen Russenfeinde durch die große Reinigungsaktion vom Frühjahr 1854 aus den leitenden Stellen entfernt worden waren: sie trafen sich alle in der Überzeugung, daß die preußische Neutralität, solange es nur irgend angehe, durchgeführt und Österreich vom Kriege abgehalten werden müsse. Für den Fall aber, daß ein Verharren in der Neutralität nicht länger möglich sein werde, zeigten ihre Meinungen recht bemerkenswerte Unterschiede.

Die Kamarilla, deren ganzes Denken von dem doktrinären Gegensatze gegen die Revolution beherrscht war, die überdies von der nervösen Angst vor einer möglichen russisch-französischen Annäherung geplagt wurde, glaubte dann den Krieg „mit richtiger Front", so schwer er auch sein werde, der verbrecherischen Allianz mit dem Bonapartismus immer noch vorziehen zu müssen[1]; aber auch ein Realpolitiker wie der Bundestagsgesandte Otto von Bismarck, der inzwischen gelernt hatte, in Österreich den Hauptfeind Preußens zu sehen, wollte unter allen Umständen verhindern, daß Preußen sich in die Vasallenschaft Österreichs und der Westmächte begebe und ihr zuliebe das für die Zukunft so wichtige gute Verhältnis zum Zarenreiche aufopfere. Otto von Manteuffel dagegen und der König, so verletzt sie sich auch jedesmal über die einzelnen Akte der Buolschen Hinterlist fühlten, erklärten doch immer wieder, einen Krieg gegen die Übermacht Österreichs und der Westmächte nicht führen zu wollen, und arbeiteten auf

[1] Leopold v. Gerlach II S. 229.

die Verstärkung des preußisch-österreichischen Bündnisses hin. Bei Friedrich Wilhelm IV. spielten dabei ohne Zweifel insgeheim seine wiedererwachten deutschen Hoffnungen mit; gegen Leopold von Gerlach tat er einmal den bemerkenswerten Ausspruch: er habe nichts dawider, wenn Österreich sich zum oströmischen Kaiser und ihn zu seinem Vikar in Deutschland mache[1].

Zwischen beiden Nuancen hin und her pendelnd, vermochte die preußische Politik, trotz der offiziellen Neutralität, zu keiner klaren und in sich gefestigten Stellungnahme zu gelangen. Verletzt über das rücksichtslose Verfahren der Wiener Staatsmänner bei der Vereinbarung der Note vom 8. August, welche die vier Punkte enthielt, hatte Preußen z. B. den Beitritt zu dieser Note und die Teilnahme an den weiteren Wiener Konferenzen abgelehnt; trotzdem hatte es aber die Annahme dieser vier Punkte in Petersburg befürwortet und dadurch den Zaren gegen sich aufgebracht, welcher sich zunächst heftig weigerte, auf diese zweideutigen Bedingungen einzugehen[2]. Wie es unentschlossener und lavierender Schwäche zu gehen pflegt, drohte Preußen sich mit allen Parteien zu verfeinden und griff schließlich im quälenden Gefühl seiner Isolierung zu einer Auskunft, welche das Übel nur noch schlimmer machte. Mitte November hatte man in Berlin die Gewißheit erlangt, daß Rußland sich nachträglich doch

---

[1] Leopold v. Gerlach II S. 246. Ähnliche Velleitäten verrät eine von dem allerdings ziemlich unzuverlässigen Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen mitgeteilte „Idee" des Königs („Aus meinem Leben" Bd. 2, Berlin 1905 S. 9 f.). Der Prinz erzählt, als er im Februar 1856 nach Wien gegangen sei, habe ihm der König aufgetragen, den preußischen Gesandten von Arnim und Edwin von Manteuffel, der gerade in Wien weilte, über eine „Idee" zu sondieren, welche der König hatte. Diese bestand darin, einen österreichischen Erzherzog an die Spitze der Donaufürstentümer zu setzen, damit Österreich im Osten beschäftigt werde und Preußen freie Hand in Deutschland behalte. Manteuffel ließ dem Könige raten, den Professor Leopold von Ranke einmal zum Tee einzuladen und um seine Ansicht darüber zu befragen. Dazu bemerkte Friedrich Wilhelm IV.: das sei die einzige brauchbare Antwort über diese Sache, die ihm Hohenlohe bringe. Ob er dem Rate Manteuffels gefolgt ist, erfahren wir aus Hohenlohe nicht.

[2] Vgl. darüber Leopold v. Gerlach II S. 210.

noch zur Annahme der vier Punkte bequemen werde; gleichzeitig hatte man aus Wien friedliebende Versicherungen erhalten: jetzt, wo sie die akute Gefahr eines österreichisch-russischen Konfliktes beseitigt wähnten, glaubten der König und sein Minister den Schritt wagen zu dürfen, den sie schon seit längerer Zeit planten. Am 26. November unterzeichneten sie einen neuen Zusatzartikel zum österreichisch-preußischen Aprilbündnisse, in welchem sie die vier Punkte als Basis für Friedensunterhandlungen mit Rußland annahmen und die Bündnisgarantien auch auf die von Österreich besetzten Donaufürstentümer ausdehnten. Damit hofften sie, aus der Isolierung herauskommen und gleichzeitig Österreich aus der westmächtlichen Umgarnung allmählich loslösen und in das deutsche Neutralitätssystem zurückführen zu können[1].

Niemals in diesem für ihre Wiener Politik so enttäuschungsreichen Jahre waren der König und sein Ministerpräsident ärger düpiert worden: schon wenige Tage darauf, am 2. Dezember, schloß Österreich mit den Westmächten ein förmliches Bündnis ab, von dessen Bevorstehen Preußen nicht das mindeste geahnt hatte. Darin verwarf die Wiener Regierung jedes einseitige Arrangement mit Rußland ohne vorherige Verständigung mit den Westmächten; sie sicherte sich ferner deren Hilfe für den Kriegsfall und erklärte: falls der allgemeine Friede auf Grund der unklaren vier Garantiepunkte nicht bis zum 1. Januar 1855 zustande gekommen sei, werde sie mit ihren neuen Verbündeten „über die rechten Mittel zur Erreichung des Gegenstandes der Allianzen" beraten. Ein äußerst vieldeutiger Ausdruck, der eine Kriegsdrohung zu enthalten schien! Ein weiterer Artikel endlich stellte eine gemeinschaftliche Mitteilung des Vertrages an Preußen und eine gemeinsame Aufforderung zum Beitritt in Aussicht[2].

Die Nachricht hiervon wirkte in Berlin wie eine Bombe

[1] Über Otto v. Manteuffels Motive vgl. seinen interessanten Brief an Bismarck vom 30. November 1854. Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen Bd. II S. 218 ff.

[2] Unter Friedrich Wilhelm IV. Denkwürdigkeiten des Ministerpräsidenten Otto v. Manteuffel, herausg. v. Poschinger, Bd. III S. 2.

und rief zunächst einen heftigen Empörungsausbruch des Königs hervor: er sprach davon, zwei Divisionen gegen Österreich aufzustellen, um auf das Wiener Kriegstreiben abschreckend zu wirken[1]. Aber schon bei der Konferenz, die am 5. Dezember über die zu treffenden militärischen Maßregeln beriet, wiederholte er fortwährend: er wolle sich für Rußland nicht opfern und wolle nicht den Krieg gegen England, Frankreich und Österreich allein bestehen[2]. Sein Minister Manteuffel drängte, wie stets, zu neuen Verhandlungen und zu Konzessionen an Österreich und die Westmächte; kurz, die Russenfreunde am Hofe besorgten immer mehr, daß sich Preußen trotz der erfahrenen Brüskierung doch noch von Österreich in die verabscheute Allianz mit Frankreich fortziehen lassen werde. Angesichts dieser Gefahr hatte Leopold von Gerlach alles aufgeboten, um sie zu beschwören; er hatte den König bestürmt, unter keinen Umständen über den Traktat vom 20. April hinauszugehen, und ihm in einem langen Promemoria Mut zu machen gesucht[3]; außerdem hatte er die Gesinnungsgenossen bei Hofe mobil gemacht und sie mit dem russischen Gesandten von Budberg ins Einvernehmen gesetzt[4].

Nun stand, wie wir wissen, auch Ranke zu Budberg in freundschaftlichen Beziehungen, namentlich seit seinem für Rußland so günstigen orientalischen Gutachten. In dieser kritischen Lage, in welcher jede Hilfe willkommen war, mag nun der russische Diplomat den befreundeten Historiker aufgesucht und ihn bewogen haben, an seinem Teile gleichfalls mitzuwirken, daß der König sich nicht in das verhängnisvolle westmächtliche Bündnis hineinlocken lasse. Das scheint wenigstens aus einer Notiz Leopold von Gerlachs hervorzugehen, der am 13. Dezember in sein Tagebuch schreibt: „Heut trug Ranke ein auf Budbergs Veranlassung verfaßtes Promemoria dem Könige vor“[5]. Diese Denkschrift

[1] Leopold v. Gerlach II S. 253.
[2] a. a. O. S. 254.
[3] a. a. O. S. 252 f.
[4] a. a. O. S. 252.
[5] a. a. O. S. 257.

scheint ferner den Erwartungen der russischen Partei zunächst nicht recht entsprochen zu haben; denn Gerlach bemerkt tadelnd, daß der Historiker darin Rußland „die unbedingteste Nachgiebigkeit" zumute, und notiert einige Tage später, am 18. Dezember: er habe Ranke am 17. getroffen, der sein Promemoria nach seinem (Gerlachs) Rate anders eingerichtet habe [1].

Augenscheinlich ist dieses von Gerlach erwähnte Promemoria identisch mit der in Band 53/4 der „Sämtlichen Werke" abgedruckten „Politischen Denkschrift aus der Zeit des Krimkrieges" [2]. Ob es hier in der ursprünglichen oder in der späteren, nach Gerlachs Wünschen modifizierten Fassung vorliegt, ist mit Sicherheit nicht festzustellen, obwohl manches für die ursprüngliche Fassung spricht [3]. Jedenfalls aber bildet diese letzte, im Wortlaut

---

[1] a. a. O. S. 259.

[2] S.W. 53/4 S. 671 ff.

[3] Nach einer Mitteilung Doves (S.W. 53/4 S. 671 Anm.) fanden sich von diesem Gutachten im Nachlasse Rankes ein eigenhändiger Entwurf und eine fremde Reinschrift vor, beide ohne bestimmte Adresse. Da Dove nichts von Unterschieden zwischen Konzept und Reinschrift erwähnt, so wird man annehmen können, daß sich beide im Wortlaut entsprechen. Das scheint eher für eine erste, durch keine nachträglichen Änderungen modifizierte Fassung zu sprechen; denn seine spätere Überarbeitung wird Ranke wohl kaum in der Weise vorgenommen haben, daß er einen ganz neuen Entwurf machte; er wird vielmehr den Text der ersten Fassung umgearbeitet und dafür schwerlich das Konzept, welches dadurch sehr unleserlich geworden wäre, sondern eine Reinschrift benutzt haben, deren er vielleicht zwei besaß: eine für sich und eine für den König. Die vorliegende wäre dann die unkorrigiert gebliebene des ersten Entwurfes. Übrigens wird die Vermutung, daß das Gutachten hier in der ersten Fassung vorliegt, noch durch eine Stelle im Text verstärkt, an der es heißt: der Vertrag vom 2. Dezember sei Preußen „wohl noch gar nicht einmal eigentlich mitgeteilt worden" (S. 674). Die offizielle Mitteilung des Bündnisses vom 2. Dezember wurde der preußischen Regierung am 16. Dezember gemacht, diese Stelle muß also wohl vor diesem Tage geschrieben worden sein. Nun ist die zweite Fassung des Gutachtens vielleicht erst nach dem 16. entstanden, da Gerlach ihrer erst am 18. erwähnt; diese Stelle würde also wohl in die erste, am 13. verlesene Fassung passen, aber nicht in die zweite, d. h. wenn diese wirklich nach dem 16. entstanden ist, was nach Gerlachs Notiz zwar möglich, aber nicht sicher ist. Der von Gerlach dem Gutachten in seiner ersten Fassung gemachte Vorwurf endlich, daß es Rußland „die unbedingteste

bekannte Denkschrift Rankes für unsere Untersuchungen ein recht wichtiges Dokument: sie enthält nämlich gleichsam den Höhepunkt realpolitischer preußisch-deutscher Erkenntnis, zu welchem sich der Historiker im Laufe seiner politischen Versuche überhaupt emporgeschwungen hat.

Gleich der einleitende erste Abschnitt schlägt bemerkenswerte Saiten an: in einer Übersicht über die Entwicklung, welche die im antirussischen Bündnisse koalierten drei Großmächte seit einem Vierteljahrhundert genommen hätten, versucht Ranke zu zeigen, wie diese Periode für alle drei Staaten des westmächtlichen Systems eine solche stetiger Zunahme an innerer und äußerer Macht gewesen sei, während sie für Preußen eine Zeit des Rückganges und der Schwächung bedeute. Die natürliche, freilich nicht ausgesprochene Schlußfolgerung daraus lautet: Preußen braucht eine Verstärkung, welche es instand setzt, seine europäische Großmachtstellung diesen expansiven Mächten gegenüber zu behaupten.

Interessant, wenn auch nicht ganz unanfechtbar, sind die Skizzen, welche Ranke von dem inneren und äußeren Wachstum der westmächtlichen Länder entwirft. Das bonapartistische Frankreich, von dessen innerer Festigkeit er anfangs nur eine geringe Meinung gehabt hatte[1], erscheint ihm jetzt durch die Kombination

---

Nachgiebigkeit" zumute, ließe sich aus dem vorliegenden Wortlaut ganz gut verstehen, vor allem wenn man berücksichtigt, daß der General in dieser Notiz nur seinen allgemeinen Eindruck nach einmaligem Anhören wiedergab. Bei der Analyse des Inhaltes werden wir noch darauf zurückkommen. Im übrigen sei betont, daß die angeführten Gründe durchaus nicht entscheidend sind, daß sie nur die Vermutung stützen sollen, daß das Gutachten hier in seiner ursprünglichen Form vorliegt.

[1] Am 2. November 1852 notiert Leopold v. Gerlach (I S. 816): „Ranke, der in Paris und London gewesen, versichert, daß die Literaten und denkende Leute in Frankreich Bonaparte wie einen Räuberhauptmann betrachteten, dessen Herrschaft nicht lange währen könnte." Einige Wochen später schreibt er (S. 826): „Ranke, Humboldt und immer mehrere glauben, daß es mit ihm (sc. Bonaparte) nicht lange dauern wird." Augenscheinlich hat sich Ranke dabei von den Ansichten seiner französischen Freunde, namentlich Thiers', stark beeinflussen lassen.

von absoluter Gewalt und Nationalsouveränität als so kompakte Masse, daß er seinem Beherrscher eine stärkere Macht zugesteht, als die alte bourbonische Dynastie jemals gehabt habe. Das von propagandistischer liberaler Begeisterung erfüllte England ferner sei heute ohne jede Einschränkung Herr der Meere und seiner Kolonien; auf dem Kontinente habe es durch das Einverständnis mit Frankreich Belgien völlig von sich abhängig gemacht und damit ein Außenwerk des östlichen Europa zerstört. Österreich endlich habe sich aus der Revolution gewaltiger als je erhoben: es habe von ihr nur soviel beibehalten, wie es für seine inneren Zwecke brauche, und glaube nunmehr unter der Führung seines jugendlichen Kaisers gleichzeitig die untere Donau unterwerfen und Deutschland mit bisher unerhörter Autorität beherrschen zu können. Vor allem der rücksichtslosen österreichischen Politik schreibt Ranke diese Erfolge zu: der Reihe nach habe das Donaureich die Ost- und Westmächte benutzt, um sich emporzuschwingen.

„Diesen kolossalen und immer sich verstärkenden Mächten, welche neue Mittel der Macht und Wege der Politik fanden", stehe Preußen in recht ungünstiger Lage gegenüber; es sei bei dem Frieden von 1815 „ohne Zweifel zu schwach konstituiert worden, um seine europäische Aufgabe zu erfüllen". Die unglückliche Gestalt seines Gebietes und die aus patriotischen Motiven gepflegte Verbindung mit Deutschland hätten ihm seine Konsolidation erschwert; der Zollverein habe ihm zwar wirtschaftliche und ideelle Vorteile, aber — was ja Ranke immer wieder zu betonen liebt — keinen Zuwachs an politischer Macht gebracht. Die Revolution habe dann die Energie der Monarchie weiter gelähmt; einmal habe sie ihr zwar eine große Aussicht eröffnet, die aber, weil auf unannehmbaren Prinzipien beruhend, habe zurückgewiesen werden müssen. So sei auch die deutsche Machtstellung Preußens stetig zurückgegangen: „In jedem kleinen Staat ist ein Bewußtsein von Autonomie emporgekommen, das ihnen alle Unterordnung unerträglich macht". Die Erwerbung von Hohenzollern endlich sei durch den Verlust von Neuenburg kompensiert

und trage nichts zur Vermehrung der Staatskräfte bei.

Nach diesem Vorspiel, das noch interessanter ist durch das, was es andeutet, als durch das, was es ausführt, geht Ranke auf die vorliegende Schwierigkeit ein, auf die Frage, ob das schwache Preußen dem Bunde der geschilderten drei übermächtigen Staaten beitreten solle, einem Bündnisse, das zwar nicht gegen den Wortlaut, wohl aber gegen den Geist der Abmachung vom 26. November verstoße, das die Aufrechterhaltung des Friedens zwischen Österreich und Rußland von Forderungen so unbestimmter und weitaussehender Art abhängig mache, dem Preußen sich anschließen solle, ohne daß ihm die Auslegung auch nur angedeutet werde, welche die verbündeten Mächte den verhängnisvollen vier Punkten geben wollten.

Drei Möglichkeiten für die preußische Politik sieht Ranke vor sich. Ein Bündnis mit Rußland aus einem Gefühle beleidigter Ehre heraus kann er zunächst nicht gutheißen, denn es würde Preußen in den gefährlichen Krieg gegen eine ungeheure Übermacht verwickeln, einen Krieg, der überdies bei der Nation so gut wie keinen Anklang finden würde. Aber auch der Beitritt zum Bündnisse vom 2. Dezember muß seiner Ansicht nach, wenn irgend möglich, vermieden werden: einmal würde er einen Zwang in sich schließen, welcher dem Begriffe einer großen Macht durchaus widerstrebe, und dann würde er die drei Mächte in ihrem rücksichtslosen Vorgehen nur ermutigen. Es bleibt also nur die dritte Möglichkeit: durch förmliche Unterhandlungen auf einen Ausgleich zwischen den streitenden Parteien hinzuwirken. Ranke hofft, daß sich das erreichen lassen werde. Dazu müsse man nun vor allem zu erfahren suchen, welche Auslegung die Westmächte den vier Punkten zu geben gedächten, und danach die Unterhandlungen einrichten.

Eine solche Unterhandlung, die ein gewisses Eingehen auf die immer ausgreifenderen Forderungen der Westmächte in sich schloß, war nun aber ein Punkt, der den Berliner Russenfreunden erst mundgerecht gemacht werden mußte; Ranke bekennt sich daher zunächst mit Eifer zu der Meinung, daß diese vier Garantiepunkte

in ihrem ursprünglichen, dem Wortlaute entsprechenden Sinne, in welchem sie Rußland inzwischen bewilligt hatte[1], durchaus genügende Sicherheit gegen eine Wiederkehr russischer Übergriffe böten; auch seien die deutschen Großmächte eigentlich moralisch verpflichtet, sich mit diesen erheblichen Konzessionen zu begnügen und keine darüber hinausgehenden Forderungen mehr aufzustellen, zumal Rußland sich dann veranlaßt fühlen könnte, die gewährten Zugeständnisse wieder zurückzunehmen; aber leider — das ist der Sinn seiner etwas gewundenen Ausführungen — schienen die Westmächte entschlossen, durch gewaltsame Auslegung namentlich des Wortes: „Revision der Verträge" solche weitergehenden Ansprüche zu erheben, und Österreich scheine ihnen hierin sekundieren zu wollen. Da nun Ranke den Bruch mit einer der beiden Parteien durchaus vermeiden und an der unterhandelnden Vermittlerrolle für Preußen festhalten will, so ist er genötigt, zu einigem Entgegenkommen auch solchen unberechtigten Forderungen gegenüber zu raten, was dann Gerlach zu seiner schon erwähnten Klage über die Rußland zugemutete „unbedingteste Nachgiebigkeit" veranlaßt haben mag.

Doch will Ranke den berechtigten Ansprüchen des Zarenreiches durchaus nicht zu nahe treten. Für die Unterhandlungen müsse man den obersten Grundsatz festhalten, alles abzulehnen, was Rußlands Defensivstellung irgendwie beeinträchtigen könne, dagegen allerdings alles das zuzulassen, was für die Erhaltung und Stärkung der türkischen Selbständigkeit gegen russische Übergriffe nötig erscheine. Nach dieser Maxime prüft er weiter die einzelnen von den Westmächten zu erwartenden Forderungen. Eine Schleifung Sebastopols, eine Beschränkung der russischen Kriegsschiffszahl im Schwarzen Meere, eine einseitige Sperrung der Meerengen für russische Kriegsfahrzeuge verwirft er, weil damit Rußland unannehmbare Dinge zugemutet werden würden; dagegen will er die Aufnahme der Türkei in das europäische Konzert zugestehen, obwohl er sich wenig davon verspricht, und

[1] Es war das am 28. November geschehen.

befürwortet warm eine wirksame Reform, welche die Defensivkraft der Pforte „durch eine Belebung sowohl der christlichen Elemente, unter der Autorität des Sultans, als durch andere auf die Osmanen berechnete Mittel und durch die Erhaltung des Friedens zwischen beiden Teilen" gegen einen russischen Angriff stärken könne. Um ferner die Westmächte gefügig zu machen und ihnen besonders den gefährlichen Plan einer Insurgierung Russisch-Polens auszureden, empfiehlt er, ihnen die Gefahren eines Spielens mit dem revolutionären Feuer recht eindringlich vor Augen zu halten. Nachdem er dann die Summe seiner Ratschläge kurz zusammengefaßt hat, kommt er zu dem höchst bemerkenswerten Schlußabschnitt, in welchem er den unterbrochenen Gedankengang seiner Einleitung wieder aufnimmt.

Die letzten Wendungen der Dinge, so führt er aus, hätten Preußen und Rußland gezeigt, „wie nahe sie einander stehen", auch fühle man „ohne Zweifel" jetzt in Petersburg, wie unangenehm die „Reprimierung" Preußens und das österreichische Übergewicht in Deutschland für Rußland selbst werden könne. Besonders der folgende Satz aber verdient hervorgehoben zu werden: „Ebenso ist es klar, daß Preußen aus der Unhaltbarkeit seines dermaligen Zustandes niemals herauskommen kann mit dem guten Willen Österreichs". Sollte daher schließlich doch noch eine Annäherung und ein besonderes Bündnis mit Rußland zustande kommen, so müßten dabei wenigstens gleichmäßig die beiderseitigen Interessen berücksichtigt werden, und welchen Preis der Historiker alsdann für Preußen zu fordern gedenkt, verraten die letzten Sätze seiner Denkschrift: „Preußen ist ein Staat, der bei aller Überlegenheit der dynastischen Prinzipien doch zugleich eine populare Grundlage hat. Soll die Nation sich für eine Sache schlagen und ihre Kräfte, die, wenn sie will, ungeheuer sind, entwickeln, so muß es wenigstens zugleich ihre eigene sein und ihr eine gesicherte Zukunft verheißen".

Dieser Schlußabschnitt ist nun für uns bei weitem das Wertvollste an der ganzen Denkschrift; er zeigt zunächst mit großer Deutlichkeit, daß die preußisch-deutschen Hoffnungen, denen

Ranke nach Dresden resigniert entsagt hatte, in seinem Herzen doch noch keineswegs erstorben waren: jetzt, wo sich eine Aussicht zu ihrer Erfüllung bietet, leben sie sogleich wieder auf. Noch viel bemerkenswerter aber ist der neue Weg, auf welchem er sein altes Ziel nunmehr zu erreichen sucht. Wir erinnern uns, daß der Glaube an den guten Willen Österreichs bisher stets das Fundament seiner preußisch-deutschen Politik gebildet hatte. Schritt für Schritt war er dann freilich von der Entwicklung der Dinge in den Jahren 1848 bis 1851 zu dem widerwilligen Geständnis gedrängt worden, daß sich dieses Fundament als ein trügerisches erweise; trotzdem aber hatte er sich immer von neuem auf diesen unsicheren Boden hinausgewagt und wenigstens einen Teil seiner anfänglichen Wünsche durch ein preußisch-österreichisches Einvernehmen zu verwirklichen gehofft. Wenn er jetzt erklärt, Preußen könne aus der Unhaltbarkeit seines dermaligen Zustandes niemals herauskommen mit dem guten Willen Österreichs, so bedeutet das den Verzicht auf seine frühere deutsche Politik und einen Höhepunkt der Erkenntnis, zu welchem er sich durch manche bittere Erfahrung hatte hindurchringen müssen. Wenn ihn weiter der von der Kamarilla so tief beklagte Zerfall der Heiligen Allianz auf den Gedanken bringt, diese neue Konstellation auszunutzen und Preußen nunmehr im Bunde mit Rußland und gegen Österreich zu der ihm gebührenden Stellung in Deutschland zu erheben, so ist das eine realpolitische Konzeption von geradezu Bismarckischem Gepräge.

Trotzdem muß man sich aber davor hüten, diese Politik zu überschätzen und in ihr ohne weiteres eine der Bismarckischen kongeniale antiösterreichische Initiative sehen zu wollen. Ranke will ja eigentlich nicht aus der Defensive heraus und strebt in erster Linie danach, den Frieden und die Neutralität zu erhalten; ja, er will sogar zu diesem Zwecke Österreich und den Westmächten nicht unerheblich entgegenkommen. Er verwirft an sich das Bündnis mit Rußland, weil es auf Preußen eine übermächtige Feindschaft lenken würde, die es nicht bestehen könne; ausdrücklich erklärt er, daß man damit „den Fehler von 1806“

wiederholen und sich überdies in Gegensatz zur Stimmung der Nation stellen würde. Wenn er daher zum Schluß gleichwohl die Bedingungen eines solchen Bündnisses in der erwähnten bemerkenswerten Weise erörtert, so macht er gewissermaßen aus der Not eine Tugend. Man erinnere sich, daß er sein Gutachten auf Veranlassung Budbergs und der höfischen Russenfreunde schreibt, welchen die antibonapartistische Allianz mit dem Zarenreiche Herzenssache ist[1]. Eben für den Fall, daß diese Tendenz die Oberhand gewinnen sollte, was ihm an sich keineswegs besonders wünschenswert erscheint, will er wenigstens aus der dann ziemlich verzweifelten Lage soviel herausholen, wie sich aus ihr herausholen läßt, und einem solchen bedenklichen preußisch-russischen Bündnisse ein Programm geben, welches Preußen die nötige Vergrößerung in Deutschland zusichert und ihm so die für den schweren Kampf gegen halb Europa unentbehrliche Begeisterung der Nation zurückgewinnt. Daher die bemerkenswerte Einleitung und der noch bemerkenswertere Schluß, zu welchem die mittleren Abschnitte seiner Denkschrift in einem gewissen Gegensatze stehen.

Man wird überhaupt an dem etwas gewundenen Gedankengange des Gutachtens erkennen können, daß Ranke sich in der schwierigen Lage befand, divergierende Ansichten befriedigen zu müssen, mit deren keiner er ganz einverstanden war, mit deren keiner er es aber auch verderben wollte[2]. Er suchte sich daher gewissermaßen alle Anschauungen zu eigen zu machen und zwischen

[1] Am 6. Dezember notierte Gerlach in sein Tagebuch (II S. 254): „Ich . . . . . überzeugte mich, daß die einzige richtige Politik wäre, jetzt eine Alliance mit Rußland abzuschließen, wörtlich wie die Österreichs mit den Westmächten." Er verzweifelte indes daran, den König und seinen Minister zu einem solchen Entschluß zu bringen.

[2] Übrigens könnte man diesem wenig einheitlichen und gewundenen Charakter des Gutachtens ein Argument dafür entnehmen, daß die Denkschrift hier nicht in der ursprünglichen, wie oben angenommen wurde, sondern in der späteren, überarbeiteten Fassung vorliege. Doch erklärt sich diese Eigentümlichkeit hinreichend aus Rankes schwieriger Lage und zwingt noch nicht zu dem Schlusse, daß man es hier mit einer durch Gerlachs Eingreifen entstandenen Verwässerung des ursprünglichen Gedankenganges zu tun habe.

allen zu vermitteln. Wenn er z. B. die deutsche Idee wieder aufleben ließ und gleichzeitig die Gefahren eines Krieges gegen die österreichisch-westmächtliche Übermacht eindringlich hervorhob, so waren das Ausführungen, welche auf den Beifall König Friedrich Wilhelms IV. rechnen konnten; wenn er zu einiger Nachgiebigkeit gegen die Koalition vom 2. Dezember und zu neuen Unterhandlungen mit ihr riet, so traf er damit die Meinung des Ministerpräsidenten von Manteuffel; wenn er dagegen wieder vor dem Beitritt zu dieser Koalition warnte, weil darin ein Aufgeben der preußischen Selbständigkeit liege, so war das ein Gesichtspunkt, welchen der Zar Mitte November gegen den preußischen Gesandten von Werther geltend gemacht hatte[1]; und wenn er endlich die natürliche Interessengemeinschaft zwischen Preußen und Rußland betonte und die Möglichkeit eines preußisch-russischen Bündnisses zugab, so konnte das der Kamarilla angenehm sein.

Anderseits lag nun aber auch in dieser lavierenden Taktik die Gefahr, es keinem der Zuhörer ganz recht machen zu können, und in der Tat scheint es Ranke ein wenig so ergangen zu sein. Daß Gerlach mit dem Gutachten nicht sehr zufrieden war, wissen wir bereits, aber auch der König muß ihm wohl keinen besonders lebhaften Beifall gespendet haben[2], denn sonst hätte der General das doch wahrscheinlich erwähnt, auch hätte Ranke dann schwerlich für nötig befunden, seine Denkschrift anders einzurichten.

Immerhin entsprach das Verhalten der preußischen Regierung

[1] Leopold v. Gerlach II SS. 239, 244.

[2] Der König faßte seine Ansichten in einem Promemoria zusammen, das er Gerlach am 16. vorlas. (Leopold v. Gerlach II S. 259.) Sein Programm lautete ähnlich wie das Rankes: Faktische Neutralität, bewaffnet oder unbewaffnet; genaue Beobachtung des Vertrages vom 20. April; Garantie der Ruhe in Polen; billige Auslegung der vier Punkte usw. Doch war nach Gerlachs Inhaltsangabe darin keine Rede von einer Lösung der deutschen Frage gegen Österreich und mit Rußland, ein Gedanke, an welchem der König wahrscheinlich Anstoß genommen hat; denn er widersprach seinen deutschen Lieblingsideen. Gerlach war mit des Königs Programm einverstanden, weniger Manteuffel, welcher mehr Entgegenkommen gegen die Westmächte wünschte.

im großen und ganzen den Ratschlägen, welche Ranke ihr gegeben hatte. Am 16. Dezember erhielt sie die erwartete förmliche Mitteilung von dem zwischen Österreich und den Westmächten abgeschlossenen Bündnisse und die Aufforderung, ihm beizutreten. In der Antwortnote vom 19. Dezember verhielt sich Manteuffel nicht gänzlich ablehnend, erklärte aber, daß sich Preußen unmöglich für unbekannte Forderungen in einen großen Krieg stürzen könne, und verlangte daher vor allem Mitteilung der Auslegung, welche die Westmächte den vier Punkten zu geben gedächten[1]. Das war die unterhandelnde und vermittelnde Taktik, welche auch Ranke befürwortet hatte, obwohl er die dabei mitspielenden westmächtlichen Neigungen des Ministers durchaus nicht teilte.

Hatte er aber trotz seiner antiösterreichischen Erkenntnis doch noch ein ehrliches Eingehen der Wiener Staatsmänner auf die von Preußen angebotenen Unterhandlungen erhofft, so sollte er eine neue Enttäuschung erleben. Am 24. Dezember antwortete Buol abweisend: die Verbündeten hätten sich über die Auslegung der vier Punkte selbst noch nicht untereinander verständigt und könnten das auch nicht, solange der Krieg dauere. In einer zweiten Note vom selben Tage richtete er dann an Preußen die kategorische Aufforderung, gemäß dem Bündnisse vom 20. April 100 000 Mann mobil zu machen, weil vom 1. Januar ab die augenscheinliche Gefahr eines russischen Angriffes auf Österreich bestehe. Auch verlautete, daß Österreich demnächst die Mobilisierung der halben oder ganzen Bundeskontingente beantragen werde[2]. Mit ähnlicher Rücksichtslosigkeit wie die preußischen gedachte also Buol auch die Kräfte des dritten Teilnehmers am deutschen Neutralitätsbündnisse für seine Zwecke auszunutzen und dadurch gleichzeitig einen gefährlichen Druck auf die Berliner Politik auszuüben; denn ein solcher Mobilisierungsbeschluß von Bundes wegen hätte auch für das preußische Kontingent Gültigkeit gehabt. Ein

[1] Leopold v. Gerlach II S. 258 ff.; Poschinger, Unter Friedrich Wilhelm IV. Bd. III. S. 3 f.

[2] Poschinger a. a. O. S. 4.

dahinzielender Antrag Österreichs legte also gewissermaßen die Entscheidung über die Zukunft der preußischen Neutralität in die Hand der Trias, welche das Zünglein an der Wage des Frankfurter Bundestages bildete.

Nun hatte die Haltung der anderen Bundesstaaten, die man zum Unterschiede gegen die beiden Großmächte mit Vorliebe unter dem Begriffe „Deutschland" zusammenfaßte, in den Verwicklungen dieses kritischen Jahres schon immer ein Moment der Sorge und Beunruhigung für die Berliner Politik gebildet. Es ließ sich zwar nicht verkennen, daß die enge Verbindung zwischen Österreich und den Mittelstaaten, welche Preußen in der Krisis von 1850/51 und im Zollvereinsstreit so unbequem geworden war, sich inzwischen erheblich gelockert hatte, daß diese fürstlichen Souveränitätspolitiker anfingen, in der aggressiven und doppelzüngigen Buolschen Politik eine Gefahr für ihr sorgsam gehütetes partikularistisches Palladium zu sehen. Bei alledem aber trennte sie ein unüberwindliches Mißtrauen von der verdächtigen norddeutschen Großmacht, auch war die Trias trotz ihres tönenden Selbstbewußtseins in Wahrheit die schwächste unter den deutschen Mächten und kaum fähig, ihre Selbständigkeit gegen eine wirklich zum Kriege entschlossene österreichisch-westmächtliche Kombination zu behaupten. Ausdrücklich hatte der bayrische Ministerpräsident von der Pfordten im Oktober zu Leopold von Gerlach gesagt: Bayern sei nicht imstande, mit Frankreich und Österreich zugleich Krieg zu führen[1]. Als sich daher mit dem Bündnisse vom 2. Dezember diese übermächtige Koalition in gefahrdrohender Weise ankündigte, fürchtete man in Berlin nicht mit Unrecht ihre Wirkung auf die exponierten Mittel- und Kleinstaaten, zumal auch die liberalen Massen für die Vernichtung der zarischen Autokratie und den Anschluß an die Westmächte schwärmten: bereits sah man einen neuen Rheinbund rings um sich entstehen[2]. Unter diesen Umständen mußte dem Könige und seinem Minister alles daran gelegen sein, die Trias zum Standhalten

[1] Leopold v. Gerlach II S. 226.
[2] Leopold v. Gerlach II S. 255.

gegen den österreichisch-westmächtlichen Druck und von vornherein zur Ablehnung des geplanten Mobilmachungsantrages zu bewegen. Als recht geeignetes Mittel zur Einwirkung auf den mächtigsten dieser mittelstaatlichen Souveräne, auf den König von Bayern, bot sich ihnen nun das enge persönliche Verhältnis dar, in welchem der Historiker und preußische Staatsrat Ranke zu Maximilian II. stand.

Wir haben die Entstehung und das Wachstum dieses Freundschafts- und Mäzenatenverhältnisses schon oben berührt; gerade in der letzten Zeit hatte es an Stärke außerordentlich gewonnen, obwohl zunächst etwas vorgefallen war, was die engen Beziehungen zwischen Ranke und seinem königlichen Schüler leicht hätte lockern können. Von dem lebhaften Wunsche erfüllt, ein Gegengewicht gegen den niederdrückenden ultramontanen Geist seines Landes zu schaffen, hatte nämlich König Maximilian Anfang 1853 den Plan gefaßt, eine Reihe bedeutender norddeutscher Gelehrter an die Münchener Universität zu berufen, und dabei in erster Linie an seinen verehrten Lehrer Ranke gedacht. In einem Schreiben vom 25. Januar 1853[1] hatte er dem Historiker diese Absicht mitgeteilt und ihn eindringlich zur Übersiedlung nach München zu bereden gesucht; auch hatte er sich persönlich an Friedrich Wilhelm IV. mit der Bitte gewandt, ihm den berühmten Gelehrten zu überlassen[2].

---

[1] Dove, Ausgewählte Schriftchen S. 111; „Deutsche Revue", März 1904, S. 268. Gleichzeitig erhielt R. einen Brief von Dönniges, der ihm sehr zuredete, nach München zu kommen. „Deutsche Revue", März 1904, S. 269; R.s Antwort daselbst S. 270 f. Heigel hat ein Schreiben Maximilians II. an seinen Kultusminister v. Zwehl veröffentlicht („Zur Biographie Rankes", „Historische Vierteljahrsschrift" 1899, Bd. 2, S. 371; teilweise abgedruckt in dem Buche: „D. Ernst Constantin Ranke". Ein Lebensbild gezeichnet von seiner Tochter Etta Hitzig, Leipzig 1906, S. 240 Anm.), worin der König dem Minister seine Absicht ankündigt und motiviert und ihn zugleich auffordert, Fonds für Ranke flüssig zu machen. Auch Leopold v. Gerlach erwähnt die Berufung II, S. 16.

[2] „Deutsche Revue", März 1904, S. 269. Das Antwortschreiben Friedrich Wilhelms IV. b. Heigel a. a. O. S. 372 f. (auch wieder teilweise abgedruckt an der schon erwähnten Stelle des Buches von Etta Hitzig). Die

Dieses verlockende Angebot hatte Ranke nun zwar einen Augenblick lang schwankend gemacht; dann aber hatte er sogleich gefühlt, wie fest er nunmehr mit dem preußischen Staate verwachsen war, dem er in seiner Jugend zugunsten Bayerns hatte den Rücken kehren wollen. In einem Schreiben vom 9. Februar hatte er seinem Könige pflichtgemäß Mitteilung von dem vorteilhaften Münchener Antrag gemacht[1] und ihm zugleich bekannt, daß er mit dem Herzen durchaus im preußischen Boden wurzele: „Meine Anhänglichkeit an den preußischen Staat, dessen welthistorischen Beruf ich selbst zu vergegenwärtigen gesucht, dessen Historiograph ich zu sein die Ehre habe, dessen Gebiete mein kleines natürliches Erbe einschließen, und in dessen Dienst ich zu meinen Jahren gekommen bin, meine Ergebenheit an das Königliche Haus und mehr als eines seiner erlauchten Mitglieder, vor allem meine ehrfurchtsvolle Hingebung für Ew. Königliche Majestät selbst, meinen ich denke in Wahrheit allergnädigsten Herrn, und Ihre Majestät die Königin, von denen mir gerade in letzter Zeit manche Beweise einer Anerkennung, die mich glücklich macht, zuteil geworden sind": das alles würde es ihm „unendlich schwer" machen, sich von Preußen loszureißen. Als ihm daher eine erhebliche Gehaltsverbesserung zugesichert worden war, falls er bleibe, hatte er sich unbedenklich für die Ablehnung des Antrages seines königlichen Schülers entschieden[2].

Glücklicherweise war dieser einsichtig genug gewesen, um die Motive seines Lehrers zu würdigen, und hatte ihm die Absage nicht weiter übelgenommen. Gewissermaßen als Ersatz dafür, daß er nun den ständigen Verkehr mit dem bewunderten Historiker entbehren mußte, hatte Maximilian II. dann Ranke im Herbst 1854 zu einem mehrwöchentlichen Besuche seines Berchtesgadener Hoflagers eingeladen, und Ranke war dieser Einladung gern gefolgt. Dort in einer ländlich ungezwungenen Umgebung in-

Zurückhaltung Friedrich Wilhelms in der Berufungsfrage beunruhigte Ranke zeitweilig. („Deutsche Revue", September 1901, S. 363 f.).

[1] „Deutsche Revue", März 1904, S. 269 f.

[2] „Deutsche Revue", a. a. O. S. 271.

mitten der großartigen Gebirgswelt hatte er seinem königlichen Zuhörer jene bekannten neunzehn rhapsodischen Vorträge gehalten, welche in großzügigen Umrissen das Spiel der welthistorischen Kräfte seit den Zeiten des römischen Reiches veranschaulichen[1]. König Maximilian hatte den Ausführungen Rankes mit größter Teilnahme gelauscht und sie durch einen Stenographen sorgfältig aufzeichnen lassen. Auch politische Belehrung über die Aufgaben der Zeit und besonders über seine Pflichten als deutscher Fürst hatte er aus ihnen zu schöpfen gesucht, wie aus seinen Fragen und Bemerkungen namentlich zu den letzten der neunzehn Vorträge hervorgeht. Wir haben schon oben die Sätze angeführt, in welche Ranke seine Ansicht über diese Dinge zusammenfaßte. Es war ferner ganz natürlich gewesen, daß auch das hochaktuelle Thema des orientalischen Krieges und seiner Rückwirkung auf Deutschland den Gegenstand eingehender politisch-historischer Gespräche in Berchtesgaden gebildet hatte; wir erfahren z. B., daß der König eines Abends mit Ranke und Dönniges die soeben eingetroffene österreichische Note vom 30. September durchgegangen habe[2]. Die deutlich daraus hervorgehenden west-

[1] Abgedruckt im Anhang der W.G. Textausgabe Bd. IV, S. 527 ff.

[2] „Deutsche Revue", März 1904, S. 273 f. Es handelte sich bei dieser Note um die Frage, ob die Garantien des Aprilbündnisses auch auf die von Österreich besetzten Donaufürstentümer ausgedehnt werden sollten, wie das dann im Zusatzartikel vom 26. November von Preußen zugestanden wurde (s. oben S. 448). Damals verlangte Preußen Aufklärung darüber, ob Österreich Anariffe nichtösterreichischer Truppen auf russisches Gebiet von den Donaufürstentümern aus zulassen werde, und machte die Garantie davon abhängig, daß derartiges verhindert werde. In der fraglichen Note vom 30. September lehnte Buol eine solche Verpflichtung ab und drohte, den Antrag betr. die Garantien am Bunde zu stellen. (Poschinger, Unter Friedrich Wilhelm IV. Bd. II, S. 458). S.W. 53/4 S. 76 erzählt R. über den Berchtesgadener Aufenthalt: „Politisch kam nichts vor, worüber wir nicht lange Gespräche gepflogen hätten." Es ist also augenscheinlich irrig, wenn J. Friedrich in seinem „Ignaz von Döllinger" (Teil III, München 1901, S. 178) behauptet, der König habe mit Ranke nie über Politik gesprochen. Auch die zurückweisende Äußerung des Königs gegen Ranke, welche Friedrich im Anschlusse daran mitteilt: „Sie sind preußischer Untertan, und ich bin der Konig von Bayern!" klingt, mindestens in dieser Form, wenig wahrscheinlich. Sie wäre nur zu verstehen, wenn der Historiker seinem Mäzen

mächtlichen Tendenzen Buols und seine aggressiven Absichten gegen Deutschland scheinen lebhafte Besorgnis beim König und bei seinen Gästen wachgerufen zu haben. Als Zeichen seines Dankes für die empfangene Belehrung hatte dann Maximilian im November dem heimgekehrten Historiker ein wertvolles Geschenk übersandt und in einem eigenhändigen Briefe vom 1. Dezember seiner Bewunderung der vortrefflichen Vorträge und seiner Verehrung für Ranke herzlichen Ausdruck gegeben [1].

Durch diese persönliche Vertrauensstellung beim bayrischen Souverän, welche dem engen Verhältnisse zu Friedrich Wilhelm IV. so gut entsprach, war nun unser Historiker zum Vermittler zwischen der preußischen und der bayrischen Politik während der durch Österreichs Vorgehen erzeugten deutschen Spannung sehr geeignet und ist in der Tat als solcher mehrmals, und zwar anscheinend von beiden Seiten, in Anspruch genommen worden.

Wie aus einem Briefe Rankes an Maximilian II. vom 30. Dezember hervorzugehen scheint [2], hatte ihm der bayrische König bei der Abreise von Berchtesgaden fünfzehn eigenhändig aufgesetzte Fragen — wahrscheinlich doch wohl politischer Natur — mitgegeben, die Ranke gleich nach seiner Ankunft in Berlin vorlegte. Leider erfahren wir nicht, worum es sich dabei gehandelt habe; in der angeführten Briefstelle wird nur erwähnt: diese Fragen hätten in Berlin „die lebendigste Teilnahme" gefunden, so daß Ranke wünschte, „jede Bemerkung, die bei den verschiedenen Punkten gemacht ward, sofort und für immer fixieren zu können"; das Original habe er dem Könige durch den Minister

---

Ansichten oder Ratschläge aufgedrängt hätte, die dessen bajuvarisches und dynastisches Selbstgefühl verletzen mußten und in der Form ungehörig waren. Bei dem lebhaften Mitgefühl Rankes für den bayrischen Staat, bei seiner großen Diskretion und innigen Verehrung für König Max, ist etwas Derartiges aber schwer anzunehmen, zumal sonst nirgends etwas über eine solche Szene berichtet wird. Da nun Friedrich nicht angibt, woher er seine auffällige Nachricht hat, glauben wir, sie ruhig ad acta legen zu dürfen.

[1] W.G. Textausgabe Bd. IV, S. 522.

[2] S.W. 53/4 S. 371 unten.

von der Pfordten zurückstellen lassen, welcher in der zweiten Oktoberhälfte in diplomatischer Mission die preußische Hauptstadt besuchte[1]. Mag es sich nun dabei um politische oder um nichtpolitische Dinge gehandelt haben, jedenfalls hat dieser Auftrag des bayrischen Königs dazu beigetragen, daß Ranke nach seiner Rückkehr in Berlin als Mann galt, welcher das ganz besondere Vertrauen Maximilians II. genieße, und die Vermutung liegt nahe, daß man in den Kreisen der preußischen Regierung nach dem Abschlusse der Koalition vom 2. Dezember und nach den bedrohlichen Noten Buols vom 24. Dezember auf den Gedanken gekommen ist, dieses persönliche Verhältnis für die Zwecke der preußischen Politik zu verwerten.

In dem schon erwähnten Briefe Rankes vom 30. Dezember, welcher äußerlich als Gratulationsschreiben zum neuen Jahre und als Antwort auf den überaus herzlichen Brief des Königs vom 1. Dezember erscheint, wird gleichzeitig in allerdings sehr vorsichtiger und zurückhaltender Form der Wunsch ausgedrückt, daß der bayrische König seine Neutralität gegen die österreichisch-westmächtlichen Kriegstreibereien behaupten möge. Es heißt darin: „Eine dunkle Gefahr schwebt über Deutschland und über Europa. Jene Befürchtungen, von denen in Berchtesgaden so oft die Rede gewesen ist, scheinen sich erfüllen zu sollen. Anerbietungen und Ermahnungen zum Frieden haben nichts gefruchtet. Eine Politik, die im mittleren kontinentalen Europa niemand eigentlich will, scheint es doch zu ergreifen und jedermann eine Stellung zu geben, in der er nicht mehr ganz er selber ist". Daran sei die alles beherrschende Furcht vor inneren Umwälzungen schuld, welche in Frankreich den napoleonischen Kaiserthron aufgerichtet und Österreich auf die gefahrvollen und unübersichtlichen Bahnen seiner westmächtlichen Politik getrieben habe. „In dem übrigen Deutschland hat man ähnliche Stimmungen zu erwecken gesucht, bisher ohne Erfolg: möge das nächste Jahr uns soviel Heil bringen, daß wir unsere eigenen Herren bleiben!" Sollte aber

[1] Vgl. darüber Leopold v. Gerlach II S. 225 ff.

der verhängnisvolle Krieg wirklich ausbrechen, so wünscht Ranke dem Könige, daß er dann in seiner schwierigen Lage „immer im rechten Augenblick den rechten Entschluß" fassen möge. Man wird sich denken können, welcher Entschluß dem Briefschreiber für einen solchen Fall als der wünschenswerteste erschien.

Mögen nun diese Sätze dem Historiker ausschließlich von seiner eigenen Teilnahme und Besorgnis eingegeben worden sein, oder mögen dabei Wünsche der preußischen Regierung mitgespielt haben, jedenfalls waren sie durchaus im Sinne der preußischen Neutralitätspolitik, auch haben sie dieser vielleicht in der Tat genützt. Am Nachmittage des 2. Januar 1855 las nämlich König Friedrich Wilhelm IV. seinem Generaladjutanten Leopold von Gerlach einen Brief des bayrischen Königs vor, worin Maximilian entschieden erklärte: er werde Österreich das imperium in Deutschland, das er ihm einst mit einem fünf Königs-Kollegium zur Seite gegönnt habe, doch nie „auf dem Wege der Usurpation" einräumen, „und wenn er darüber zugrunde gehen sollte" [1]. Es wäre keineswegs unmöglich, daß der Neujahrsbrief seines vielbewunderten Lehrers den bayrischen König mit zu dieser entschlossenen Stellungnahme bestimmt hätte.

Die Vermutung, daß die erwähnten Sätze Rankes nicht ohne Wissen der preußischen Regierung niedergeschrieben wurden, wird übrigens bestärkt durch das, was wir über die Entstehung weiterer Briefe des Historikers an König Max erfahren: auf den ausdrücklichen Wunsch Otto von Manteuffels und Friedrich Wilhelms IV. versuchte er darin seinen Mäzen und Schüler zum Widerstande gegen die österreichischen Zettelungen in Deutschland zu ermutigen, welche in den ersten Monaten des neuen Jahres fortgesetzt wurden, obwohl der Buolschen Politik ihr internationaler Rückhalt mehr und mehr zerbrach.

Mit dem Bündnisse vom 2. und der Abmachung vom 22. Dezember, welche dem Donaureiche seine italienischen

[1] Leopold v. Gerlach II S. 265.

Besitzungen für die Dauer des Krieges sichern sollte[1], war nämlich der österreichische Staatsmann auf dem Höhe- und Wendepunkt seiner zu den Westmächten hindrängenden Politik angelangt; als er seinen Staat noch weiter zu treiben versuchte, stieß er auf unüberwindliche Hindernisse, denen er mehr und mehr erlag. Zunächst weigerte sich Kaiser Franz Joseph ganz bestimmt, den letzten Schritt zum Bruche mit Rußland zu tun, und versagte seinem darauf hinarbeitenden Minister immer deutlicher die Gefolgschaft. In Audienzen, welche er Ende Dezember Gortschakoff und Edwin von Manteuffel gewährte[2], versicherte er beide seiner friedlichen Absichten und erklärte, er habe nur die westmächtlichen Ansprüche mäßigen und Rußland zum Nachgeben bringen wollen. Vor allem aber trieb dann die aus Verdruß über Österreichs Lauheit erfolgende Begünstigung Sardiniens durch die Westmächte, welche am 26. Januar 1855 zum Eintritt des aufstrebenden italienischen Königreiches in das englisch-französische Bündnis und zu seiner Teilnahme am Krimkrieg führte, immer mehr einen trennenden Keil zwischen Österreich und seine Alliierten vom 2. Dezember; denn der damit beginnende Aufstieg des italienischen Staates, welcher vor allen anderen die Idee der italienischen Einheit verfocht, bedrohte die Grundlagen der österreichischen Machtstellung auf der Apenninhalbinsel.

Nun braucht freilich ein solcher großer Umschwung in der bisher herrschenden politischen Gruppierung in der Regel immer einige Zeit, bis er sich aller Welt erkennbar durchgesetzt hat. Den Außenstehenden erschien das Verhältnis zwischen Österreich und den Westmächten im Januar 1855 zunächst noch ungetrübt; auch trat Graf Buol, vielleicht gerade, um die zunehmende

---

[1] Vgl. darüber Friedjung, Der Krimkrieg und die österreichische Politik S. 134.

[2] Friedjung a. a. O. S. 128. Edwin von Manteuffel war am 20. Dezember von Düsseldorf in Berlin eingetroffen und am 22. nach Wien abgereist, um sich im Auftrage des Königs über Österreichs Haltung zu beschweren. Vgl. darüber auch Leopold v. Gerlach II SS. 260, 263.

Schwäche seiner Position den Westmächten gegenüber zu maskieren, in dieser Zeit besonders schroff und anmaßend in Deutschland auf. Nachdem Preußen in einer Note vom 5. Januar die geforderte Mobilmachung abgelehnt hatte, ging er daran, seine Drohung wahr zu machen, und beantragte am 14. Januar 1855 in einem Zirkular an sämtliche deutsche Regierungen die Mobilisierung der ganzen oder halben Bundeskontingente und die Wahl eines Bundesfeldherrn, als welchen er den Kaiser in Aussicht nahm. Dieser Schritt bedeutete eine direkte Herausforderung Preußens; noch viel bedrohlicher für die norddeutsche Großmacht aber ließ sich ein zweites, geheimes und Preußen vorenthaltenes Rundschreiben vom selben Tage an, das an eine Reihe deutscher Höfe gerichtet war, von dem man aber nicht lange darauf in Berlin Kenntnis erhielt. Darin forderte nämlich der hochfahrende österreichische Minister die betreffenden Staaten auf, für den Fall, daß in Frankfurt die Mobilmachung abgelehnt werde, ihre Truppen gleichwohl unter den Oberbefehl des Kaisers zu stellen, und versprach ihnen als Gegenleistung die Garantie ihres Besitzstandes und einen Anteil an den zu erkämpfenden Kriegsvorteilen[1]. Da nun diese Vorteile für Nassau z. B. schwerlich im Orient zu finden gewesen wären, wie Otto von Manteuffel dem preußischen Gesandten in Paris, dem Grafen Hatzfeld, schrieb[2], so war klar, daß man in Wien mit dem gefährlichen Feuer eines deutschen Krieges spielte und mindestens eine Herrschaftsstellung in Deutschland anstrebte, welche mit dem Fortbestand des Deutschen Bundes unvereinbar war. Es galt, unverzüglich Gegenminen zu legen und vor allem auch wieder Bayern zur Standhaftigkeit zu ermahnen; denn obwohl man dort einstweilen noch fest blieb, sprach man doch schon viel von dem „Gequetschtwerden zwischen zwei Mühlsteinen“[3]. Die Blicke der Berliner Staatsmänner richteten sich dabei ganz naturgemäß auf Ranke.

---

[1] Vgl. darüber Poschinger, Unter Friedrich Wilhelm IV. Bd. III, S. 7 f.; Friedjung S. 137 f.; Leopold v. Gerlach II S. 273.

[2] Poschinger, Preußens auswärtige Politik 1850—1858 Bd. III, S. 39.

[3] Leopold v. Gerlach II S. 273 unten.

Am 23. oder 24. Januar mag der Historiker von Otto von Manteuffel aufgefordert worden sein, in einem Briefe an König Max seinen persönlichen Einfluß zugunsten der bedrohten preußisch-deutschen Neutralität einzusetzen. Man wird verstehen können, daß dieser politische Auftrag Ranke wenig behagte, und daß er sich zunächst sträubte, ihn auszuführen; denn er konnte ihn leicht in eine schiefe Stellung zu seinem verehrten bayrischen Mäzen bringen und ihm wohl gar dessen so tief empfundene Gunst kosten. In einem Schreiben vom 25. Januar setzte er dem Ministerpräsidenten seine Bedenken auseinander, doch machte er damit keinen Eindruck; denn in seiner Antwort vom gleichen Tage[1] bestand Manteuffel auf seinem Wunsche und blieb dabei, daß ein solcher Brief Rankes „doch nützlich und vielleicht von entscheidendem Einflusse" sein könnte. Weiter gab er dem Historiker Anweisungen darüber, in welchem Sinne er das Schreiben abfassen solle. Es komme darin vor allem darauf an, dem Könige die Tragweite des österreichischen Zirkulars einigermaßen darzulegen und ihn zu überzeugen, daß keine „Konspiration" gegen Österreich beabsichtigt sei; es müsse ihm nur gezeigt werden, daß Österreichs „Drohung, den Bund umzuwerfen, nicht die sofortige Nachgiebigkeit der übrigen Staaten zur Folge habe", weil sonst nicht abzusehen sei, „welche Vorlagen ferner gestellt und durchgesetzt werden würden".

Es ist von Interesse, diese charakteristische Instruktion des preußischen Premiers mit der Ausführung in dem Briefe zu vergleichen, welchen Ranke dann wirklich am 26. Januar an König Max geschrieben hat[2].

Anknüpfend an jenen Berchtesgadener Abend, an welchem er die österreichische Note vom 30. September mit dem Könige besprochen habe, geht er darin zu dem neuesten Geheimerlasse des Grafen Buol über, der alle Befürchtungen von damals erfülle, ja überbiete. Denn es sei doch klar, daß das Wiener Ministerium damit nach einer Gewalt trachte, wie sie frühere

[1] „Deutsche Revue", März 1904, S. 273.
[2] „Deutsche Revue", a. a. O. S. 273 f.

Kaiser aus dem Hause Habsburg wohl erstrebt, aber niemals besessen hätten, und zwar fasse es, gestützt auf seine Verbindung mit den Westmächten, für diese ausgreifenden Ziele ruhig „den Fall eines inneren Konfliktes, besser gesagt, eines bürgerlichen Krieges" ins Auge. „Da erscheint ein Unternehmungsgeist wie in den Zeiten Karls V. und Ferdinands II. und, das Wort sei erlaubt, mehr als Thugutsche Perfidie". Auch fühle man in Preußen „die tiefste und größte Indignation" darüber; man sei entschlossen, allen solchen Versuchen „mit Mut und Festigkeit entgegenzutreten, überhaupt keinen Schritt von der einmal ergriffenen Politik zurückzuweichen". Dabei hoffe man auf Deutschlands Beistand; denn es handele sich ja nicht um eine preußische, sondern um eine allgemein deutsche Angelegenheit, um die Sache des deutschen Fürstentums und des Bundes, der unter solchen Bestrebungen zugrunde gehen müsse. Um Verzeihung bittend für die „Wärme" seiner „Expektoration" entschuldigt er sie am Schlusse dieser politischen Ausführungen mit der Verehrung für den König und der „Liebe zu dem gemeinen Wesen".

In der Tat atmet die Rankesche Sprache in diesen Sätzen eine bemerkenswerte Wärme und Entschiedenheit, die vorteilhaft absticht von der ziemlich ledernen und schwächlichen Tonart der Manteuffelschen Instruktion. Während der Historiker seiner preußischen Empörung kräftig Ausdruck gab, den Mut und die Festigkeit der preußischen Politik energisch unterstrich, wollte der bureaukratische Routinier Manteuffel, welchem der Sinn für großzügiges politisches Wollen und die patriotische Leidenschaftlichkeit überhaupt abgingen, welcher mit einer Art politischer Bauernschlauheit stets auf das Erhaschen kleiner diplomatischer Vorteile bedacht war[1], nur ausgeführt wissen, daß Österreichs anmaßende Drohung, den Bund umzuwerfen, „nicht die sofortige

[1] In dem Antwortzirkular auf das Buolsche Rundschreiben vom 14. Januar lehnte Manteuffel Unterhandlungen über die Mobilmachung ab, solange Preußen nicht zu den geplanten Wiener Konferenzen zugelassen sei. Leopold v. Gerlach fand dies „Drängen um den Platz in Wien" durchaus unpassend (II S. 272).

Nachgiebigkeit der übrigen Staaten" zur Folge zu haben brauche. Ohne Zweifel schlug diesmal der Historiker politisch kräftigere Saiten an als der Politiker. Man darf auch glauben, daß diese ungewöhnliche Wärme nicht nur berechnet und künstlich gemacht war, daß sie vielmehr zum allergrößten Teil von Herzen kam, obwohl er seinen Brief auf Bestellung und nur mit Widerstreben schrieb, und obwohl z. B. seine Alarmrufe gegen die usurpatorischen Gelüste Österreichs in Deutschland lebhaft an die gleichen Gedankengänge in dem schon erwähnten Neujahrsschreiben des Königs gemahnen. Wir haben ja gesehen, bis zu welcher Stärke sich seit 1848 sein ursprünglich fehlendes antiösterreichisches Empfinden entwickelt hatte; dieser neue perfide Vorstoß Buols gegen Preußen konnte aber selbst den Geduldigsten in Harnisch bringen! Überdies handelte es sich dabei wieder um die Verteidigung historisch gefestigten Besitzes gegen gewalttätige Eroberungslust; wir wissen ja, daß in einer solchen Lage für den Historiker viele der hemmenden seelischen Einflüsse wegfielen, welche sonst seine politische Aktionskraft zu lähmen pflegten.

Wie es scheint, ist Ranke kurz vor der Abfassung dieses Briefes auch von König Friedrich Wilhelm IV. empfangen worden oder hat ihm gleich nach der Absendung des Schreibens Bericht darüber erstattet, denn am 27. Januar notiert Gerlach, daß der König Ranke gesprochen habe[1]. Ein Antwortbrief des bayrischen Fürsten auf dieses Schreiben hat sich in Rankes Nachlaß nicht vorgefunden; er mag aber in die Akten des Auswärtigen Amtes gelangt sein[2] und ist dem Historiker vielleicht von dem bayrischen Obersten von der Tann überbracht worden, der am 30. Januar in Berlin eintraf und dem preußischen Könige ein Handschreiben seines bayrischen Neffen überreichte[3].

Jedenfalls blieb Ranke bei König Max in ungeschwächter Gunst, und die bayrische, wie überhaupt die mittelstaatliche

[1] II S. 274.

[2] „Deutsche Revue", März 1904, S. 274.

[3] Leopold v. Gerlach II S. 276 f.

Politik erhielt sich auf der von Preußen gewünschten Bahn trotz des schweren österreichisch-französischen Druckes, der auf ihr lastete. In dem Beschlusse vom 8. Februar lehnte der Bundestag den österreichischen Mobilisierungsantrag mit einigen höflichen, aber nichtssagenden Redewendungen ab, und nicht minder verfehlte Buols Geheimzirkular sein Ziel[1]. Dieselben Kräfte, welche sich einst zur Zeit der Radowitzischen Politik der Ausdehnung Preußens in Deutschland entgegengestellt hatten, kamen ihm also jetzt gegen den Buolschen Vorstoß zu Hilfe, und durch ihre geschickte Ausnutzung vermochte der Bundestagsgesandte Otto von Bismarck einen seiner ersten großen diplomatischen Siege über Österreich zu erringen. Man darf sagen, daß der autonome Historiker in diesem erfolgreichen Abwehrkampfe Schulter an Schulter mit dem größten Staatsmanne des Jahrhunderts gefochten hatte.

War nun auch der österreichische Angriff in Deutschland einstweilen glücklich abgeschlagen, und durch den Eintritt Sardiniens der Keim der Zersetzung in die enge österreichisch-westmächtliche Verbindung getragen, so brachten doch die nächsten Monate noch genug bedrohliche Augenblicke für die preußisch-deutsche Neutralitätspolitik. Auf der großen Friedenskonferenz in Wien, zu welcher am 15. März leitende Staatsmänner aller europäischen Großmächte mit Ausschluß Preußens zusammentraten, wurde noch einmal ein Versuch gemacht, das zerfallende österreichisch-westmächtliche Gebilde wiederherzustellen. Träger dieser Bestrebungen waren auf österreichischer Seite die Minister Buol und Bach, auf französischer der Minister des Auswärtigen Drouyn de l'Huys, ein Mann von konservativer Gesinnung, welcher von der Emanzipation Italiens eine Verminderung der französischen Machtstellung in Europa befürchtete und daher auf ein Einverständnis mit Österreich hinarbeitete. Obwohl nun diese Verhandlungen einerseits an der Friedensliebe Kaiser Franz Josephs und an seinem legitimistischen Abscheu vor dem gekrönten Abenteurer Napoleon und anderseits an dem Übergewicht des

[1] Friedjung a. a. O. S. 138 ff.

englischen Einflusses in Paris scheiterten, der sich einer solchen Abkunft widersetzte, weil sie eine mildere Haltung gegen Rußland nach sich gezogen hätte[1], so schienen sie doch zeitweilig das österreichisch-französische Einvernehmen neu zu beleben und der Buolschen Politik den internationalen Rückhalt wiederzugeben, auf welchen sie sich bei ihrem gewaltsamen Vorgehen gegen Deutschland stützte. Wahrscheinlich um die bereits entschwindende Gunst dieser Konjunktur noch schnell auszunutzen, planten daher die Wiener Staatsmänner im April abermals einen Vorstoß im Stile des 14. Januar; am 25. April erließen sie tatsächlich eine neue geheime Zirkulardepesche, in welcher geradezu der Austritt Österreichs aus dem Bunde angekündigt wurde, wenn sich die deutschen Regierungen nicht durch Bundesbeschluß oder einzeln für die österreichische Politik erklären würden[2].

Die fortgesetzten österreichischen Drohungen, deren innere Hohlheit sie nicht durchschauten, mögen nun den bayrischen Staatslenkern einigermaßen auf die Nerven gefallen sein, sie mögen weiteren Widerstand dagegen für unnütz gehalten haben; denn am 27. April schrieb Gerlach in sein Tagebuch: „Die Nachrichten aus Bayern sind sehr schlecht, man ist dort endlich zu dem Entschluß gekommen, jedenfalls Österreich nachzugeben"[3]. Augenscheinlich gab der General in dieser Notiz den Eindruck eines langen Berichtes aus München wieder, welcher kurz vorher vom preußischen Gesandten von Bockelberg eingetroffen war, und welcher König Friedrich Wilhelm IV. bereits auf den Gedanken gebracht hatte, wieder einmal den persönlichen Einfluß unseres Historikers bei König Max gegen den drohenden Abfall Bayerns in die Wagschale zu werfen. In einem Handbillet an Otto von Manteuffel vom 26. April[4] hatte der König von

[1] Vgl. darüber Friedjung, a. a. O. S. 152 ff.; Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches II S. 226 ff.

[2] Poschinger, Preußen im Bundestage II S. 216 ff.; Anhang zu Bismarcks Gedanken und Erinnerungen II S. 249 f. Anm.

[3] a. a. O. II S. 306.

[4] Poschinger, Preußens auswärtige Politik 1850—1858 III S. 107.

seinem Minister den erwähnten Bericht Bockelbergs eingefordert, um ihn Ranke vorlegen zu können, der in „wahrer Intimität" zu König Max stehe und „sehr diskret" sei. Das Resultat dieser Besprechungen war ein neuer Brief Rankes an den bayrischen König vom 30. April[1], welcher sich zunächst als Dankschreiben für die Bewilligung einer Summe zur Förderung karolingischer Studien präsentierte. Der bei weitem größte Teil des Inhaltes war freilich politischer Natur.

Sein lebhaftes Mitgefühl mit den inneren und äußeren Schwierigkeiten Bayerns, so führt der Historiker darin aus, vor allem seine teilnehmende Sorge um das Schicksal des süddeutschen Königreiches für den leider nicht unmöglichen Fall, daß „der lang befürchtete Zwiespalt" in Deutschland endlich doch zum Ausbruch komme, habe ihn dazu getrieben, sich über die in Berlin gefaßten Entschlüsse und deren Motive so genau wie möglich zu unterrichten; es könne zudem leicht sein, „daß eines oder das andere von anderen Seiten her Ew. Majestät nicht so klar vorgelegt würde". So habe er denn in Erfahrung gebracht, „daß man hier für alle Fälle zur Innehaltung der neutralen und diese Neutralität für Deutschland verteidigenden Position fest entschlossen ist"; weiter führt er für diese politische Haltung Preußens ausführliche Gründe an, die mit diplomatischem Takte so gewählt sind, daß sie zugleich auch auf den bayrischen König den stärksten Eindruck machen müssen.

Der erste von ihnen appelliert wieder an das partikularistische Selbstgefühl gegenüber der usurpatorischen österreichischen Ausbeutungspolitik. Nachdem man von Rußland die Zusage erlangt habe, daß es den Bund der ihn hauptsächlich angehenden zwei Garantiepunkte versichern werde[2], falle für das außerösterreichische Deutschland jeder wahre Grund zu weiterem Vorgehen gegen das

[1] S.W. 53/4 S. 372 ff.

[2] Diese Verhandlungen führten Anfang Mai zu einer russischen Erklärung am Bundestage betr. die zwei ersten Garantiepunkte. Vgl. darüber Leopold v. Gerlach II SS. 279, 301, 304, 309 f. Sie fiel indessen ungenügend aus.

Zarenreich fort; ein solches würde vielmehr die Kräfte Deutschlands wie so oft zu den Zeiten des Reiches einseitig österreichischen Zielen dienstbar machen und damit die von der Bundesverfassung garantierte Selbständigkeit der deutschen Fürsten und Staaten verletzen. Übrigens glaube man in Berlin sogar, Österreichs wahrem Interesse zu nützen, wenn man es durch entschlossenes Betonen der preußischen Neutralität von dem gefährlichen Kriege zurückzuhalten suche; — ob man damit Erfolg haben werde, scheint Ranke freilich etwas zweifelhaft, wenngleich nicht hoffnungslos.

Das zweite Motiv malt eindringlich die von Westen her drohende Gefahr und ruft gegen sie die deutsch-patriotischen Empfindungen auf. Während England und Österreich auf den Wiener Konferenzen einer vermittelnden Abkunft mit Rußland gar nicht abgeneigt gewesen seien[1], habe Frankreich zur Fortsetzung des Krieges gedrängt, der für seinen Beherrscher nun einmal ein Daseinsbedürfnis bilde. Ungeheuer sei bereits jetzt Napoleons Stellung in Europa: „Vor unseren Augen richtet er, ehe er sich noch in Frankreich recht sicher fühlt, das Empire seines Oheims wieder auf". „Sollen wir Deutsche es auf uns kommen lassen, abermals nicht gesehen zu haben, was uns zum zweiten Male droht?"

Der dritte Punkt endlich, der im Konzept sehr viel ausführlicher als im Briefe gefaßt ist, und in der interessanten ursprünglichen Form gleichfalls veröffentlicht wurde[2], operiert mit Argumenten, welche den innerpolitischen Kämpfen des Jahrhunderts entnommen sind. Wir wissen ja aus den Berchtesgadener Vorträgen, daß diese Kräfte in den historisch-politischen

[1] In Wahrheit war freilich England das intransigente Element, welches die Versöhnung verhinderte. Ranke erwähnt an dieser Stelle eine Unterredung, die er mit dem englischen Bevollmächtigten in Wien, Lord John Russel, gehabt habe. Dieser kam Anfang März auf der Durchreise nach Wien durch Berlin (Leopold v. Gerlach II S. 288 f.) und äußerte sich gegen Ranke sehr friedfertig, was den Historiker mit zu seinem Glauben an Englands Versöhnlichkeit bestimmt haben mag.

[2] „Deutsche Revue", März 1904, S. 274 f.

Gesprächen zwischen Ranke und dem Könige eine besonders wichtige Rolle gespielt hatten. Der gewaltige Machtkampf in Europa erscheint Ranke zugleich als ein solcher der gegensätzlichen großen Zeitideen, welche er in Berchtesgaden für leitende Tendenzen des Jahrhunderts erklärt hatte. Rußland repräsentiert in diesem Sinne den „prinzipiellen Widerstand gegen den Liberalismus"; Österreich und Frankreich hingegen führen dessen Sache, und zwar erblickt Ranke hier seinen alten Feind in einer Gestalt, welche seine Abneigung gegen ihn noch verdoppelt; denn gleichzeitig tragen beide Staaten „romanistische oder fast eine Begünstigung der ultramontanen Grundsätze" vor sich her. Wir wissen ja zur Genüge, wie abstoßend diese aus Religion und Umsturz gemischten demagogischen Elemente auf Ranke wirkten! „Ich denke", schreibt er im Konzepte, „daß sie Bayern noch widerwärtiger sind als anderen Ländern", und findet im Anschluß daran besonders eindringliche Mahnworte gegen ihre Gefährlichkeit. In seinem Briefe strich er freilich, vielleicht auf fremden Einfluß hin, diese allzu offenherzigen Sätze und begnügte sich mit der bedeutungsvollen Frage: „Welche Folge aber wird es haben, wenn man ihnen in einer so wichtigen Sache den Sieg einräumt?"

Zum Schluß beteuert er noch einmal die Lauterkeit seiner Motive: er wolle dem Könige keinerlei Rat aufdrängen, sondern habe es nur gleichsam für „eine Pflicht der persönlichen Hingebung und Dankbarkeit" gehalten, seinem Mäzene „das ganze Gewicht der diesseitigen Gründe vorzulegen".

Aus einem späteren Briefe Rankes an König Max vom 29. Mai[1] erfahren wir, daß dieser die „politische Rhapsodie" des Historikers „überaus nachsichtig" aufgenommen habe. Mit dem Herzen hatte ja der bayrische Fürst durchaus auf seiten der preußisch-deutschen Neutralitätspolitik gestanden, welche seinem stark entwickelten partikularistischen Souveränitätsgefühl am besten entsprach; es war mehr Furcht und Schwäche gewesen, wenn er

[1] S.W. 53/4 S. 375 f.

zeitweilig vor der österreichisch-westmächtlichen Übermacht hatte kapitulieren wollen. Die immer entschiedener sich durchsetzende Verschiebung in der internationalen politischen Gruppierung, welche den Riß zwischen Österreich und den Westmächten in den folgenden Monaten erheblich verbreiterte, nahm ihm dann den schweren Alp mehr und mehr von der Brust, und belebte die Hoffnungen aller deutschen Neutralitäts- und Friedensfreunde. In dem schon erwähnten Briefe Rankes an den König vom 29. Mai kommt diese zuversichtlichere Stimmung deutlich zum Ausdruck; auf Grund persönlicher Wahrnehmungen und Informationen berichtet er darin seinem königlichen Gönner von der wachsenden Friedenssehnsucht in Frankreich und England, die nur wegen der verworrenen innerpolitischen Verhältnisse in beiden Ländern bisher noch nicht zum Durchbruch habe gelangen können.

Mit dem Nachlassen der Kriegsgefahr fiel dann für Ranke auch der Antrieb zu politischer Tätigkeit mehr und mehr fort. Zwar brachte die weitere Entwicklung in den Jahren 1855/6 noch mancherlei für ihn Unerfreuliches, — so z. B. bei den Neuwahlen zur bayrischen Kammer im Frühjahr 1855 den längst befürchteten Sieg des Ultramontanismus, welcher zu Rankes größtem Bedauern den König zwang, Dönniges aus seiner amtlichen Vertrauensstellung zu entlassen[1]; — aber die große orientalische Krisis wenigstens verlor für Preußen und Deutschland immer mehr ihre bedrohliche Schärfe. Der Historiker konnte also beruhigt die politische Waffe wieder aus der Hand legen, die er in gefahrvollen Augenblicken zur Verteidigung seiner Mäzene pflichtgetreu ergriffen und nicht ohne Erfolg geführt

[1] Vgl. den Artikel „Dönniges" in der A.D.B. In Berchtesgaden hatte R. noch nicht recht an die bedrohliche Nähe der ultramontanen Gefahr glauben wollen („Deutsche Revue", April 1904, S. 61), in seinem Briefe vom 29. Mai (S.W. 53/4 S. 376) spielt er aber schon deutlich auf sie an. Als Ersatz für Dönniges kam Dr. Franz Löher nach München; wertvoller für Ranke aber war es, daß auch sein Schüler Heinrich v. Sybel im Jahre 1856 an die Münchener Universität berufen wurde. Vgl. seinen Brief an Sybel vom 9. Dezember 1855. S.W. 53/4 S. 382 f.

hatte. Wenn er im September 1855 gegen den westmächtlich gesinnten Bluntschli die Nützlichkeit der lavierenden preußischen Neutralitätspolitik betonte[1], so durfte er sich dabei an die guten Erfahrungen seiner eigenen praktischen Mitarbeit halten.

Die verhältnismäßig unbedeutenden Verwicklungen, welche dann nach dem Krimkrieg in der Zeit von 1856 bis 1858 Preußens auswärtige Politik beschäftigten, waren nicht der Art, daß sie den autonomen Historiker unbedingt gezwungen hätten, aus seiner natürlichen politischen Reserve herauszutreten; wenigstens sind keine Denkschriften oder in politischer Absicht geschriebene Briefe Rankes aus diesen letzten Jahren Friedrich Wilhelms IV. und Otto von Manteuffels bekannt geworden[2]. Daß er auch jetzt den wärmsten Anteil an den Schicksalen Preußens und seines geliebten königlichen Herrn genommen hat, versteht sich dabei wohl von selbst[3].

---

[1] J. C. Bluntschli, Denkwürdiges aus meinem Leben, Nördlingen 1884, Bd. II, S. 228. Gegen Bluntschli erwähnte R. freilich von seiner eigenen politischen Tätigkeit nichts, sondern äußerte: er ziehe es vor, sich mit dem Geschehenen zu beschäftigen, als sich in zweifelhaften Wegen der praktischen Politik auszusetzen.

[2] Rankes Sohn deutet an, daß die politische Tätigkeit des Historikers während der 50er Jahre reicher war, als bekannt geworden ist: er habe bei der Abfassung der Thronreden mitgewirkt, auch Zeitungsartikel offiziöser Natur für die „Kreuzzeitung" verfaßt. („Deutsche Revue", Januar 1903, S. 17; Februar 1903, S. 199). Vielleicht verdienen diese politischen Arbeiten des größten deutschen Historikers veröffentlicht zu werden!

[3] Eine politische Äußerung und ein Erlebnis R.s aus diesen Jahren seien hier erwähnt der Vollständigkeit halber. Bei einem Gespräche mit Gerlach auf einem Balle bei Lord Bloomfield, dem englischen Gesandten, am 10. Januar 1856 meinte Ranke: Frankreich werde sich nicht von England trennen, da es ohne das Inselreich finanziell nichts vermöge; England sei noch immer der „leitende Staat". Es scheint demnach, daß er die Besorgnisse Gerlachs wegen einer bevorstehenden russisch-französischen Allianz nicht geteilt hat (Leopold v. Gerlach II S. 382). 1857 machte R. eine Studienreise nach England und wurde auch bei Hofe empfangen (vgl. S.W. 53/4 S. 386). In den königlichen Vorzimmern, so erzählte er Wiedemann („Deutsche Revue", November 1892, S. 232), habe ihn Lord Palmerston in „anfahrendem" Tone förmlich zur Rede gestellt, daß er, statt den Verkehrtheiten Friedrich Wilhelms IV., wie es seine Pflicht sei, entgegenzutreten,

Hier nun, wo wir ungefähr am Ende der zweiten politischen Aktionsperiode des autonomen Historikers angelangt sind, sei es gestattet, diesen durch die Revolution von 1848 veranlaßten Denkschriften- und Briefefeldzug mit jenem ersten zu vergleichen, den er einst nach der Revolution von 1830 in seiner Historisch-politischen Zeitschrift unternommen hatte.

Halten wir uns dabei zunächst an die mehr äußerliche Feststellung, daß es sich damals um die publizistische Einwirkung auf eine schwer faßbare, unverantwortliche, von demokratischen Schlagworten und geschichtsfeindlichen Theorien beherrschte Öffentlichkeit, diesmal aber um die intime politische Beeinflussung eines fest umschriebenen, esoterischen Kreises von konservativen Staatsmännern und Mäzenen handelte, welche durch ihre aus Idealismus und Politik gemischte romantische Eigenart dem Wesen des autonomen Historikers vielfach geistig nahe standen, so erklärt sich schon großenteils aus diesem Unterschiede in der Adresse eine Reihe von Verschiedenheiten in der Ausführung, welche bereits bei einer oberflächlichen Betrachtung beider Aktionen in die Augen fallen. Vor allem ergibt sich schon daraus, warum Ranke sich hier viel freier regen und seine Meinung offener aussprechen kann als dort, warum in den Denkschriften und Briefen die breiten prinzipiellen Erörterungen und Polemiken fehlen, welche in den Aufsätzen der Zeitschrift einen so wesentlichen Bestandteil bilden, warum er in jenen viel mehr auf den Moment berechnete praktische Politik treibt als in diesen. Denn während er sich bei seiner Publizistik durch die unbequeme Doppelstellung zwischen einer mißtrauischen, bevormundenden und dem Geiste der Öffentlichkeit abholden Regierung und einer mit radikalen Instinkten erfüllten, doktrinären und politisch unreifen Masse auf Schritt und Tritt behindert fühlte und daher, zwischen beiden feindlichen Mächten vorsichtig lavierend, historischen und prinzipiellen Betrachtungen einen unverhältnismäßig

diesen vielmehr, wie es scheine, in denselben bestärke, und habe ihm Leopold von Belgien als Muster eines Regenten bezeichnet. Was R. darauf erwidert hat, erfahren wir leider nicht.

großen Raum vor der heiklen Erörterung praktischer und aktueller Fragen einräumen mußte, fiel diese Beschränkung Friedrich Wilhelm IV. und seinen Ratgebern, wie auch König Max gegenüber weg. Was einigermaßen an ihre Stelle trat: die Rücksicht auf persönliche Anschauungen und Wünsche seiner Mäzene bildete für Ranke nicht entfernt ein gleiches Hindernis; denn in der politischen Grundstimmung bestand ja zwischen ihm und seinen Gönnern keine sehr wesentliche Differenz, in Nebensachen aber war der Historiker stets zu schmiegsamem Nachgeben bereit, auch wußte er, daß sein feinsinniger Herr selbst abweichende Ansichten, sofern sie nur anregend und geistvoll vorgetragen wurden, mit dem anempfindenden Behagen eines Ästheten genoß.

Doch genügt diese mehr äußerliche Feststellung allein noch nicht, um die schon berührte Verschiedenheit im Charakter beider Aktionen zu erklären; denn diese ist nicht ausschließlich von der beide Male verschiedenen Adresse und der daraus resultierenden verschieden großen politischen Bewegungsfreiheit verursacht: auch das Objekt, für welches Ranke kämpft, ist nicht in beiden Fällen genau dasselbe, obwohl es sich beide Male im höheren Sinne um die Verteidigung und Förderung seiner autonomen Historie handelt. Um die Verschiebung in der politischen Stellung Rankes zu den Zeitmächten und die dadurch bedingte, für den abweichenden Habitus beider Aktionen äußerst wichtige Verschiebung des politischen Streitobjektes besser veranschaulichen zu können, sei es gestattet, die innere Entwicklung noch einmal kurz zu skizzieren, welche dazu geführt hatte, daß der autonome Historiker das erste Mal als Publizist und das zweite Mal als vertrauter Ratgeber der preußischen Krone in den politischen Kampf des Jahrhunderts eingriff.

Wir erinnern uns der psychischen Momente, die ihn einst zu seinem ersten Auftreten als Politiker bestimmt hatten: der hoffnungsvollen Stimmung, welche den jugendlichen Historiker in den Jahren des Aufstiegs beseelte und vorwärtstrieb; des optimistischen Glaubens an die politische Weltmission seiner

autonomen Erkenntnis, welche ihm den Mut zu seiner auf die Idee einer historia militans begründeten Zeitschrift einhauchte. Obwohl es sich auch damals im tiefsten Grunde um eine Defensive gegen die durch die Revolution zur Übermacht erhobenen geschichtsfeindlichen Theorien handelte, lebte doch in den polemischen Ausführungen namentlich der ersten Aufsätze noch ein gewisser offensiver Geist, sprach aus den belehrenden Betrachtungen über die allgemeinen Grundlagen des geschichtlichen und politischen Lebens die noch ungebrochene Zuversicht, daß die autonome Historie dazu berufen sei, auch die politische Welt mit ihrem Wesen zu durchdringen und in ihrem Sinne umzugestalten. Das erklärt gleichfalls den im Vergleich zu den Denkschriften abstrakteren und theoretischeren Charakter der Zeitschriftaufsätze. Hervorgelockt durch das herausfordernde Geschrei der Angreifer, trat damals Rankes Historie noch kühnlich selbst in die Schranken, um sich aus eigener Kraft und mit ihren eigenen Waffen als historia militans die als ihr Recht beanspruchte dominierende Stellung über den politischen Gegensätzen der Zeit zu erkämpfen. Sie selbst in kaum verhüllter Gestalt war das vornehmste Streitobjekt, für welches der Historiker focht, und erst in zweiter Linie gedachte er damals auch schon für die Sache seines sympathischen Auftraggebers und Mäzens Preußen und dessen momentane politische Bedürfnisse einzustehen; denn noch betrachtete er ihn nicht als seinen einzigen Hort, als seine dauernde politische Heimat. Er begehrte ja zugleich noch Einlaß bei der demokratischen Öffentlichkeit und hatte gleichsam seinen endgültigen Platz unter den deutschen Mächten des Jahrhunderts noch nicht gefunden.

Das war bis zum Beginn der zweiten Aktion wesentlich anders geworden. Wir erinnern uns, wie rasch jener offensive Eroberungsstoß Rankes gegen die Öffentlichkeit zum Stillstand gekommen war, wie er sich in den späteren Heften immer ausschließlicher auf rein historische Betrachtungen beschränkt hatte, die kaum noch eine publizistische Wirkung anstrebten, wie die Zeitschrift in langsamer Agonie dahingesiecht war. In seiner

Rede über den Unterschied von Historie und Politik hatte er dann gleichsam formell auf seine Eroberungsabsichten der politischen Öffentlichkeit gegenüber verzichtet und spätere Aufforderungen zu erneuter publizistischer Tätigkeit von sich gewiesen, weil er sich inzwischen bewußt geworden war, daß es für seine Eigenart keine Expansionsmöglichkeiten nach der Seite der politischen Öffentlichkeit und der sie beherrschenden Demokratie hin gab. Dafür hatte er sich dann politisch immer enger an seine Regierungsmäzene angeschlossen und vor allem seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. in der europäisch-deutschen Großmacht Preußen seine endgültige politische Heimat erkannt, welcher er in seiner preußischen Geschichte ein aus ihrem Geiste heraus geschaffenes literarisches Denkmal errichtete. Als er nun im Mai 1848 unter dem Sturmesbrausen einer neuen Revolution abermals zu der für ihn so zweischneidigen politischen Waffe griff, da geschah das nicht mehr in jener jugendlichen, illusionistischen Hoffnung, durch die eingeborene Kraft seiner geschichtlichen Erkenntnis die politische Welt meistern zu können, sondern in der resignierten, ihm durch die Erfahrung aufgezwungenen Überzeugung, daß das Dasein seiner Historie mit demjenigen ihres erprobten Mäzens Preußen unauflöslich verflochten sei, und daß sie alles aufbieten müsse, um sich diese einzig sichere Zufluchtsstätte zu erhalten. Nicht mehr in eigener Person für sich selber einstehend, als historia militans, trat sie jetzt auf die politische Arena hinaus, sondern als getreue Schildträgerin eines bedrängten Beschützers, von dessen politischem Sieg oder Fall auch ihre eigene Zukunft abhing. So mußte mit dem veränderten Objekt auch ihre Kampfesweise beide Male eine andere sein: dort, wo der Streit vor allem um ideale, um Denker- und Dichterwerte ging, mußte sich auch alles allgemeiner, theoretischer, abstrakter gestalten; hier dagegen, wo es sich um die reelle politische Existenz Preußens handelte, mußte die Aktion einen vielmehr auf den Moment berechneten, praktischeren, staatsmännischeren und konkreteren Charakter annehmen.

Beide Aktionen entsprechen so zwei Entwicklungsstufen in der Laufbahn des autonomen Historikers. Auf der ersten befindet er sich noch im Aufstieg, träumt noch von Welteroberungen und empfindet unwillig die wachsenden Widerstände, die sich seiner Expansion in den Weg stellen; an die Gesamtheit seiner Zeitgenossen sich wendend, verkündet er ihnen daher in allgemeinen Betrachtungen die Grundlehren seiner Erkenntnisreligion, nach deren Normen sie ihr politisches Leben einrichten sollen. Auf der zweiten dagegen hat er den Höhepunkt seiner Expansion erreicht, ja bereits überschritten und ist sich der Grenzen seiner Wirksamkeit unter den Mächten des Jahrhunderts bewußt geworden; nicht mehr an die gesamte deutsche Welt wendet er sich jetzt, sondern nur an denjenigen Teil von ihr, bei welchem er inzwischen Verständnis und Schutz gefunden hat, und spricht zu ihm auch nicht mehr im Tone eines Messias, welcher das heilige Buch der Geschichte vor seinen Zuhörern aufschlägt, sondern in dem eines treuen Dieners und Beraters, welcher aus seiner reichen geschichtlichen Erkenntnis heraus für seinen Gönner einen praktischen Ausweg aus den Schwierigkeiten des Momentes zu entdecken sucht.

Trotz dieser Unterschiede aber bleibt die politische Tätigkeit des autonomen Historikers beide Male in die Grenzen gebannt, die ihr durch sein im Grunde unpolitisches Wesen gesetzt sind. Wir sahen ja, wie sie sich nur dort zu hinreichender Kraft ermannen konnte, wo sie im Einverständnis mit der Geschichte handeln durfte, d. h. im wesentlichen dort, wo es galt, feste historische Werte gegen usurpatorische Mächte zu verteidigen; ihr vorwiegend konservativer Charakter beruht eben auf dieser inneren Begrenzung. Daher hatte Ranke auch beide Male eigentliche Erfolge nur in der Defensive gehabt: er hatte sowohl in der Zeitschrift wie in den Denkschriften das Objekt, für welches er stritt, im großen und ganzen behauptet. Man kann in der Epoche intensiver und erfolgreicher Geschichtschreibung, welche sich an sein publizistisches Auftreten schloß, gleichsam eine Fortsetzung der Aktion seiner Zeitschrift sehen.

Die Idee seiner autonomen Historie, für welche er als Publizist vergeblich gekämpft hatte, wußte er nunmehr auf andere Weise doch noch zu bedeutender Geltung zu bringen: nicht mehr im erobernden Angriff auf das langsam, aber unwiderstehlich vordringende politische Zeitferment, wohl aber in der verteidigenden Beschränkung auf sein eigenes Prinzip und auf die Denker- und Dichterwerte, welche im Empfinden dieser Übergangszeit noch hinreichend lebendig waren. Und nicht minder hatte er mit Erfolg dazu mitgewirkt, daß seinem Mäzene Preußen seine historische Eigenart und seine altangestammte Stellung in Deutschland und Europa erhalten blieben: sowohl die Angriffe der Revolution wie die der rivalen Territorien und ihrer ausländischen Bundesgenossen hatte er in seinen Denkschriften und Briefen mit Würde und nicht ohne Kraft zurückgewiesen; auch hier hatte er in der Defensive nicht versagt.

Dafür war er freilich beide Male in der Offensive durchaus gescheitert: weder war es ihm gelungen, die politische Welt mit ihren Theorien seiner Historie zu unterwerfen, noch hatte er Preußen zur Herrschaft über Deutschland zu erheben vermocht. Denn die inneren Momente seines Wesens, die ihn dort gefördert hatten, lähmten ihn hier regelmäßig im entscheidenden Augenblicke und drückten seinen Aktionen den Stempel des Halben und Zaghaften auf. Die wirksamsten und zum Erfolge unentbehrlichsten Seelenkräfte, die Mächte des Willens und der Leidenschaft, waren nun einmal in seiner Psyche auf rein ideale Erkenntnisziele gerichtet und vermochten sich nach der politischen Seite hin nur soweit zu betätigen, als dadurch dieser oberste Daseinszweck Rankes nicht beeinträchtigt wurde, d. h. im wesentlichen nur in der politischen Defensive. Sein scharfer, historisch geschulter Intellekt aber vermochte allein den Mangel an politischer Leidenschaft in der Offensive nicht zu kompensieren; er gestattete ihm wohl eine klare Problemstellung und ein scharfsinniges Erkennen der zur Lösung hindeutenden Möglichkeiten, aber er befähigte ihn allein noch nicht, die brutalen Hemmungen zu überwinden, die sich jedem vorwärtsgerichteten politischen

Bestreben notwendig in den Weg stellen und die nur mit Gewalt und Leidenschaft beseitigt werden können.

Diese Grenzen hat Ranke als Politiker überhaupt nie überschritten; hätte er es getan, so hätte er damit gerade die kostbarsten Werte seines Inneren zerstört, welche ihn zu einer der größten Erscheinungen des autonomen deutschen Denkens und Dichtens gemacht haben.

Es bleibt am Schlusse dieses Abschnittes noch übrig, die beiden großen Geschichtswerke zu besprechen, welche im wesentlichen dieser Epoche im Dasein des Historikers angehören, nämlich die „Französische Geschichte, vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert", die in fünf Bänden von 1852 bis 1861 erschien, und die „Englische Geschichte, vornehmlich im 17. Jahrhundert", deren sieben Bände von 1859 bis 1868 herauskamen. Obwohl die letztere erst nach der Zeit Friedrich Wilhelms IV. erschien, geht sie doch dem Entwurfe nach in diese fünfziger Jahre zurück[1], und beide großen Staatengeschichten zeigen so viele innere und äußere Berührungspunkte, daß man sie wohl im Zusammenhange behandeln darf.

Das Rückgrat beider wird nämlich von dem für Rankes historische Auffassung so überaus charakteristischen Begriffe der „großen Macht" gebildet, dem Thema, welches er in der Historisch-politischen Zeitschrift zuerst vollständig angeschlagen und in der preußischen Geschichte bereits eingehender an einem konkreten Objekte durchgeführt hatte. Es wurde bereits ausgeführt, daß die europäische Entwicklung zwischen dem 16. und dem 19. Jahrhundert, zwischen zwei Epochen der Trübung des absoluten Staatsgedankens durch interferierende Massenkräfte, denjenigen Zeitraum darstellte, in welchem diese zentralen geschichtlichen Faktoren am klarsten in die Erscheinung traten, an welchem sie sich daher am besten studieren ließen; auch diesmal spielen beide

[1] Vgl. S.W. 53/4 SS. 54, 75. Danach billigte Friedrich Wilhelm IV. Rankes Plan ausdrücklich und gab ihm 1857 einen Empfehlungsbrief an den Prinzgemahl Albert mit. Über die Audienz bei demselben vgl. S.W. 53/4 S. 386.

großen Staatengeschichten wieder vornehmlich in diesen Jahrhunderten, die überhaupt den Lieblingsaufenthalt der Rankeschen Geschichtsmuse bilden.

Gegenüber diesen älteren westeuropäischen Großmächten war nun die preußische eigentlich eine nachgeborene und auch wohl innerlich zunächst noch nicht ganz gleichwertige Schwester; das Prinzip einer kontinuierlichen Geschichtschreibung der neueren Zeit hätte also eigentlich verlangt, daß der autonome Historiker vor den preußischen die für die universale Entwicklung des neueren Europa zunächst wichtigeren Schicksale der westeuropäischen Bildungen geschildert hätte. Wir sahen aber schon, welche Motive historischer und auch politischer Art ihn dazu bestimmt hatten, sich zuerst an diesen Spätling unter den großen Mächten Europas zu machen. Die Stürme des Jahres 1848, welche ihn einerseits gezwungen hatten, wieder als praktischer Politiker auf den Plan zu treten, hatten dann anderseits seiner Beschäftigung mit der politisch interessanteren preußischen Geschichte ein jähes Ende bereitet. Überaus bezeichnend ist, daß er sich als Historiker vor der Unruhe dieser Zeit in die allerfernsten Regionen der Geschichte flüchtete und sich wieder dem Studium des Altertums zuwandte, aus welchem dann seine Vorlesungen über alte Geschichte hervorgingen[1]. Eben das, was für einen wirklichen Politiker ein gewaltiger Ansporn zur Wahl eines möglichst aktuellen historischen Stoffes gewesen wäre, wurde für den autonomen Historiker ein Anlaß, sich von allen mit der Gegenwart in näherer politischer Beziehung stehenden geschichtlichen Themen möglichst weit abzuwenden! Als sich dann der abschreckende politische Sturm gelegt und einer Zeit verhältnismäßiger Ruhe Platz gemacht hatte, kehrte er doch nicht wieder zu der politisch bedenklichen preußischen Geschichte des 18. Jahrhunderts zurück, sondern wandte sich eben jenen westeuropäischen Gebilden zu, welchen vom Standpunkte der autonomen Historie aus der Vorzug gebührte, und zwar unternahm er es zunächst,

[1] S.W. 53/4 S. 75.

die Geschichte derjenigen dieser „großen Mächte" zu schreiben, welche in den letzten Jahrhunderten vor allem das motorische Zentrum Europas gebildet hatte, von der nach den Zeiten der Reformation und des spanisch-habsburgischen Übergewichtes in Europa vornehmlich jene welthistorischen Impulse ausgingen, welche den universalen Historiker Ranke von jeher am meisten angezogen hatten[1]. Nebenbei handelte es sich dabei um eine Macht, welche in ihrer Struktur weitgehende Ähnlichkeiten mit der preußischen aufwies, um eine für die kontinentale Entwicklung geradezu typische absolute Militär- und Beamtenmonarchie, deren straffe innere Gliederung ein besonders großes Maß von nach außen gerichteter politischer Energie gestattete. In vieler Beziehung war dieses Frankreich Richelieus und Ludwigs XIV. überhaupt das klassische Musterbeispiel einer „großen Macht" nach Rankescher Auffassung.

Diese historischen Gesichtspunkte haben jedenfalls durchaus den Ausschlag für die Wahl des Stoffes gegeben; nebenbei mag aber auch ein leiser politischer Reiz des Themas mitgespielt haben, wie ihn der anregungsbedürftige Historiker von jeher liebte. Eben dieses zu Übergriffen in die politische und geistige Sphäre Deutschlands stets bereite, immer noch expansive Frankreich bildete ja gewissermaßen den politischen Gegenpol Rankes und hatte daher für ihn auch als Politiker schon immer ein besonderes, allerdings vorwiegend negatives Interesse gehabt. Gerade jetzt erlebte man wieder einen bedrohlichen neuen Aufstieg dieser alten Hegemoniemacht des Kontinents unter einer Regierung, welche die erobernden Tendenzen der alten zentralistischen Militärmonarchie in beunruhigendster Weise mit dem propagandistischen revolutionären Gedanken der Nationalsouveränität verband. Gewiß werden diese politischen Beziehungen für Ranke den Reiz des Stoffes erhöht haben, ohne natürlich für sein im Kerne unpolitisches Empfinden irgendwie entscheidend zu sein[2].

[1] Über die Weltbedeutung der französischen neueren Geschichte vgl. die Vorrede S.W. 8 S. V ff.

[2] Vgl. die Stelle S.W. 53/4 S. 54. Dort schreibt er: „Ich hatte

Kam endlich noch hinzu, daß ihm auch das unentbehrliche Material in hinreichendem Maße zur Verfügung gestellt wurde, daß er sowohl in Paris wie in Brüssel und in London auf wiederholten Studienreisen weitgehende Förderung fand[1], so waren damit alle Bedingungen für eine ersprießliche Lösung der Aufgaben gegeben, welchen er sich nunmehr zugewendet hatte.

Es lag im Wesen seiner trotz ihrer transzendentalen Färbung doch vom kausalen Entwicklungsgedanken beherrschten Geschichtschreibung, daß der Darstellung des europäischen Aufstieges und Höhepunktes Frankreichs unter der bourbonischen Monarchie, dem eigentlichen Thema seiner französischen Geschichte, eine längere Einleitung vorangehen mußte, welche die Fäden des kontinuierlichen Geschehens bis in die Jahrhunderte des frühen Mittelalters verfolgte. Diese Aufgabe erfüllt im wesentlichen der aus sechs Büchern bestehende erste Band[2], welcher vor allem eine frühere Phase altfranzösischer Machtentwicklung in Europa, diejenige unter den Valois, zum Gegenstande hat und weiter zeigt, wie diese ältere Ära vornehmlich gegen Italien gerichteter französischer Expansion durch die schweren religiösen und ständischen Wirren unter den letzten Vertretern dieser Dynastie eine Unterbrechung erfährt, ja einer Zeit ausländischen Einflusses in die innerfranzösischen Angelegenheiten Platz macht. Bereits das sechste Buch dieses Bandes aber beschäftigt sich mit den Anfängen Heinrichs IV., welcher alle entzweiten Elemente des Reiches unter der Flagge des Legitimismus und des französischen Staatsgedankens mit imperialistischer Spitze gegen das

---

indessen, nicht so sehr von den Ereignissen angeregt, als infolge der Gesamtheit meiner historischen Studien, die französische Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts zu schreiben unternommen." Vgl. auch S.W. 53/4 S. 75.

[1] Über die Studienreisen zur französischen und englischen Geschichte vgl. die Reisebriefe aus den Jahren 1857 bis 1865 in Bd. 53/4 der S.W.; über die Reise von 1865 auch die Mitteilungen von Rankes Sohn in der „Deutschen Revue", Februar 1903, S. 188 ff. Über die benutzten Materialien spricht sich Ranke in den Vorreden aus S.W. 8 S. VII; S.W. 14 S. XII ff.

[2] S.W. 8.

Ausland einigt. So wird das Fundament zur großartigen Entwicklung des bourbonischen Frankreichs gelegt, welches zeitweilig die Freiheit ganz Europas und vor allem nun auch Deutschlands mit Untergang bedroht; der „Welttag" dieser großen Macht bricht nunmehr an[1].

Damit ist Ranke bei seinem eigentlichen Thema angelangt und verfolgt nun im einzelnen die mannigfachen Schwankungen des französisch-bourbonischen Aufstiegs bis zu seinem Höhepunkte unter Ludwig XIV., welcher am Schlusse des dritten Bandes erzählt wird. Es war das der historische Moment, mit welchem die Ausführungen seines berühmten Aufsatzes über die „großen Mächte" eingesetzt hatten; die Kapitel des vierten Bandes, welche den Umschwung seit 1688 eingehender und den langsamen äußeren und inneren Niedergang des bourbonischen Frankreichs im 18. Jahrhundert flüchtiger behandeln, enthalten daher viele Anklänge an die Gedankenwelt jenes Aufsatzes, obwohl sich die europäische Entwicklung vom spezifisch französischen Schauplatze aus nicht ganz mit der übersichtlichen Klarheit präsentiert, wie in jener klassischen Skizze.

Bei den uns bekannten politischen Anschauungen Rankes mußte ihm nun sein Thema mannigfachen Anlaß zu politisch interessanten Bemerkungen bieten, die denn auch in seiner französischen Geschichte trotz ihres durchaus objektiven Grundcharakters nicht fehlen. Sie können hier freilich nicht alle angeführt und besprochen werden, es muß genügen, ihre allgemeine Tendenz anzudeuten. Vor allem ist es die von ihm so entschieden bekämpfte Expansion des revolutionären Frankreichs der Neuzeit, welche offenbar seine Aufmerksamkeit fesselt; sie reizt ihn zu eingehender Beachtung aller auf diese unsympathische Gegenwart hindeutenden Symptome in der französischen Vergangenheit. Mit Sorgfalt wird jede revolutionäre Regung, jedes Auftauchen der Lehre von der Volkssouveränität in den dynastischen, ständischen und religiösen Kämpfen des 16. und 17. Jahrhunderts

[1] S.W. 9 S. 3.

verzeichnet[1]; die kurze Schilderung der französischen Entwicklung im 18. Jahrhundert, mit welcher das Werk ausklingt, ist vornehmlich auf den Ton der nahenden revolutionären Katastrophe gestimmt. Neben diesem sich deutlich verratenden Interesse an dem Wachstum der revolutionären Kräfte treten Rankes konfessionelle und deutsch-patriotische Empfindungen verhältnismäßig bescheiden auf, wenngleich auch sie hier und da einem Satze oder einer längeren Ausführung ein wenig von ihrer Farbe mitteilen[2]. Im ganzen aber herrscht auch in der französischen Geschichte, wie stets bei Ranke, das reine Erkenntnisinteresse bei weitem vor, die Teilnahme am historischen Geschehen schlechthin, welche ihn mit lebhaftem Mitgefühl für die Schicksale dieser seinem deutschen und protestantischen Empfinden oft so wenig kongruenten großen Macht erfüllt.

Immerhin handelte es sich nun aber bei dem bourbonischen Frankreich um einen seinem inneren Aufbau und Charakter nach Preußen vielfach analogen kontinentalen Militär- und Beamten-

---

[1] Einige derartige Stellen seien angeführt: S.W. 8 SS. 40 f., 63 f., 144 f., 164 f., 245 f., 323 f.; S.W. 9 S. 144; S.W. 10 SS. 47, 61 f.; S.W. 11 ist besonders reich an solchen Stellen.

[2] Vgl. z. B. die Verteidigung des Protestantismus S.W. 8 S. 109. Dagegen entschuldigt er Heinrichs IV. Übertritt zur katholischen Kirche mit der politischen Notwendigkeit (S.W. 8 S. 354), obwohl er eingesteht: „Es wird noch heute kein protestantisch überzeugtes Herz in der Welt geben, das bei dem Gedanken, daß es dem König Heinrich gelungen wäre, ohne Übertritt zu einem andern Glauben sich bei der französischen Krone zu behaupten, nicht höher schlüge" (S.W. 8 S. 409). Den Hugenottenaufstand von 1620 verurteilt er bezeichnenderweise, weil er gegen die historische Notwendigkeit gerichtet war (S.W. 9 S. 190 f.). Das geplante Eingreifen Heinrichs IV. zugunsten des deutschen Protestantismus, aber zum Schaden der deutschen Selbständigkeit, ist ihm gleichwohl sympathisch, weil er die Erhaltung der protestantischen deutschen Kultur höher stellt als die ohnehin unhaltbare politische Selbständigkeit des Reiches (S.W. 9 S. 106 f.). Das Aufkommen des protestantischen Preußens, das den politischen Einfluß Frankreichs aus Deutschland verdrängt, wird dagegen wieder mit augenscheinlicher Sympathie erwähnt (S.W. 11 SS. 385, 387). Die hier angeführten Stellen stellen übrigens nur eine Auswahl dar, die Zahl der politisch gefärbten Bemerkungen aus der französischen Geschichte ließe sich noch erheblich vermehren.

staat mit starker monarchischer Spitze und kräftiger kontinentaler Expansionspolitik; einer in dieser Hinsicht nicht unwesentlich abweichenden Sphäre aber gehörte die „große Macht" an, welcher sich die Rankesche Geschichtschreibung nunmehr als der vornehmsten romanisch-germanischen Gegenspielerin der bourbonischen Übermacht zuwandte. Schon durch seine geographische Lage erschien England, das dem Kontinente vorgelagerte Inselreich, einigermaßen aus dem romanisch-germanischen Systeme herausgehoben; es hatte von jeher besonders starke Neigungen zur Selbständigkeit gegenüber der kontinentalen Entwicklung gezeigt, ohne sich doch wiederum ihren Einflüssen ganz entziehen zu können. Die Behandlung seiner Geschicke stellte Ranke daher vor etwas andere Probleme als die Darstellung der preußischen und französischen Machtentwicklung oder als überhaupt die Geschichtschreibung eines der großen kontinentalen Gebilde, welche bis dahin immer im Vordergrund seiner Werke gestanden hatten. Der Faden des universalen romanisch-germanischen Zusammenhanges, namentlich in der Verflechtung der inneren mit der äußeren Politik, war in der Welt dieser insularen Gegensätze verhältnismäßig schwerer zu fassen als auf dem Kontinente. Vielleicht darf man einen Teil der Mängel, die man Rankes englischer Geschichte vorgeworfen hat: ihre allzu große Breite, die geringere Geschlossenheit und Eindringlichkeit der Darstellung, auf das Konto dieser Schwierigkeit setzen, die noch dadurch erhöht wurde, daß die Epoche der Stuarts, welche den Mittelpunkt seines Geschichtswerkes bildet, ganz besonders eine solche innerpolitischer Machtkämpfe und geringer Energie auf dem Gebiete der auswärtigen Politik war. Wir wissen aber, daß Rankes Kunst sich erst dort zu ihrer vollen Höhe zu erheben pflegte, wo das Besondere im Lichte eines universalen Zusammenhanges vornehmlich politischer Natur dargestellt werden konnte, und das war bei einem solchen Thema nicht immer ganz leicht zu erreichen.

Indessen waren ihm die Richtlinien durch seine historische Auffassung auch hier fest vorgezeichnet: es kam darauf an, ein-

mal das komplizierte Spiel der innerenglischen Kräfte zu entwirren und möglichst objektiv zu veranschaulichen, und dann vor allem darauf, die gleichwohl vorhandenen großen Wechselbeziehungen mit der gleichzeitigen kontinentalen Entwicklung aufzudecken, welche auch diese scheinbar isolierte Welt in das große System der romanisch-germanischen Einheit eingliederten.

Im Verfolg dieser rein historischen Ziele mußte er nun in einen gewissen politisch pikanten Gegensatz zu der glänzenden national-englischen Geschichtschreibung geraten, deren Gesichtskreis im ganzen von dieser insularen Welt begrenzt blieb, und deren Auffassung überdies wesentlich von den politischen Idealen einer der altangestammten englischen Parteien gefärbt erschien. Vor allem war es das berühmte Werk des überzeugten Whig Macaulay, mit welchem der deutsche Historiker jetzt in eine gewisse Konkurrenz trat; es galt damals als standard work für englische Geschichte des 17. Jahrhunderts und bestimmte die allgemeine Auffassung namentlich des Ereignisses von 1688. Ranke war weit entfernt, die große Bedeutung einer solchen Tendenzgeschichtschreibung für das praktische politische Leben einer Nation zu verkennen; er hatte den Werken verwandter französischer Historiker wie Augustin Thierrys, Adolphe Thiers', schon immer Anerkennung, ja Bewunderung gezollt; so ließ er denn auch Macaulays englischer Geschichte volle Gerechtigkeit widerfahren und beanspruchte für sein Buch nur eine ergänzende Rolle vom internationalen und rein wissenschaftlichen Standpunkte aus[1]. Daß seine Motive freilich vielfach mißdeutet wurden, daß man

[1] Vgl. die Vorrede S.W. 14 S. XI, ferner die Stellen S.W. 21 S. 242; S.W. 22 S. 40 und S.W. 51/2 S. 570. 1857 besuchte er Macaulay in seinem Landhause und machte ihm das Kompliment, daß er die Form seiner Schriften und besonders die Art bewundere, wie er die Gegenwart durch die Vergangenheit erläutere, wenngleich er nicht in jedem Punkte damit übereinstimmen könne. Macaulay gab dabei zu erkennen, daß ihm die Konkurrenz mit dem berühmten deutschen Historiker „nicht ganz recht" sei (S.W. 53/4 S. 386). Über das Verhältnis der beiden Geschichtswerke zueinander vgl. den Aufsatz von C. v. Noorden in Sybels „Hist. Ztschr." Bd. 17 S. 87 ff.

die Konkurrenz mit Macaulay politischen Velleitäten konservativer Natur zuschrieb, war in einer Zeit wachsender politischer Erregung kaum zu vermeiden; für uns aber muß feststehen, daß auch die englische so gut wie die preußische oder französische Geschichte ein Glied in der Kette seiner autonomen Geschichtschreibung ist, welche sich zum Ziel gesetzt hatte, nacheinander die führenden Mächte des europäischen Kulturkreises in ihrem wechselvollen Spiel umfassend darzustellen und so einen Zyklus von Werken zu schaffen, die ein dauerndes Zeugnis hinterlassen sollten von dem Geiste reinster Erkenntnis, der all sein Tun und Lassen beseelte.

Dieser rein historische Grundcharakter des Werkes schließt nun freilich nicht aus, daß der erwähnte Gegensatz gegen die englische Tendenzgeschichtschreibung bisweilen ein gewisses politisches Kolorit der Darstellung hervorruft, daß auch der natürliche Wunsch, eine politisch erregte Gegenwart durch eine ähnliche Vergangenheit zu erläutern, hin und wieder Bemerkungen veranlaßt, die manchmal ein recht aktuelles Gepräge tragen.

Die Aufgabe z. B., in den Kämpfen zwischen Krone und Parlament vor allem auch den kontinentalen Einschlag nachzuweisen, der hauptsächlich von den absolutistischen, militärischen und zentralistischen Velleitäten der Stuarts repräsentiert wurde, führte ihn dazu, diese Bestrebungen nicht selten in einer Weise zu unterstreichen, die von den Anhängern der landläufigen liberalen Auffassung leicht als reaktionäre Parteilichkeit mißdeutet werden konnte. Wer aber Rankes englische Geschichte unbefangen prüft, der wird erkennen, daß es ihm dabei nur um den Nachweis des Zusammenhanges mit der gleichzeitigen Ausbildung des kontinentalen Absolutismus zu tun ist; auch läßt er keinen Zweifel, daß er in der Verbindung von Protestantismus und Parlamentarismus den eigentlichen historischen Genius der englischen Macht sieht, der dann mit der Revolution von 1688 zur vollen Herrschaft gelangt[1]. Damit findet England auch seine

[1] Vgl. für diese Auffassung R.s die Stelle S.W. 19 S. 141 ff., in welcher er zwar gegen den „kriminalrechtlichen Ton" der englischen Geschicht-

natürliche und gesunde Stellung zu den kontinentalen Machtkämpfen wieder, welche ihm die Rolle eines Hauptverfechters des europäischen Gleichgewichtes gegen die französische Übermacht zuweist. Diese regulierende Tätigkeit zugunsten der allgemeinen Unabhängigkeit erscheint Ranke als wesentlicher Bestandteil der englischen Leistung für die romanisch-germanische Gesamtheit[1].

Eben in der Epoche der Stuarts, welche den Hauptinhalt seines Buches bildete, trat nun freilich diese mehr dem Gebiete der auswärtigen Politik angehörige Seite der englischen Mitarbeit am gesamteuropäischen Systeme weniger klar hervor; dafür hatten aber diese innerenglischen Wirren eine andere, nicht minder große Bedeutung für den romanisch-germanischen Kulturkreis. Einmal handelte es sich dabei um die Erhaltung eines Zentrums des Protestantismus, dessen Wichtigkeit für die Entwicklung der modernen Welt Ranke von jeher nachdrücklich betont hatte, und dann bildete der Kampf zwischen dem schließlich siegreichen Parlamente und der mehr und mehr unterliegenden Krone sowohl nach der praktischen wie nach der theoretischen Seite hin ein erstes Muster und Vorbild für die großen Verfassungskämpfe

---

schreiber wider Jakob II. protestiert, aber der Sache nach das Verhalten des englischen Königs als gegen alle geschichtlichen Traditionen seines Landes verstoßend verurteilt; ferner die Stellen S.W. 19 S. 234 ff., S.W. 20 S. 3.

[1] Vielleicht könnte man der Rankeschen Auffassung vorwerfen, daß sie die englische Macht zu sehr unter dem Gesichtswinkel des kontinentalen politischen Systems betrachtet und zu wenig betont, daß für die englische Politik auch noch außereuropäische Gesichtspunkte maßgebend waren. Die überseeische Expansion des Inselreiches, welche der kontinentalen der andern „großen Mächte" entspricht, und die daraus resultierenden Momente der englischen Geschichte werden ziemlich flüchtig behandelt. Allerdings bewirkt diese Seite der englischen Machtentwicklung gleichfalls ein stetes Eintreten für das kontinentale Gleichgewicht, weil jede kontinentale Hegemoniemacht sofort bestrebt ist, ihre Einflußsphäre auch über das Meer auszudehnen und die maritime und koloniale Hegemonie Englands zu durchbrechen; auch gelangte dieser vorwiegend überseeische Zug der englischen Macht erst nach den Stuarts zur vollen Ausbildung und trat während der inneren Kämpfe zurück. Immerhin vermißt man bei Ranke eine hinreichende Betonung dieses wesentlichen Charakteristikums des modernen Englands.

der Neuzeit, deren Oszillationen vor allem das Europa des 19. Jahrhunderts so heftig erschütterten. Diese von Ranke zugegebene internationale Bedeutung der beiden englischen Revolutionen des siebzehnten Jahrhunderts stand aber in besonders naher Beziehung zu den innerpolitischen Kämpfen, welche Anfang der sechziger Jahre eine neue große Krisis im preußischen Staatsleben heraufgeführt hatten. Der Band seiner englischen Geschichte, in welchem der Verzweiflungskampf Karls I. gegen sein übermächtiges Parlament geschildert wird[1], entstand zu einer Zeit, in welcher die liberalisierenden Neigungen der neuen Ära für Preußen eine ähnliche Katastrophe in Aussicht zu stellen schienen, in welcher die in England zuerst formulierten modernen parlamentarischen Ideen alle Gemüter bewegten. Man wird begreifen, daß, ungeachtet aller Objektivität, dieser höchst aktuelle Charakter des Stoffes Ranke zu Bemerkungen reizte, die zugleich auch auf die politischen Zustände Preußens gemünzt schienen. Wenn er z. B. die schwächliche Haltung Karls I. bei der Verurteilung seines Ministers Strafford mit dem Ausrufe kritisiert: „Welcher Ruhm würde sein Andenken begleiten, wenn er seiner Überzeugung gelebt und den andringenden Massen einen unerschütterlichen moralischen Mut entgegengesetzt hätte!" und gleich darauf die spitzfindigen parlamentarischen Theorien zur Beruhigung des königlichen Gewissens einen „Hohn gegen die Idee der Krone" nennt[2], so denkt man unwillkürlich an die Lage des preußischen Königs dem Abgeordnetenhause der Konfliktszeit gegenüber. An einer Stelle gibt er die große Wichtigkeit dieser englischen Kämpfe für die Gegenwart sogar offen mit den Worten zu: „Es ist ein Ereignis, welches alle angeht, wie die Fundamente des alten britannischen Staates erschüttert wurden ... Noch immer wird die zivilisierte Welt in mehr oder minder hervortretender Verflechtung der geistlichen und weltlichen Be-

[1] S.W. 16.

[2] S.W. 16 S. 57. Das entschlossene Verhalten des Königs im Jahre 1645 dagegen lobt er als „großartig in sich selbst", S.W. 16 S. 221. Vgl. auch das Gesamturteil über Karl I. a. a. O. S. 336 ff.

strebungen von gleichartigen Gegensätzen Tag für Tag beschäftigt"[1], und wie schon in der französischen Geschichte, so widmet er auch jetzt jedem Auftauchen der modernen Verfassungslehren ein besonders lebhaftes Interesse[2]. Man wird an solchen Stellen einen leisen Widerhall der politischen Tageskämpfe vernehmen, ohne doch sagen zu können, daß er die erhabene Ruhe seiner autonomen Historie wesentlich störe.

Eine solche politisch aufgeregte Zeit war anderseits kein günstiger Resonanzboden für eine Geschichtschreibung, die ihre eigentliche Heimat in dem unpolitischen reinen Denker- und Dichtertum des 18. Jahrhunderts hatte. Rankes kritische Methoden freilich und manche seiner Anschauungen und Lehren waren inzwischen der deutschen Geschichtswissenschaft in Fleisch und Blut übergegangen; solche Schwankungen in der allgemeinen Wertschätzung, wie sie den noch jugendlichen Forscher der dreißiger und vierziger Jahre betroffen hatten, brauchte der Greis nicht mehr zu befürchten, der von einer ganzen Schar bedeutender Historiker als Meister verehrt wurde. Bei alledem bewährte sich auch jetzt wieder das unerbittliche Gesetz, welches der Kurve des Rankeschen Ansehens ein Steigen gestattete, wenn die allgemeine politische Spannung nachließ, ihr dagegen ein Fallen gebot, wenn die Wogen der politischen Zeiterregung wieder anschwollen. Die Aufnahme der französischen Geschichte in der politisch stillen Reaktionsperiode der fünfziger Jahre war demnach in den Kreisen der historisch Gebildeten im ganzen eine achtungsvolle und freundliche[3] — darüber hinaus, in die breiten Massen, vermochte ja Rankes autonome Historie niemals recht einzudringen —,

---

[1] S.W. 16 S. 118.

[2] Vgl. z. B. die Stelle S.W. 16 S. 327 f., welche sich mit der Lehre von der Volkssouveränität, dem „ewig beweglichen Ferment der modernen Welt" beschäftigt; ferner die Stellen S.W. 17 SS. 73, 108 f., welche sich mit englischen Verfassungsprojekten als Vorbildern moderner Konstitutionen beschäftigen; usw.

[3] Über die Aufnahme der französischen Geschichte vgl. Guglia, Leopold von Rankes Leben und Werke S. 308 ff.; ein Urteil Leopold v. Gerlachs steht in seinen Denkwürdigkeiten II S. 337.

die englische Geschichte dagegen stieß auf lebhaften Widerspruch bei solchen deutschen Geschichtsbeflissenen, welchen die historische Erkenntnis nicht Selbstzweck, sondern ein Mittel zur politischen und moralischen Erbauung der Zeitgenossen war, deren Stimmen in dem steigenden Kampfe der Konfliktsjahre mehr und mehr diejenigen der reinen Historiker Rankescher Observanz übertönten. Unter Führung des alten Vorkämpfers der vormärzlichen Ideale, Gervinus, riefen sie im Jahre 1861 den soeben verstorbenen Friedrich Christoph Schlosser, den wackeren Cato censorius aller fürstlichen Niedertracht, wider die liebedienerische, kleinliche und verwaschene Rankesche Art zu ihrem Herrn und Meister aus, und willig folgte die liberale Öffentlichkeit ihren Fahnen[1]. Vielleicht noch gefährlicher als dieser neue Vorstoß seiner alten doktrinären Gegner aber war für den autonomen Historiker der Umstand, daß der Geist des Abfalls sich auch unter seinen eigenen Schülern und Lieblingsjüngern zu regen begann, daß sie der strengen Fesseln, welche die Pflicht der reinen Erkenntnis ihrem steigenden politischen Drange auferlegte, überdrüssig wurden und neuen Idealen zu huldigen anfingen, die zwar den Rückfall in den überwundenen naiven Doktrinarismus der alten Liberalen verboten, aber gleichwohl die Geschichte in den Dienst politischer Ziele nationaler und liberaler Art stellten. Zum typischen Ausdruck kam dieser neue Geist in einer Festrede aus dem Jahre 1856, in welcher sich der Marburger Professor Heinrich v. Sybel mit seinem Lehrer Ranke auseinandersetzte[2]. In dem stolzen Bewußtsein, staatsmännische Reife mit sittlicher und politischer Wärme vereinen zu können, proklamierte er darin das Ideal seiner nationalliberalen Geschichtschreibung und sagte sich förmlich von seinem Lehrer los.

Es war eine neue Generation, welcher der autonome Historiker nunmehr gegenüberstand: nicht mehr eine Generation von Doktrinären und Ideologen, sondern eine solche von Männern,

[1] Vgl. darüber Guglia S. 319 ff.

[2] Sybel, Kleine historische Schriften I, München 1869, S. 345 ff.; vgl. auch Lenz, Die großen Mächte, Berlin 1900, S. 16 ff.

welche aus dem Mißgeschick ihrer Vorgänger gelernt hatten, staatsmännischer und realpolitischer zu denken und zu handeln. Mit ihnen gelangte das politische 19. Jahrhundert erst recht eigentlich zur Herrschaft; sie übernahmen jetzt die Führung in dem großen deutschen Kampfe, welchen jene Doktrinäre und Ideologen vergebens hatten zur Entscheidung bringen wollen, für welchen auch die klarere Erkenntnis des autonomen Historikers Ranke keine wirklich erfolgreiche Lösung hatte angeben können, weil ihr der rücksichtslose politische Wille fehlte, der zum Siege unentbehrlich war.

Achtes Kapitel.

Der Historiker und das neue Reich.

Man kann die Entwicklung der Dinge in den ersten Jahren Wilhelms I. als eine Rekapitulation der Ereignisse betrachten, welche den Inhalt der Regierungszeit seines älteren Bruders ausgemacht hatten. Das Auftreten einer neuen Persönlichkeit an der Spitze des preußischen Staates mußte ja auch notwendig einen neuen Versuch zur Lösung der großen preußisch-deutschen Zeitaufgabe hervorrufen, an welcher Friedrich Wilhelm IV. zwar gescheitert war, welche aber nach wie vor das politische Denken und Wollen der damaligen Generation beherrschte. Ein neuer preußischer Regent sah sich nun einmal sofort vor das gewaltige Problem gestellt, das Preußen durch die nationale Entwicklung des 19. Jahrhunderts gesetzt war: vor die schier unlösbare Aufgabe, die disjecta membra des alten Reiches wieder zu einem organischen Ganzen zu verbinden, aus den unitarischen und partikularistischen, den liberalen und reaktionären Elementen des deutschen Chaos das neue Deutschland zu gestalten, das so ungestüm nach dem Dasein verlangte und in seinem gärenden Werdeprozeß doch wieder gerade den festen Lebenskern des preußischen Staates bedrohte, dessen Erhaltung und Stärkung unabweisliche oberste Pflicht für jeden Fürsten aus dem Hause Hohenzollern war. Zwischen diesen widerstrebenden, aber zur Bildung des Neuen unentbehrlichen Kräften schien nun am meisten Erfolg der mittlere Weg zu versprechen, der unter Wahrung der wesentlichen altpreußischen Machtgrundlagen allen

Tendenzen etwas entgegenkam, ohne einer einzigen rückhaltlos zu folgen, der so sämtliche Faktoren des zu schaffenden neuen Deutschlands zu gemeinsamer Mitarbeit an der deutschen Zukunft heranzog. Es war das der vermittelnde Weg, der sich aus dem natürlichen Parallelogramm der Kräfte zu ergeben schien, den schon Friedrich Wilhelm IV. in seiner Weise beim Beginn seiner Regierung hatte gehen wollen. Er bedingte aber notwendig ein Heraustreten aus der Stagnation der im höheren Sinne programm- und hoffnungslosen, rein defensiven Reaktion, in welche die preußisch-deutsche Politik des unglücklichen Romantikers nach mancherlei Zickzackkurs schließlich eingemündet war; eine neue Zeit liberalisierender Bestrebungen mußte für Preußen anbrechen, denn ohne die treibende Kraft des Liberalismus — das schien festzustehen — konnte kein Fortschritt auf dem Wege zu dem neuen Preußen-Deutschland hin gemacht werden. Auf diesen inneren Notwendigkeiten beruht die neue Ära, welche ein Jahr nach der hoffnungslosen Erkrankung Friedrich Wilhelms IV. die Reaktionsperiode der Gerlach und Manteuffel ablöste.

Obwohl nun diese Politik nach Anlage und Verlauf viele äußere Ähnlichkeit mit derjenigen aufweist, die Friedrich Wilhelm IV. einst in den vierziger Jahren versucht hatte, so unterschied sie sich doch innerlich sehr wesentlich von ihr durch den Geist, in welchem sie geführt wurde. Statt in der irreführenden Atmosphäre ideologischer Romantik, welche das politische Tun und Lassen des entmündigten Königs in einen zwar buntschillernden, aber auch reichlich unklaren Nebel eingehüllt hatte, vollzog sie sich in der viel durchsichtigeren Luft nüchterner Praxis und sachlichen Experimentierens. Nicht mehr mit der mystisch-prächtigen Rhetorik des königlichen Theologen und Ästheten wurde sie eingeleitet, sondern mit den verständlichen, einfachen Programmworten, welche der Prinzregent am 8. November 1858 an das neue Staatsministerium richtete. Ihre Protagonisten im Kreise der Regierung waren auch nicht mehr schwärmerische, halb prophetische Ideologen wie Radowitz und Bunsen, sondern

die viel routinierteren politischen Geschäftsmänner des neuen Ministeriums und des prinzlichen Hofes. Und auch auf seiten der Liberalen in Parlament und Presse zeigte sich unverkennbar ein Fortschritt von doktrinärem Starrsinn nach der Richtung realpolitischer Würdigung des Tatsächlichen hin. Figuren z. B. wie Theodor von Bernhardi, Max Duncker oder Heinrich von Sybel muten doch erheblich staatsmännischer an als diejenigen vormärzlicher Historiker von ähnlicher politischer Tendenz, wie Dahlmann oder Gervinus. Es war eben ein neues Geschlecht zu politischer Geltung herangewachsen, das seine seelische Grundlage nunmehr ganz im 19. Jahrhundert hatte; es unterschied sich in seinem geistigen Habitus schon deutlich von den Ideologen und Doktrinären des Übergangszeitalters, in welchem das alte autonome Denken und Dichten mit dem neuen politischen Wollen seltsame Kreuzungen hervorgebracht hatte, welchem Phantasie und Wirklichkeit noch vielfach durcheinandergeflossen waren.

Vor allem der neue Regent, von dessen Persönlichkeit in dem straff zentralisierten preußischen Staatsorganismus fast das meiste abhing, war ein Mann, mit welchem dieser praktischere neue Zeitgeist weit besser zusammenarbeiten konnte als mit seinem älteren Bruder. Obwohl nur wenig jünger als dieser, gehörte Wilhelm I. doch seiner ruhigen, sachlichen, aufs Handeln gerichteten Art nach eher dieser neuen Generation an, oder vielmehr: er hatte in seinem Wesen soviel von dem realistischen und praktischen Geiste des Altpreußentums aufbewahrt, daß er dadurch mehr innere Berührungspunkte mit dieser späteren, politisch reiferen Generation des 19. Jahrhunderts hatte als sein ideologischer Vorgänger, mag dieser ihr auch entwicklungsgeschichtlich vielleicht näher stehen. Ein wichtiges erklärendes Moment bildet hierfür — abgesehen von der natürlichen Veranlagung — sicherlich auch der Umstand, daß der neue Regent ursprünglich nicht für die Krone bestimmt gewesen und daher der Gefahr entgangen war, sich in seinen Werdejahren an der eigentümlichen, mystisch-romantischen Atmosphäre von Gefühlen und Vorstellungen zu berauschen, welche sich in den Kämpfen des

beginnenden 19. Jahrhunderts um den preußischen Thron herum verdichtet hatte, und welche seinem eindrucksfähigen Bruder so verhängnisvoll geworden war. Nicht das überschwengliche, halb theologische Königsbewußtsein Friedrich Wilhelms IV., das praktisch oft so bedenkliche Wirkungen erzeugt hatte, war so zum bestimmenden Pol seines Wesens geworden, sondern das ruhige, klare und sachliche Selbstgefühl des preußischen Offiziers, der seine Befriedigung in der Erfüllung praktischer Pflichten findet; er war in der Tat der König Connétable, als welchen sich Friedrich Wilhelm IV. immer nur anempfunden hatte. Ihm fehlte allerdings dafür die gedankliche Energie des Bruders, der für alle Phänomene der Umwelt sofort den entsprechenden Platz in seinem Mikrokosmus zu finden wußte, der jegliches Ding ohne große Mühe in das umfassende System seiner geistreichen Ideologie einordnete und jeder an ihn herantretenden Erscheinung gegenüber das Gefühl geistiger Überlegenheit behielt. Dafür war aber Wilhelm I. wirklich belehrbar und trotz seines dynastischen Selbstgefühls neuen Erfahrungen zugänglich. Die Wandlungen in seiner politischen Haltung sind auch nicht mehr schmiegsam-elastische, aber innerlich unzuverlässige Anpassungen an die jeweiligen Umstände, nicht mehr Äußerungen eines selbstbewußten, vielseitigen Denker- und Dichtertums, das im Grunde seine Stellung zu den realen Vorgängen als untergeordnet im Vergleich zu derjenigen gegenüber ihren ideellen Spiegelungen empfindet, es sind vielmehr sachlich gemeinte Experimente eines militärischen Praktikers, der sich auf politischem Gebiete weniger gut zu Hause fühlt und entschlossen ist, hier alles zu versuchen, um dann das Beste zu behalten. So hatte er in den vierziger Jahren in ehrlichem Mißtrauen gegen die romantische Experimentalpolitik seines Bruders die Ideale des militärischen Altpreußentums hochgehalten; die Katastrophe von 1848 hatte ihm dann die nicht minder ehrliche Überzeugung von der Notwendigkeit einer modernen Umwandlung des altpreußischen Staates beigebracht; durch die Niederlage von Olmütz und den Tiefstand des preußischen Ansehens in den fünfziger Jahren war er weiter

zum offen erklärten Gegner des herrschenden Reaktionssystems geworden, dessen Vertretern er einst politisch nahegestanden hatte. Es war natürlich, daß er nunmehr, nach dem wirklichen Antritt der Regentschaft, in seiner ehrlichen Art versuchte, mit den liberalen Kräften zu arbeiten, von deren Hilfe er nach dem Stande seiner Erfahrung die Genesung des kranken preußischen Ansehens in Deutschland und Europa erhoffte. Der dadurch unvermeidliche Sturz der Kamarilla und Otto von Manteuffels berührte nun aber auch die politische Stellung sehr nahe, welche sich der Historiker Ranke seit 1848 bei der preußischen Staatsleitung erworben hatte.

Zwar hatte sich Rankes Politik durchaus nicht in allen Einzelheiten mit derjenigen dieser mächtigen Kreise gedeckt; — in der grundlegenden deutschen Frage z. B. war sie sogar ganz erheblich davon abgewichen — bei alledem aber gehörte der Historiker im weiteren Sinne zur politischen Gefolgschaft der reaktionären Machthaber. Auch sein politischer Einfluß beruhte ferner wie der ihrige im wesentlichen auf der eigentümlichen Persönlichkeit Friedrich Wilhelms IV. und verlor mit dem Verschwinden dieses zentralen Faktors seine eigentlich tragende Grundlage. Mit der Person des neuen Regenten verbanden Ranke nun einmal lange nicht so viele äußere und innere Bande wie mit derjenigen des entmündigten Königs. Zum Prinzen von Preußen war er nie in ein näheres persönliches Verhältnis getreten wie zu Friedrich Wilhelm IV. oder zum Prinzen Albrecht; seine äußere Zugehörigkeit zur gestürzten reaktionären Hoffaktion stand wenigstens in den ersten Zeiten der neuen Ära dem Anknüpfen engerer Beziehungen zum nunmehrigen Lenker der preußischen Geschicke sehr im Wege; überhaupt aber war Wilhelm I. seiner praktischen Art und seiner verhältnismäßig geringen ideellen Energie nach dem Wesen des autonomen Denkers und Dichters Ranke innerlich viel weniger verwandt, als es der geistreiche Ideologe Friedrich Wilhelm IV. gewesen war. Die realistische Klarheit des Rankeschen Denkens aber, welche an sich der praktischen Sachlichkeit des neuen Fürsten wohl imponieren

konnte, vermochte doch allein den tiefen inneren Wesensunterschied zwischen dem Manne des Gedankens und dem der Tat nicht auszugleichen, und das stärkste politische Band zwischen beiden: die gemeinsame Ergebenheit gegen den preußischen Staat und das gemeinsame lebhafte Bewußtsein seines notwendigen militärischen Charakters, welches beim Prinzregenten durch dynastische Tradition und praktischen Beruf, bei Ranke vornehmlich durch historisch-politische Einsicht geweckt worden war, konnte doch so lange noch nicht in Wirksamkeit treten, als die liberal-konservativen Versöhnungsexperimente der neuen Ära den Geist Wilhelms I. beschäftigten. Erst wenn die Erfahrung dem Praktiker Wilhelm zu zeigen anfing, daß es nicht möglich sei, mit beiden innerlich feindlichen Mächten gleichzeitig zu regieren, erst dann war zu erwarten, daß er den Ratschlägen der gestürzten Reaktion ein williges Ohr leihen werde.

Nun hatte ja die politische Betätigung für den autonomen Historiker Ranke niemals ein durchaus unentbehrliches Lebenselement gebildet; er war vielmehr eher durch die Notwendigkeit der Selbsterhaltung gezwungen worden, im Mai 1848 aus seiner natürlichen politischen Zurückhaltung herauszutreten. Trotzdem wird man es menschlich begreiflich finden, daß ihm der Verlust seines bescheidenen politischen Einflusses einigermaßen naheging, zumal sich dieses Gefühl mit der pietätvollen persönlichen Anhänglichkeit an den unglücklichen König und an seine gestürzten Freunde vermischte. Vor allem aber mußte er von der Wiederholung des schon einmal gescheiterten Experimentes mit dem Liberalismus abermalige schwere Verwicklungen nach innen und außen befürchten, und wir wissen ja, wie sehr die Aussicht auf neue gefährliche Stürme und Katastrophen sein leidenschaftscheues Empfinden zu beunruhigen pflegte. Aus den verhältnismäßig wenig zahlreichen Äußerungen, die über seine Stellung zur neuen Ära bekannt geworden sind, spricht denn auch eine vorwiegend oppositionelle und gereizte Stimmung gegen die Neugestaltung der preußischen Politik, welche sich in dem Maße steigert, wie die Dinge in Preußen einer Krisis zutreiben.

So scheint er gleich während der bekannten Kämpfe, die über Einsetzung einer dauernden Regentschaft zwischen der um ihre Macht besorgten Kamarilla und dem Prinzen von Preußen geführt wurden, auf seiten derjenigen gestanden zu haben, welche die formelle Wiederübernahme der Regierung durch den kranken König wünschten. Sein Sohn Friduhelm erzählt nämlich: als einmal bessere Nachrichten über das Befinden des Königs im Umlauf gewesen seien, habe Ranke geäußert: wenn die Wiederübernahme der Regierung durch den König gefeiert werde, dann wolle er seiner Freude durch eine so glänzende Illumination Ausdruck geben, daß sein Haus im Zeitungsberichte rühmende Erwähnung finden werde[1]. Doch wird man annehmen dürfen, daß dieser lebhafte Ausdruck mehr von der herzlichen Teilnahme am traurigen Schicksal des unglücklichen Königs hervorgerufen wurde als von eigentlich politischen Motiven; schwerlich wird er im weiteren Verlaufe des Regentschaftstreites die dringende objektive Notwendigkeit verkannt haben, bei der immer schwieriger sich gestaltenden politischen Lage geregelte und dauerhafte Zustände an der Spitze des Staates herzustellen.

Die bekannte Programmrede des Prinzregenten vom November 1858, welche die neue Ära einleitete, mußte ihn dann freilich angesichts der darin ausgesprochenen religiösen und politischen Tendenzen recht wenig sympathisch berühren. Das scheint sich auch mit ziemlicher Deutlichkeit aus einer von Leopold von Gerlach aufgezeichneten Tagebuchnotiz zu ergeben. Der General erzählt nämlich unter dem 21. Mai 1859: Ranke habe in einer Gesellschaft bei Edwin von Manteuffel die durch die neue Ära erzeugten Gegensätze in der inneren Politik Preußens beleuchtet und dabei als Hauptgegensatz den kirchlichen zwischen

[1] „Deutsche Revue", Januar 1903, S. 17. In den ersten Monaten nach der Erkrankung hat Ranke übrigens seinen geliebten König sehen dürfen. Friedrich Wilhelm IV. erschien ihm dabei wie „ein verfallenes Bergwerk, aus dessen Tiefe Silberadern hervorblitzen". (S.W. 51/2 S. 474). Es wird der Besuch gewesen sein, den Leopold v. Gerlach unter dem 11. Februar 1858 notiert (Denkwürdigkeiten II, S. 585); er mag zu dem oben erwähnten Loyalitätsausbruch beigetragen haben.

den Offenbarungsgläubigen und den Rationalisten hingestellt, bei welch letzteren der Prinz durch seine Erklärung gegen die orthodoxen Heuchler gegenüber dem Könige populär geworden sei; als zweiten, abgeleiteten oder auch parallelen Gegensatz habe er den politischen zwischen der „feudalen, christlich-germanischen, historischen" und der „sogenannten Stein-Hardenbergischen" Politik bezeichnet[1]. Bei den religiösen und politischen Sympathien Rankes wird man aus dieser Einteilung leicht erkennen, daß er sich selbst der Opposition gegen die in der Programmrede des Prinzregenten formulierte Richtung zuzählte, obwohl er nach Gerlach dem neuen Ministerium eben infolge dieser historischen Gegensätze eine gewisse Stärke und eine „nicht so leicht zu erschütternde Begründung" zuerkannte.

Recht interessant wäre es nun, wenn wir aus Gerlach auch erführen, wie er die auswärtige Politik des Prinzregenten während der großen internationalen Verwicklung beurteilte, welche eben damals, im Frühjahr 1859, das preußisch-deutsche Programm der „moralischen Eroberungen" auf eine scharfe Probe stellte, — eine Probe, die es nur schlecht bestehen sollte. Zweifellos wird diese europäische Krisis, welche zugleich das zentrale deutsche Problem wieder aufrollte, Rankes Interesse in hohem Grade beschäftigt haben. Leider erwähnt aber Gerlach nichts darüber, und auch sonst ist keine Äußerung Rankes bekannt geworden, welche uns über seine Stellung zur auswärtigen Politik des Prinzregenten in dieser Zeit aufklären könnte. Nur zwei kurze Aussprüche des Historikers aus den Monaten März und April, die sich mit der Haltung Englands dem beginnenden österreichisch-französischen Konflikt gegenüber beschäftigen, werden

[1] Leopold v. Gerlach II S. 664. Diese etwas auffällige, stark im Sinne der Kamarilla gehaltene Betonung des religiösen Gegensatzes neben dem politischen erinnert an die schon oben (S. 495 f.) zitierte, aus denselben Jahren stammende Stelle in der englischen Geschichte, in welcher es unter deutlicher Anspielung auf den innerpreußischen Zustand heißt: . . . „Noch immer wird die zivilisierte Welt in mehr oder minder hervortretender Verflechtung der geistlichen und weltlichen Bestrebungen von gleichartigen Gegensätzen Tag für Tag beschäftigt." (S.W. 16 S. 118.)

von Gerlach verzeichnet[1]; von seinen Ansichten über die halben und erfolglosen Versuche Wilhelms, als Lohn für eine preußische Waffenhilfe gegen Frankreich einige Vorteile für Preußens militärische Position in Deutschland herauszuschlagen, erfahren wir indessen nichts. Immerhin wird man aus Rankes früheren Äußerungen zur deutschen Frage schließen dürfen, daß ihm die dabei vorwaltenden Grundgedanken, die deutsche Machtstellung Preußens zu verstärken und gleichzeitig die nationale Front gegen Frankreich hervorzukehren, an sich sympathisch waren; ob er freilich den dabei befolgten Modus im einzelnen gebilligt hat, steht dahin[2].

Besser sind wir dafür über seine Stellungnahme zu dem europäisch-deutschen Problem unterrichtet, welches der preußischen Politik im nächsten Jahre durch die Annäherungsversuche Napoleons III. gesetzt wurde, und welches der Prinzregent Mitte 1860, getreu seinem Programm der „moralischen Eroberungen", durch die Baden-Badener Fürstenparade vor dem französischen Imperator zu lösen versuchte. Kurz vor seiner Abreise nach Baden, vielleicht am 12. Juni, hat sich nämlich Wilhelm nach einem Tagebuchblatte Rankes[3] ein politisches Memoire des Historikers vorlesen lassen und ihn im Anschluß daran am 13. Juni zu einer Audienz befohlen, weil er zu hören

[1] Danach glaubte Ranke auch jetzt nicht an einen ernstlichen Bruch zwischen England und Frankreich, auf den Gerlach, wenn auch schwach, hoffte. Die Stellen stehen a. a. O. II SS. 652, 657.

[2] In der Eröffnungsrede zur ersten Plenarversammlung der historischen Kommission in München vom 29. September 1859 (S.W. 51/2 S. 494 f.) erwähnte er den Krieg vom vorigen Sommer, „der die weitesten Dimensionen hätte annehmen können", aber in so allgemeinen Wendungen, daß daraus auf seine politische Meinung nicht geschlossen werden kann. Edwin v. Manteuffel scheint anfangs ziemlich antiösterreichisch gewesen zu sein; wenigstens mußte Leopold v. Gerlach am 6. Februar im Gespräch mit ihm den Satz bekämpfen: Preußen sei im Gegensatz gegen Österreich groß geworden (Denkwürdigkeiten II S. 645). Am 7. Mai beklagte der General die „konfusen" Ansichten Manteuffels über den Casus belli: Manteuffel wolle, daß Preußen im Verein mit Deutschland den Frieden erhalte (a. a. O. S. 659). Ob Ranke diese Ansichten teilte, ist natürlich ungewiß.

[3] S.W. 53/4 S. 584.

wünschte, ob Ranke seinem Gutachten noch etwas hinzuzufügen habe. Man wird annehmen dürfen, daß den Vermittler hierbei Edwin von Manteuffel gemacht hat, dessen anfangs ziemlich prekäre Stellung beim Prinzregenten sich seit 1857 ständig und in den letzten Monaten besonders rasch befestigt hatte.

In dem Konflikt mit dem Abgeordnetenhause über die von der Regierung eingebrachte große Militärvorlage war nämlich Anfang 1860 bereits der Vorbote des heftigen Verfassungssturmes erschienen, welcher in den nächsten Jahren dem konservativ-liberalen Paarungsexperiment der neuen Ära eine Ende mit Schrecken bereiten sollte. Allerdings war diese erste ernstliche Entzweiung zwischen Krone und Parlament im Mai durch die „einstweilige" Bewilligung von 9 Millionen Talern für militärische Zwecke wieder beigelegt worden, aber sie hatte doch die unversöhnlichen inneren Gegensätze zwischen den verbündeten Machtfaktoren dieser Politik mit einem Schlage aufgedeckt und die Aussichten der preußischen Reaktionäre ganz bedeutend verbessert. An Stelle des liberalisierenden Bonin war auch schon im Dezember 1859 der schroffe militärische Reaktionär Albrecht von Roon Kriegsminister geworden, der sich seitdem redlich bemühte, das liberale Ministerium auseinanderzusprengen; während des Höhepunktes des Konfliktes, gegen Ende März, war sogar schon von einem reaktionären Kampfministerium Bismarck die Rede gewesen[1]. Auch Edwin von Manteuffel, seit Februar 1857 Chef der Abteilung für persönliche Angelegenheiten im Kriegsministerium, hatte aus dieser Konstellation Nutzen für seinen Einfluß beim Prinzregenten gezogen. Bereits in den vorhergehenden Jahren war es ihm nach seinem eigenen Zeugnisse[2] gelungen, durch strenge Beschränkung auf rein militärische Fachtätigkeit nach und nach das anfängliche Mißtrauen Wilhelms gegen seine Person zu besiegen; allmählich war er zu einem seiner bevorzugten militärischen Ratgeber geworden und hatte

[1] Vgl. Lenz, Geschichte Bismarcks, Leipzig 1902, S. 107 f.

[2] Dove, Ausgewählte Schriftchen, S. 243; Keck, Leben Manteuffels S. 119.

während des Konfliktes von 1859/60 bereits eine wichtige Rolle hinter den Kulissen gespielt[1]. Von den Liberalen wurde er wohl nicht ohne Grund als ihr schärfster und einflußreichster Widersacher beim Prinzregenten gefürchtet und gehaßt[2].

Sicherlich wird Ranke diese Fortschritte des Freundes und die sich mehrenden Anzeichen eines Umschwunges in der inneren Politik freudig begrüßt haben. Mit historisch-politischem Scharfblick hatte er alsbald in den militärischen Bestrebungen der neuen Regierung den für die Zukunft verheißungsvollsten Punkt erkannt. Bei einem Diner in Sanssouci am 11. Mai 1860, bei welchem er übrigens seinen geliebten König noch einmal hatte sehen dürfen, war ihm der bezeichnende Ausspruch entschlüpft: „Der Prinz hätte darum die Regierung des Landes überkommen, um diese Sache [sc. die Militärreorganisation] durchzuführen“[3]. Je eifriger sich aber Wilhelm dieser seiner historischen Mission widmete, desto näher rückte für ihn die Notwendigkeit, sich wieder der konservativen Richtung zuzuwenden, zu welcher Ranke und seine Freunde sich bekannten.

Unter diesen günstigeren politischen Adspekten mag nun Manteuffel versucht haben, seinen verehrten Lehrer und politischen Bundesgenossen aus dem früheren Regime nun auch beim Prinzregenten, ähnlich wie einst bei Friedrich Wilhelm IV., als vertrauten

[1] Gerlach schreibt ihm ein wesentliches Verdienst um die Beseitigung Bonins zu (a. a. O. II S. 711) und betont seine Intimität mit Roon (SS. 708, 709 f.), hat allerdings an seiner Taktik während der Verhandlungen mit dem Landtage allerlei auszusetzen: er beschränke sich allzu vorsichtig auf sein Spezialressort und wirke nicht energisch genug für die allgemeine Armeereform (SS. 716 f., 720).

[2] Der Oberstleutnant von Hartmann vom Kriegsministerium klagte am 4. April gegen Theodor von Bernhardi: Auerswald und Manteuffel täten „unter allen den größten Schaden“, besonders Manteuffel sei ein „sehr gefährlicher Mensch“, da er sich in seiner Gewalt habe und seit 1½ Jahren kein Wort von Politik mit dem Regenten spreche, um seinen großen Einfluß nicht zu gefährden. Aus dem Leben Th. v. Bernhardis III S. 309.

[3] Leopold v. Gerlach II S. 730. Ranke erzählte außerdem von einer kürzlich unternommenen Studienreise nach Paris, wo er vom Kaiser Napoleon in Audienz empfangen worden war (vgl. S.W. 53/4 S. 631), und schilderte die Pariser Meinungen über den preußischen Verfassungskonflikt.

politischen Ratgeber einzuführen; er wird dazu die nächste günstige Gelegenheit benutzt und angesichts des Baden-Badener Problems das erwähnte Memoire Rankes veranlaßt und dem Prinzregenten vorgelesen haben.

Leider ist diese Denkschrift im Wortlaute nicht bekannt geworden, doch erfahren wir über ihren Inhalt einiges aus der erwähnten Tagebuchaufzeichnung Rankes und aus einer ergänzenden Notiz Leopold von Gerlachs[1]. Danach beschäftigte sie sich sowohl mit der inneren wie mit der auswärtigen Lage. Sie warnte den Prinzen dringend davor, das Militär aus den Händen zu geben, und zeigte ihm, — jedenfalls mit historischen Erläuterungen — wie Revolutionen aus dem Verfall der militärischen Einrichtungen ihre vornehmsten Kräfte zögen. Nach Rankes Angaben lautete einer ihrer wichtigsten Sätze: „Es gebe drei Stadien in revolutionärer Bewegung: I. die Fürsten werden gestürzt, wenn sie keine Armee haben oder sie vernachlässigen — II. darauf die Wildheit revolutionärer Wirren — III. dann ein Usurpator, der die Waffen zu führen weiß." Für die auswärtige Politik riet Ranke zu vorsichtiger Zurückhaltung gegen Bonaparte: man dürfe ihn nicht reizen, sich aber auch mit ihm nicht einlassen. Bei seinen deutschen Einheitsbestrebungen endlich möge der Prinzregent vor allem darauf bedacht sein, die Souveränität der deutschen Fürsten zu schonen.

Charakteristisch ist, daß Ranke in seiner Tagebuchnotiz über die Audienz vom 13. Juni mit besonderer Genugtuung den Beifall verzeichnet, welchen der Fürst den Ausführungen über die militärische Souveränität gespendet habe[2]. Man wird wohl

[1] Vom 3. November 1860 a. a. O. S. 751. Daß es sich bei dem dort erwähnten Gespräche Rankes mit dem Prinzregenten um die Audienz vom 13. Juni handelt, geht aus den von Gerlach angeführten Gesprächspunkten hervor, die sich mit den Angaben in Rankes Tagebuchnotiz decken. Der General scheint den Historiker seit längerer Zeit, vielleicht seit dem 11. Mai, nicht mehr gesehen zu haben und traf ihn am 3. November beim Grafen Voß, wo ihm Ranke die inzwischen stattgehabte Unterredung mit Wilhelm erzählte.

[2] Nach dem Tagebuchblatt fand der Fürst Rankes oben angeführten Satz „sehr wahr und konsequent gebildet"; der Historiker fügt hinzu:

auch in der Annahme nicht fehlgehen, daß in diesen Sätzen der gewollte Schwerpunkt der Denkschrift lag, und daß die Ratschläge zur auswärtigen Politik mehr ihren äußeren Anlaß und Rahmen bildeten. Es wäre ja auch kaum zu erwarten gewesen, daß der Prinz sich noch im letzten Augenblicke vor einer wichtigen Aktion durch einen unverantwortlichen Ratgeber wesentlich von einer Politik würde abbringen lassen, die er mit seinem Staatsministerium durchberaten und festgestellt hatte. Ranke wird sich also hier darauf beschränkt haben, das bereits Beschlossene und schon in der Ausführung Befindliche noch einmal zu empfehlen; er wird den Hauptwert auf die eindrucksvolle Betonung der militärischen Staatsnotwendigkeiten gelegt haben, in welchen er und seine Freunde die besten Garantien für eine Zukunft nach ihrem Sinne sahen. Immerhin wird man glauben dürfen, daß er auch innerlich der Baden-Badener Politik im wesentlichen zugestimmt hat. Er neigte ja, wie wir wissen, namentlich in der deutschen Frage, zu Kompromissen und Halbheiten und suchte nach Historikerart möglichst allen vorhandenen Kräften gerecht zu werden. Bismarckische aggressive Schroffheit und Einseitigkeit lag seinem preußischen Empfinden fern; der preußische Patriotismus nahm zwar in der Rangordnung seiner politischen Gefühle den vornehmsten Platz ein, war aber darin keineswegs absoluter Herrscher, sondern nur primus inter pares. Vor allem aber wurde sein Mikrokosmus von einem obersten Herrn regiert, der allen politischen Seelenmächten weit überlegen war und sie auf den zweiten Platz zurückdrängte: von der Leidenschaft des Forschens und Erkennens, von welcher sich ja überhaupt seine gesamten politischen Sympathien und Antipathien ursprünglich herleiteten.

Ob der Beifall, mit welchem der Regent die Ratschläge Rankes begleitete[1], eine dauernde politische Annäherung zwischen beiden

---

Wilhelm habe einen „vollkommenen Begriff" davon, „daß die militärische Macht die Souveränität in sich schließe".

[1] Zu Gerlach sagte Ranke am 3. November 1860 mit augenscheinlicher Genugtuung: Der Prinz habe alles getan, wozu er ihm geraten habe.

hervorgebracht, ob der Historiker in der nächsten Zeit noch weitere politische Denkschriften für Wilhelm I. ausgearbeitet hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Unwahrscheinlich ist es nicht, da Manteuffels Einfluß während des steigenden Konfliktes der nächsten Jahre eher zu- als abnahm[1]. Auch war die Arbeit der Reaktionäre mit diesem ersten Vorstoß von 1860 noch lange nicht getan; beschloß doch Ranke selbst seine Aufzeichnung über die erfolgreiche Audienz vom 13. Juni mit den Worten: „Unsere Lage beruht eben darauf, daß die Militärgewalt des Fürsten und eine liberale Tendenz der Regierung kombiniert werden sollen." Er hatte also von der Unterredung mit dem Prinzregenten nicht den Eindruck, daß Wilhelm bereits von der Erfolglosigkeit seines Experimentes mit dem Liberalismus hinreichend überzeugt sei, sondern erwartete zunächst eine Fortsetzung der liberalisierenden Politik. Eben an der von Ranke befürchteten inneren Unvereinbarkeit beider politischer Mächte sollte sich nun aber in den nächsten Jahren der große Konflikt entzünden, dessen Ausgang sowohl für Preußens wie für Deutschlands Zukunft entscheidend wurde.

Verfolgt man die schon oben angedeutete Analogie der Entwicklungen unter Friedrich Wilhelm IV. und unter Wilhelm I. im einzelnen, so erkennt man leicht, daß der preußische Verfassungskonflikt der sechziger Jahre im wesentlichen der großen Krisis von 1848/9 entspricht; denn beide Male ist hier nach den Vermittlungsexperimenten der vorbereitenden Zeit der Punkt erreicht, an welchem die wachsenden inneren Gegensätze zu akutem Ausbruch gelangen, an welchem sich die im Bündnis mit Preußen

[1] Noch im April 1865 erfuhr Bernhardi von seinem Gewährsmann Rheinbaben: der König habe sich nachgerade gewöhnt, den General Manteuffel so ziemlich über alles und jedes zu Rate zu ziehen, über alles sein Gutachten einzufordern, so daß seine eigentlichen Geschäfte, die Geschäfte seines Amtes, durchaus Nebensache geworden seien. (Aus dem Leben Th. v. Bernhardis VI S. 188.) Rankes Sohn Friduhelm ferner erzählt: der Prinzregent habe den Vater „ab und zu" rufen lassen, auch sei ihm die Rankesche Auffassung durch Manteuffel „dauernd" übermittelt worden („Deutsche Revue", Januar 1903, S. 17).

erstarkte und zuversichtlich gewordene nationale Demokratie in offenem Machtkampfe wider ihren bisherigen Beschützer und Bundesgenossen wendet. Allerdings weisen beide Krisen, abgesehen von der schon berührten Verschiedenheit im geistigen Habitus, einen bedeutungsvollen äußeren Unterschied auf: 1848 war das zentrale Parlament der Paulskirche Hauptträger der demokratisch-nationalen Bewegung gewesen; die alte Krönungsstadt des Reiches, Frankfurt am Main, der Sitz des Bundesrates, hatte die wichtigste Kampfstätte gebildet; Berlin mit seiner Nationalversammlung hatte damals nur einen territorialen Nebenkriegsschauplatz vorgestellt. Jetzt hingegen spielte sich der entscheidende Konflikt eben in diesem Berlin ab, das damals erst an zweiter Stelle gestanden hatte. Darin zeigt sich der historische Fortschritt gegenüber jenen Jahren, die tiefe Spur, welche der national-demokratischen Macht des Jahrhunderts durch ihr Unterliegen unter den Territorialismus während der Stürme von 1848/49 aufgeprägt worden war. Denn damals war es entschieden worden, daß die nationale Demokratie nicht stark genug sei, um sich souverän, aus eigener Kraft und über die Köpfe der bestehenden Territorialdynastien hinweg, zur Herrschaft in Deutschland emporzuschwingen; sie hatte erkennen müssen, daß die Territorien, daß namentlich die Großmacht Preußen, ausschlaggebende Faktoren seien, die bei jedem zukünftigen Machtkampfe entscheidend ins Gewicht fallen würden: sie hatte daher gefühlt, daß es nun vor allem darauf ankomme, sich dieses Preußens zu bemächtigen, ohne das kein Fortschritt in Deutschland möglich war. Bereits in dem Anerbieten der demokratischen Kaiserkrone an den preußischen König, weiter in den Programmen der Gothaer und Nationalvereinler, war diese Erkenntnis zum deutlichen Ausdruck gekommen. Als sich die Demokratie nunmehr zu einem neuen Wagnis in Deutschland stark genug fühlte, setzte sie daher den Hebel nicht mehr an der deutschen Peripherie Preußens, in Frankfurt, sondern eben im Zentrum der preußischen Macht, in Berlin, ein; die Unterwerfung des auf militärischem Gebiete aggressiv vordringenden Preußens unter den demokratisch-

nationalen Willen wurde ihr nächster und wichtigster Programmpunkt.

So trägt allerdings dieser Machtkampf der Konfliktzeit gegenüber dem von 1848/49 ein mehr partikularistisches, innerpreußisches Gepräge, welches noch durch den Umstand verstärkt wird, daß mit der Verschärfung des Gegensatzes die radikalen Elemente emporkommen, für welche die deutschen Angelegenheiten etwas zurücktreten gegenüber dem unmittelbar vorliegenden Zweck: der Niederzwingung der politischen und militärischen Macht des preußischen Königtums. Bei alledem ist dieser Konflikt doch keineswegs als ein lediglich preußisches, sondern vor allem als allgemein deutsches Vordringen der Demokratie aufzufassen. Er entschied mit der preußischen auch die deutsche Zukunft; denn ein endgültiger Sieg des Abgeordnetenhauses über die Krone hätte Preußen auf die Bahnen Piemont-Sardiniens gedrängt und zum willenlosen Soldaten der nationalen Demokratie gemacht. In einem größeren, unitarischen Deutschland hätte dann ein siegreiches Preußen aufgehen müssen, ähnlich wie Piemont-Sardinien in Italien aufging.

Ob Ranke diesen gleichzeitig deutschen Charakter des preußischen Machtkampfes voll begriffen, und wie er sich zu dieser Seite des Ereignisses gestellt hat, ist leider aus seinen bekannt gewordenen Äußerungen nicht klar ersichtlich. Man wird aber annehmen dürfen, daß er bei seiner historisch-politischen Einsicht die Tragweite eines Unterliegens der Hohenzollern unter ihr Parlament auch für Deutschland richtig eingeschätzt und der national-demokratischen Bewegung der sechziger Jahre gegenüber eine ähnliche Stellung eingenommen hat, wie einst gegen die Paulskirche. Das Programm des Nationalvereins, welches die Souveränität der deutschen Fürsten schwer bedrohte und die in Baden-Baden versammelten Könige zu heftigen Anklagen gegen den gefährlichen Verein reizte, hat er wohl ebenso wenig gebilligt wie einst die demokratisch-unitarischen Bestrebungen des Frankfurter Zentralparlamentes[1]. Das ergibt sich ja auch deut-

[1] Als Beweis für seine Abneigung gegen den Nationalverein könnte

lich aus seinem besprochenen Gutachten von Mitte Juni, welches dem Prinzregenten die Schonung der fürstlichen Souveränitäten dringend ans Herz gelegt hatte. Anderseits wird er aber freudig zugestimmt haben, wenn Wilhelm bei der erwähnten Audienz erklärte: er wollte bei aller Rücksicht auf die Fürsten doch in militärischen Dingen eine Einheit hervorbringen, welche eine große gemeinschaftliche Wirksamkeit ermögliche. Man darf also vermuten, daß ihm damals ein ähnliches preußisch-deutsches Reformprogramm vorschwebte, wie er es in den beiden großen Denkschriften von 1848/49 entwickelt hatte. Welche Rolle Österreich dabei spielen sollte, und wie er sich die praktische Ausführung solcher Pläne gedacht hat, darüber sind allerdings nur Mutmaßungen möglich. Es scheint aber, als ob er auch jetzt, trotz seiner bitteren Äußerungen aus den fünfziger Jahren, immer noch an der friedlichen Eroberung Deutschlands festgehalten und gewaltsame Mittel verworfen habe.

Auch die andere große nationale Bewegung des Jahrhunderts, die italienische, der er schon in seiner Zeitschrift einige Aufmerksamkeit geschenkt hatte, erreichte gerade damals einen Höhepunkt und beanspruchte das allgemeine Interesse. Durch die Siegeszüge Garibaldis in Süditalien und das Eingreifen Piemont-Sardiniens in diese Ereignisse war nämlich im Sommer und

man eine Briefstelle an König Max vom 18. August 1860 anführen (S.W. 53/4 S. 408 f.). Darin bittet er um die Veranstaltung von Goethevorstellungen in den Münchener Theatern, deren Ertrag zur Errichtung des gemeinsamen Goethe-Schillerdenkmals in Weimar verwendet werden solle. Er empfiehlt seinem Gönner die Förderung dieses Planes auch deshalb, weil dadurch einem Denkmale Schillers der „politische Beigeschmack" genommen werde, der ihm infolge des vom Nationalverein 1859 inszenierten „Novemberrausches für Schiller" sonst anhaften würde. Mag auch darin eine gewisse captatio benevolentiae liegen, — König Max hatte in Baden-Baden heftig gegen den gefährlichen Verein gesprochen — so deutet es doch keineswegs auf Sympathien Rankes mit diesen Bestrebungen hin. Daß er ihnen anderseits eine gewisse Bedeutung beimaß, scheint aus einer Äußerung gegen Gerlach vom 3. November hervorzugehen (a. a. O. II S. 751 f.); er meinte nämlich: „Es sei nicht zu verkennen, daß der Liberalismus mächtige Fortschritte mache, und nicht zu ergründen, wohin das führen würde." Vielleicht dachte er dabei vor allem an die deutschen Dinge.

Herbst 1860 der Grund zu dem einheitlichen Nationalkönigreiche Italien gelegt worden, welches damit als neuer Faktor in den Kreis der europäischen Mächte eintrat. Daß Ranke ganz unempfänglich für die Verwirklichung der italienischen Einheit gewesen sei, ist nach seinen Äußerungen in den Zeitschriftenaufsätzen kaum anzunehmen. Doch wird ihn der revolutionäre Charakter der Bewegung sehr abgestoßen haben, zumal die italienischen Ereignisse bedeutende internationale Rückwirkungen hatten. Die deutschen Liberalen z. B. fühlten in dem Gelingen der italienischen Einheit einen starken Ansporn für ihre analogen Bestrebungen, und wenn auch die gewaltsame Neubildung auf der Apenninhalbinsel für einen Augenblick sämtliche Kontinentalmächte in abwehrendem, legitimistischem Sinne zusammenführte, so stellte sich doch England sogleich demonstrativ auf die Seite der italienischen Revolution und bedrohte dadurch die internationale Einigkeit. In einer Depesche an den englischen Gesandten in Turin von Anfang November 1860 ließ sich der englische Staatssekretär des Auswärtigen, Lord John Russell, in lehrhafter Weise über die italienischen Vorgänge aus, billigte sie vollkommen und lehnte es ab, nach dem Vorgange Frankreichs und Rußlands auch den englischen Gesandten von Turin abzuberufen; ja, er gestand darin grundsätzlich dem unterdrückten italienischen Volke das Recht auf Revolution zu. Leopold von Gerlach war außer sich über diese Verhöhnung des legitimistischen Europas und forderte Ranke, wie er am 6. November in sein Tagebuch notierte[1], „dringend" auf, gegen die Russellsche Note zu schreiben. Es scheint allerdings, daß Ranke dieser Aufforderung nicht gefolgt ist[2], obwohl man glauben darf, daß auch er von der Russellschen Note wenig erbaut war.

Stärker als durch diese immerhin entfernteren Wogenschläge der demokratisch-nationalen Zeitströmung mußte er sich jedenfalls

[1] a. a. O. S. 755.

[2] In der „Kreuzzeitung" wenigstens, die dafür wohl ausschließlich in Betracht kommt, findet sich in der nächsten Zeit kein Aufsatz, welchen man Ranke zuschreiben könnte.

durch die steigende Flut bedroht fühlen, welche in den nächsten Jahren gerade den preußischen Fels so heftig umbrandete. Der wachsende innerpreußische Konflikt gefährdete ja zugleich mit dem Lebensnerv des preußischen Staates auch seine eigene Sicherheit und Zukunft. Am meisten Sorge machte ihm dabei die schwächliche Haltung des liberalen Ministeriums, gegen das er eine wahre Erbitterung gefühlt zu haben scheint. Gerlach z. B. erzählt unter dem 5. Dezember 1860: Ranke, welcher der Königin den zweiten Band seiner englischen Geschichte überbracht habe, sei „außer sich" über die Zustände des Landes; er sehe in Auerswald den „vollendeten Leichtsinn", in den anderen Ministern den „vollendeten Unverstand"; nur in der Unberührtheit der Armee finde er einigen Trost[1]. Gegen den liberalen Theodor von Bernhardi bekundete er sich am 10. Januar des nächsten Jahres — wenige Tage nach dem Begräbnisse seines geliebten Königs und am Todestage Leopold von Gerlachs — durchaus „als Mann der Vergangenheit, als Freund Manteuffels und Gegner des jetzigen Systems". Er tadelte sogar das Vorgehen zum Schutze Schleswig-Holsteins, weil man damit das für Posen so gefährliche Prinzip der Nationalität anerkenne[2]. Als ihm dann Bernhardi im April 1862 bei einer Abendgesellschaft wieder traf, „schmähte" er zum Mißbehagen des liberalen Politikers und Historikers die liberalen Minister, „die den König in eine unglückliche Lage gebracht hätten"[3]. Auch an Rankes Art, den Konflikt „in willkürlich-abstrakter, idealisierender Weise" zu erklären und alles „in das Gebiet allgemeinster Anschauungen" hinüberzuführen, nahm Bernhardi bezeichnenderweise Anstoß; diese vornehme Denker- und Dichterhöhe des Standpunktes, das Ignorieren aller mitspielenden kleinlichen Intriguen, mußte aller-

[1] a. a. O. S. 760.

[2] Aus dem Leben Th. v. Bernhardis IV S. 91. Als ihm Bernhardi die schroffe Verwaltungspraxis Westphalens, des ultrareaktionären Ministers des Inneren unter Manteuffel, schilderte, mußte Ranke allerdings zugeben: „Es sei der größte Fehler Manteuffels gewesen, daß er sich mit Westphalen eingelassen."

[3] a. a. O. S. 263.

dings dem scharfsinnigen Praktiker Bernhardi, der selber ein unleugbares Talent zu politischen Intriguen und Abenteuern besaß, wenig verständlich bleiben. Eine durchaus verschiedene Art des Empfindens trennte nun einmal diese Angehörigen zweier Generationen voneinander.

Auf eine ganz besonders merkwürdige und für uns lehrreiche Weise reagierte dann Rankes autonomes Denker- und Dichterempfinden auf den Geist dieser neuen Zeit, als ihm diese Zeit in einer Gestalt entgegentrat, gegen welche er sich nicht mehr durch feindliche politische Parteischranken gesichert fühlte, als ein Vertreter dieses neuen realpolitischen Geschlechtes zur Macht in Preußen gelangte, welcher dem Kreise seiner alten Bundesgenossen aus den fünfziger Jahren entstammte, welcher in seinem Ideenschatze sogar viele Berührungspunkte mit Rankes Geisteswelt zeigte, welcher endlich die preußisch-deutsche Zukunft wirklich so gestaltete, wie sie Ranke in seinen Denkschriften scharfblickend vorausgeschaut hatte.

Man darf annehmen, daß Ranke den um rund zwanzig Jahre jüngeren Bismarck bereits seit längerer Zeit persönlich kannte, als sich König Wilhelm unter dem Drucke der höchsten Not im Herbste 1862 endlich dazu verstand, dem unheimlichen Gewaltmenschen das Steuer des preußischen Staatsschiffes anzuvertrauen. Vielleicht schon in den dreißiger Jahren, als der junge Bismarck viel im Hause Savignys verkehrte[1], dann während des ersten Vereinigten Landtages und besonders seit der Märzkatastrophe in den Gesellschaften bei Hofe, bei Leopold von Gerlach, bei beiden Manteuffels und bei anderen politischen Notabilitäten werden sich Ranke und Bismarck häufig gesehen und gesprochen haben. Beide standen ja in Beziehungen zur

[1] Vgl. den Aufsatz von M. Lenz: „Bismarck und Ranke. Eine Parallele" in Band 18 der „Deutschen Bücherei" S. 122 ff. Namentlich für die vielfachen Analogien zwischen der Rankeschen und Bismarckischen Ideenwelt sei auf diesen Aufsatz hingewiesen. Besonders wichtig sind dann in dieser Hinsicht die Ausführungen von Meinecke in dem Kapitel „Ranke und Bismarck" seines Buches „Weltbürgertum und Nationalstaat" (S. 274 ff.).

Kamarilla, welcher Bismarck direkt affiliiert war, und zu deren weiterer Gefolgschaft auch Ranke zählte trotz mancherlei abweichender Velleitäten im einzelnen. Sie teilten also im großen und ganzen dasselbe politische Lager, in welches beide durch ihr lebhaftes preußisches Empfinden geführt worden waren.

Denn man mag der Kamarilla mit noch so großem Rechte ihre unterminierende Geheimtätigkeit, ihren doktrinären Utopismus, ihre impotente Rückständigkeit vorwerfen, sie repräsentierte gleichwohl während dieses Zeitalters politischer Romantik verhältnismäßig noch am reinsten diejenige der rivalen deutschen Mächte, welche sich in den Kämpfen des folgenden großen Jahrzehnts als die stärkste und leistungsfähigste von allen erwiesen hat; sie enthielt, wenn auch in ideologischer Bindung und Schwächung, noch am meisten von jenem zeugungskräftigen altpreußischen Partikularismus, ohne welchen Wesen und Erfolge eines Bismarck gar nicht zu verstehen sind. Es beruht daher auf einer inneren Notwendigkeit, daß sich der schroffe preußische Junker Bismarck gerade ihren politischen Aktionen und ihrer Quasiorganisation anschloß, als er mit elementarer Leidenschaftlichkeit in den politischen Kampf des Jahrhunderts eingriff: bei ihr fand er noch am meisten von jenem für sein Dasein unentbehrlichen politischen Lebensstoffe vor. Und ebenso war Ranke durch sein starkes Gefühl für die preußische Staatsidee dazu geführt worden, der Kamarilla im Frühjahr 1848 politisch näher zu treten; er hatte damals wie auch später mehrfach mit ihr zum Schutze des bedrohten preußischen Staates zusammengestanden.

Begegneten sich nun auch beide Männer in ihrem gemeinsamen Preußentum und verkehrten sie infolgedessen in denselben politischen Kreisen, so zeigten sich doch in der Stärke dieses politischen Gefühls und in der Art, wie es sich betätigte, bedeutsame Unterschiede. Wir wissen, daß Rankes preußischer Patriotismus keineswegs etwas Ursprüngliches und Absolutes war, sondern sich erst nach und nach aus dem Gefühl der Dankbarkeit und dem Bedürfnis nach Sicherheit herausgebildet hatte, daß er durch

historische Einsicht weiter geklärt und durch das persönliche Verhältnis zu Friedrich Wilhelm IV. noch besonders gefestigt worden war. Dieses politische Preußentum hatte aber niemals die Kraft erlangt, den eigentlichen Richtpol seines Wesens merklich zu verschieben: im Gegenteil, es war im Grunde immer nur der natürliche Schatten geblieben, welchen der mächtige Baum seines autonomen Denkens und Dichtens auf das politische Gebiet hinüberwarf. Ganz anders bei Bismarck. Hier bedeutete die Leidenschaft für Preußen gerade das angeborene, primäre, alles beherrschende Gefühl; die Macht und Größe des preußischen Staates war diesem wirklichen preußischen Patrioten und Politiker überhaupt oberster Daseinszweck, welchem er alle Kräfte seines gewaltigen Intellektes unterordnete. Was bei Ranke nur ein Derivat der Erkenntnis war, das war hier gerade das zentrale, gestaltgebende Seelenelement, und was beim autonomen Historiker im wesentlichen nur defensive politische Energie entfalten konnte, das durfte sich bei dem leidenschaftlichen preußischen Politiker Bismarck frei und ungehindert bis zu höchster offensiver Kraft steigern.

Schon in den kritischen Frühjahrsmonaten des Jahres 1848 zeigt daher das politische Verhalten beider Anhänger des preußischen Staates charakteristische Unterschiede. Auf der einen Seite die vorsichtig abgewogene, alle Rücksichtslosigkeiten vermeidende, den persönlichen und historischen Kräften sorgsam gerecht werdende Denkschriftenaktion des Historikers; auf der anderen der leidenschaftliche, fast donquixotische Feldzug des erbitterten Junkers, der seine Bauern zum Zuge wider die Berliner Barrikadenhelden bewaffnet, der die Generäle bestürmt, den angeblich „unfreien" König mit Gewalt aus seiner Hauptstadt zu entführen, der dann unter Weinkrämpfen sehen muß, wie sich sein altes, glorreiches Preußen für ein verachtetes, chimäres Deutschland aufopfert. Die nationale Demokratie, die große Feindin Preußens in jenen Tagen, bedeutete für beide preußische Patrioten keineswegs dasselbe: dem einen war sie ein zwar nicht allmächtiges, aber doch hochgefährliches, in unheimlichem Vordringen befindliches histo-

risches Prinzip, eine große leitende Zeitidee, der eine gewisse innere Berechtigung namentlich nach der nationalen Seite hin nicht abzusprechen war, die man daher nicht durch Gewalt allein, sondern vor allem auch durch weise Konzessionen bekämpfen mußte; dem anderen hingegen war sie nur das buntgeschminkte, innerlich hohle Götzenbild des Pöbels und der Schwätzer, ein verächtlicher, minderwertiger Schwindel, der einzig durch die unbegreifliche Schwäche und Verblendung der preußischen Regierung zu solcher Geltung hatte gelangen können. Wir haben weiter gesehen, auf welche scharfsinnige Weise Ranke dann versucht hatte, sowohl der preußischen wie der nationalen Zukunft gerecht zu werden, wie er sich dabei ganz deutlich Radowitzischen Ideen genähert und schließlich Olmütz und Dresden als schwere Enttäuschungen für seine preußisch-nationalen Hoffnungen empfunden hatte. Bismarck dagegen war in derselben Zeit der erbitterte Feind aller Radowitzischen und ihr verwandten, nationalisierenden Politik gewesen, weil sie sein stolzes Preußen unter das Joch einer fremden, demokratisch-nationalen Macht zu beugen drohte; er hatte Olmütz vor der aufgeregten Kammer verteidigt, weil er fühlte, daß dieser an sich gewiß wenig rühmliche Rückzug dennoch Preußen seine europäisch-territoriale Selbständigkeit und damit seine Zukunft zurückgab.

Nicht minder bezeichnend für die verschiedene Natur ihres preußischen Empfindens ist dann die Art und Weise, wie sich Ranke und Bismarck zu den anderen deutschen Gegnern preußischer Macht und preußischen Glanzes stellen: zu den feindlichen Territorien, vor allem zur rivalen deutschen Großmacht Österreich. Beide hatten erst Lehrgeld zahlen müssen, ehe sie zum Bewußtsein der von dorther drohenden Gefahren erwacht waren. Aber während Ranke stets nur widerwillig diese Gefahren anerkannt hatte, während er immer auf gütlichen Ausgleich der widerstreitenden Ansprüche bedacht und nur in der größten Not, nur wenn die historische Großmachtstellung Preußens bedroht würde, zum äußersten bereit gewesen war, hatte der leidenschaftliche Preuße Bismarck diese neue territoriale Feindschaft sogleich mit voller

offensiver Energie aufgenommen, als er sie auf dem exponierten Posten der Frankfurter Bundestagsgesandtschaft am eigenen Leibe zu spüren bekam; sofort hatte er da entschlossen den Kampf gegen das Schwarzenberg-Buolsche System begonnen, welches unter der Devise „avilir puis démolir" Preußens gefährliches Ansehen bei den nationalen Kreisen Deutschlands zu zerstören trachtete, und war so recht eigentlich erst auf die Möglichkeiten aufmerksam geworden, welche in der Bundesgenossenschaft eben dieser bisher bekämpften Kreise gerade für Preußens Größe lagen. Was sich der autonome Historiker Ranke schon längst aus historisch-politischen Erkenntnissen berechnet hatte, das lernte der harte preußische Partikularist Bismarck erst aus der Frankfurter Praxis, daß nämlich im 19. Jahrhundert Preußen seine Zukunft nur noch in der Verbindung mit Deutschland suchen dürfe, daß Deutschland der natürliche Exerzierplatz für die preußische Politik geworden sei. Kurzerhand hatte er daher die lästigen Fesseln der starren antirevolutionären Kamarilladoktrin von sich geworfen, welche den klar denkenden Historiker Ranke nie besonders gedrückt hatten, und war zu dem innerlichen Entschlusse gereift, selbst die revolutionären und nationalen Kräfte bei passender Gelegenheit für seine preußischen Eroberungsziele zu verwenden, ohne ihnen freilich eine irgendwie dominierende Rolle einzuräumen; er konnte das ohne Bedenken, weil sie ihm weder im Lichte eines transzendentalen satanischen Prinzips wie den Gerlachs, noch in dem einer mächtigen, expansiven historischen Idee wie Ranke erschienen, weil er sie innerlich geringschätzte und überdies an ihrem Mißerfolge in den Jahren der Bewegung bestätigt gefunden hatte, daß sie nicht zu fürchten seien, solange man sich nur nicht von ihrem anspruchsvollen Lärm hypnotisieren ließ. Dagegen hatte er mit seinem natürlichen Machtinstinkt in Österreich einen wirklich gefährlichen Gegner erkannt und alsbald seine ganze politische Energie gegen ihn konzentriert; selbst zu Blut und Eisen war er entschlossen, wenn die Eroberung Deutschlands durch Preußen auf andere Weise Österreich gegenüber nicht durchzuführen sein werde. Ein wesentlicher Unterschied

gegen Ranke, dem ja die Front gegen die Revolution aus innerlichen Gründen stets die wichtigste geblieben war, der daher vor dem deutschen Bruderkrieg trotz seiner wachsenden antiösterreichischen Erkenntnis im Herzen immer zurückgebebt war.

Man sieht, wie charakteristisch verschieden die Zeitereignisse auf das politische Verhalten beider Männer einwirkten. Das preußisch-deutsche Programm des autonomen Historikers Ranke, von seinem souveränen Intellektualismus aus klaren historischen Prämissen geformt, war von vornherein reifer, umfassender und daher stabiler; es konnte wohl im einzelnen durch neue Erfahrungen modifiziert werden, besaß aber eben durch seinen universalen Denker- und Dichtercharakter eine gewisse schmiegsame Zähigkeit gegenüber den Erfordernissen der Tagespolitik, welche jähe Frontverschiebungen ausschloß und seine praktische Beweglichkeit einschränkte. Der leidenschaftliche preußische Politiker Bismarck hingegen, der für die reine Idee und die Erkenntnis an sich wohl eher Geringschätzung verspürte, lernte Natur und Stärke seiner Gegner nicht a priori aus historischen Erkenntnissen, sondern a posteriori aus praktischer Erfahrung kennen; ungehindert durch weitschauende intellektuelle Bedenklichkeiten stürzte er sich mit voller Energie in den politischen Kampf und ließ sich von ihm schulen und erziehen, bis er gelernt hatte, alle politischen Faktoren nach ihrem wahren Werte einzuschätzen, bis er befähigt war, die klarste und einsichtigste Realpolitik zu treiben, ohne doch durch irgendwelche Erkenntnishypertrophie in seiner praktischen Tatkraft gelähmt zu werden.

So entsprach dieser dämonische Mann, als er voll gereift im Herbste 1862 die Zügel der Regierung ergriff, wohl in wichtigen Zügen dem Bilde, welches der Historiker einst in dem Aufsatze „Reflexionen" und in der Rede „Über die Verwandtschaft und den Unterschied der Historie und der Politik" vom „wahren Staatsmann" entworfen hatte: Bismarck trug in der Tat den festen Pol eines konservativen Staatsbewußtseins in sich, der all sein Tun und Lassen lenkte; er hatte ferner eine klare Vorstellung von den historischen Zeitkräften, die ihn umgaben, und ließ sich

von ihnen die Richtung weisen, in welcher das Staatsschiff gesteuert werden mußte. Und doch: welcher Unterschied zwischen seiner Ausbildung und derjenigen, welche dem Historiker von jeher vorgeschwebt hatte! Nicht das eindringende Studium der Geschichte hatte ihm die in jener Rede geforderte „vollkommene und genaue Kenntnis des zu verwaltenden Staates" verschafft, sondern in erster Linie jener unbegreifliche „Scharfsinn des menschlichen Verstandes, der gleichsam durch göttlichen Anhauch in die Natur der Dinge eindringt", jene „weissagende Ahnung", welche die intensive Beschäftigung mit der Vergangenheit vollkommen ersetzte. Die Erklärung dieses intellektuellen Wunders aber lag vor allem in jenem schöpferischen x, welches Ranke stets fremd und unheimlich blieb, in der treibenden Kraft des politischen Willens, der politischen Leidenschaft, ohne welche das Räderwerk selbst des feinsten historisch-politischen Intellektes keine nutzbringende Arbeit zu leisten vermag, in dem seelischen Elemente, welches diese typischen Repräsentanten zweier Jahrhunderte innerlich am tiefsten voneinander schied und keine wahre Intimität zwischen ihnen aufkommen ließ.

Allerdings war ja dieses dem Rankeschen Wesen so fremde Element bereits in jener Generation von Ideologen und Doktrinären erschienen, in deren Mitte sich das Leben des Historikers bisher bewegt hatte. Aber es war hier so innig mit reinen Denker- und Dichterwerten verquickt gewesen, daß es ihn keineswegs abgestoßen, sondern durch seine fremdartige Würze eher gereizt und angelockt hatte. Wenn er daher auch viele Erscheinungen dieser aus Gedanke und Tat seltsam gemischten Welt von seinem souveränen Erkenntnisstandpunkte aus hatte verwerfen müssen, so war er doch in Ablehnung und Anerkennung schließlich heimisch in ihr geworden; er hatte in ihrer Wertschätzung des rein Gedanklichen den innerlich wesensverwandten Geist deutlich herausgefühlt. Jetzt hingegen mußte er wohl vieles billigen, was ein Bismarck oder ein anderer Angehöriger dieser realpolitischen Generation tat oder sprach, aber er fühlte instinktiv, daß diese größere intellektuelle Klarheit und praktische Leistungsfähigkeit

nicht der Hingabe an die reine Erkenntnis und dem liebevollen Versenken in die Vergangenheit, sondern dem politischen Willen und der Schulung durch den Kampf der Gegenwart entquoll; er wurde daher dem leidenschaftlichen Treiben dieser Generation, zu der er etwa im Verhältnis des Großvaters zum Enkel stand, trotz der Anerkennung, die er ihr und sie ihm vielfach zollte, innerlich mehr und mehr entfremdet; ja, er begann sich heimlich zu den Zeiten der Ideologie und Romantik zurückzusehnen, in welchen die Menschen wenigstens „in allgemeinen Tendenzen" und nicht nur „in Fraktionsbestrebungen" gelebt hatten[1].

Nun ist freilich nicht anzunehmen, daß ihm dieses instinktive Mißtrauen gegen Bismarck, in dessen Person sich diese neue Zeit vor allem verkörperte, bereits im September 1862 zum vollen Bewußtsein gekommen sei, als sich der König endlich zu dem Experiment mit dem Pariser Gesandten entschloß; er wird vielmehr damals mit Edwin von Manteuffel die Ministerpräsidentschaft des Mannes der starken Hand eher freudig begrüßt haben als längst notwendige Kriegserklärung gegen die unerträglichen Anmaßungen des Abgeordnetenhauses. Wenn er schon bald darauf, am 26. November, in einem Briefe an König Max über die „unaufhörlichen Agitationen" in Berlin klagte[2], so richtete sich diese Mißstimmung wohl hauptsächlich gegen den Deputations- und Adressensturm, durch welchen namentlich die fortschrittliche Partei ihre Anhänger während der Pause zwischen den Sessionen von 1862 und 1863 zu ermutigen suchte, schwerlich gegen die von der neuen Regierung verfügten Maßregelungen oppositioneller Abgeordneter. Auch der sehnliche Wunsch nach „haltbaren Grundsätzen" in der gemeindeutschen

[1] S.W. 53/4 S. 499.

[2] S.W. 53/4 S. 420. Außerdem sprach er dem Könige seine Teilnahme wegen des kürzlich erfolgten Sturzes der bayrischen Dynastie in Griechenland aus, der Maximilian sehr nahe ging. Die Schuld schob er auf die Schutzmächte und die einheimische Treulosigkeit. „Wie die Welt heutzutage beschaffen ist, muß man vor allen Dingen auf eigenen Füßen stehen." Mit diesen charakteristischen Worten leitete er zu den preußisch-deutschen Angelegenheiten über.

Frage, welchen er daran knüpfte, sollte wohl keine Kritik der energisch einsetzenden deutschen Politik Bismarcks bedeuten; er war seinem bayrischen Mäzene gegenüber nur natürlich in einem Augenblicke, in welchem Österreich und die Mittelstaaten wieder mit preußenfeindlichen Bundesreformprojekten spielten und einen neuen Vorstoß gegen den Zollverein versuchten[1].

Wie eine Vorahnung der kommenden preußischen Eroberungs- und Kriegspolitik, die nach innen eine liberale Ära heraufführen sollte, klingt es freilich schon, wenn er dann im Januar 1863 gegen Bernhardi klagte: bei dem allgemein schwindenden Verständnis für die Idee des legitimen Königtums werde am Ende nichts übrigbleiben als der Radikalismus und der Imperialismus einander gegenüber[2], und die folgenden heftigen Erschütterungen dieses Jahres, des Jahres der Preßverordnungen, des kronprinzlichen Pronunziamientos in Danzig, der Brüskierung Österreichs und der Trias durch die demonstrative Nichtbeteiligung am Frankfurter Fürstentage, erfüllten ihn mit augenscheinlich wachsender Sorge und weckten einen deutlich erkennbaren Argwohn gegen das neue Regiment in Preußen. Die rücksichtslose Härte, mit welcher der unheimliche Minister den lähmenden Regierungsbazillus der neuen Ära ausrottete; die berechnete Schroffheit, mit der er seinen König in einen Kampf auf Leben und Tod mit dem Gesamtliberalismus verwickelte, um ihn desto sicherer in die Hand zu bekommen und die Bahn für die geplante imperialistische Politik in Deutschland frei zu machen; die kluge Weitsichtigkeit, mit welcher er anderseits den offenbaren Staats-

[1] Vgl. Lenz, Geschichte Bismarcks S. 154 ff. Übrigens scheint Ranke den neuen Ministerpräsidenten damals wiederholt bei Senfft von Pilsach getroffen und dort freundschaftlich mit ihm verkehrt zu haben. Es wird auf einem dieser Diners im Jahre 1862 gewesen sein, daß Bismarck zu Ranke den bezeichnenden Ausspruch tat: „Aber wir haben dasselbe Interesse wie Italien", über welchen der Historiker (S.W. 53/4 S. 599) berichtet. Eines dieser Zusammentreffen, am 19. März 1863, erwähnt übrigens Ludwig v. Gerlach in seinen Aufzeichnungen (Bd. II S. 251). Das Tischgespräch drehte sich damals um Napoleon III.

[2] Aus dem Leben Th. v. Bernhardis V S. 20.

streich vermied, weil er den Gegner, den er zunächst so heftig reizte und erbitterte, dennoch später für seine Zwecke zu benutzen gedachte: alles das mag auf Ranke wie auf die meisten Zeitgenossen damals den Eindruck inkonsequenter, kurzsichtiger und gefährlicher Gewalttätigkeit gemacht haben, und wenn er vielleicht bisweilen etwas von dem geheimen Sinn dieses anscheinend zwecklosen Auftretens geahnt hat, so wird er doch über das Unerhörte dieser Ziele und über die Skrupellosigkeit in der Wahl der Mittel unwillkürlich erschrocken sein.

Recht lehrreich für diese besorgte Mißstimmung ist ein Brief an Georg Waitz, den er nicht lange nach der am 2. September 1863 erfolgten Auflösung des Abgeordnetenhauses geschrieben haben wird[1]. Darin erklärte er sich gegen die in Aussicht gestellten Wahlen, die er für unnötig halte, und sah ihrem Resultate mit Bangen entgegen. Besonders bezeichnend aber ist folgender Notschrei: „Sollte nicht einmal eine Anzahl unbeteiligter, unparteiischer, der Vergangenheit wie der Gegenwart kundiger Männer zusammentreten und sich überlegen, wie den Übelständen in unserem Vaterlande beizukommen wäre? Wie man das heute macht, das ist gar zu tumultuarisch. Und an dem Ganzen will jeder nur so weit teilnehmen, wie es seinem besonderen Interesse entspricht. Man müßte wenigstens den Ruf einer denkenden Nation, den wir einbüßen, wiederherstellen".

Es ist der immer wiederkehrende Gedanke seiner alten Intellektuellenpolitik: die unheimliche politische Leidenschaft durch historisch-politische Erkenntnisse abzutöten, die wachsende politische Zwietracht in Deutschland durch Denker- und Dichterwerte zu heilen, welcher sich dem autonomen Historiker auch jetzt wieder, angesichts des „tumultuarischen" Verfahrens dieses neuen Geschlechtes aufdrängt. Schon während der steigenden Spannung der letzten Jahre war er unablässig von ihm verfolgt worden. So sollte das großartige Geschenk an die autonome Historie,

[1] S.W. 53/4 S. 420 f. Seinen Trost fand übrigens Ranke in diesem Briefe wie immer in den Studien, welche die „Seele gegen die Einwirkungen des Moments" waffnen.

welches er von seinem Gönner Maximilian II. erwirkt hatte: die 1858 begründete historische Kommission bei der Königlichen Akademie der Wissenschaften in München, in erster Linie zwar der Förderung der deutschen Geschichtsforschung dienen; er hoffte aber auch, daß diese neugeschaffene Kultusstätte autonomen Denkens und Dichtens zugleich zur Lösung der brennenden nationalen Frage beitragen werde, indem sie die Geschichtsbeflissenen dieser politisch zersplitterten und aufgeregten Nation in gemeinsamer reiner Erkenntnisarbeit vereinigte[1]. So hatte er ferner im Oktober 1860 in Berchtesgaden seinem bayrischen Mäzene den Plan einer Akademie für deutsche Sprache und Schrift vorgetragen, weil er in einem solchen Institut ein Korrektiv gegen die überhandnehmende politische Zwietracht und den daraus resultierenden Verfall der Schriftsprache zu schaffen hoffte[2]. So möchte er endlich jetzt eine Art Parlament von Intellektuellen berufen, welches als Hüter der Traditionen der „denkenden Nation" dieser leidenschaftlichen Generation von politischen Kämpfern entgegentreten und ihr die nationale Aufgabe abnehmen soll, weil er an ihrer Fähigkeit, sie zu lösen, offenbar verzweifelt.

Er ist dann auf diese Idee, welche er selbst als „Phantasien eines Alten" bezeichnete, nicht weiter zurückgekommen; die großen Erfolge von Bismarcks auswärtiger Politik in der nächsten Zeit: das Bündnis mit Österreich, der siegreiche Krieg gegen Dänemark, mögen ihn wohl auch wieder etwas mit der „tumultuarischen" Art der neuen Richtung ausgesöhnt haben[3]. Freilich wird der

[1] Vgl. die in Bd. 51/2 der S.W. S. 485 ff. abgedruckte Denkschrift und die folgenden Reden zur Eröffnung der einzelnen Plenarversammlungen, in welchen der Grundgedanke des Instituts immer von neuem betont wird. Im übrigen vgl. den Aufsatz Sybels über die historische Kommission in seinen „Vorträgen und Abhandlungen", München und Leipzig 1897, S. 336 ff.

[2] Vgl. über diesen Plan und seine Schicksale: „Deutsche Revue", April 1904, S. 69 ff.; ferner S.W. 53/4 S. 696 ff.

[3] Nach einer Briefstelle R.s an seine Gattin (S.W. 53/4 S. 435) scheint man im Herbste 1864 in Berlin auf ein Gutachten R.s über die widerstreitenden Ansprüche der Dynastien Oldenburg und Augustenburg

einmal erwachte instinktive Argwohn gegen den gewalttätigen Minister schwerlich ganz wieder eingeschlafen sein, zumal nun auch noch ein gleichsam persönliches Moment verstimmend hinzutrat.

Wir haben gesehen, welch enge Freundschaft Ranke mit Edwin von Manteuffel verband, ein geradezu typischer Seelenbund zwischen dem Manne der autonomen Erkenntnis und einem Vertreter der nachfolgenden politisch-romantischen Generation. Diese Freundschaft hatte es ja dem Historiker vor allem ermöglicht, einen gewissen politischen Einfluß bei der preußischen Regierung auszuüben. Seitdem nun Bismarck mit Manteuffels Beihilfe Minister geworden war, entstand zwischen beiden Verteidigern des preußischen Königthrones eine wachsende geheime Spannung und Entfremdung, die ihre Ursache zum Teil in persönlichen Motiven ehrgeiziger Nebenbuhlerschaft, recht eigentlich aber in der verschiedenen Denkart beider Repräsentanten zweier Epochen und ihrer daraus entspringenden verschiedenen Politik hatte. Für die legitimistische Gefühlsromantik seines alten Kamarillaverbündeten, dessen Ideal der sich im Gefängnis für seinen König opfernde Lord Strafford war, der ferner nur unmittelbar seinem Fürsten dienen und von keinem „Untertanen" abhängen wollte, hatte der harte Realist und Machtpolitiker Bismarck nun einmal wenig Sinn; die politische Intimität des Chefs des Militärkabinetts mit dem Könige erschien ihm vielmehr für seine Pläne hinderlich und gefährlich. Galt doch Manteuffel als Befürworter eines Staatsstreiches, den Bismarck trotz seines rauhen Auftretens gegen das Parlament in weitschauender Weisheit vermieden wissen wollte; auch ging eine ultrareaktionäre Partei am Hofe geradezu darauf aus, den ehrgeizigen Militär an Bismarcks Stelle zum Ministerpräsidenten zu machen[1]. Schon längst hatte daher

auf Schleswig-Holstein gerechnet zu haben. R. lehnte ab, da das eine Frage für Juristen und nicht für Historiker sei; zudem sei die „Hauptsache", der deutsch-dänische Streit, schon ausgemacht. Der so überaus wichtige Streit zwischen Preußen und Österreich um die eroberten Länder scheint ihm also gleichgültig oder gar unsympathisch gewesen zu sein.

[1] Vgl. darüber: Aus dem Leben Th. v. Bernhardis VI SS. 187 f., 200 f., 211; Keck a. a. O. S. 125 ff.

der große Staatsmann versucht, den unbequemen Freund und Rivalen aus der Nähe des Königs zu entfernen; im Mai 1865 endlich gelang es ihm: Manteuffel wurde zum Kommandeur der preußischen Truppen in Schleswig und nach der Gasteiner Konvention zum Gouverneur dieses Landes ernannt. Trotz des Ehrenvollen dieser Stellung wird Rankes Freund und Gönner den verborgenen Stachel recht wohl empfunden und seitdem gegen Bismarck in wachsendem Maße die nagende Eifersucht und Mißstimmung gefühlt haben, die sich schließlich zu schlecht verhehlter Feindschaft steigerte, und die bis zu einem gewissen Grade auch auf Rankes Empfinden abgefärbt hat. Zwar wird der politisch selbstlose Historiker den Verlust der Möglichkeit, durch Manteuffel selber einigen Einfluß auf die Entschließungen des Königs ausüben zu können, kaum übermäßig bedauert haben; wohl aber wird die Verbitterung des Freundes seine Teilnahme erweckt haben. Vor allem aber mußte es für ihn wie für alle an die Zustände und Anschauungen des früheren Regimes gewohnten Männer ein unheimlicher und besorgniserregender Anblick sein, wie dieser rücksichtslose Realpolitiker jeden fremden Einfluß aus der Umgebung des Monarchen verdrängte und den preußischen König von Gottes Gnaden immer mehr seinem Willen, dem Willen eines Untertanen, unterwarf.

Diese Besorgnis wird dann ganz außerordentlich gewachsen sein, als die in Gastein noch einmal beschworene Gefahr des deutschen Bruderkrieges im nächsten Jahre plötzlich wieder in drohendste Nähe rückte, als es offenbar wurde, daß Bismarck gewillt war, Preußen auf kriegerische Eroberungsbahnen in Deutschland zu drängen, welche den legitimistischen Traditionen der früheren Zeit durchaus zuwider liefen und seit Friedrich dem Großen unerhört waren, daß dieser waghalsige Spieler nicht davor zurückschrak, sogar die Existenz des Hohenzollernstaates für seine ausgreifenden Ziele einzusetzen.

Auch Ranke war ja freilich in seinen Denkschriften mehrfach bis dicht an den verhängnisvollen Rubikon herangetreten. Im entscheidenden Augenblicke war er aber immer wieder zurück-

gewichen, weil er einmal neben dem preußischen auch das hemmende nationale und legitimistische Empfinden in sich trug, vor allem aber, weil seiner Denker- und Dichterseele der vorwärtstreibende Impuls des rücksichtslosen politischen Willens fehlte, welcher der Kraft seines scharfen politischen Intellektes entsprochen hätte. So hatte er sich schließlich bei dem bestehenden Zustande beruhigt. Gegen Wiedemann äußerte er später freimütig: er habe bis 1866 die Beseitigung des Dualismus in Deutschland für unmöglich gehalten und sei erst durch Bismarck eines Besseren belehrt worden[1].

Man wird daher die ungläubig-besorgte Stimmung begreifen, welche ihn im Frühling des großen Entscheidungsjahres erfaßte, als er erfuhr, daß Bismarck das bisher immer schon im Entstehen sorgsam gelöschte deutsche Kriegsfeuer nunmehr planmäßig entzünden wolle. Das Dasein der preußischen Großmacht, mit welchem Ranke so eng verwachsen war, für dessen Erhaltung er als defensiver Politiker gekämpft hatte, sollte jetzt in einem ungeheuren offensiven Wagnis aufs Spiel gesetzt werden, und zwar trotz der hochbedenklichen Anknüpfungsversuche mit dem Liberalismus ohne den Schutz einer tiefgehenden nationalen Begeisterung. Die Entscheidung der Waffen sollte angerufen werden gegen eine militärisch starke und furchtgebietende, legitime und stammesverwandte Macht, um welche sich die deutschen Mittelstaaten scharten, während auf der eigenen Seite nur die Kleinstaaten und ein fremdes, schwaches, durch die Revolution geschaffenes Staatswesen standen. Dabei lauerte an der Westgrenze der stets beutegierige Erbfeind des deutschen Namens, welcher von jeher aus der deutschen Zwietracht den größten Nutzen gezogen hatte. Das konnte ihm in der Tat wie ein tollkühnes und daher wenig glaubwürdiges Abenteuer erscheinen! Und selbst ein preußischer Sieg mußte ja den ganzen Zustand gefährden, welcher seit fünfzig Jahren die politische Grundlage des nationalen Daseins gebildet hatte, welcher auch Ranke im

[1] „Deutsche Revue", August 1893, S. 228.

Herzen lieb und wert geworden war. Er mußte den Deutschen Bund zerstören, welcher der Nation trotz seiner von Ranke wohl erkannten Unvollkommenheiten die Unabhängigkeit nach außen gesichert und eine reiche kulturelle Entwicklung nach innen gestattet hatte; er bedrohte die mittleren und kleinen Territorien, welche von legitimen althistorischen Fürstengeschlechtern beherrscht wurden, welche in ihrem Sonderleben einer Eigentümlichkeit des deutschen Geistes entsprachen und überdies Rankes Historie so oft gastfreundlich aufgenommen hatten; er mußte endlich die deutsche Großmacht Österreich schwer treffen, deren deutscher Charakter durch eine Absprengung vom übrigen Deutschland aufs höchste gefährdet wurde. Ein so gewalttätiges, ja, revolutionäres Verfahren, das alle radikalen Instinkte entfesseln konnte, von seiten eines Staatsmannes, der zur Kamarilla gehört hatte und als Hort des Legitimismus zur Macht erhoben worden war, mag Ranke zunächst wenig wahrscheinlich vorgekommen sein. Nach einer Mitteilung seines Sohnes hat er denn auch anfangs an den Krieg nicht glauben wollen und sogar bis zum letzten Augenblick eine friedliche Lösung erhofft[1]. Die heldische Rücksichtslosigkeit gegen historisch-politische Bedenken, die ein solches Wagnis auf sich nehmen konnte, war nun einmal für sein anders geartetes Empfinden im Grunde inkommensurabel. Auch den kühnen Angriff des jungen Friedrich II. auf Österreich hatte er ja einst in seiner preußischen Geschichte mit den bezeichnenden Worten kommentiert: „Hätte Friedrich alle die Gewalten gekannt, die er gegen sich in Bewegung setzen sollte, wäre er älter und welterfahrener gewesen, man darf zweifeln, ob er nicht so gut wie seine Altvordern angestanden haben würde, den großen Schritt zu tun“[2].

Mehr und mehr mußte er sich jetzt aber davon überzeugen, daß in der Tat ein neues, eisernes und Friedrich seelenverwandtes Geschlecht herangewachsen war. Auf einem Diner bei Senfft

[1] „Deutsche Revue“, Januar 1903, S. 14.

[2] Neun Bücher preußischer Geschichte, 1. Auflage von 1848, Bd. II. S. 176 (fehlt in der Neubearbeitung der S.W.).

von Pilsach im Frühjahr 1866 ist er, wie er selbst erzählt[1], an die „beiden großen Gestalten" Bismarck und Roon herangetreten und hat Bismarck über die umlaufenden Gerüchte befragt, die von einem beginnenden ernsten Mißverständnisse mit Österreich wissen wollten. Er erhielt die Antwort: „Österreich beträgt sich schlecht", die ihn wohl kaum beruhigt haben wird. Besonders deutlich aber beleuchtet seine Stimmung in diesen gewitterschwülen Frühlingstagen eine in Ludwig von Gerlachs Aufzeichnungen mitgeteilte Notiz. Danach hat nämlich Ranke am 17. Mai an einem Diner bei dem ihm befreundeten Handelsminister Itzenplitz teilgenommen, auf welchem Gerlach, der Monomane der legitimistischen Doktrin, die anwesenden, über Bismarcks Kriegstreiben entsetzten Minister Itzenplitz und Bodelschwingh zu einer offenen Aktion wider die ruchlose Politik ihres Kollegen aufzuputschen suchte[2]. Von einer Teilnahme Rankes an dieser Intrigue berichtet Gerlach freilich nichts; — sie hätte ja auch dem vorsichtigen und zurückhaltenden Naturell des Historikers kaum entsprochen — aber aus seiner Anwesenheit bei dieser verabredeten Zusammenkunft von Gegnern der Bismarckischen Politik wird man doch wohl schließen dürfen, daß er mit ihren Bestrebungen sympathisierte und Bismarcks Beginnen verurteilte. Er selbst hatte zwar einst die Metalle ganz richtig erkannt und zusammengestellt, aus denen das deutsche Reichsschwert geschmiedet werden mußte; sein Rezept mußte aber wirkungslos bleiben, weil er die heiße Glut des Kampfes

[1] S.W. 53/4 SS. 627, 642 f.

[2] Ernst Ludwig v. Gerlach, Aufzeichnungen aus seinem Leben und Wirken Bd. II S. 290. Das Zusammentreffen Gerlachs mit Itzenplitz und Bodelschwingh war verabredet; außer Ranke war auch noch Minister Graf Eulenburg da, die rechte Hand Bismarcks in der inneren Politik, der aber in diesen kritischen Tagen an seinem Meister gleichfalls irre geworden sein mag. Die Intrigue hatte natürlich keinen Erfolg. Itzenplitz und Bodelschwingh wagten nicht, gegen Bismarck aufzutreten und schickten Gerlach vor. Dessen Zumutungen wurden aber von Roon fest und würdig zurückgewiesen, und das Gespräch, das Gerlach am 18. Mai mit Bismarck hatte, besiegelte den endgültigen Bruch zwischen beiden (a. a. O. S. 290 ff.)

scheute, ohne welche sich die spröden Teile zu keinem neuen Ganzen fügen wollten. Jetzt entsetzte er sich instinktiv vor den sengenden Flammen und donnernden Hammerschlägen, mit welchen der dämonische Mann das große Werk in Angriff nahm.

Seinem ganzen Wesen hätte er dann freilich untreu werden müssen, wenn er sich auch nach Königgrätz und Nikolsburg gegen die Tatsachen gesperrt und nach Art des starrsinnigen Fanatikers Gerlach die gewaltigen Erfolge der preußischen Waffen und der sie lenkenden Bismarckischen Staatskunst geleugnet hätte. Solche blindwütige Verranntheit lag ihm fern. Aus einem Schreiben an seinen König von Neujahr 1867, in welchem er seine Glückwünsche zum sechzigjährigen Militärjubiläum des Monarchen darbrachte[1], geht vielmehr deutlich hervor, daß die glänzenden und unerhörten Siege auch sein preußisches Selbstgefühl lebhaft gehoben und sein Vertrauen in die Zukunft gestärkt hatten. Er spricht darin von „Siegen und Erfolgen, welche sich den größten beigesellen, die jemals errungen worden sind," und billigt den Entschluß zum Kriege: „Denn allerdings bedrohte die feindliche Aufstellung das eigenste Selbst des Staates; nicht allein seine Macht, sondern auch das Prinzip der religiösen Unabhängigkeit und geistigen Durchbildung, auf welchem derselbe beruht. Ohne den Schutz Ew. Majestät und Ihrer von Gott gesegneten Waffen würden auch wir Gelehrte unsere Bücher nicht schreiben können, man würde sie nicht lesen wollen, in dem Publikum würden andere Gesinnungen herrschend werden". Er hat es auch Anfang der siebziger Jahre gegen Gerlach, den Unbelehrbaren, Unversöhnlichen, offen ausgesprochen: „66 war notwendig",[2] und sich damit nachträglich zu der Politik bekannt, die ihn zunächst so abgestoßen hatte.

Trotzdem brachte nun aber die Entwicklung nach dem Friedensschluß sehr vieles, was sein Empfinden beunruhigte und verletzte, so daß er auch jetzt zu keiner unbefangenen Würdigung Bismarcks und seiner Politik gelangen konnte. Einen Teil der Schuld

[1] S.W. 53/4 S. 471 f.

[2] Ludwig v. Gerlach a. a. O. S. 360.

daran mag wieder die verbitterte Stimmung Manteuffels tragen, der sich schon während des Krieges durch die Ernennung Vogel von Falkensteins zum Oberkommandierenden der Mainarmee zurückgesetzt gefühlt hatte und Anfang 1867 einen längeren Urlaub nahm, weil er es nicht ertragen konnte, nur noch als kommandierender General und nicht mehr als selbständiger Gouverneur in Schleswig zu residieren[1]. Hauptsächlich sind es aber doch wieder in Rankes eigenstem Wesen begründete Motive, die ihn auch weiterhin gegen Bismarck und sein Tun reizten und verstimmten. Die Annexionen zum Beispiel waren ihm instinktiv zuwider; sie zeugten von einer rücksichtslosen Gewalttätigkeit und bedrohten das auch für die Hohenzollern so kostbare Legitimitätsprinzip. Ganz besonders schmerzlich berührte ihn dabei der Untergang Georgs V. von Hannover, zu dem er ja in persönlichen Beziehungen gestanden hatte[2]. Diese Zerstörung althistorischer Werte hat er lange nicht recht verwinden können, obwohl er zugeben mußte, daß die Konsolidierung des preußischen Gebietes in Norddeutschland, welche er ja selbst zur Zeit von Olmütz und Dresden so lebhaft befürwortet hatte, einen großen Gewinn für den Staat bedeutete. Den Zusammenschluß der norddeutschen Territorien zu einem festen Verfassungsbunde ferner erkannte er zwar als erfreuliche Verstärkung der europäischen Stellung Preußens an, namentlich dem mächtigen und drohenden Frankreich gegenüber, hatte aber an den Einzelheiten des Werkes allerlei auszusetzen. So z. B. scheint ihm Bismarck in der schonenden Rücksicht auf die Klein- und Mittelstaaten zu weit gegangen zu sein. Er mag darin eine Gefahr für die selbständige Entwicklung Preußens gefühlt haben und wurde in dieser Besorgnis durch zuversichtliche Äußerungen klein- und mittelstaatlicher Gesandter bei der Begründung des Norddeutschen Bundes bestärkt[3]. Vor allem widerwärtig aber war ihm der

[1] Keck a. a. O. SS. 43, 50 ff. Am 8. August 1868 wurde er dann zum kommandierenden General des I. Armeekorps in Königsberg ernannt.

[2] S.W. 53/4 S. 625.

[3] S.W. 53/4 S. 619. Die Gesandten meinten: sie würden mehr Ein-

Friede mit dem innerlich gedemütigten und geschlagenen Liberalismus, welchen der weitschauende Minister nunmehr schloß. Von seiner Historikerwarte aus mochte er ihn zwar als notwendig und unvermeidlich erkennen, er blieb aber eine Maßregel, die er Bismarck nicht recht verzeihen konnte. Sie erschien ihm beinahe im Lichte eines Treubruches, eines persönlichen Verrates an der konservativen Sache. „Man hat sich in ihm geirrt," klagte er Anfang der siebziger Jahre gegen Wiedemann[1]. Dabei sah er in der Einführung des allgemeinen Stimmrechts für die Reichstagswahlen einen besonders schweren Mißgriff; er befürchtete davon die Untergrabung jeglicher Autorität und weigerte sich auch konsequent, selber sein Wahlrecht auszuüben[2]. Kurz, eine deutliche Neigung zur Kritik, fast möchte man sagen zur Nörgelei, an allem, was Bismarck tat, macht sich, namentlich in seinen vertraulichen Äußerungen, auch nach 1866 überall bemerkbar. Sie verrät das unüberwindliche Mißtrauen, welches ihm die vulkanische Willensnatur dieses so ganz anders gearteten Mannes einflößte, und welches er nicht immer mit Erfolg durch historisch-politische Einsicht zu bekämpfen versuchte.

Am meisten berechtigte Sorge scheint ihm freilich der unbefestigte, auf die Dauer unhaltbare Zustand Gesamtdeutschlands gemacht zu haben, wie er auf die Zertrümmerung des Deutschen Bundes gefolgt war. Die Spaltung zwischen Nord und Süd bedrohte nicht nur kostbare nationale Werte, für die Ranke ja stets ein Herz gehabt hatte, sie bedeutete bei der engen Verflechtung zwischen der preußischen und der deutschen Entwicklung zugleich auch eine norddeutsche und innerpreußische Gefahr, namentlich angesichts der partikularistischen, ultramontan oder republikanisch gefärbten Wallungen in den süddeutschen Kammern, welche die österreichisch-französischen Zettelungen wider die 1866

---

fluß ausüben als erfahren; sie wollten Borussien germanisieren, nicht Germanien borussifizieren.

[1] „Deutsche Revue", August 1893, S. 229.

[2] „Deutsche Revue", Februar 1903, S. 199.

geschaffene preußische Macht zu begünstigen schienen[1]. Gleichsam persönlich fühlte er sich überdies durch diese bedauerliche Trennung berührt: seinem und seines 1864 verstorbenen Gönners Maximilian gemeinsamem Werke, der historischen Kommission in München, welche schon eine schwere Krisis beim Regierungswechsel mit Mühe überstanden hatte[2], konnte die Mainlinie, wenn sie eine dauernde Grenze blieb, schließlich einmal verhängnisvoll werden. Aus dieser Stimmung heraus hat er dem verflossenen Deutschen Bunde in der Rede zur Eröffnung der VIII. Plenarversammlung am 2. Oktober 1867 einen halb bedauernden Nekrolog gewidmet und an den in der autonomen deutschen Wissenschaft verkörperten nationalen Geist als an den besten Schutz wider dauernden Zerfall appelliert[3]. Mehr als je beklagte er jetzt das unzeitige Hinscheiden seines bayrischen Mäzens; denn er war überzeugt, daß König Max in dem Streite der deutschen Großmächte eine weise Neutralität gewahrt und dadurch den Krieg mit seinen mancherlei unerfreulichen Folgen verhindert haben würde[4].

Nun gab es ein großes Radikalmittel, welches Preußen-Deutschland aus dieser unfertigen, unsicheren und gefahrvollen Lage zu befreien versprach: das war der Nationalkrieg wider den alten Erbfeind Frankreich, der ja auch seit Sadowa gewissermaßen in der Luft lag. Daß er über kurz oder lang unvermeidlich sei, wird einem Manne von Rankes historisch-politischem Scharfblicke nicht entgangen sein; denn das Aufkommen einer

---

[1] Vgl. die Stelle S.W. 51/2 S. 558 f.

[2] Vgl. darüber den Brief Löhers an Döllinger bei Friedrich, Ignaz von Döllinger III S. 371.

[3] S.W. 51/2 S. 522 ff.

[4] S.W. 53/4 SS. 76, 470; „Deutsche Revue", Januar 1903 S. 14. Für diese Überzeugung bezog er sich Wilhelm von Giesebrecht gegenüber auf persönliche Gespräche, die er mit König Max über die von Bayern zu befolgende Politik im Falle eines preußisch-österreichischen Konfliktes gehabt habe. Übrigens glaubte man auch in manchen bayrischen Kreisen, daß König Max den Frieden gewahrt haben würde. Vgl. die „Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst" Bd. I, Stuttgart und Leipzig 1907, S. 162.

geschlossenen Macht in Deutschland, welche den Kern des ehemaligen Deutschen Reiches umfaßte, bedrohte das bourbonisch-bonapartistische Frankreich in seiner altangemaßten europäischen Hegemoniestellung, die ja wesentlich auf dem Niedergange und der Schwäche der deutschen Zentralmacht des Kontinents beruhte. Eine kriegerische Auseinandersetzung zwischen dem werdenden, seiner Vollendung entgegendrängenden preußisch-deutschen Reiche und dem eifersüchtig auf die Erhaltung seiner traditionellen Vormachtstellung bedachten großen Nationalstaat des Westens war daher unausbleiblich. Ranke scheint denn auch diesen Krieg mit wahrer Ungeduld gewünscht zu haben; als daher 1867 die Luxemburger Streitfrage auftauchte, glaubte er den Augenblick zum Losschlagen gekommen und erwartete, daß Bismarck ihn nicht ungenutzt verstreichen lassen werde. Aus der Rede, die er während des Krieges von 1870 vor der historischen Kommission gehalten hat, kann man einigermaßen die Gründe entnehmen, welche diesen sonst so friedfertig gesinnten Mann damals zu einem Anwalte Mars' machten. Er spricht darin von dem „guten Rechte" der Deutschen in der Luxemburger Sache einem Gegner gegenüber, „dem wir sehr gewachsen, vielleicht in dem damaligen Zustand der Bewaffnung selbst überlegen waren"[1]. Neben der historischen Unvermeidlichkeit des Kampfes scheinen es also nationale und militärische Erwägungen gewesen zu sein, die ihn 1867 bestimmt haben, zum Kriege zu drängen. Um so größer war seine Enttäuschung, als sich Bismarck mit einem, wie es schien, schwächlichen Kompromiß begnügte und Luxemburg räumte. Merkwürdig, wie sich seine Stellung zu Bismarcks auswärtiger Politik in kurzer Zeit verwandelt hatte: derselbe Mann, der ihn ein Jahr zuvor durch seine draufgängerische Gewaltsamkeit abgestoßen hatte, reizte ihn jetzt wieder durch seine behutsame Vorsicht! Der alte Argwohn wider den ehemaligen Gesandten am Bundestage, der am preußischen Hofe für einen Bonapartisten gegolten hatte, dem man eine gewisse Neigung zur

[1] S.W. 51/2 S. 558 f.

Preisgabe nationalen Gebietes an die französische Unersättlichkeit nachgesagt hatte, mag sich wieder geregt und die Unruhe über die Verlängerung des unbefriedigenden Provisoriums in Deutschland erhöht haben. Sogar nachdem die Entscheidung schon gefallen war, Anfang der siebziger Jahre, hat er gegen die 1867er Politik in vertraulichen Äußerungen scharfen Tadel ausgesprochen und die Räumung Luxemburgs eine „schlechte Tat" gescholten, die man zu Unrecht rühme[1].

Die großen Ereignisse von 1870/71 brachten dann endlich die befreiende Erlösung aus dieser drückenden Spannung, die glorreiche Verwirklichung dessen, wofür auch der autonome Historiker Ranke von jeher gewirkt und gestritten hatte: sie stellten sowohl die preußische wie die nationale Zukunft endgültig sicher, befreiten die deutsche Welt von dem auf ihr lastenden Alp der in Frankreich verkörperten internationalen Revolution und schufen ein starkes Reich, in welchem alle historischen Kräfte des außerösterreichischen Deutschlands, die materiellen und politischen, wie die ideellen und kulturellen, Platz hatten und ein fruchtbares Wirken nach ihrer eingeborenen Art entfalten durften. Ranke hat diese Lösung des jahrhundertalten deutschen Problems mit freudigem Beifall begrüßt, der im wesentlichen frei blieb von störenden Untertönen, er hat sich auch selbst nach Kräften bemüht, an seinem Teile zur Vollendung des großen Werkes beizutragen.

Vor allem griff er dabei, wie es ja seiner Natur am meisten entsprach, in den reichen Schatz seines autonomen Denkens und Dichtens und suchte daraus solche Werte hervor, welche auf den großen politischen Augenblick zu passen schienen. Eine schon seit einiger Zeit entworfene Schrift: „Der Ursprung des Siebenjährigen Krieges", die er 1871 veröffentlichte, wollte er ausdrücklich als einen „Tribut" betrachtet wissen, welchen er „den großen Er-

[1] „Deutsche Revue", November 1892 S. 237. Auch in den noch zu erwähnenden Gesprächen mit Thiers, im Oktober 1870, kam er auf Luxemburg zurück, „was wir niemals hätten aufgeben sollen". (S.W. 53/4 S. 588.)

eignissen und Handlungen des letzten Jahres" darbringe[1]. Die historische Kommission in München ferner, die ja seinem Willen nach nicht nur eine wissenschaftliche Körperschaft, sondern zugleich auch eine Repräsentantin des universalen deutsch-nationalen Kulturgenius sein sollte, machte er jetzt zum Resonanzboden und Sprachrohr seiner Genugtuung über die glückliche Wendung der deutschen Dinge. In freudig erregten Worten feierte er vor ihr am 1. Oktober 1870 die siegreiche Verbindung der preußisch-deutschen Waffen mit dem Schwung der nationalen Idee, welche alle in der Zersplitterung Deutschlands liegenden Hemmungen glücklich überwunden und die Nation von dem jahrhundertlangen Drucke des französischen Übergewichts befreit habe[2]. Auf seinen Antrag sandte die Kommission ein ehrfurchtsvolles Anschreiben an König Ludwig II, worin sie dem bayrischen Monarchen für die Anerkennung des Bündnisfalles mit Preußen dankte und von diesem segensreichen Entschlusse eine neue Ära für Deutschland prophezeite[3].

Aber auch als Politiker sollte er gleich darauf noch einmal für seinen so machtvoll emporstrebenden Staat wirken dürfen. Als er sich nämlich eine Woche später in Wien befand, wohin er zu Archivstudien von München gereist war, erfuhr er dort die Ankunft seines alten Freundes Adolphe Thiers, welcher als Vertrauensmann der Regierung der nationalen Verteidigung soeben die europäischen Höfe bereiste, um sie zu einer Intervention für sein gedemütigtes Vaterland zu bewegen. Am Morgen des 8. Oktober war Thiers, von Petersburg kommend, wieder in der österreichischen Hauptstadt eingetroffen[4]; am Abend desselben

[1] S.W. 30 S. 63 f. Vgl. auch den Brief an seinen Verleger Carl Geibel vom 2. August 1870 (Briefe Rankes an seinen Verleger. Als Handschrift gedruckt, Leipzig 1886, S. 19 f.), in welchem er die Schrift eine solche nennt, „die auf die obschwebenden großen Angelegenheiten zwar nicht in der Zeit, aber in der Sache eine nahe Beziehung hat."

[2] S.W. 51/2 S. 556 ff.

[3] Ein eigenhändiger Entwurf zu dieser Adresse steht S.W. 51/2 S. 565 f. Eine Antwort darauf bekam die historische Kommission allerdings nicht („Deutsche Revue", Mai 1904, S. 220; S.W. 53/4 S. 496).

[4] Notes et souvenirs de M. Thiers. 1870—1873. Paris 1903. S. 40.

Tages erhielt er den Besuch Rankes, der sich, getrieben von persönlicher Teilnahme und Anhänglichkeit, bei dem Freunde einfand. Daneben wirkte aber auch der politische Wunsch erheblich mit, etwas zur ersprießlichen Lösung des deutsch-französischen Streites beizutragen, indem er mit dem nunmehr wieder zur Macht emporgestiegenen französischen Politiker und Historiker die Bedingungen eines zukünftigen Friedens besprach. Über diese Unterredung mit Thiers, sowie über zwei weitere, welche am 9. und 10. Oktober stattfanden, hat sich Ranke eingehende Aufzeichnungen gemacht und diese seinen Tagebuchblättern einverleibt[1]. Sie sind deshalb besonders lehrreich, weil sie mit großer Deutlichkeit zeigen, daß sich der autonome Historiker selbst im Momente des glänzendsten und berauschendsten Sieges über den stets bekämpften Gegner doch als Politiker nicht über die Grenzen hinüberreißen ließ, welche ihm durch sein eingeborenes Wesen vorgezeichnet waren.

Schon eine vorangeschickte historische Einleitung, die sich aus den vorliegenden Nachrichten den Hergang beim Ausbruch des Krieges zu erklären sucht, deutet die politische Grundstimmung an, welche Ranke der großen deutsch-französischen Krisis gegenüber beherrschte: er fühlte sich frei von Chauvinismus und Eroberungsgelüsten wider die historische Staats- und Volksindividualität Frankreichs an sich, nur den herrschsüchtigen Übergriffen dieses Wesens auf die eigene nationale Sphäre gedachte er nunmehr ein für allemal ein Ende zu machen. Sein Ideal

---

Thiers erwähnt von Rankes Besuchen nichts. Vgl. dazu: G. Küntzel. Thiers und Bismarck. Kardinal Bernis. Bonn 1905. S. 21 f.

[1] S.W. 53/4 S. 584 ff. Auffällig ist, daß Ranke diese Unterredungen irrtümlicherweise in den „November" verlegt, während doch Thiers im Oktober in Wien weilte. Vielleicht ist das Versehen dadurch entstanden, daß R. sich in Wien Aufzeichnungen ohne genaue Datumsangabe machte und diese nach seiner Rückkehr für das „Geheimbuch" — so nannte er sein Tagebuch („Deutsche Revue", Dezember 1891, S. 329) — ins Reine schreiben ließ. Da mag sich dann die falsche Monatsbezeichnung eingeschlichen haben. Daß die drei Unterredungen an drei verschiedenen Tagen, am 8., 9. und 10. stattfanden, ergibt sich bei genauerer Prüfung aus dem Wortlaut der Aufzeichnung selber. Am 11. reiste dann Thiers nach Florenz weiter.

war und blieb ein Zustand der gegenseitigen Anerkennung, des harmonischen Nebeneinanderwirkens beider großer Kulturnationen zum Besten der Menschheit. So sucht er denn den Krieg lediglich als einen Abwehrkampf Preußen-Deutschlands wider den eifersüchtigen, im Kaisertume der Bonapartes zum Ausdruck kommenden französischen Imperialismus zu begreifen, welcher die neuerrungene Machtstellung Preußens in Europa nicht habe dulden wollen und den Krieg provoziert habe, indem er auf die alte Uneinigkeit Deutschlands und die vermeintliche Überlegenheit des französischen Heeres vertraute. Dieser Imperialismus allein erscheint denn auch als der Feind, den es unschädlich zu machen gilt. Ganz im gleichen Sinne hatte er schon in seiner Münchener Rede „den falschen Begriff Glorie", die „unwahre Übertreibung" des französischen Nationalgefühls getadelt und diesem Wesen die Hauptschuld am Kriege beigemessen; ausdrücklich hatte er aber davon die berechtigte national-französische Eigenart getrennt und diese als kulturellen Weltfaktor mit warmen Worten gepriesen. Auch hatte er betont, daß die nunmehr glücklich erkämpfte Überlegenheit das östliche Reich nicht dazu verführen dürfe, „die Freiheit des westlichen zu beschränken und zu beherrschen". „Es kann nicht darauf ankommen, andere zu erdrücken, sondern nur uns selber zu behaupten, die errungenen Siege dahin zu entwickeln, daß wir uns vor niemand zu fürchten haben und die Einheit der Nation wiedergewinnen, die uns mangelt, ohne die Besonderheiten, die auch ihre historische Berechtigung haben, zu vernichten"[1]. Man sieht: obwohl der Historiker 1867 für den Krieg gewesen war, verleugnete er doch im Grunde den defensiven Geist keineswegs, in dem er von jeher Politik getrieben hatte; sein Sinn ging nur dahin, die eigene Nation geistig und politisch unabhängig zu machen, offensive Vergewaltigung anderer war ihm auch jetzt zuwider. Das schloß nun freilich nicht aus, daß er von Frankreich die Rückgabe der einst entrissenen westdeutschen Länder forderte, denn er betrachtete

[1] S.W. 51/2 S. 563.

diese als zur historischen Sphäre Deutschlands gehörig und sah in ihrem Besitze den besten Schutz wider einen erneuten Ausbruch des französischen Eroberergeistes.

Mit diesen historisch-politischen Argumenten suchte er denn auch Thiers in den erwähnten drei Gesprächen zur Abtretung Elsaß-Lothringens und damit zu einem billigen und versöhnenden Frieden zu bewegen. Noch sei es nicht zu spät zu einem solchen, so ungefähr führte er aus, denn noch bestehe keine deutsche Nationalfeindschaft wider Frankreich. Alle deutschen Literaten fühlten vielmehr für das belagerte Paris die größte Sympathie, denn sie hätten da „Gastfreundschaft des Geistes" genossen[1]. Darum möge Thiers, der ja in seiner Person die Verschmelzung zwischen Bürgertum und Republik und damit das gegenwärtige Frankreich repräsentiere, sich rechtzeitig zum Frieden entschließen. Ein solcher solle Frankreich ja auch nicht herabwürdigen; daran denke in Deutschland niemand. Auch wolle man dem Nachbarlande seinen Einfluß auf Italien und „die südliche Welt überhaupt" nicht nehmen. Nur auf der Rückgabe der einst zu Unrecht erworbenen deutschen Grenzprovinzen müsse man bestehen. Das sei ein Gebot der nationalen Ehre und Sicherheit; der Besitz dieser Lande sei notwendig als Garantie gegen eine zukünftige Wiederkehr des französischen Imperialismus. Nicht mehr gegen den gefangenen und entthronten Kaiser, so faßte er seine Meinung am dritten Tage zusammen, noch auch gegen Frankreich an und für sich, das Deutschland vielmehr in einer gewissen Größe zu sehen wünsche, sei der Krieg gerichtet, sondern gegen die Politik Ludwigs XIV., „der einst einen Zeitmoment der Schwäche des Deutschen Reiches benutzte, um nicht allein ohne Recht, sondern selbst ohne Anspruch Straßburg unseren Händen zu entwinden". „Laßt uns das alte Unrecht gut machen und dann Freunde bleiben".

[1] In der Eröffnungsrede von 1873 (S.W. 51/2 S. 582) erwähnte er die Sympathien J. v. Liebigs für Paris, der mit ihm in dem Wunsche einig gewesen sei, diesen durch den Deutsch-Französischen Krieg und die Aufregung der nationalen Antipathien bedrohten „Mittelpunkt für die allgemeine Wissenschaft" zu erhalten; „denn die Wissenschaft ist ein Gemeingut der Welt und weiß von keiner Nationalität".

Wenn der Historiker nach dem ersten Gespräche noch gehofft hatte, Thiers werde sich der Kraft dieser Gründe nicht entziehen, so sollten seine Hoffnungen durch die folgenden Unterredungen bedeutend herabgestimmt werden. Der französische Staatsmann und seine Begleiter bewiesen nämlich durchaus keine Neigung, aus Motiven friedfertiger Versöhnlichkeit und historischer Gerechtigkeitsliebe auf Elsaß-Lothringen zu verzichten, sie zeigten vielmehr eine noch ungebrochene Zuversicht und wußten alle Argumente Rankes zu parieren. Thiers bestand zunächst darauf, daß Frankreich die Fortsetzung des Krieges nicht zu scheuen brauche; denn es sei durch seine Massenaufgebote noch immer widerstandsfähig. Das Verlangen nach Landabtretungen werde aber, weit entfernt, dem Frieden zu dienen, den Krieg verewigen. Höchstens zur Zahlung der Kriegskosten und zur Schleifung der Grenzfestungen wollte er sich verstehen. Auf die unbequemen nationalen Ansprüche Deutschlands ließ er sich erst gar nicht ein; er leugnete ferner die Möglichkeit, daß der französische Imperialismus je wieder aufleben könne; denn die republikanische Regierung sei der Friede. Man brauche also auch keine Garantien gegen erneute französische Eroberungsgelüste. Überhaupt sei der Gedanke an solche Garantien „absurd"; Preußen sei es vielmehr, das durch seine ungemessene Vergrößerung das europäische Gleichgewicht bedrohe: es müsse „ganz Europa gegen sich haben". Statt sich den friedliebenden Argumenten des Freundes zu fügen, drehte er den Spieß um und forderte vielmehr Ranke auf, seinerseits im Sinne der französischen Anschauungen an den König zu schreiben und so für den Frieden zu wirken. Kurz, der Historiker mußte erkennen, daß sein gutgemeinter Versuch, durch historisch-politische Vernunftgründe dem großen Kampf ein Ende zu machen, an der nationalen Leidenschaft scheiterte, mit welcher der Franzose die alte Grenze und Machtstellung seines Vaterlandes verteidigte. Beide Männer schieden voneinander in gegenseitiger Freundschaft und Sympathie, aber ohne daß es zu einer politischen Einigung zwischen ihnen gekommen wäre. Erst die unverminderte Wucht der deutschen Schwertschläge in den nächsten

Monaten brach die französische Hartnäckigkeit und brachte das zustande, was Ranke mit intellektuellen Künsten wieder einmal vergeblich erstrebt hatte.

Immerhin hatten diese Unterredungen insofern einigen politischen Wert, als sie zur Orientierung der deutschen Staatsleitung dienen konnten. Auf den Wunsch des preußischen Gesandten in Wien, von Schweinitz, diktierte Ranke denn auch „das einigermaßen Bedeutende, was dabei vorkam"; es wurde in einen Bericht aufgenommen, der bald darauf an das Hauptquartier abging[1]. Man wird annehmen dürfen, daß dieses Diktat und die Tagebuchaufzeichnung im wesentlichen denselben Inhalt hatten, und daß Ranke im Berichte seine Eindrücke in ähnlich optimistischer Weise zusammenfaßte, wie zum Schlusse in seinem Tagebuchblatte: die französischen Machthaber würden sich schließlich doch noch gutwillig zur Abtretung der deutschredenden Provinzen verstehen, französische Gebietsteile wie Metz möge man aber besser nicht von ihnen fordern. Hatte er auch den erhofften Frieden nicht zuwege bringen können, so hatte er doch seinem Staate einen nicht unwichtigen politischen Dienst erwiesen, indem er nach besten Kräften Stellung und Absicht des Gegners erkundete, welcher sich soeben anschickte, den Volkskrieg wider die deutschen Eindringlinge zu entfesseln und ihnen damit eine Macht entgegenzustellen, die schon einmal eine deutsche Invasion des französischen Bodens siegreich zurückgewiesen hatte.

Je deutlicher sich nun in dieser zweiten Phase des Kampfes die Überlegenheit der deutschen Waffen auch über das republikanische Frankreich herausstellte, auf dessen Massenheere Thiers noch in Wien gebaut hatte, je gewisser der endgültige Sieg Deutschlands wurde, desto näher rückte auch die Frage nach der zukünftigen Gestalt des neugeeinten Reiches. Denn daß die glänzenden gemeinsamen Siege die Mainlinie bereits dem Wesen nach zerstört hatten, daß unter Preußens Führung ein neues Deutschland im Entstehen sei, das fühlte man allerorten; über

[1] „Deutsche Revue", Mai 1904, S. 222.

das Maß der Selbständigkeit freilich, welches den Teilen des werdenden Ganzen zugestanden werden dürfe, wurde noch lebhaft zwischen Nord- und Süddeutschen, zwischen Unitariern und Partikularisten verhandelt und gestritten.

Auch Ranke hatte, wie wir wissen, den siegreichen Krieg gegen Frankreich als Erlöser aus dem Elend der deutschen Zerrissenheit nach 1866 begrüßt, auch er hatte in seiner Münchener Rede die Einheit der Nation als das Ziel bezeichnet, dem es nunmehr zuzustreben gelte. Das Kaisertum der Hohenzollern ferner, für welches er ja schon 1848/49 eingetreten war, galt auch ihm als die gerechteste Lösung der deutschen Frage[1]. Schon in München hatte er aber davor gewarnt, „die Besonderheiten, die auch ihre historische Berechtigung haben, zu vernichten". Jetzt, wo über die Neugestaltung des Reiches verhandelt wurde, ging seine Hauptsorge dahin, daß die neue Kaiserkrone nicht dem gefährlichen Reif gleich gemacht werde, mit welchem die Paulskirche einst Preußens König hatte verlocken wollen, daß sie nicht als Ausfluß der revolutionären Nationalsouveränität, sondern als Gabe der legitimen Gewalten erscheine. „Man soll dafür sorgen, daß es [sc. das Kaisertum] von den Fürsten angeboten wird, denen es doch eigentlich gehört; aber sie sollen es völlig konstituieren", schrieb er Anfang November an Edwin von Manteuffel, über dessen Kriegserfolge er übrigens die größte persönliche Genugtuung fühlte[2]. Um so freudiger begrüßte er daher den Entschluß Ludwigs II. von Bayern, dem preußischen Könige die erbliche Kaiserwürde des

[1] Graf Fred Frankenberg erzählt in seinen „Kriegstagebüchern" (herausgegeben v. Poschinger, Deutsche Verlagsanstalt 1896) eine in dieser Hinsicht nicht uninteressante Anekdote. Am 5. Dezember nahm Frankenberg, der von Versailles nach Berlin geschickt worden war, um im Reichstage für die Annahme der Novemberverträge mit Süddeutschland zu wirken, an der königlichen Tafel teil. Dabei habe Königin Augusta den gleichfalls anwesenden Ranke gefragt: „Sie waren so in Gedanken vertieft, als ich Ihnen heute im Tiergarten begegnete. Worüber sannen Sie nach"? „Ich dachte an den deutschen Kaiser", habe da der „kleine Herr" geantwortet und sei mit einem „sehr gnädigen" Lächeln belohnt worden (a. a. O. S. 271).

[2] „Deutsche Revue", Mai 1904, S. 222.

neuen Reiches anzutragen. Nicht nur war damit den nicht unbedenklichen partikularistischen Quertreibereien innerhalb der blauweißen Grenzpfähle die Spitze abgebrochen, auch der allein die Zukunft sicherstellende legitimistische und föderative Charakter der neuen Krone war jetzt glücklich gewahrt. In einem Briefe an Wilhelm von Giesebrecht vom 8. Januar 1871 feierte er die zweimalige Initiative des jungen Fürsten zugunsten der großen deutschen Ideen, welche bei seiner gewöhnlichen politischen Zurückhaltung an „das Wunderbare" grenze[1]; in der Eröffnungsrede vor der historischen Kommission, die er am 27. September 1871 hielt, vergaß er nicht, diese neue nationale Tat des bayrischen Königs mit lobenden Worten zu erwähnen[2].

So war das Reich denn wesentlich in den historisch soliden Formen zustande gebracht worden, welche Ranke von jeher befürwortet hatte; der tatsächliche Verlauf der Dinge hatte die historisch-politischen Prophezeiungen seiner beiden politischen Aktionsperioden im großen und ganzen wenigstens bestätigt. Eine gewisse Genugtuung und Beruhigung über diese Konsolidation der deutschen Welt inmitten des europäischen Mächtesystems ist denn auch in Rankes politischen Äußerungen nach 1870/71 deutlich erkennbar, zumal die Ära gewaltiger kontinentaler Kriegserschütterungen, welche ihm trotz seiner 1867er Stimmung im Herzen doch immer unsympathisch geblieben war, nunmehr einer Zeit des äußeren Friedens Platz machte. Diese friedfertige auswärtige Politik entsprach ja durchaus dem von Ranke so lebhaft ersehnten legitimistischen und föderalistischen Charakter des neuen Reiches. Denn infolge seiner komplizierten Struktur, welche alle inneren Machtfaktoren in geradezu raffinierter Weise zugunsten der preußischen Hegemonie und des dynastischen Gedankens gegeneinander ausbalanciert, sind dem modernen Deutschland nun einmal kriegerische Expansions- und Vormachtbestrebungen in Europa nach dem Muster des bourbonischen und bonapartistischen Frankreichs trotz seiner bedrohlichen Stärke sehr erschwert, wo

[1] S.W. 53/4 S. 496.
[2] S.W. 51/2 S. 576 f.

nicht verboten. Selbst eine siegreiche Kriegsära in Europa müßte ja dieses für Preußen und seine Dynastie so günstige innere Machtverhältnis von Grund aus umgestalten und damit einer zukünftigen Revolution vorarbeiten; mit ungleich größerem Rechte als das Frankreich Napoleons III. darf daher dieses im Kriege gebildete Kaiserreich von sich sagen: l'empire, c'est la paix! Hierin liegt wohl auch die letzte Erklärung für die sonst auffällige Tatsache, daß der Blut- und Eisen-Bismarck der Periode von 1862 bis 1871 sich nunmehr in den europäischen Friedensbewahrer verwandelte, daß er sich den Kriegstreibereien der Militärpartei dauernd versagte und Präventivkriege grundsätzlich verwarf, obwohl seine eigene Praxis bis dahin dem kaum entsprochen hatte. Hatte sein politisches Preußentum ihn bisher in Deutschland und Europa zu kühnen Wagnissen vorwärts getrieben, so gebot es ihm nunmehr, vorsichtig einzuhalten und die gewonnene Machtstellung in defensivem Sinne auszubauen. So wurde er der „ehrliche Makler" bei drohenden europäischen Zusammenstößen, der Schöpfer eines meisterhaften Defensivsystems von Bündnissen und Rückversicherungsverträgen, das jede sich bildende antideutsche Kriegskoalition von vornherein verhindern sollte.

Ranke hat auch von nun ab an der auswärtigen Politik des großen Staatsmannes wenig oder nichts mehr zu tadeln gefunden; sie harmonierte in ihren Grundzügen mit seinem politisch defensiven Historikerempfinden.

In der schon erwähnten Münchener Eröffnungsrede vom 27. September 1871 z. B. gab er zum Schlusse seiner Billigung der inzwischen erfolgten Annäherung an Österreich unzweideutigen Ausdruck: er sah in ihr den notwendigen nationalen Schlußstein des seit 1866 aufgeführten neudeutschen Gebäudes. „Das neue Reich ist mit ihm [sc. Österreich] in einen Bund getreten, wie es den Verhältnissen einzig angemessen. Das gesammelte Nationalgefühl kann der Zukunft ruhig entgegensehen"[1]. Bei der Be-

[1] S.W. 51/2 S. 577.

gründung des Dreikaiserbundes hatte ja auch Bismarck den monarchischen, antirevolutionären Charakter dieser scheinbar neu aufgelebten Heiligen Allianz besonders stark betont; ein Grund mehr, daß sich Ranke mit der neuen politischen Konstellation einverstanden erklären konnte. Auch die Annäherung Italiens an dieses System hat er gebilligt. Wenigstens scheint das aus dem Umstande hervorzugehen, daß er am 26. September 1873 den Besuch des italienischen Ministerpräsidenten Minghetti empfing, welcher gerade damals mit seinem Könige in Berlin weilte und durch diese Visite am deutschen Kaiserhofe die freundschaftlichen Beziehungen seines Landes zum Bunde der drei Ostmächte aller Welt kund tat. Ranke hatte mit dem italienischen Staatsmanne ein anregendes Gespräch über die inneren Zustände des jungen Königreiches und die Gefahren, welche den modernen Staaten von den extrem klerikalen und liberalen Tendenzen drohten[1].

Daß diese internationalen Verbindungen und Rückendeckungen notwendig seien als Friedensgarantien gegen das eifrig rüstende, rachedurstige und eine deutschfeindliche Koalition erstrebende Frankreich, wird sich der Historiker eben nicht verhehlt haben. Zwar hielt er auch nach dem Frankfurter Frieden im Herzen unerschütterlich an seinem deutsch-französischen Versöhnungsideale fest. Als z. B. im August 1883 in der französischen Presse eine leidenschaftliche Deutschenhetze ausbrach, welche zu diplomatischen Schritten der deutschen Regierung in Paris führte[2], beschloß er eine gleichzeitige Tagebuchaufzeichnung, obwohl er darin die bestehende Spannung würdigte, doch mit den bezeichnenden Worten: „Vor allem muß die Gereiztheit der beiden großen Nationen, der Deutschen und Franzosen, aufhören“[3]. Als dann einen Monat später bei Gelegenheit der Einweihung des Niederwalddenkmals der deutsch-patriotischen Stimmung in der Rede des Grafen Eulenburg kräftig Ausdruck gegeben wurde,

[1] S.W. 53/4 S. 599 f.

[2] Vgl. darüber die Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst Bd. II S. 340.

[3] S.W. 53/4 S. 647.

hatte er Bedenken gegen diesen „volltönenden" Jubel und hob dagegen die „Mäßigung" in den Worten des Kaisers hervor. Überhaupt schien ihm die Errichtung eines solchen „Denkmals des Sieges" so nahe an der Grenze gewagt, da sich das französische Nationalgefühl dadurch unfehlbar provoziert fühlen werde[1]. Noch in der Rede, welche er bei der Feier seines neunzigsten Geburtstags hielt, schloß er an einen historischen Überblick über den Aufstieg des „kleinen Brandenburg" und den Niedergang des „großen Frankreich" sogleich die charakteristische Mahnung: „Möchte nun aber zwischen beiden Nationen Wetteifer, nicht Feindseligkeit herrschen"[2].

Solche versöhnlichen Stimmungen konnten ihn aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß in absehbarer Zeit ein deutsch-französischer Ausgleich an der französischen Revancheleidenschaft scheitern werde. Über allen inneren Zerwürfnissen Frankreichs schwebe doch „der Wunsch, die Leidenschaft, sich zu rächen. Davor wird alles andere zurückweichen", schrieb er am Schlusse des Jahres 1872[3], und in der schon oben erwähnten Aufzeichnung vom August 1883 glaubte er namentlich in der inneren Schwäche der Republik und den dadurch begünstigten Hetzereien der französischen Radikalen und Sozialisten, der „alten Jakobiner in moderner Gestalt", eine Gefahr für den europäischen Frieden zu sehen. Ja, eine etwas unklare Stelle am Schlusse dieses Tagebuchblattes scheint sogar anzudeuten, daß er unter dem Eindrucke der damaligen Spannung erst von einem neuen „Waffengange" die endgültige Beseitigung des beklagenswerten deutsch-französischen Gegensatzes erwartete. Unter diesen Umständen mußte auch für ihn die von Bismarck gegen Frankreich befolgte Politik des bewaffneten Friedens und der diplomatischen Isolierung die einzig angemessene sein. Nur auf diese Weise konnte ja die Ruhe Europas erhalten bleiben, in der er von jeher die günstigste Vorbedingung für sein eigenes Wirken verehrt hatte.

[1] S.W. 53/4 S. 647 ff.
[2] S.W. 51/2 S. 597.
[3] S.W. 53/4 S. 597.

So hat er sicherlich auch die europäische Vermittlerrolle gebilligt, welche Bismarck während des Berliner Kongresses spielte, und durch welche er einem folgenschweren Konflikte zwischen Rußland und Österreich-England vorbeugte. In der Aufzeichnung, die sich Ranke über dieses Ereignis gemacht hat[1], findet sich wenigstens nichts, was auf eine Unzufriedenheit mit dieser Politik hindeutete. Die dadurch erzeugte Mißstimmung Rußlands gegen Deutschland wird er wohl als unvermeidlich mit in den Kauf genommen haben. Als diese Verstimmung einige Jahre später nachgelassen hatte und der Gedanke des Dreikaiserbundes von neuem auftauchte, äußerte er sich in einem Gespräche mit dem Kronprinzen gegen eine allzu enge Verbindung der Ostmächte untereinander, einmal, weil England und Frankreich dadurch leicht zu einem Gegenbunde zusammengeführt werden könnten, dann aber auch, weil man die Unterdrückung des Deutschtums in den Ostseeprovinzen und in Siebenbürgen doch nicht ganz gleichmütig mit ansehen könne[2]. Also auch hier Anschauungen, die sich in wesentlichen Punkten mit den Bismarckischen berühren. Wie er über den Dreibund gedacht hat, ist leider aus seinen vorliegenden Äußerungen nicht ersichtlich; doch wird man wohl — ein argumentum e silentio — annehmen dürfen, daß er im allgemeinen nichts gegen dieses Defensivbündnis einzuwenden gehabt hat.

Die auswärtige Politik des neuen Reiches bot ihm also wenig oder keinen Anlaß, seinem instinktiven Argwohn gegen die politische Raubtiernatur Bismarcks kritischen Ausdruck zu geben; desto mehr besorgte Klagen hat uns sein Amanuensis Wiedemann über die inneren Kämpfe überliefert, in welchen der allmächtige

[1] S.W. 53/4 S. 621 ff. Er knüpft darin an den Besuch des serbischen Ministers Ristić an, der Ranke am 28. Juni 1878 seine Aufwartung machte. R. erfuhr von ihm allerlei über die Vorgänge vor und während der letzten Kriegswirren auf dem Balkan. Am 2. Juli fügte er dann eine scharfsinnige Betrachtung über die Probleme hinzu, welche für diese südöstliche Welt, namentlich aber für den Kaiserstaat an der Donau und für Serbien, aus der Besetzung Bosniens und der Herzegowina durch Österreich entstünden.

[2] S.W. 53/4 S. 645.

Minister während der siebziger Jahre die konservative und ultramontane Opposition gegen sein Werk niederzuzwingen suchte.

Wir haben gesehen, mit was für gemischten Gefühlen Ranke die Annäherung Bismarcks an den Liberalismus nach der Niederwerfung Österreichs betrachtet hatte. Daß sich der einstige Vertrauensmann der konservativen Partei jetzt, nach der Errichtung des legitimistischen und föderativen Reiches, dem früher bekämpften und besiegten Gegner rückhaltlos hinzugeben und die darniederliegenden revolutionären Kräfte mit eigener Hand zu neuem Leben zu erwecken schien, konnte diesen widrigen Eindruck nur verstärken, zumal Bismarck sich dabei mit der ganzen Leidenschaft seiner Kämpfernatur gegen die frondierenden alten Parteigenossen wandte, die Ranke vielfach persönlich nahestanden. Namentlich der ehrgeizige und verbitterte Manteuffel hatte schon gleich nach dem Kriege als Befehlshaber der Okkupationsarmee in Frankreich zahlreiche Reibungen mit Bismarck und gab seinem Groll gegen den rücksichtslosen Minister und seinen allmächtigen Einfluß in Briefen an Ranke unverhohlenen Ausdruck[1]. Aus alledem erklärt sich die mißmutige Stimmung wider den Schöpfer des Deutschen Reiches und seine innere Politik, welche aus den von Wiedemann indiskreterweise aufgezeichneten und veröffentlichten Privatäußerungen des Historikers spricht. Sie belehren uns übrigens weit besser über die eigentlichen politischen Gefühle Rankes in diesen Jahren als die gleichzeitig verfaßten Tagebuchblätter; denn während er in diesen mit gewohntem Scharfsinn die historischen Prämissen und höheren Notwendigkeiten dieser Bismarckischen „neuen Ära" zu erkennen bemüht ist, verraten jene die unwillkürliche Abneigung, welche ihm dieses unsympathische Schauspiel einflößte.

Nun hatte die von Bismarck damals befolgte Politik aber auch eine Seite, für welche es Ranke denn doch nicht ganz an

[1] Vgl. die in Doves „Ausgewählten Schriftchen" S. 237 ff. mitgeteilten Briefe Manteuffels an Ranke aus den siebziger Jahren. Über den Eindruck, welchen diese Oppositionsstimmung Manteuffels auf R. machte, vgl. „Deutsche Revue", August 1893, SS. 232, 234.

innerer Teilnahme gebrach: das war der Abwehrkampf gegen den mächtig vordringenden Geist des Ultramontanismus, welcher ja durch die Beschlüsse des vatikanischen Konzils alle Staaten mit katholischen Untertanen in ihrem innersten Gefüge bedrohte und durch die Bildung einer katholischen Massen- und Oppositionspartei gegen den protestantischen Grundcharakter des neuen Reiches diesem neugeschaffenen päpstlichen Absolutismus eine höchst gefährliche Waffe wider Preußen-Deutschland in die Hand gab. Schon bei dem ersten Zusammenstoße seines Staates mit diesem Gegner, Ende der dreißiger Jahre, hatte Ranke nicht versagt; auch jetzt wieder bekannte er sich entschieden zu seinem protestantisch-deutschen, wissenschaftlichen Bewußtsein[1]; ja, er sah in dem Sieg der deutschen Waffen über die französischen gleichsam ein Gottesgericht gegen „die Anmaßung des Papstes, der einzige Interpret des Glaubens und der göttlichen Geheimnisse auf Erden zu sein“[2]. Die Unfehlbarkeitserklärung erschien ihm als eine willkürliche Erweiterung der päpstlichen Machtsphäre über den gesamten Klerus und als nicht zu duldende Usurpation historischer Staatsrechte[3]. Daß ihm endlich das Treiben der neuen Zentrumspartei ein anderes Empfinden als das des gewohnten Abscheus wider alle Vermengung von Religion und politischer Demagogie eingeflößt habe, ist kaum anzunehmen[4].

Trotzdem hatte er aber an der Art, wie Bismarck den an sich notwendigen Kampf führte, sehr vieles, wo nicht alles auszusetzen. Schon daß der Kanzler dem klerikalen Angriff die juridisch gefaßten Rechte des absoluten Staates entgegensetzte, berührte ihn unangenehm. Von jeher hatte er ja instinktiv gegen

[1] Vgl. die Stelle S.W. 39 S. 175.

[2] S.W. 39 S. 207.

[3] S.W. 53/4 S. 602.

[4] Mit August Reichensperger, den er im Oktober 1871 persönlich kennen lernte, verkehrte er allerdings freundschaftlich. Bei einem Diner bei Justus von Gruner am 13. November 1871 klagte er gegen Reichensperger über die religiöse Verkommenheit Berlins, wollte aber bezeichnenderweise nichts von Regierungsmaßregeln dagegen wissen. (L. Pastor, August Reichensperger, Freiburg i. Br., Bd. II, SS. 44, 48.)

die scharfe Dialektik logischer Formeln rebelliert, mit welcher Philosophen und Juristen so häufig zu operieren pflegen; vor allem aber sah er in der Loslösung des Staatsbegriffes von historischer und transzendental-religiöser Bedingtheit eine gefährliche Konzession an den zersetzenden Geist der Moderne[1]. Daß sich Bismarck in diesem politisch-kirchlichen Konflikt auf den Liberalismus stützte, war ihm überhaupt das Allerwiderwärtigste daran; dieses unnatürliche Bündnis schien ihm alle festen Werte des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens mit Auflösung zu bedrohen. Dazu kam die immer rücksichtslosere Gewaltsamkeit der Maßregeln, zu welchen sich der leidenschaftliche Staatsmann mit der steigenden Kampfeshitze fortreißen ließ. Ranke hielt für völlig unberechenbar, worauf der unheimliche Mann noch verfallen werde in dem erbitterten Bestreben, seinen Willen durchzusetzen, und besorgte davon die allerschlimmsten Wirkungen. Wurde ihm doch von Absichten berichtet, die noch weit über die Maigesetze hinausgingen: so von dem Plane, die Acht über renitente Elemente zu verhängen und einen Israeliten zum Kultusminister zu ernennen[2]. Kurz, ein Ende des die Staatskräfte aufreibenden Streites schien ihm gar nicht abzusehen, denn er schätzte den Gegner jetzt weit richtiger ein als einst in den dreißiger Jahren: „Niemand sollte von der Machtlosigkeit des römischen Stuhles sprechen. Seine Macht ist unermeßlich, insofern sie den Lehrkörper der Kirche, welche Hunderte von Millionen lebender und denkender Menschen umfaßt, für sich hat", schrieb er damals warnend in dem Schlußabschnitt, welchen er der Neubearbeitung seiner Papstgeschichte hinzufügte[3].

Angesichts dieser Gefahren glaubte er, selbst auch etwas zu ihrer Beschwörung tun zu müssen. Der erwähnte Schlußabschnitt,

[1] Der Kultusminister Falk war ihm als liberaler Jurist doppelt unsympathisch; er hielt ihn für unfähig, sein Ressort zu verwalten. „Deutsche Revue", November 1892, S. 235.

[2] „Deutsche Revue", August 1893, S. 229. Wer R. diesen Klatsch zugetragen hat, sagt Wiedemann nicht.

[3] S.W. 39 S. 187.

welcher die jüngste Phase päpstlicher Machtentwicklung bis zum vatikanischen Konzil einschließlich erzählt, verdankt seine Entstehung großenteils der politischen Besorgnis über die Verheerungen des Kulturkampfes. „Für mich selbst wäre es das beste, davon zu schweigen; aber für das Buch, und ich hoffe auch für das Publikum, ist es besser, daß ich meine Ansicht darüber ausspreche", schrieb er am 21. April 1874 an seinen Verleger[1]. Sein Freund Edwin von Manteuffel bat ihn denn auch „himmelhoch", das Buch dem Fürsten Bismarck zu schicken und dabei die politisch wichtigsten Stellen noch ganz besonders zu bezeichnen: „Es ist ja von zu großem Interesse, daß er die ganze Frage einmal im Zusammenhange und mit der Wahrheit dargestellt liest, und daß er den politischen Gedanken, der darin liegt und der ja auch Motiv zu seinem Handeln ist, auch klar ausgedrückt liest," heißt es in einem Briefe Manteuffels an Ranke vom 12. August 1874[2]. Leider ist uns nicht bekannt, ob der Historiker diesem Rate gefolgt ist und vielleicht den politischen Gedanken seines Buches noch besonders in einer Denkschrift formuliert hat. Jedenfalls hat er sich aber durch diese Manteuffelsche Anregung bewogen gefunden, seine Ansicht in einem Tagebuchblatt vom 18. August[3] ausführlich darzulegen. Wir erfahren daraus deutlich, wie er über den ultramontanen Angriff dachte und was nach seiner Meinung zur Abwehr dieses Ansturmes hätte geschehen müssen.

Nicht mit modernen staatsrechtlichen Theorien und juristischen Abstraktionen über das Wesen des absoluten Staates hätte man der päpstlichen Usurpation begegnen müssen, so lautet ungefähr der Grundgedanke dieser Aufzeichnung, sondern mit den besondern historischen Rechten der einzelnen Staaten und mit dem altbegründeten Anspruch der weltlichen Gewalt, der Kurie als ebenbürtige göttliche Institution gegenüber zu stehen und als solche vollen Anteil am Kirchenregimente zu nehmen. Leider

[1] S.W. 53/4 S. 510.
[2] Dove, Ausgewählte Schriftchen, S. 270 f.
[3] S.W. 53/4 S. 601 ff.

habe man die Tradition dieses allein richtigen Verhältnisses von Staat und Kirche verloren; um sie wieder zum Leben zu erwecken, weist daher Ranke nach, daß das alte deutsche Reich auch nach der Reformation stets das Recht behauptet habe, „in kirchlichen Dingen Maß zu geben, den Protestationen des Papstes zum Trotz", daß in den Stürmen der neuesten Zeit diese „traditionelle Selbständigkeit des Reiches" zwar abhanden gekommen, aber niemals formell aufgegeben worden sei. Dieser Anspruch stütze sich eben auf die Idee des christlichen Staates: „Die weltliche Gewalt nimmt auch ihrerseits die göttliche Autorität in Anspruch. Es muß ihr überlassen bleiben, ob sie neue kirchliche Satzungen annehmen will oder nicht".

Auf dieser Grundlage hätte also der Kampf geführt werden müssen, nicht auf derjenigen liberaler Kirchen- und Religionsfeindschaft. Statt sich die Ausschließung vom vatikanischen Konzil gefallen zu lassen, hätten die Staaten vielmehr auf Teilnahme daran als auf ein angeborenes Recht dringen und die Verhandlungen in ihrem Sinne beeinflussen sollen. Auch jetzt sei es noch nicht zu spät zu einem solchen Vorgehen[1]. „Der Kaiser muß die übrigen Staaten aufrufen und gemeinschaftlich mit ihnen das Recht der europäischen Staatsgewalt verteidigen". Dann werde der Kampf, „der in Preußen einseitig und nicht ohne den Beigeschmack von Härte geführt wird", in die „allgemeinen Regionen" gehoben werden, „in die er gehört".

Man sieht deutlich, worauf die Tendenz Rankes hinaus-

[1] In dem oben erwähnten Briefe Manteuffels an Ranke bat der Generalfeldmarschall den Historiker, er möge doch auch Bismarck darauf aufmerksam machen, „daß das Konzil nur vertagt ist". (Dove, a. a. O., S. 271.) Das bezieht sich auf eine Stelle in Rankes Buch (S.W. 39 S. 206). Vielleicht meinte Manteuffel damit: Weil das Konzil nur vertagt sei, könnten die Verhandlungen unter Teilnahme der weltlichen Gewalten ohne weiteres wieder aufgenommen, und so ein erträglicher modus vivendi zwischen Staat und Kirche hergestellt werden. Übrigens glaubte Ranke damals nach einer Mitteilung Wiedemanns an die Wiederherstellung des Kirchenstaates, wenn auch in beschränktem Umfange („Deutsche Revue", April 1892, S. 100). Möglicherweise meinte er durch eine solche Konzession den Frieden mit der Kurie erkaufen zu können.

läuft: er möchte den Staat wieder auf die historisch-christliche Basis zurückführen, welche Bismarck im leidenschaftlichen Eifer des Kulturkampfes verlassen hatte; er möchte auf diese Weise die Notwendigkeit umgehen, zur Abwehr des kurialen Vorstoßes einen engen Pakt mit dem Liberalismus schließen und den aufgedrungenen Streit mit Waffen ausfechten zu müssen, welche ihm mehr Gefahr für den Träger als für den damit Bekämpften zu bergen schienen. Ob nach dem Rankeschen Rezept ein besserer Erfolg gegen den Ultramontanismus möglich gewesen wäre, will uns freilich recht zweifelhaft bedünken. Wenn der Minister die parlamentarischen Hilfstruppen der Kurie niederwerfen wollte, so blieb ihm wohl nichts übrig, als sich auf die nationalliberalen Kräfte zu stützen, von denen allein kein Versagen wider diesen Feind zu befürchten war, und wie wenig die päpstliche Intransigenz zu Konzessionen an die weltliche Gewalt geneigt war, hatten die gescheiterten Verhandlungen von 1870/71 bewiesen. Eine gemeinsame Aktion der europäischen Staaten unter deutscher Führung endlich war bei der natürlichen Eifersucht der Mächte schwerlich durchführbar. Aber es war ja von jeher eine Eigentümlichkeit der Rankeschen Gedankenpolitik gewesen, daß sie wohl große und richtige Entwicklungsziele erstrebte, dagegen das rauhe Mittel des Kampfes verabscheute, ohne welches eine Politik der Tat nicht geführt werden kann. Auch aus diesen Anschauungen über den kirchlich-weltlichen Konflikt der siebziger Jahre wird man diese charakteristische Scheu, den Gegner energisch anzufassen, deutlich herausfühlen.

In einer ergänzenden Betrachtung, welche er ein halbes Jahr später, am 7. März 1875, seiner Tagebuchaufzeichnung hinzufügte[1], mußte Ranke zugestehen, daß die Gegensätze sich inzwischen verschärft hätten, und der Streit nachgerade auf eine völlige Trennung der weltlichen von der geistlichen Gewalt abziele. Gleichzeitig glaubte er zu bemerken, daß er so etwas wie eine Selbstzersetzung des Liberalismus im Gefolge habe. Der

[1] S.W. 53/4 S. 603 f.

Vorschlag wenigstens, welcher in einer der damaligen Vorlagen gemacht werde, alle Teilnahme am Staate von einer Art Testeid, d. h. von einer Unterwerfung unter die bereits gefaßten Beschlüsse abhängig zu machen, bedrohe das allgemeine Stimmrecht und damit die Grundprinzipien der Liberalen. Immerhin ein — wenn auch schwacher — Trost für sein geängstigtes konservatives Empfinden!

Denn wenn der Abwehrkampf gegen päpstliche Weltherrschaftsgelüste noch einigen sympathisierenden Widerhall bei Ranke geweckt hatte, so fiel diese billigende Gefühlsnote ganz und gar dort fort, wo es sich um die Liberalisierung Preußen-Deutschlands handelte, wie sie Bismarck damals zu betreiben schien. Hier mußte der autonome Historiker vielmehr sein ganzes Denker- und Dichterpflichtgefühl, seinen ganzen Erkenntnisernst aufbieten, um nicht auf den einfach verdammenden Standpunkt seiner konservativen Parteigenossen hinabzusinken und sich auf der allein seiner würdigen Höhe weitschauendsten historisch-politischen Verständnisses zu erhalten.

Freizügigkeit, Assoziationsrecht, die fortschreitende Industrialisierung und Materialisierung des deutschen Lebens, dazu die kulturkämpferische, religionsfeindliche Gesetzgebung der siebziger Jahre: alles das schien auch ihm wie den Senfft von Pilsach und Kleist-Retzow die gesamten Grundlagen des bisherigen politischen und sozialen Daseins unterminieren und den Umsturz vorbereiten zu müssen. Nach einer Mitteilung Wiedemanns hat er sogar im Herbst 1872 politische Fühlung mit der hochkonservativen Herrenhausmajorität genommen, welche sich der Einführung der Kreisordnung widersetzte; er soll damals den Text einer Adresse oder Denkschrift an den König begutachtet haben, welche von dieser feudalen Fronde ausgearbeitet worden war[1]. Der Pairsschub, durch welchen dann dieser Widerstand gebrochen wurde, erschien ihm als eine betrübende Gewaltsamkeit, die ihn im Verein mit dem in Aussicht genommenen Gesetze über die Zivilehe tief

[1] „Deutsche Revue", November 1892, S. 237 Anm.

bedrückte. Das geht aus einer Sylvesterbetrachtung deutlich hervor, die er Ende 1872 seinem Tagebuche einverleibte [1].

Aber ungleich seinen reaktionären Bundesgenossen blieb er nicht bei dieser natürlichen und gefühlsmäßigen Ablehnung der liberalen Ära stehen, sondern suchte darüber hinaus ein Verständnis für ihre innere Bedingtheit und historische Folgerichtigkeit zu gewinnen. Da wurde er denn sofort auf das neue Reich als auf den eigentlich schuldigen Faktor geführt. Die neugewonnene deutsche Einheit, welche doch noch ziemlich unvollkommen war und von zahlreichen zentrifugalen und partikularistischen Kräften bedroht wurde, brauchte nun einmal zu ihrer Erhaltung und Befestigung das liberale Element, das ja seiner Natur nach mit dem national-unitarischen eng verschwägert war. Die Notwendigkeit dieses Deutschen Reiches aber deswegen überhaupt zu leugnen, wie es der einseitige Fanatiker Ludwig von Gerlach tat, brachte Ranke ganz und gar nicht fertig. Er erkannte vielmehr in dem staatlichen Zusammenschlusse Deutschlands nach wie vor das einzige Mittel, um sich der fortwährend bedrohlichen französischen Macht zu erwehren. Überdies hatte er ja selbst nach der Märzkatastrophe für die Vereinheitlichung des politisch zerrissenen Deutschlands zu wirken gesucht, dabei allerdings gehofft, den Anteil des Liberalismus am neuen Deutschland auf ein Minimum herabdrücken zu können. Jetzt ließ er sich durch die Tatsachen darüber belehren, daß diese Macht eine sehr viel weitergehende Berücksichtigung verdiente. Damit war er dann wieder auf dem Punkte angelangt, auf welchem der Historiker den Politiker innerlich überwand; das Gesetz „tout comprendre, c'est tout pardonner", machte seine Kraft geltend und söhnte ihn wenigstens intellektualiter wieder mit den unsympathischen Erscheinungen der Gegenwart aus [2].

[1] S.W. 53/4 S. 597.

[2] Interessant ist, wie er sich in einem Briefe an seinen Bruder Heinrich vom 28. November 1874 (S.W. 53/4 S. 514 f.) über die Wendung der Dinge im Deutschen Reiche tröstet: er verweist darin auf die gewaltigen Fortschritte, welche der Weltverkehr seit den Zeiten ihrer Jugend gemacht habe.

So weit könne die Auflösung doch nicht gehen, daß sie die Gesellschaft selbst gefährde, damit beschloß er seine Sylvesterbetrachtung von 1872. Die Religion sei nun einmal für Gesellschaft und Staat unentbehrlich. „Es wird also nicht so weit kommen können, wie man fürchtet, die falschen Intentionen werden ein Korrektiv in sich selbst finden".

Trotz dieser tröstlichen Hoffnung erfüllte es ihn dann aber doch mit großem Schrecken und intensiver Besorgnis, als die Attentate Hödels und Nobilings im Jahre 1878 seine schlimmsten Befürchtungen zu bestätigen schienen und anzeigten, daß sich infolge der liberalisierenden Nachgiebigkeit gegen demagogische Verhetzung ein wahrer Abgrund umstürzlerischer, sozialistischer Bestrebungen unter den Massen gebildet hatte. In einer Aufzeichnung, die er sich gleich nach dem Nobilingschen Mordversuch am 2. Juni 1878 gemacht hat[1], regt sich deutlich ein banger Zweifel am Werte des Kaisertums und des Deutschen Reiches, das solche Schreckenstaten gezeitigt habe. „Eigentlich ist niemals Glück bei dem deutschen Kaisertum gewesen", klagt er darin und möchte jetzt fast einen Ruhmestitel Wilhelms I. darin sehen, „daß er nach seinem Kaisertum niemals getrachtet, sondern es nur gerade angenommen hat, gleichsam als Preis für den Sieg". Die Verheerungen, welche die liberale Reichspolitik durch die Förderung der Sozialdemokratie angerichtet habe, wecken seine trübsten Ahnungen: „Bin ich dazu aufgespart, um alles dies und was noch kommen wird, zu erleben"? ruft er zum Schlusse aus[2]. Einen Monat später dachte er aber schon ruhiger über die Lage der Dinge im Reiche. Ein Tagebuchblatt, „Politischer Rückblick" betitelt, von Anfang Juli 1878[3] beschäftigt sich ein-

[1] S.W. 53/4 S. 618 ff.

[2] Am 16. Juni fügte er dieser Aufzeichnung einen kurzen Bericht über eine Begegnung hinzu, welche er im Tiergarten mit der Kaiserin und dem badischen Großherzogpaare gehabt hatte. Das Gespräch drehte sich dabei um das Attentat und das Befinden des verwundeten Kaisers. Es ist charakteristisch für die Hingabe R.s an das kaiserliche Haus und für die Achtung, die er bei den hohen Herrschaften genoß (S.W. 53/4 S. 620 f.).

[3] S.W. 53/4 S. 624 ff.

gehend mit dem Aufkommen der sozialrevolutionären und kommunistischen Bewegungen, deren Gefahren er ja schon in den staatssozialistischen Projekten seiner großen Denkschrift vom November 1848 hatte bannen wollen. Für ihr Wachstum macht er verantwortlich: den Zusammenbruch des napoleonischen Regimentes in Frankreich, das diese Kräfte immerhin im Zaum gehalten habe; dann die allgemeine Industrialisierung und Menschenvermehrung in Europa; vor allem endlich auch wieder die liberalisierende Ära im Reiche, welche namentlich durch die Einführung des allgemeinen Stimmrechtes diesen unheimlichen Gewalten zur Macht verholfen habe. Allerdings sei sie notwendig zur Niederhaltung des Partikularismus, auch sei wohl „manchem" der Gegensatz, den der Liberalismus im Sozialismus finde, nicht unerwünscht gewesen. So kann er sie denn wiederum nicht schlechthin verurteilen und setzt seine Hoffnung zum Schlusse wieder auf den Selbsterhaltungstrieb der Gesellschaft, auf den endlichen Sieg von Ormuzd über Ahriman. Auch mögen wohl die sich mehrenden Anzeichen eines Umschwunges in der inneren Reichspolitik dazu beigetragen haben, daß sich seine Zuversicht etwas hob. Denn die beginnende wirtschaftspolitische Schwenkung, die bereits zum Rücktritt Delbrücks und Camphausens geführt hatte; das Scheitern der Verhandlungen mit Bennigsen über seinen Eintritt ins Ministerium; die Vorlage eines Sozialistengesetzes nach dem Hödelschen Attentat, ließen schon erkennen, daß die liberalisierende Hochflut im Verrauschen war, daß eine wachsende Entfremdung zwischen Bismarck und seinen nationalliberalen Bundesgenossen um sich griff. Damit fiel dann auch mehr und mehr der politische, überpersönliche Anlaß für die bittere Stimmung fort, welche den autonomen Historiker in diesen Jahren so häufig zu ungünstigen, oft ungerechten Urteilen über das Tun und Lassen des Reichskanzlers gereizt hatte.

Es wäre unbillig, wollten wir diese vertraulichen Äußerungen gegen Wiedemann, von dessen Anhänglichkeit Ranke keinerlei Indiskretion besorgte, hier allzu breit treten, zumal sie ihm zum größten Teil in unbewachten Augenblicken entschlüpften und

sicherlich von ihm desavouiert worden wären, hätte er sie noch zu seinen Lebzeiten gedruckt gesehen. Sie zeigen aber, wie sehr er unter dem doppelten Eindrucke von Bismarcks so ganz anders gearteter Persönlichkeit und von der liberalisierenden Politik dieser Jahre zu Vorurteilen wider den Begründer des Reiches neigte. Daß er namentlich die allmächtige Stellung des Ministers peinlich empfand, die seinen dynastischen Gefühlen so wenig entsprach, den Ehrgeiz seiner Freunde bedrückte und der Rücksichtslosigkeit des willensstarken Mannes einen gefährlichen Spielraum öffnete, beweist die Art, wie er den Fall Arnim beurteilte, — um wenigstens diesen Punkt hier zu berühren. Er war sehr geneigt, hinter dem Vorgehen gegen den Pariser Botschafter Motive persönlicher Art zu suchen, und meinte, Bismarck sei es weniger darauf angekommen, vermißte Staatspapiere wieder zu erlangen, als vielmehr darauf, Einsicht in die privaten Verbindungen eines gefährlichen Nebenbuhlers zu gewinnen, um ihn und seine Verbündeten unschädlich machen zu können. Sehr zuwider war ihm die „Rigorosität" der Bismarckischen Maßnahmen[1]. Anderseits mußte er aber auch wieder das Verhalten Arnims, namentlich dessen Broschüre „Pro nihilo", tadeln, weil solche Insubordination das Staatsinteresse schädige. Das Treiben der „Reichsglöckner"kreise wird ihn gewißlich abgestoßen haben; denn dieser niedrige Verleumdungsfeldzug harmonierte ganz und gar nicht mit der vornehmen Leidenschaftslosigkeit seines Empfindens. Die Schmähschriften eines Diest-Daber wenigstens verletzten ihn tief[2]. So befand er sich denn Bismarck gegenüber immer in einem gewissen inneren Zwiespalt: die großen Verdienste dieses neuen „Richelieu" nötigten ihm unwillkürlich Anerkennung ab; sein Wesen und seine Stellung aber blieben ihm instinktiv zuwider. Die räumliche und zeitliche Nähe dieser strahlenden Sonne ließ ihn eben ihre versengende Kraft etwas

[1] „Deutsche Revue", August 1893, S. 227 f. Vgl. auch die Äußerungen gegen Professor Wichmann zum Falle Arnim, publiziert im „Zeitgeist", Beiblatt zum „Berliner Tageblatt" Nr. 9 vom 28. Februar 1887.

[2] „Deutsche Revue", Februar 1903, S. 199.

allzu deutlich spüren; erst wenn er auf dem Umwege historisch-politischer Betrachtungen eine gewisse Distanz zu ihr gewonnen hatte, vermochte er ihre segensreichen Wirkungen voll zu erkennen.

Äußerlich war übrigens das Verhältnis Rankes zu Bismarck in diesen Jahren ein korrekt-freundliches. Sie tauschten bei passenden Gelegenheiten höfliche Schreiben miteinander[1]; im Jahre 1872 beseitigte das durch Manteuffels Vermittlung herbeigeführte Eingreifen des allmächtigen Ministers allerlei Schwierigkeiten, die Ranke wegen der Herausgabe des Briefwechsels Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen drohten[2]. Der große Realpolitiker hatte eben keinen Anlaß, die Oppositionsstimmung dieses milden und ungefährlichen Greises, dessen Bedeutung auf ganz anderem Gebiete als auf dem politischen lag, irgendwie tragisch zu nehmen, wenn er überhaupt etwas von ihr gemerkt hat. Sicherlich war der preußische Staatsrat Ranke, der Freund Edwin von Manteuffels, nur eine sehr kleine Figur auf seinem gewaltigen politischen Schachbrett! Er hat daher die Bedeutung der Rankeschen Geschichtschreibung unbefangen anerkennen können, zumal sie sich in ihrer realistischen Klarheit und starken Betonung des staatlichen Machtgedankens mit seinem eigenen Wesen so vielfach berührte; er hat ihr auch bereitwillig seine Förderung angedeihen lassen, wo sie ihrer bedurfte.

Gerade die ministerielle Autonomie, die überragende Macht des einen Mannes, welche seinem dynastisch-aristokratischen Empfinden zunächst so sehr widerstrebte, mußte Ranke dann aber unwillkürlich als wertvollen Faktor anerkennen, als diese gewaltige persönliche Autorität für politische Prinzipien eingesetzt wurde, welche besser zu seinem konservativen Unterbewußtsein stimmten

[1] So z. B. Anfang 1877, als R. dem Reichskanzler seinen „Hardenberg" übersandte („Deutsche Revue", Dezember 1905, S. 308 f.). Dann im Februar desselben Jahres bei Gelegenheit von Rankes sechzigjährigem Doktorjubiläum (a. a. O. S. 310). Schon im Jahre 1871 hatte sich Ranke persönlich an Bismarck gewandt in Sachen der geplanten Akademie für deutsche Sprache und Geschichte (S.W. 53/4 S. 696 ff.).

[2] Dove, Ausgewählte Schriftchen, S. 248 f.; „Deutsche Revue", Oktober 1904, S. 55 ff.

als die Tendenzen der liberalen Ära. „Bismarck ist eine Herrschernatur, vielleicht die erste durch Natur, Eigenschaften und Ehrgeiz dazu befähigte seit Napoleon I.", heißt es fast bewundernd in einer „Politischer Umschwung" überschriebenen Tagebuchaufzeichnung, die am 3. Juli 1879 entstand[1], während im Reichstage der Kampf um den neuen Zolltarif seinem Ende zuneigte. Bisher sei der Kanzler mit den Nationalliberalen gegangen, weil er sie zur Befestigung der Reichseinheit gebraucht habe. Jetzt, wo diese Politik zu einer Gefahr für das Reich auszuarten drohe, habe er den Mut gehabt, mit ihr zu brechen und eine andere einzuschlagen, „welche sich dem Altherkömmlichen wieder mehr zuwendet. Und was man nicht hätte erwarten sollen, scheint ihm zu gelingen. Die ministerielle Autonomie spaltet und beherrscht den Reichstag". „Außerordentlich" nennt ein anderes Tagebuchblatt vom Februar 1881[2] die parlamentarischen Erfolge der Regierung deshalb, weil „es Einem Manne gelingt, die konstitutionellen Versammlungen zu dominieren, jedoch nicht ohne Widerstand zu finden".

Erst beim politischen Umschwung dieser Jahre, als Bismarck seine schützende Hand von den Nationalliberalen wegzog, zeigte sich eben mit voller Deutlichkeit, wie schwer die politische Niederlage gewesen war, welche die nationale Demokratie, vor allem ihre bis dahin führende Schicht, die liberale Bourgeoisie, in den Jahren der Reichsgründung von 1866 bis 1871 erlitten hatte. Mehr noch als die gewaltige Persönlichkeit des eisernen Kanzlers hat diese innere Gebrochenheit der großen demokratischen Bewegung des 19. Jahrhunderts die von Ranke so bewunderte Wendung der Reichspolitik ermöglicht und einen Zustand herbeigeführt, welcher auf absehbare Zeit hinaus die innere Machtverteilung im Reiche sicherzustellen scheint. Denn während die deutsche Demokratie vor den großen Entscheidungen von 1866 bis 1871 im wesentlichen als Einheit betrachtet werden kann, während das gemeinsame nationale Ziel eines zu schaffenden

[1] S.W. 53/4 S. 632.
[2] S.W. 53/4 S. 640.

demokratisch-unitarischen Deutschlands wenigstens in den Augenblicken großer demokratischer Krisen, wie 1848/49 oder in der Konfliktszeit, die inneren Gegensätze territorialer, konfessioneller, sozialer Natur unter den Massen zurücktreten ließ, haben diese wachsenden Gegensätze die relative Einheitlichkeit der demokratischen Bewegung gesprengt und sie in eine ganze Reihe scharf abgegrenzter Sonderbestrebungen aufgelöst, seitdem dieses einigende Moment durch den Sieg Preußens über alle konkurrierenden Gewalten in Deutschland und über den französischen Nationalfeind in Europa fortgefallen ist. Nicht weniger als vier deutlich verschiedene, mehr oder weniger fest organisierte Parteien oder Parteigruppen haben sich so gebildet, die sich gegenseitig im Wege stehen und durch ihre partikularen Velleitäten einen einheitlichen, wirklich gefährlichen Ansturm auf die von Bismarck geschaffene Reichsstruktur bisher immer noch unmöglich gemacht haben. Die konfessionellen Tendenzen des Zentrums, die intransigente Klassenabsonderung der Sozialdemokratie, die feudalagrarischen Machtbestrebungen der Konservativen, endlich die chaotischen, in allen möglichen Nuancen schillernden politischen Betätigungen des liberalen Bürgertums, das einst die Führung der großen Bewegung hatte, nun aber der größten Zersetzung verfallen ist: alles das wirkt im Verein mit dem sorgfältig geschonten föderativen Charakter des Reiches und einer auswärtigen Politik, welche allen kriegerischen Verwicklungen in Europa vorsichtig ausweicht, durchaus im Sinne der Erhaltung der bestehenden Hegemonie Preußens und seiner Dynastie. Die innerpolitische Macht müßte sich erst noch bilden, welche fähig wäre, diese starke Stellung ernstlich zu erschüttern!

Jetzt erst überkam denn auch den autonomen Historiker Ranke das Gefühl wirklichen Geborgenseins unter dem schützenden Dache des neuen Reiches, an dessen Haltbarkeit er während der liberalisierenden Zeit bisweilen leise gezweifelt hatte. In einer schon erwähnten Tagebuchbetrachtung vom Februar 1881[1] stellt

[1] S.W. 53/4 S. 640.

er mit Genugtuung fest, daß die Volksbegeisterung beim Einzug der Prinzessin Augusta Viktoria, der Gemahlin des zukünftigen Thronerben, von einem lebendigen monarchischen Gefühle zeuge, das durch die ganze Nation gehe. Im Verein mit den gleichzeitigen parlamentarischen Siegen Bismarcks über den Liberalismus schien ihm diese erfreuliche Tatsache eine ruhige und sichere Entwicklung zu gewährleisten, welche die Zukunft mit der Vergangenheit verknüpfen werde. „Die europäische Menschheit beruht noch auf der alten Grundlage", heißt es zuversichtlich am Schlusse dieser Aufzeichnung. Eine ähnliche Stimmung klingt durch ein Schreiben an Kaiser Wilhelm I. vom 13. Februar 1882, worin er für die Verleihung des Titels Exzellenz dankt[1]. „Millionen treuer Herzen schlagen für Ew. Maj. Die Erfahrung der letzten Jahre zeigt, daß diese Stimmung in fortwährendem Zunehmen begriffen ist", schreibt er darin. In diesen Jahren war es, daß er den erstaunlichen Entschluß faßte, noch im höchsten Greisenalter eine umfassende Weltgeschichte zu schreiben; er hat ihn ausdrücklich mit der „universalen Aussicht für Deutschland und die Welt" motiviert[2], welche sich infolge der großen Ereignisse von 1866 bis 1871 eröffnet habe, und welche er erst jetzt voll zu würdigen vermochte. „In den Ereignissen, die wir erlebt haben, läßt sich vor allem eine Niederlage der revolutionären Kräfte erkennen, welche die regelmäßige Fortentwicklung der Weltgeschichte unmöglich machen. Hätten diese den Platz behauptet, so würde von einer Fortbildung der historischen Kräfte, selbst von einer unparteiischen Anschauung derselben nicht die Rede gewesen, eine Weltgeschichte im objektiven Sinne unmöglich geworden sein. Ich, meines geringen Orts, würde nicht daran gedacht haben, eine Weltgeschichte zu verfassen, wenn nicht für mich im allgemeinen das Problem der beiden großen Weltgewalten nach langen Kämpfen und Abwandlungen wäre entschieden gewesen, so daß es einen un-

[1] S.W. 53/4 S. 549.
[2] S.W. 53/4 S. 76.

parteiischen Rückblick auf die früheren Jahrhunderte gestattete“ [1]. Mit diesen Worten hat er denselben Gedanken noch ausführlicher in der Ansprache entwickelt, die er am 21. Dezember 1885 an die zur Feier seines neunzigsten Geburtstages versammelten Gratulanten richtete, und damit deutlich die anspornende Wirkung gekennzeichnet, welche die nunmehr feststehende Überzeugung von der konservativen Natur und inneren Haltbarkeit des neuen Reiches auf seine autonome Geschichtschreibung hatte.

Die innerpolitischen Maßnahmen der Regierung und die Haltung Bismarcks hat er denn auch in diesen letzten Jahren seines Lebens mit freudigem, nicht selten bewunderndem Beifalle begleitet. Überdies war durch die 1879 erfolgte Ernennung Manteuffels zum Statthalter in Elsaß-Lothringen der brennende Ehrgeiz seines verbitterten Freundes wenigstens einigermaßen befriedigt, und damit eine nicht unwichtige Quelle der persönlichen Verärgerung gegen Bismarck großenteils verstopft worden. Ranke hat die Verwaltungstätigkeit Manteuffels in den eroberten Provinzen mit regster Teilnahme verfolgt und ihren leitenden Grundsatz größtmöglichster Versöhnlichkeit und Nachgiebigkeit gegen einheimische Autonomiebestrebungen durchaus gebilligt; die geringen Erfolge der Ära Manteuffel hat er ausschließlich den großen Schwierigkeiten der Lage, nicht der Politik des Statthalters zugeschrieben [2]. Von der inneren Reichsgesetzgebung dieser Jahre erregte der Entwurf des Sozialistengesetzes im August 1878 sein größtes Interesse. Er sah daran, daß die Nachgiebigkeiten ein Ziel gefunden hätten, und fühlte über die heftige Opposition der liberalen Blätter nicht die mindeste Beunruhigung [3]. Noch mehr als die negative durch das Sozialistengesetz entsprach freilich die positive Bekämpfung der Sozialdemokratie durch die staatliche Arbeiterfürsorge seinem milden und versöhnlichen Empfinden wie auch den Ideen, die er einst

[1] S.W. 51/2 S. 597 f.

[2] Vgl. die Tagebuchblätter S.W. 53/4 SS. 636 ff., 650 ff.

[3] Etta Hitzig, Ernst Constantin Ranke, S. 326.

im Herbste 1848 entwickelt hatte. Die berühmte kaiserliche Botschaft an den Reichstag vom 17. November 1881 pries er in einem Schreiben an Kaiser Wilhelm vom 13. Februar 1882 als ergreifende Kundgebung hoher und edler Wohlfahrtsziele, denen er von Herzen Gelingen wünschte[1]. Vor allem aber erregte es die höchste Genugtuung bei ihm, als Bismarck sich nunmehr mit aller nur erdenklichen Schärfe zu den dynastischen Prinzipien bekannte, welche Ranke so sehr ans Herz gewachsen waren, deren Schädigung er durch die ministerielle Allmacht und die liberale Politik bis dahin oft so lebhaft befürchtet hatte. In der großen Reichstagsrede vom 24. Januar 1882[2] wandte sich der gewaltige Mann mit elementarer Leidenschaft gegen seine liberalen Gegner, welche ihm Hausmeiergelüste vorwarfen; er zieh sie der konstitutionellen Legendenfabrikation und verfocht mit Erbitterung das historische und verfassungsmäßige Recht des preußischen Königs auf persönliches Regiment. „Der königliche Wille ist und bleibt der allein entscheidende. Der wirkliche, faktische Ministerpräsident in Preußen ist und bleibt Seine Majestät der König", rief er ihnen zu. Mit größter Befriedigung vernahm Ranke von einer „Persönlichkeit höchsten Ranges und höchster Geburt", welche der Sitzung beigewohnt hatte, die Schilderung des „imponierenden" Auftretens des Fürsten[3]; in einem Schreiben, gleichfalls vom 13. Februar 1882[4], drückte er ihm die tiefste Bewunderung für diese Rede und für seine gewaltigen Verdienste um das engere und weitere Vaterland aus. Als ihn im Frühjahr 1885 Hermann Heiberg im Auftrage der „Gartenlaube" um eine Skizze über Bismarck zu dessen siebzigstem Geburtstage bat, mußte er zwar den Antrag ablehnen, weil er allzu tief in Studien über das 9. Jahrhundert stecke, fand sich aber gleichwohl dadurch bewogen, im Entwurfe zum Antwortschreiben an Heiberg[5] einige Grundgedanken über die „gewaltige Kraft" zu

[1] S.W. 53/4 S. 550.

[2] Fürst Bismarcks Reden, Reclamsche Ausgabe Bd. 8 S. 321 ff.

[3] „Deutsche Revue", August 1893, S. 231.

[4] S.W. 53/4 S. 550 f.

[5] Mitgeteilt in Doves „Ausgewählten Schriftchen" S. 232 ff.

äußern, „welche in die Geschicke von Deutschland so tief eingreift, wie jemals ein Minister in der Monarchie vermocht hat". Er führte darin mit kurzen Strichen das Motiv aus, daß „die größte intellektuelle Fähigkeit" sich mit dem „universalen Interesse" identifiziert und dadurch ihre bedeutenden Erfolge erzielt habe. Es entsprach ja seiner historischen Grundauffassung, das Individuum immer nur im engsten Zusammenhange mit der allgemeinen Entwicklung zu begreifen; daß er dabei die intellektuelle Seite an Bismarcks Wesen besonders stark betonte statt der wohl noch wichtigeren Willenseigenschaften des großen Mannes, war nun einmal in seinem eigenen Intellektualismus begründet, dem ja der Sinn für die entscheidende Kraft politischer Leidenschaft von jeher abging. Im ganzen spricht aber aus dieser Skizze das Gefühl der Billigung, ja, der Bewunderung für die Leistung des eisernen Kanzlers; sie schließt mit der hoffnungsvollen Erwartung, daß sein Werk zum Besten der Nation und der Wissenschaft auch fürderhin gedeihen werde. Noch kurz vor seinem Tode, am 3. Mai 1886, hat er im Gespräche mit seinem ältesten Sohne die Kirchenpolitik des Fürsten gebilligt[1], der damals gerade die Revision der Maigesetze betrieb.

Trotz dieser freundlicheren Beurteilung des gewaltigen Staatsmannes, wie sie Rankes politische Äußerungen seit 1878/79 durchzieht, blieb nun aber die innerliche Schranke bestehen, die ihn von Bismarck trennte und verhinderte, daß beide Genies — jedes ein König in seinem Reiche — in ein wirklich harmonisches inneres Verhältnis zueinander traten. Recht lehrreich hierfür sind Äußerungen Wiedemanns, der ja Gelegenheit hatte, den großen Historiker bis zu seinem Tode fortwährend zu beobachten. „Bis zuletzt," schreibt dieser langjährige Gehilfe seiner Studien, „hatte ich den Eindruck, daß gewisse Seiten im Charakter Bismarcks Ranke sehr asympathisch blieben, daß er nicht ohne Besorgnis war, welchen Ausgang die Dinge nehmen würden. Er schien sich selbst in gewisser Unsicherheit darüber

[1] Zu Leopold von Rankes Heimgang. Berlin 1886, S. 9 f.

zu befinden, ob nicht der Fürst unter veränderten Umständen eine weniger konservative oder antikonservative Politik einschlagen könne, wessen man sich überhaupt von demselben zu versehen habe". Bisweilen habe er eine „Art von Bangigkeit" darüber geäußert, daß fast alles von diesem einzigen Willen abhängig geworden sei[1]. Wir wissen, woher dieses unüberwindliche Mißtrauen stammte, das sich auch jetzt noch geltend machte, obwohl nunmehr die politische Gegnerschaft gegen die liberalisierenden Tendenzen der siebziger Jahre fortgefallen war. Es war dasselbe seelische Moment, das ihn damals gegen das leidenschaftliche Auftreten Stöckers und der Antisemiten einnahm, obgleich ihm manche Eigentümlichkeiten des jüdischen Wesens eher unangenehm, ja widerwärtig waren[2]. Über alles ging ihm aber die Erhaltung und Förderung seiner autonomen Historie, die keinerlei Störung durch politische und andere Leidenschaft vertrug.

Er hat sie denn auch im neuen Reiche kräftig gegen Richtungen verteidigt, welche die Geschichtserkenntnis politischen Zielen dienstbar machen wollten und nicht ohne großes Ansehen auftraten, obwohl ihnen keine rechte Zukunft in der eigentlichen Wissenschaft beschieden war. Die Geschichtschreibung eines Treitschke oder Mommsen[3] hat er nicht als der seinigen gleichwertig anerkannt, wenn er ihr auch nicht jegliches Verdienst absprach und ihm sogar die politisch-moralischen Wirkungen der Treitschkeschen „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert" wegen ihrer vorwiegend konservativen Tendenz nicht unangenehm waren[4]. Besonders scharf hat er aber die Grenzen zwischen seiner autonomen

[1] „Deutsche Revue", August 1893, S. 232.

[2] „Deutsche Revue", August 1893, S. 233; Februar 1903, S. 199. Mit hochkultivierten, milden und idealgesinnten Juden wie Moritz Lazarus, dem Begründer der Völkerpsychologie, verkehrte Ranke dagegen sehr gerne. Vgl. „Aus Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen", bearbeitet von Nahida Lazarus und Alfred Leicht. Berlin 1906, SS. 422 f., 489 ff.

[3] Vgl. „Deutsche Revue", November 1893, S. 263. Schon im Juni 1858 hatte sich Ranke übrigens wenig günstig über Mommsens Römische Geschichte Varnhagen gegenüber geäußert. „Deutsche Revue", September 1901, S. 365.

[4] „Deutsche Revue", September 1893, S. 348.

Historie und der politischen Tendenzgeschichtschreibung in der bekannten Rede gezogen, die er bald nach den großen politischen Ereignissen der Reichsgründung am 27. September 1871 vor der historischen Kommission gehalten hat[1]. In Form einer Gedächtnisrede auf seinen vor einem halben Jahre verstorbenen alten Widersacher Gervinus hat er dessen Lebenswerk trotz aller objektiven Würdigung und vornehmen Zurückhaltung verworfen und gegen solche publizistischen Ideale in der Wissenschaft die Forderungen seiner autonomen Historie kräftig betont. Ja, sogar für das, was Gervinus erstrebte, für die Beeinflussung des zeitgenössischen Lebens, glaubte er seiner eigenen Art bessere Aussichten zusprechen zu dürfen: „Wir können nur dann eine wahre Wirkung auf die Gegenwart ausüben, wenn wir von derselben zunächst absehen und uns zu der freien, objektiven Wissenschaft erheben", ruft er darin aus.

Wir wissen, daß das von jeher den Grundgedanken seiner eigenen Politik gebildet hatte, daß diese von seinem ganzen Wesen untrennbare Vorstellung sowohl die theoretischen Vorzüge wie auch die praktischen Mißerfolge seiner politischen Versuche bedingt hatte. Sie hatte ihn einst zu seiner historia militans und nach dem Scheitern der „Historisch-politischen Zeitschrift" konsequenterweise dazu geführt, auf weitere Publizistik zu verzichten und sich ganz der Historie zu widmen. Jetzt, wo er erkennen mußte, daß auch die politische Denkschriftenaktion zugunsten seiner romantischen Mäzene höchstens für die Erhaltung des Bestehenden, aber nicht für seine Neugestaltung brauchbar gewesen, daß dieses weitergehende Ziel vielmehr von einer ihm innerlich fremden und sogar unsympathischen Generation von Realpolitikern erreicht worden war, hatte sie eine ganz analoge Wirkung: er erklärte jetzt ausdrücklich die Historie für unvereinbar mit jeder noch so gearteten Politik. Es geschah das in einem

[1] S.W. 51/2 S. 567 ff. Auch in der Eröffnungsrede von 1873, der letzten, die er gehalten hat, kam er beim Nekrolog auf Maurer und Friedrich von Raumer auf das Verhältnis von Historiker und Politiker zu sprechen. S.W. 51/2 S. 578 f.

Briefe, den er im Februar 1877 an Bismarck richtete als Antwort auf ein Gratulationsschreiben des Fürsten zu seinem sechzigjährigen Doktorjubiläum[1]. „Der Historiker kann niemals zugleich praktischer Politiker sein", heißt es darin. „Denn der historische Gedanke hat nur Wert in seiner Allgemeinheit, in dem Licht, das er über den Lauf der Weltbegebenheiten verbreitet; der praktische Staatsmann dagegen muß auf der Grundlage einer allgemeinen Anschauung doch vor allem den vorliegenden Moment ergreifen; er muß den Forderungen des Momentes gerecht werden und den Staat, dem er angehört, auf seinem Wege mit Konsequenz weiter fördern. Die Historie ist bloß instruktiv, die Politik maßgebend und durchgreifend".

Dieser Brief ist also gewissermaßen ein Parallelstück zur Rede „Über die Verwandtschaft und den Unterschied der Historie und der Politik". Damals hatte er in einer öffentlichen Ansprache der Publizistik Valet gesagt, weil sie nicht zum Wesen der Historie passe; jetzt verzichtet er in einem Privatbriefe an den bedeutendsten Staatsmann seiner Zeit auch auf politische Betätigung im Kreise der Regierenden, weil selbst diese Form von Politik andere seelische Qualitäten erfordere, als sie der autonome Historiker besitzen könne und dürfe. Das war also die letzte Konsequenz, zu welcher dieses „Geschöpf des vorigen Jahrhunderts", wie er sich selbst in einem Briefe an seinen Bruder genannt hatte[2], durch seine Erfahrungen als Politiker gelangt war: ihm frommte einzig Anregung durch die Zeitereignisse zu vertieftem Verständnisse des historischen Geschehens,

[1] Bismarcks Schreiben steht: „Deutsche Revue", Dezember 1905, S. 309 f. B. lobt darin R.s Geschichtschreibung als „Fundgrube der Erkenntnis" auch für den Politiker und bezeichnet sich in diesem Sinne als R.s Schüler. R.s Antwort steht: Bismarck-Jahrbuch II, Berlin 1895, S. 256; wiederabgedruckt in der Vorrede zu dem Buche „Geschichtsbilder aus Leopold von Rankes Werken" von Prof. Hofmann, Leipzig 1905; Auszüge daraus in A. Doves Festrede „Ranke und Sybel in ihrem Verhältnis zu König Max", München 1895, S. 15 f. (wiederabgedruckt in Doves „Ausgewählten Schriftchen").

[2] S.W. 53/4 S. 514.

aber nicht eigene aktive Mitwirkung an den öffentlichen Angelegenheiten. Vollkommene Enthaltsamkeit von aller Politik war die endgültige Forderung, die er an den wahren Geschichtschreiber richtete [1].

Und wie er in den dreißiger und vierziger Jahren, als er von der Publizistik zur Historie heimgekehrt war, besonders günstige Daseinsbedingungen für sein Wirken vorgefunden hatte, so erweiterte auch die Entwicklung der Dinge im neuen Reiche den Spielraum beträchtlich, innerhalb dessen sich seine aus dem achtzehnten Jahrhundert stammende Eigenart bewegen durfte; der Verzicht auf aktive Politik war auch diesmal von ähnlich glücklichen Folgen für seine autonome Geschichtschreibung begleitet. Während es in den fünfziger und sechziger Jahren bisweilen so ausgesehen hatte, als solle Ranke von der politisierenden jüngeren Generation von Historikern zum alten Eisen geworfen werden, kehrte die deutsche Geschichtswissenschaft nunmehr reuig zu seinen Idealen zurück und entsagte mehr und mehr ihren politischen Aspirationen. Der letzte Grund hierfür liegt in der oben angedeuteten schweren Niederlage, welche der nationalen Demokratie im Kampfe um die Vorherrschaft in Deutschland von dem harten Territorialstaate Preußen beigebracht worden war. Wie ihre politische Einheitlichkeit dadurch verloren gegangen ist, so erfuhr auch ihr geistiges Bewußtsein durch diesen Schlag eine tiefgreifende Spaltung und Umbildung. Vor allem das liberale Bürgertum, der wichtigste Träger des neudeutschen Geisteslebens, ist davon betroffen und in seinem geistigen Habitus verändert worden. Die alten, von der politischen Bewegung des 19. Jahrhunderts schon fast erstickten Traditionen der autonomen Denker- und Dichterzeit lebten jetzt in seinem Schoße wieder auf. In Kunst und Literatur haben sie eine immer tiefere Kluft zwischen Leben

[1] Bezeichnenderweise schätzte R. solche Historiker ganz besonders, welche der Wissenschaft trotz verführerischer politischer Aussichten treu geblieben waren, wie z. B. Friedrich v. Raumer. Auch Sybel rechnete er es hoch an, daß er einmal ein Angebot, Minister zu werden, abgelehnt habe. „Deutsche Revue", September 1893, S. 349 f.

und ästhetisch-literarischer Produktion geöffnet und schließlich die moderne subjektivistische Dekadenz erzeugt, die jegliche Bindung des souveränen künstlerischen Ichs an soziale, staatliche, nationale Zeitwerte verwirft und damit wachsender Unfruchtbarkeit verfallen ist. In der Geschichtswissenschaft haben sie freilich keine so bedenkliche Wirkung hervorgebracht, weil hier der Zusammenhang zwischen Leben und Denken schon in der Sache gegeben ist, aber sie führten doch zum Verlassen der politisierenden Richtung Dahlmann-Gervinus-Sybel-Treitschke. Ihre neueren Vertreter von Ruf setzen entweder das Werk Rankes fort, oder, wo sie die Methoden des Altmeisters anfechten und statt des Staates die Kollektivkräfte, die kulturgeschichtlichen Mächte in den Vordergrund stellen, da sind sie doch darin mit Ranke einig, daß die geschichtliche Erkenntnis in erster Linie Selbstzweck ist und höchstens im Nebenamte politischen Zielen dienen darf. Diese Entwicklung, die recht eigentlich erst nach dem Verfliegen des nationalliberalen Rausches der siebziger Jahre sichtbar wurde, bildete für den autonomen Historiker Ranke einen mächtigen Ansporn zum Schaffen und tröstete ihn über manches schwere persönliche Ungemach, wie es von seinem hohen Alter nun einmal unzertrennlich war.

Denn obwohl seine äußere Stellung in diesen letzten Lebensjahren eine glänzende war, fühlte er sich doch mehr und mehr vereinsamt und von der Umwelt abgeschnitten. Diese ließ es freilich an Huldigungen für den greisen Nestor der deutschen Geschichtswissenschaft nicht fehlen. Mit den Hohenzollern verbanden ihn auch jetzt die herzlichsten Beziehungen gegenseitiger Anhänglichkeit und Hochachtung; so lange es ihm seine Gesundheit irgendwie erlaubte, besuchte er jede größere Hoffestlichkeit und erhielt nicht selten sogar den Besuch von Mitgliedern des Kaiserhauses und von anderen fürstlichen Persönlichkeiten in seiner Privatwohnung. Fremde von Distinktion ferner, welche sich für Geschichte interessierten, ließen es sich in der Regel nicht nehmen, auf der Durchreise durch Berlin dem berühmten praeceptor historiarum ihre Aufwartung zu machen. Dazu kamen

Auszeichnungen und Ehrungen der mannigfachsten Art, während die Familie seiner Schüler und Geistesjünger in der deutschen und ausländischen Wissenschaft erfreulich wuchs und gedieh[1]. Aber die starre Kruste des Alters legte sich doch immer fester um sein Innenleben und sonderte es von der Umwelt ab. Rings um ihn starben die Personen, mit denen er langjährige seelische Gemeinschaft gepflogen hatte. Gleich in den ersten Monaten nach der Reichsgründung, am 30. April 1871, verlor er seine Gattin; das Jahr 1876 raubte ihm dann seine beiden Lieblingsbrüder Ferdinand und Heinrich. Schwere Schatten fielen auch auf sein Gemüt durch den Tod der Königin-Witwe Elisabeth im Dezember 1873 und endlich durch das Hinscheiden Edwin von Manteuffels im Juni 1885. Gar manches Tagebuchblatt aus dieser letzten Periode seines Lebens ist dem Gedächtnisse eines verstorbenen Freundes, Gönners oder Mitstrebenden gewidmet und sucht die Wehmut über den Verlust durch eine objektive Würdigung der Eigenart und Lebensarbeit des Dahingeschiedenen zu überwinden. Dazu kam allerlei körperliches Ungemach: ein quälendes Blasenleiden, Seh- und Gehörstörungen, welche ihm manche schmerzvolle Stunde bereiteten, überhaupt aber die Abstumpfung des alternden Körpers gegen äußere Eindrücke, welche ihn der Einsamkeit mit ihren nicht selten trüben Gedanken auszuliefern pflegt.

Aber gerade in dieser notgedrungenen Beschränkung auf die Werte seiner Innerlichkeit fand der autonome Historiker Ranke ein nie versagendes Mittel, um jene wachsenden Hemmungen mit geradezu phänomenaler Elastizität zu bezwingen; der „innerliche Gott" triumphierte immer wieder siegreich über die bösen Dämonen des Greisenalters. Fast an die Jahre seines geistigen

[1] Vgl. das Tagebuchblatt „Die alten Schüler" vom 6. April 1884, S.W. 53/4 S. 649 f. Für den Verkehr und die Stellung R.s in diesem letzten Lebensabschnitte vgl. die schon häufig zitierten Publikationen in der „Deutschen Revue": die von Wiedemann in Jahrgang 1891—93; von F. v. Ranke in Jahrgang 1903 und 1904—06; ferner G. Winters Erinnerungen in „Nord und Süd" Bd. 38; die entsprechenden Abschnitte in Bd. 53/4 der S.W. usw.

Werdens erinnert die Inbrunst, mit welcher der Achtzig- und Neunzigjährige in Worten und Taten seiner heiligen Historie diente[1]; ja, er hat schließlich nur noch für sie gelebt. Losgelöst von der Außenwelt, losgelöst auch von den politischen Ablenkungen seiner Kämpferzeit, sich immer mehr konzentrierend auf das, was seine wahre Welt ausmachte, hat er bis auf sein Totenbett rücksichtslos gegen sich und andere mit geradezu fieberhafter Rastlosigkeit geschafft, um möglichst alles das zu vollenden, wozu er sich durch seine göttliche Mission berufen fühlte.

Unter den Werken, welche in reicher Fülle während dieses letzten Lebensabschnittes Rankes entstanden, befinden sich zunächst eine Anzahl Neubearbeitungen und Ergänzungen älterer Schriften, zu denen er äußerlich durch die 1867 beginnende Herausgabe seiner „Sämtlichen Werke" veranlaßt wurde. So ließ er der „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation", welche in wenig veränderter Gestalt die „Sämtlichen Werke" eröffnet, im Jahre 1868 einen Band: „Zur deutschen Geschichte. Vom Religionsfrieden bis zum Dreißigjährigen Krieg"[2], folgen, der gleichsam die Verbindung zwischen der Reformationsgeschichte und der bereits entworfenen „Geschichte Wallensteins" herstellt. Er enthält außer dem schon in der „Historisch-politischen Zeitschrift" veröffentlichten Aufsatze: „Über die Zeiten Ferdinands I.

---

[1] Vgl. die beiden „Betrachtung" überschriebenen Tagebuchblätter S.W. 53/4 SS. 604, 613, in denen er den Gedanken ausführt, daß gerade das Alter den Historiker fördere. In dem Tagebuchblatt „Bekenntnis" S.W. 53/4 S. 639 gibt er seinem Glauben an die Unsterblichkeit des individuellen Geistes Ausdruck. Von einer ähnlichen erhöhten religiösen Stimmung zeugt die Gedächtnisrede auf Gervinus, in welcher er die Unterwerfung der Historie unter ein unabänderliches Kausalgesetz ablehnte und für sie „Unmittelbarkeit unter göttlicher Leitung" beanspruchte (S.W. 51/2 S. 571 f.). Das Thema: Historie-Gottesdienst führt er auch in einem Briefe aus, welchen er 1873 an seinen ältesten Sohn schrieb (mitgeteilt in Doves „Ausgewählten Schriftchen" S. 230 ff.). Vgl. auch das „Gebet aus den achtziger Jahren" S.W. 53/4 S. 655. Einen interessanten Konflikt zwischen seinem historischen und religiösen Gewissen, bei welchem der Historiker siegte, erzählt Wiedemann in der „Deutschen Revue", September 1893, S. 343 f.

[2] S.W. 7.

und Maximilians II", eine umfangreiche Studie: „Zur Reichsgeschichte. Von der Wahl Rudolfs II. bis zur Wahl Ferdinands II. 1575—1619", in welcher ohne irgendwie hervortretende politisch-konfessionelle Tendenz im wesentlichen die Ideen der Reformationsgeschichte wiederkehren. Vielleicht darf man auch die „Geschichte Wallensteins" [1], welche 1869 erschien, zum Teile wenigstens dem Wunsche zuschreiben, den in der Reformationsgeschichte begonnenen Faden bis in eine Epoche weiter zu spinnen, in welcher die endgültige Entscheidung über die dort geschilderten historischen Kräfte fiel. Diese „Geschichte Wallensteins" ist ja keine eigentliche Biographie, sie ist vielmehr eine Darstellung des Ringens der aufgeregten politisch-religiösen Mächte, welche den Dreißigjährigen Krieg hervorgerufen hatten, und welche in der seltsamen Persönlichkeit und Stellung dieses fast von ihnen allen innerlich und äußerlich berührten Condottiere zusammentrafen. Eben daran, daß Wallenstein eine individuelle Position zwischen und über ihnen einnehmen will, geht er schließlich zugrunde, und nicht ohne eine gewisse Genugtuung verzeichnet Ranke zum Schlusse, daß es vor allem die Macht des legitimen Fürstentumes gewesen sei, welche diesen militärischen Emporkömmling gestürzt habe, eine Macht, mit welcher weder Cromwell noch Napoleon hätten rechnen müssen [2]. Man sieht aber ohne weiteres, daß es keiner außerhalb der Sache liegender Anreizungen bedurfte, um den autonomen Historiker für dieses Thema zu interessieren, zumal er schon längst Studien dafür gemacht und sogar in öffentlichen Vorträgen mehr als einmal davon gehandelt hatte [3]. Weder bei der Entstehung noch im Inhalte der „Geschichte Wallensteins" ist denn auch von politischen Motiven etwas Wesentliches wahrzunehmen.

Nicht ganz so frei von mitspielenden Anregungen politischer Natur ist dagegen die 1874 erschienene Neubearbeitung und Erweiterung der „Preußischen Geschichte", welche statt der ursprüng-

[1] S.W. 23.
[2] S.W. 23 S. 313 f.
[3] S.W. 23 S. VIII.

lichen neun Bücher deren zwölf umfaßt[1]. Das frühere erste Buch, welches einen kurzen Überblick über die Schicksale Preußens bis König Friedrich Wilhelm I. enthalten hatte, ist darin zu vier Büchern auseinandergezogen; der Rest ist in seinem Kerne unverändert geblieben. Zum Teil ist diese erhebliche Vermehrung auf das zahlreiche neue Material zurückzuführen, welches inzwischen für diese älteren Abschnitte der preußischen Geschichte namentlich durch Droysens großes Werk bekannt geworden war[2]. Mehr noch ist sie aber wohl durch den gewaltigen politisch-militärischen Aufschwung veranlaßt worden, welchen der preußische Staat in den letzten drei Kriegen genommen hatte. „Durch die Ereignisse der letzten Jahre fühlte ich mich selbst veranlaßt, wie ich denn auch von mehr als einer Seite her dazu aufgefordert wurde, eingehender als zuvor nachzuweisen, wie der brandenburg-preußische Staat, dem heutzutage eine so große Rolle in der universalen Bewegung Europas und der Welt zu spielen beschieden ist, von Anfang an sich gebildet hat, wie er auf den Standpunkt gekommen ist, der es ihm möglich machte, sich in die Reihe der europäischen Mächte zu erheben", schrieb Ranke in der neuen Vorrede[3], und wenn er in einem Briefe an seinen Verleger meinte, einige Sätze aus der Rede „Über die Verwandtschaft und den Unterschied der Historie und der Politik" könnten als Motto für die ergänzte Preußische Geschichte dienen[4], so dachte er dabei wohl vornehmlich an solche Stellen, in welchen er die Verwandtschaft beider hervorgehoben hatte.

[1] S.W. 25—29.

[2] Zur nationalliberalen Richtung Droysens stand Ranke sonst in einem deutlichen Gegensatze. Schon 1858 hatte er in einem Gutachten ironisch bemerkt, daß es nach Droysen eine preußische Geschichte gegeben haben solle, ehe es einen preußischen Staat gab, und es abgelehnt, das Werk für den Verdunpreis zu empfehlen („Deutsche Revue", April 1904, S. 63 f). Vgl. auch die Äußerungen gegen Wiedemann in der „Deutschen Revue", November 1893, S. 261 und die kritisierenden Äußerungen Droysens über Ranke in dem Buche von G. Droysen: J. G. Droysen, Leipzig und Berlin 1910, (SS. 166 f., 284, 320).

[3] S.W. 25 S. X.

[4] Aus den Briefen Leopold v. Rankes an seinen Verleger. S. 35 f.

Dieses historisch-politische Bedürfnis, die Geschichte der großen Macht Preußen im 18. Jahrhundert auf einen stärkeren Unterbau und damit auf ein ihrer neuesten Entwicklung würdigeres Piedestal zu stellen, wird in den „Genesis des Preußischen Staates" überschriebenen, neuen vier Büchern dadurch befriedigt, daß einmal der Kolonisation Brandenburgs und Preußens größere Aufmerksamkeit geschenkt wird und dann die Verdienste der älteren Beherrscher dieses Territorialkomplexes, namentlich der Hohenzollern vor Friedrich Wilhelm I., um den Ausbau des Staates eingehender gewürdigt werden. Der historische und politische Charakter dieser Ergänzung schließt sich im allgemeinen durchaus an den schon oben gezeichneten der älteren acht Bücher an; sie soll ja deren Leitmotiv: das Werden der großen Macht, noch besser vorbereiten und verstärken. Wenn wir oben hie und da glaubten, eine gewisse politische Stimmung zwischen den Zeilen durchschimmern zu sehen, so war doch diese Färbung eine so schwache gewesen, daß der frühere Wortlaut des älteren Teils im wesentlichen bestehen bleiben konnte, obwohl sich inzwischen die politischen Verhältnisse Preußen-Deutschlands und auch Rankes Meinung über sie erheblich geändert hatten[1].

Wenn er bei seiner Preußischen Geschichte zum Teil infolge von politischen Anregungen eine Ergänzung nach rückwärts für wünschenswert gehalten hatte, so bewogen ihn wichtige Zeitereignisse mit dazu, bei der Neuherausgabe zweier anderer Werke die Erzählung nach vorwärts bis in die jüngste Vergangenheit, ja, bis in die Gegenwart hinein fortzusetzen. Es sind dies die 1874 erschienene Neubearbeitung der „Römischen Päpste" und die 1879 unter dem Titel: „Serbien und die Türkei im 19. Jahr-

[1] Übrigens bestand zwischen den politischen Experimenten der vierziger Jahre und der nationalliberalen Ära Bismarcks eine gewisse äußerliche Analogie. Ob der konservative Ranke vielleicht auch aus diesem Grunde den alten Text im großen und ganzen beibehalten hat, der so entschieden das selbständige Wesen der europäischen Großmacht Preußen gegenüber nationalisierenden und liberalisierenden Tendenzen hervorhob? Allerdings liegt nirgends ein positiver Anhalt für eine solche politische Nebenabsicht vor, die sich gegen die Reichspolitik der siebziger Jahre richten würde.

hundert", veröffentlichte Umarbeitung seiner „Serbischen Revolution"[1]. Bereits oben haben wir darauf hingewiesen, einen wie lebhaften Anteil am neu hinzugefügten Schlußabschnitte der Papstgeschichte der gleichzeitig tobende Kulturkampf hatte. Neben dem rein sachlichen Bedürfnisse, sein Buch über Serbien durch die Mitteilung der Geschehnisse seit 1842 zu vervollständigen, hat wohl für dieses Werk einen ähnlichen politischen Anreiz der 1878 in Berlin tagende Kongreß ausgeübt, durch welchen die Entwicklung in Serbien und im Oriente wenigstens zu einem vorläufigen Abschlusse gebracht wurde. Gestützt auf Berichte des preußischen Konsuls in Belgrad, Meroni, und auf andere diplomatische Aktenstücke aus dem preußischen Staatsarchive[2], sowie auf Materialien, die ihm der serbische Minister Jowan Ristitsch übermittelt hatte[3], führt Ranke in dieser Neuausgabe die Schilderung der serbischen Dinge bis zur Ermordung Michael Obrenowitschs im Jahre 1868 fort und würdigt in einem „Schlußworte"[4] auch die jüngsten, für Serbien so außerordentlich wichtigen Ereignisse. Der Grundgedanke, der alles durchzieht, ist die fortschreitende Lösung des serbischen Abhängigkeitsverhältnisses von der Türkei, die Erringung der vollen nationalen Selbständigkeit mit Hilfe der europäischen Mächte. Wir wissen ja, wie sehr ihm die Befreiung Serbiens vom Osmanenreiche ans Herz gewachsen, wie es mehr diplomatische Zurückhaltung gewesen war, wenn er in seiner großen Denkschrift vom Sommer 1854 an der Oberhoheit der Pforte über Serbien und die christliche Rajah nicht hatte rütteln wollen. Jetzt war dieser Grund zur Vorsicht fortgefallen. Noch während des Berliner Kongresses, am 9. Juli 1878, hatte er in einem Briefe an Ristitsch[5] die serbische Nation zur Anerkennung ihrer Unabhängigkeit durch die Kongreßmächte lebhaft beglückwünscht und diese

[1] S.W. 43/4.

[2] Vgl. S.W. 43/4 S. VII.

[3] „Deutsche Revue", März 1906, S. 331 f.

[4] S.W. 43/4 S. 514 ff.

[5] S.W. 53/4 S. 541 f. Vgl. auch das schon einmal erwähnte Tagebuchblatt „Berliner Kongreß" S.W. 53/4 S. 621 ff.

Errungenschaft als „die Vollendung aller der Ereignisse" gepriesen, „welche auf die erste Erhebung der Kneſen gegen die Gewaltherrschaft der Janitscharen mit einer gewissen Folgerichtigkeit eingetreten sind". Die gleiche Stimmung liegt auch über den ergänzenden Abschnitten seines Buches; es schließt mit jener triumphierenden Weissagung [1], in welche einst der Zeitschriftenaufsatz über Bosnien ausgeklungen war: mit der Lobpreisung des kulturmächtigen okzidentalischen Genius, welcher die Geister des Orients bereits überwunden habe und sie in Zukunft immer mehr überwinden müsse.

Wenn bei den eben erwähnten Neubearbeitungen eine gewisse Anregung durch die politischen Begebenheiten der Gegenwart unleugbar ist, so kann ein derartiges Moment hingegen nicht nachgewiesen werden bei der Ergänzung, die er in Band 35 und 36 der Sämtlichen Werke als „zweite Abteilung" seinem Buche: „Die Osmanen und die spanische Monarchie" angehängt hat [2]. Er erzählt darin auf Grund bereits früher entworfener Skizzen und Ausarbeitungen den Niedergang der spanischen Weltmacht von Philipp II. an bis zum spanischen Erbfolgekriege, ohne das praktisch-politische Gebiet merklich zu streifen. Hier hat augenscheinlich nur der Wunsch Pate gestanden, die etwas unzusammenhängenden zuständlichen Schilderungen seines ursprünglichen Werkes durch eine fortlaufende Darstellung der auswärtigen Beziehungen in Rankescher Manier zu ergänzen und zugleich die spanische Geschichte bis zu einem gewissen Abschluß zu führen. Auch handelte es sich dabei um eine noch unbekannte ältere Arbeit, welche in der Sammlung der Sämtlichen Werke schon der Vollständigkeit halber einen Platz verdiente. Dieses letzte Motiv hat ihn wohl auch ausschließlich dazu bestimmt, in den Bänden 24 und 40 bis 42 der Werke Sammlungen älterer, schon gedruckter und noch ungedruckter Aufsätze herauszugeben. Mancher Aufsatz der Historisch-politischen Zeitschrift hat so zum zweiten Male das Licht der Öffentlichkeit erblickt.

[1] S.W. 43/4 S. 518 f.
[2] S.W. 35/6 S. 337 ff.

Wie wenig er aber diesmal politische Zwecke verfolgen sollte, ergibt sich schon daraus, daß in der Regel gerade die politisch prägnantesten und wirksamsten Stellen sorgsam geglättet, wo nicht ganz ausgemerzt worden sind.

Aus dem Umstande, daß die in den siebziger Jahren neu entstandenen größeren Werke Rankes sich fast alle mit preußischer und deutscher Geschichte beschäftigen, hat man für sie auf eine stärkere Beeinflussung durch die Zeitereignisse, namentlich durch die großen Geschehnisse von 1866 bis 1871 geschlossen. In der Tat wird dieser glanzvolle Aufstieg Preußen-Deutschlands den autonomen Historiker zu besonders eingehender Beschäftigung mit dem Werden dieser großartigen Gegenwart gereizt haben, wie er das ja bei der Neubearbeitung der Preußischen Geschichte ausdrücklich zugegeben hatte. Doch ist dieses Entstehungsmotiv für die meisten dieser Schriften schwerlich ausschlaggebend gewesen; schon der äußere Umstand, daß ihm sein hohes Alter weite Studienreisen in auswärtige Archive verbot, zwang ihn, sich auf die Geschichte seines Heimatstaates zu beschränken[1], deren archivalische Quellen ihm ja dank seiner hochangesehenen Stellung stets reichlich genug flossen. Eine Reihe dieser Werke behandelt zunächst preußisch-deutsche und europäische Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und setzt damit gewissermaßen die „Zwölf Bücher preußischer Geschichte" bis zur Jahrhundertwende fort. Von diesen Schriften schließt sich der 1871 erschienene „Ursprung des Siebenjährigen Krieges"[2], welchem Ranke dann in der Neuausgabe der Sämtlichen Werke im Jahre 1875 eine „Ansicht des Siebenjährigen Krieges"[3] folgen ließ, eng an das letzte Buch der Preußischen Geschichte an; er ist somit deren direkte Fortsetzung. Wir haben schon oben erwähnt, daß Ranke diese Arbeit

[1] Schon A. Dove hat auf dieses Motiv aufmerksam gemacht (A.D.B. Bd. 27, S. 263). Das letzte auswärtige Archiv, in welchem R. gearbeitet hat, ist das Wiener gewesen, das er 1868, 1870 und 1873 besucht hat („Deutsche Revue", November 1905, S. 217 ff.).

[2] S.W. 30 S. 63 ff.

[3] S.W. 30 S. 273 ff.

als „Tribut" betrachtet wissen wollte, welchen er den „großen Ereignissen und Handlungen des letzten Jahres" darbringe. In der Vorrede sucht er denn auch einen ganz besonderen Zusammenhang zwischen 1756 und 1870 zu konstruieren, indem er hervorhebt, daß schon damals die beiden großen Mächte Preußen und Frankreich in kriegerischem Rivalitätsringen zusammengestoßen seien. Diese Beziehung zur Gegenwart habe ihm das Verweilen bei der Vergangenheit erleichtert: „Die Verwandtschaft des Gegenstandes machte die Verschiedenheit der Zeiten minder empfindlich" [1]. Man wird aber wohl finden, daß diese Beziehung nicht gerade übermäßig zwingender Natur ist; denn der Krieg von 1756 war doch vornehmlich gegen Österreich gerichtet, auch fehlte ihm das nationale Moment, welches den Kampf von 1870/71 auszeichnete. Ranke selbst gesteht überdies ein, daß seine Schrift „nicht allein schon längst entworfen, sondern in der Hauptsache ausgearbeitet, in akademischen Kreisen mitgeteilt und bereits einmal öffentlich vorgetragen" worden sei. Höchstens ihre Veröffentlichung, nicht aber ihre eigentliche Entstehung darf man also dem Jahre 1870 zuschreiben; diese ergibt sich vielmehr ohne weiteres aus dem natürlichen Bedürfnisse, das ziemlich jäh abgebrochene Thema seiner Preußischen Geschichte wieder aufzunehmen. Im Inhalte kehren denn auch die Ideen historischer und politischer Natur, welche die preußische Geschichte durchzogen hatten, durchaus wieder; doch macht sich insofern ein gewisser Einfluß der Zeit von 1866 bis 1871 bemerkbar, als die Tonart der historisch-politischen Urteile Rankes zugunsten Preußens und seiner nationalen Mission deutlich eine entschiedenere geworden ist. So, wenn er diesmal ohne Einschränkung erklärt: der Unterordnung Preußens unter Österreich habe „endlich einmal ein Ziel gesetzt, der alte Druck gebrochen" werden müssen [2], oder wenn er den nationalen Beruf Preußens besonders lebhaft betont, obwohl er ihn wieder auf das eigenste partikulare Interesse des Staates zurückführt, welches fremden Einfluß in Deutschland nicht habe

[1] S.W. 30 S. 63.
[2] S.W. 30 S. 67.

dulden können, während Österreich einen solchen gefördert und sich damit seiner nationalen Pflichten und Rechte entäußert habe: „Darin liegt der Ursprung des preußisch-deutschen Gedankens, der später so mächtig werden sollte“ [1]. Mehrfach wirft er solche befriedigten Blicke auf die inzwischen so glänzend gestaltete Gegenwart [2].

Auch das zweite der im Jahre 1871 erschienenen Werke: „Die deutschen Mächte und der Fürstenbund“ [3], hat eine ähnliche Entstehung und einen ähnlichen Charakter wie das Buch über den Siebenjährigen Krieg. Schon in einem Briefe an Carl Geibel vom 26. April 1870, also noch vor Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges, wird es angekündigt [4]. Es hat demnach ursprünglich mit den Ereignissen dieses Jahres wenig oder nichts zu tun, bekommt aber dann durch sie ein gewisses aktuelles Interesse. Inhaltlich umfaßt es im wesentlichen das Jahrzehnt von 1780 bis 1790, also einen noch wenig behandelten späteren Zeitraum der preußisch-deutschen Geschichte des 18. Jahrhunderts. Im Mittelpunkt von Rankes Ausführungen steht dabei der Fürstenbund, jenes unter Preußens Führung geschlossene territoriale Abwehrbündnis gegen die ausgreifende, imperialistisch-absolutistische Politik Kaiser Josephs II. Wir erinnern uns, daß der Historiker in seinen politischen Versuchen zur Regeneration Deutschlands stets das Einverständnis der deutschen Fürsten als

[1] S.W. 30 S. 153 f. „Unleugbar ist doch, daß das Dasein eines mächtigen Preußens mit der Idee eines selbständigen deutschen Gemeinwesens untrennbar vereinigt war“, heißt es auf S. 205. „Eigentlich in dem Siebenjährigen Kriege hat Österreich sich des deutschen Kaisertums in seiner Idee entäußert“, schreibt er in der „Ansicht des Siebenjährigen Krieges“ (a. a. O. S. 356).

[2] So auf S. 236, wo er von den letzten Erfolgen spricht, die solche seien, wie sie die Welt noch nicht gekannt habe. Das von Friedrich II. mitverfaßte Kirchengebet bei Eröffnung des Feldzuges von 1756 erinnert ihn an den national-religiösen Aufschwung von 1870: „Ist das nicht, als wäre es von heute und gestern? So berührt der damalige Krieg in dem kirchlichen Bewußtsein des Volkes unmittelbar unsere Tage“ (a. a. O. S. 262).

[3] S.W. 31/2.

[4] Aus den Briefen L. v. Rankes an seinen Verleger S. 18 f.

oberstes Erfordernis für die deutsche Neubildung hingestellt, daß er die Nationalsouveränität dagegen möglichst von ihr hatte ausschließen wollen. Aus dem Gesichtswinkel dieser politischen Anschauungen heraus wird die etwas auffällige Auffassung verständlich, welche er in diesem Werke vom Fürstenbunde entwickelt. Er möchte nämlich in diesem Gebilde einen beachtenswerten, nur durch die Stürme der Revolutionskriege vorzeitig zum Scheitern gebrachten Versuch zur Lösung der deutschen Frage auf legitimer und historischer Basis sehen; dieses defensive territoriale Agglomerat erscheint ihm schließlich sogar als ein bemerkenswerter Vorläufer des neuen deutschen Reiches[1]. Demgemäß stattet er es denn auch nach Möglichkeit mit nationalen Farben aus: „Verkennen wir nicht, daß sich der nationale Gedanke in diesen Jahren kräftig regte", schreibt er an einer Stelle[2]. „Man dachte, solche Einrichtungen zu treffen, durch welche man über alle kleinen Streitigkeiten und Parteiungen hinwegkommen dürfte: unter einer Föderation von Fürsten, welche Recht und Gesetz allenthalben zur Geltung bringe, werde der Deutsche inne werden, daß er ein Vaterland habe". Für die deutsche Nation nennt er ein andermal den Fürstenbund einen „unschätzbaren Gewinn", weil sie sich in ihm, „ihrer Gemeinschaft und ihres Gesamtlebens wieder einmal bewußt" geworden sei[3]. Wir werden diese Ansicht nur sehr bedingt gelten lassen können. So gewiß die Fürsten auch im neuen Reiche die mächtigsten politischen Faktoren geblieben sind, so entspricht dieses doch seinem Charakter nach keineswegs jenem lockeren und ephemeren Bunde, der in demselben Augenblicke zerfallen mußte, in welchem der kaiserliche Druck auf die altangestammte monströse Reichsverfassung und die durch sie geschützte territoriale Selbständigkeit aufhörte. Gerade durch die wesentliche Einschränkung und teilweise Vernichtung dieser fürstlichen Souveränitäten, durch die gewaltsame

[1] Vgl. die Vorrede S.W. 31/2 S. VI f., vor allem auch den Schluß a. a. O. S. 453.

[2] S.W. 31/2 S. 269.

[3] S.W. 31/2 S. 443

Erkämpfung der preußischen Vorherrschaft über die außerösterreichischen Territorien, hat ja Bismarck erst die Möglichkeit einer dauerhaften Neubildung geschaffen. In dieser Beziehung gleichen seine erfolgreichen Bestrebungen viel eher den gescheiterten des Kaisers Joseph II., welchen sich der Fürstenbund gerade feindlich entgegengestellt hatte, und dieses Gebilde selbst ist höchstens mit der besiegten österreichisch-mittelstaatlichen Koalition vergleichbar, auf deren Unterliegen sich das neue Reich aufbaut. Vor allem endlich fehlte dem Fürstenbunde der starke Kitt der politischen, nationalen Massenregung des 19. Jahrhunderts, welcher das moderne deutsche Reich vielleicht noch wirksamer zusammenhält, als das preußische Übergewicht es vermag. Die nationalen Redensarten, mit welchen sich seine Führer und übrigens auch der Kaiser drapierten, bedeuteten doch kaum mehr als schönklingende Floskeln; mit wirklich politisch-nationalen Kräften, die ja noch kaum existierten, hatten sie wenig oder gar nichts zu schaffen. Der autonome Historiker Ranke war nun einmal, wie wir wissen, vor Bismarckischer Vergewaltigung anderer Territorien immer zurückgeschreckt, er liebte auch politische Massenbewegungen nicht und gab daher seinem Begriffe der Nation gern ein einseitig kulturelles, politisch einigermaßen verschwommenes Aussehen[1]. Ein Deutschland, wie er es hatte schaffen wollen, wäre allerdings jenem Defensivbunde ähnlicher geworden als das neue Reich. Man wird demnach in dieser Beurteilung des Fürstenbundes eine kleine Beeinflussung des Historikers durch den Politiker erkennen können. Den scharfsinnigen Auseinandersetzungen seines Buches über das Spiel der großen Mächte in

[1] Der Nation der autonomen Denker und Dichter, zu welcher ja auch sein eigener geistiger Ursprung hinaufreichte, widmete er übrigens in diesem Buche ein besonderes, interessantes Kapitel (S. 82 ff.). Er pries darin diese Literaturblüte des 18. Jahrhunderts als erste selbständige nationale Regung der deutschen Neuzeit, als Werk namentlich des deutschen Protestantismus, durch welches das deutsche Gesamtbewußtsein gekräftigt und für die spätere weltpolitische Rolle des Deutschtums vorbereitet worden sei a. a. O. S. 90).

jenem Jahrzehnt tut freilich dieser geringe politische Schönheitsfehler keinen wesentlichen Eintrag.

Auch noch in anderer Beziehung zeigten sich übrigens für Ranke in den Tendenzen dieser Jahre Analogien zur Gegenwart. Der aufgeklärte Absolutist Joseph II. und sein mächtiger Staatskanzler Kaunitz waren in ihrem Bestreben, die Allmacht ihres Staates durchzusetzen, nicht nur mit den Ständen und Reichsfürsten, sondern auch mit der katholischen Hierarchie zusammengeraten. Eine Art Kulturkampf hatte also schon damals stattgefunden. Ganz interessant ist nun eine Notiz, die Wiedemann in seinen Erinnerungen mitteilt[1]. Danach wurde Ranke im April 1871 von der Kaiserin Augusta zum Tee eingeladen und zum Vorlesen aus seinem neuen Werke aufgefordert. Er wählte dazu die Stelle, in welcher das Zusammentreffen des Fürsten Kaunitz mit Papst Pius VI. eben während jenes Streites zwischen Staat und Kirche geschildert wird[2]. „Dem milden und herablassenden Pontifex trat der kaiserliche Minister in aller seiner eingelebten Rücksichtslosigkeit entgegen, gleich als wolle er die Ebenbürtigkeit der weltlichen Macht dem Träger der geistlichen persönlich zur Anschauung bringen", heißt es darin. Wenn man sich nun vergegenwärtigt, daß Bismarck gerade damals, im April 1871, anfing, Front gegen das Zentrum und den Ultramontanismus zu machen[3]; daß Kaiserin Augusta lebhaft gegen den beginnenden Kulturkampf opponierte[4], der ja auch Ranke wenig sympathisch war, so erkennt man leicht, daß das Vorlesen dieser Stelle von besonders pikantem politischem Interesse war. Allerdings werden solche politischen Beziehungen Ranke beim Verfassen dieser Sätze noch nicht vorgeschwebt haben; er wird sie wohl auch nur deshalb vorgelesen haben, weil sie auf die politische Situation der Gegenwart und das Milieu gut zu passen

[1] „Deutsche Revue", November 1891, S. 168 f.

[2] S.W. 31/2 S. 61 ff.

[3] Vgl. Lenz, Geschichte Bismarcks S. 379.

[4] Vgl. die Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst Bd. II S. 49.

schienen. Ob er wirklich politische Oppositionsabsichten gegen den Kulturkampf damit verknüpft hat, ist doch zweifelhaft. Im Kerne ist sein Buch jedenfalls ein echtes Erzeugnis seiner autonomen Historie, über das nur hier und da leise politische Lichter hinweghuschen. Es war ja von jeher seine Art gewesen, die Gegenwart durch eine ähnliche Vergangenheit zu erläutern.

Inhaltlich, wenn auch nicht der zeitlichen Abfassung nach, schließt sich an das Buch über die deutschen Mächte und den Fürstenbund die 1875 erschienene Schrift: „Ursprung und Beginn der Revolutionskriege“ [1]. Sie behandelt die europäischen Verwicklungen der Jahre 1790—92 und schließt mit dem verhängnisvollen Feldzug in der Champagne. Während in den beiden Werken des Jahres 1871 preußisch-deutsche Entwicklungen im Vordergrunde gestanden hatten, rückt der Schwerpunkt der Darstellung in diesem Buche aus Deutschland weg in das erobernde Frankreich der Revolution hinein, welches als neues Weltzentrum den althergebrachten Zustand Europas innerlich und äußerlich zu vernichten strebt. Ranke kehrt somit zu den Studien zurück, die er einst vor der Reise nach Wien und Italien begonnen, die er in der Historisch-politischen Zeitschrift fortgesetzt und Anfang der vierziger Jahre in Paris sogar zu einem gewissen Abschlusse hatte bringen wollen. Damals war es die preußische Geschichte gewesen, welche ihn von diesem Plane abgebracht hatte; jetzt führt ihn gerade die Geschichte seines Heimatstaates wieder zu der großen Weltbegebenheit zurück, die er einst als das wichtigste Ereignis der neuen Zeit bezeichnet hatte. Wir erinnern uns, mit wie starkem politischem Interesse Ranke von jeher die französische Revolution betrachtet hatte; von ihr stammte ja dasjenige politische Zeitelement her, das ihn wie kein anderes bedrohte und ängstigte. Wer nun aber diese Schrift aus dem Jahre 1875 durchliest, der wird einen selbst bei Ranke nicht gewöhnlichen Eindruck kühler Objektivität und vornehmer Farblosigkeit empfangen. Diesen abstrakten Charakter des Werkes

[1] S.W. 45.

darf man aber wohl nicht ausschließlich dem hohen Alter des Verfassers und der damit verbundenen Abnahme an sinnlich-lebendiger Darstellungskunst zuschreiben; gewiß haben zu der gelassenen Ruhe, mit welcher hier ein auch für Ranke politisch aufregendes Ereignis behandelt wird, die politischen Vorgänge der jüngsten Zeit beigetragen, durch welche der damals geschürzte Weltknoten im wesentlichen gelöst erschien. Wenigstens in bezug auf die äußeren Verhältnisse, so schreibt er am Schlusse seiner Abhandlung, sei der damals entbrannte Kampf im Jahre 1870 entschieden worden[1], und wenn ihm auch die liberale Ära der siebziger Jahre genug Sorge machte, so waren die hierbei tätigen demokratischen Kräfte doch kaum mehr als internationale, von dem alten revolutionären Weltzentrum Frankreich aus beeinflußte anzusehen. Dieses hatte eben 1870/71 gleichfalls einen schweren Schlag erlitten; mit dem Verlust der alten französischen Machtstellung und dem Emporkommen der nationalen Gegensätze war auch der Zauber geschwunden, den es einst auf die deutsche Demokratie ausgeübt hatte. Nur eine wissenschaftliche Opposition gegen die traditionelle französische Auffassung, die übrigens schon durch „deutsche Historiker von Talent" — gemeint ist wohl vor allem Sybel[2] — mit Erfolg erschüttert worden sei, beabsichtigt Ranke nach der Vorrede[3]; außerdem will er mit Hilfe archivalischer Quellen den vielumstrittenen gegenseitigen Anteil Preußens und Österreichs an der Bekämpfung der Revolution klarlegen. Wenn er bei einem Tee im Palais am 2. Januar 1874 vor der Kaiserin Augusta seine historische Theorie von dem Zusammenhang des Jahres 1792 mit dem Jahre 1871 entwickelte[4], so hatte diese Teeunterhaltung sicherlich keinen anderen Sinn als den eines anregenden und geistreichen Gespräches mit einer hochgestellten, für seine Studien lebhaft interessierten Gönnerin.

[1] S.W. 45 S. 247.

[2] Auf Sybels Geschichte der Revolutionszeit war Ranke nach der Erzählung seines Sohnes „stolz wie auf keins der eigenen Werke" („Deutsche Revue", Januar 1903, S. 15).

[3] S.W. 45 S. V f.

[4] S.W. 53/4 S. 600.

Einen ähnlichen Eindruck gehaltvoller und bedeutender, aber infolge des Mangels an sinnlich-warmem Detail wenig einschmeichelnder historiographischer Kunst erhält der Leser von dem umfangreichen Kommentare, welchen der greise Geschichtschreiber zu den 1877/78 herausgegebenen „Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg" verfaßt und dann unter dem Titel: „Hardenberg und die Geschichte des preußischen Staates von 1793—1813" als besonderes Buch hat erscheinen lassen[1]. Der ursprüngliche Anlaß zu diesem Werke lag in einem offiziellen Auftrage: schon im Jahre 1864 hatte Ranke als Historiograph des preußischen Staates die im Geheimen Staatsarchive niedergelegten Memoiren Hardenbergs eingesehen, die laut Bestimmung bis zur Veröffentlichung fünfzig Jahre lang dort versiegelt ruhen sollten. Im Anschluß daran war ihm der Auftrag geworden, das historisch Wertvolle davon zu seiner Zeit herauszugeben[2]. Es war nun aber nicht seine Art, sich mit der bloßen Herausgabe von geschichtlichen Dokumenten zu begnügen, und so entstand, als er sich in den siebziger Jahren dieser Aufgabe ernstlich widmete, ein selbständiges Werk, zu welchem er sogar besondere Studien im Wiener Archiv gemacht hat. Mit Nachdruck setzte er denn auch durch, daß diese seine Arbeit als unabhängiges Kind seiner Muse erscheine, daß ihm gestattet werde, sie von den eigentlichen Memoiren gesondert und ohne den irreführenden Zusatz: „Auf Veranlassung der preußischen Regierung" zu veröffentlichen. „Im Auftrag schreibt doch niemand Geschichte. Meine Produktion ist frei von jeder partikularistischen Rücksicht", schrieb er am 17. Oktober 1874 an Max Duncker, den Direktor der preußischen Staatsarchive[3].

[1] S.W. 46—48.

[2] Vgl. darüber, wie überhaupt für die Entstehungsgeschichte dieses Werkes die Publikation Fridubelms v. Ranke in der „Deutschen Revue", November 1905, S. 216 ff. Es sei übrigens daran erinnert, daß R. sich schon in der „Historisch-politischen Zeitschrift" mit Hardenbergs Memoiren beschäftigt hatte; nämlich in dem Aufsatze, in welchem er die Unechtheit der „Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état" nachgewiesen hatte (s. oben S. 220 f.).

[3] „Deutsche Revue", November 1905, S. 219.

Man sieht, daß er auch nur den Anschein einer politischen Beeinflussung und Absicht bei diesem Buche vermieden wissen wollte.

So wenig wie seine Geschichte Wallensteins ist nun auch Rankes Hardenberg eine eigentliche Biographie. Sehr viel ausführlicher als bei den persönlichen Schicksalen dieses Staatsmannes verweilt seine Darstellung wieder bei den Weltkräften, in deren Mitte sich Hardenberg bewegte. Es waren das zum Teile dieselben Mächte, deren Ringen er schon in den beiden vorher besprochenen Werken behandelt hatte; das Buch über Hardenberg setzt denn auch gewissermaßen das dort angefangene Thema fort und versucht, namentlich die preußische Politik von 1792 bis 1806, wenn nicht zu entschuldigen, so doch aus den persönlichen und sachlichen Zeitumständen heraus zu verstehen. Ein besonderes Interesse für unsere Zwecke gewinnen dann die Rankeschen Ausführungen dort, wo sie sich mit dem Zusammenbruche von 1806/07 und der folgenden innerlichen und äußerlichen Wiedergeburt des preußischen Staates beschäftigen. Sie leiten ja damit in die preußisch-deutsche Entwicklung des 19. Jahrhunderts über, in die politischen Probleme, welche den autonomen Historiker Ranke schon immer unmittelbar berührt hatten und ihn noch jetzt von allen Seiten umgaben. Wir wissen, daß er einst in der Historisch-politischen Zeitschrift diese Regeneration Preußens als ein Muster geordneter und legitimer Erneuerung den allein seligmachenden Theorien entgegengestellt hatte. Etwas von dieser billigenden Stimmung durchzieht denn auch die entsprechenden Partien des Hardenberg, obwohl die polemische Note gegen die doktrinäre Zeitweisheit darin fehlt. Sie war ja auch seit 1866/71 nicht mehr so erforderlich wie damals. „Eine in ihrer Art einzige Erscheinung ist es doch, daß in einem so niedergedrückten und gleichsam zur Vernichtung bestimmten Lande Ideen erwachen und Eingang finden, welche das Zusammengreifen einer allgemeinen Tätigkeit zu den höchsten Zwecken der Gesellschaft und des Staates, die zugleich Ideale der Menschheit sind, moralischer, intellektueller und sozialer Natur, als Lebens-

bedingung für die Zukunft aufstellen. Es ist eine Regeneration von Grund aus, wonach man strebt, frei von allem Herkömmlichen, so daß gleichsam, wie angedeutet, eine neue Nation gebildet werden soll", schreibt er an einer Stelle nicht ohne Bewunderung für diese Bestrebungen[1], und in einem Briefe an Kaiser Wilhelm vom 1. Januar 1877, in welchem er dem greisen Monarchen zu seinem siebzigjährigen Militärjubiläum gratuliert und ihm die Übersendung der vier ersten Bände des Hardenberg als ehrfurchtsvolle Festgabe anzeigt[2], bezeichnet er die Zeit Hardenbergs als den Ursprung des glänzenden Umschwunges der preußisch-deutschen Geschicke im 19. Jahrhundert.

Trotzdem konnte ihm aber bei seinem gereiften politischen Verständnisse nicht entgehen, daß diese Reform auch mancherlei enthielt, was seinem konservativen politischen Empfinden widerstrebte und nicht ohne aktuelle Bedeutung war. Sowohl die liberale Seite der Hardenbergischen Politik wie auch die verhältnismäßig mächtige Stellung des Staatskanzlers dem preußischen Könige gegenüber erinnerte in mehr als einer Beziehung an die politische Haltung Bismarcks in den Jahren des Kulturkampfes und an die überragende persönliche Macht, die er sich in Preußen-Deutschland errungen hatte. Beides war ja Ranke, wie wir wissen, keineswegs sehr sympathisch. Doch verbot ihm seine doppelte Pflicht als autonomer Historiker und als Verfasser eines immerhin halboffiziösen Geschichtswerkes jede verfängliche Anspielung auf die Gegenwart; er behandelte diese Dinge in seinem Buche durchaus mit leidenschaftsloser Ruhe und vornehmer Objektivität[3]. Bezeichnenderweise war denn auch Edwin

[1] S.W. 48 S. 63. Vgl. auch die Stellen: S.W. 48 S. 137 f., in welcher er die Errichtung der Berliner Universität als „großartigen Akt" würdigt, und S.W. 48 S. 291 f., in welcher er den kulturellen und ethischen Gehalt der preußisch-deutschen Erhebung betont im Gegensatz zu den dunkeln und barbarischen Antrieben der russischen.

[2] „Deutsche Revue", November 1905, S. 222 f. Das überaus herzlich gehaltene Antwortschreiben des Kaisers daselbst S. 223 f.

[3] Vgl. die Stellen S.W. 48 SS. 58, 105, 175, welche sich mit den liberalisierenden Tendenzen Hardenbergs befassen, endlich die Gesamt-

von Manteuffel, dem alten Kamarillisten und eifersüchtigen Gegner der Bismarckischen Allmacht, diese Verleugnung aller persönlichen politischen Gefühle von seiten des Freundes gar nicht recht. In einem Briefe an den Historiker vom 6. Juni 1876[1] wünschte er für die Schilderung des Kampfes der Minister gegen die Kabinettsräte[2] eine kräftigere Betonung der königlichen Souveränitätsrechte bei der Wahl der königlichen Vertrauenspersonen. „Kann ein König, einer der es ist, bestehen, wenn er niemanden haben darf, mit dem er unter vier Augen die wichtigsten Fragen beraten darf? In meinem Streite mit den Ministern vertraten Sie auch diesen Standpunkt", schreibt er darin mit leisem Vorwurfe und zitiert sogar aus der biblischen Geschichte die Gepflogenheiten des Königs David, um die Berechtigung des Kabinettsrates nachzuweisen. Ranke ließ sich aber dadurch nicht anfechten und blieb bei der zurückhaltenden Sachlichkeit, die ihm so wohl anstand.

Immerhin konnte er es sich nicht versagen, diese politischen Beziehungen in einem Briefe an Bismarck anzudeuten, welchen er dem Fürsten im Januar 1877 als Begleitschreiben mit den vier ersten Bänden des Hardenberg übersandte[3]. „Ew. Durchlaucht werden in mehr als einem Bezug den Fürsten Hardenberg als Ihren Vorgänger anerkennen", heißt es darin. „Die Epochen haben manches Gemeinsame. Die Stellungen sind zwar sehr verschieden, aber doch analog; gemein ist beiden die Koinzidenz der äußeren und inneren Angelegenheiten; die äußeren bilden eine fortlaufende Kontinuation bis auf den jetzigen Augenblick".

würdigung der Verdienste Steins und Hardenbergs um den preußischen Staat a. a. O. S. 355 ff.

[1] Dove, Ausgewählte Schriftchen, S. 278 f.

[2] Es handelt sich wohl um das Kapitel: „Umbildung der inneren Regierung" S.W. 48 S. 43 ff.

[3] „Deutsche Revue", Dezember 1905, S. 308 f. Ranke übersandte das Werk an Bismarck gewissermaßen als Dankesbeweis für die Unterstützung der Herausgabe, vor allem auch dafür, daß Bismarck ihm gestattet hatte, die R. unsympathischen offiziellen Zusätze vom Titel der Publikation fortzulassen. Vgl. darüber: Aus den Briefen L. v. Rankes an seinen Verleger S. 101 f.

Diese gutgemeinten Sätze erhielten dann freilich eine etwas unerwartete Antwort. In einem Briefe vom 22. Januar[1] dankte nämlich der Reichskanzler für das übersandte Werk und bestätigte die Ähnlichkeit der Gegenwart mit der Vergangenheit: „Analoge Kämpfe, welche Hardenberg zu bestehen hatte, sind auch mir nicht erspart geblieben, wenn auch die Opposition der Intrigue gegen Amt und Recht heute andere Namen trägt und von anderen Stellungen ausgeht als zu Lombards Zeiten", schrieb er darin mit einem deutlichen Seitenhiebe auf die Kreise seiner höfischen und diplomatischen Gegner, welchen Ranke, der Freund Edwin von Manteuffels, ja einigermaßen nahestand. „So habe ich es nicht gemeint", soll der Historiker beim Empfang dieser Antwort ausgerufen haben[2], und wir dürfen ihm darin glauben; denn mit jenen Sätzen hatte er sicherlich nur beabsichtigt, die Gegenwart im reinen Erkenntnissinne erläuternd als die Fortsetzung der Vergangenheit hinzustellen, ohne dahinter eine politische Spitze zu verbergen. Wie wenig sein Hardenberg solche politischen Nebenabsichten verfolgte, geht ja auch schon daraus hervor, daß er die Geschichte dieses Staatsmannes mit dem Jahre 1813/14 abschloß, weil er, wie er in der Vorrede schrieb[3], sonst in eine Epoche hineingeraten wäre, deren Interesse „vielleicht noch mehr politisch als historisch ist".

Übrigens mögen bei dieser bezeichnenden Scheu, sich an die Darstellung der politisch heiklen, jüngsten Vergangenheit zu wagen, auch die wenig ermutigenden Erfahrungen mitgespielt haben, welche er vor einigen Jahren mit einem anderen Buche gemacht hatte, das eben die preußisch-deutschen Geschehnisse des eigentlichen 19. Jahrhunderts zum Gegenstande gehabt hatte, und das wohl von allen Werken Rankes, mit Ausnahme natürlich der Zeitschriftaufsätze und der Denkschriften, am meisten politische Farbe widerspiegelt, wenngleich auch dieses vielfach

[1] „Deutsche Revue", Dezember 1905, S. 309.
[2] „Deutsche Revue", August 1893, S. 229 f.
[3] S.W. 46 S. XIII.

als politisch tendenziös getadelte Buch im letzten Grunde Rankes autonomem Denker- und Dichtertume entstammt. Gemeint ist die 1873 erschienene Schrift: „Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen“ [1], die hier zusammen mit dem 1878 veröffentlichten, in Thema und Ausführung eng verwandten Artikel der Allgemeinen Deutschen Biographie: „Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen“ [2] als letztes und politisch interessantestes der Werke aus den siebziger Jahren besprochen werden möge.

Dem äußeren Anlasse nach hat der Briefwechsel eine ähnliche Entstehungsgeschichte wie der Hardenberg; es liegt ihm nämlich ursprünglich ein Auftrag von höherer Stelle zugrunde. Die Königin-Witwe Elisabeth, welche sich durch die ungünstige Beurteilung ihres verstorbenen Gemahls in dem 1868 erschienenen ersten Bande der von Nippold übersetzten Bunsen-Biographie [3] verletzt fühlte, hegte den begreiflichen Wunsch, diesem Buche ein die Gestalt des unglücklichen Fürsten gerechter würdigendes Werk entgegenzusetzen, und wandte sich zu diesem Zwecke an Ranke, dessen Historikerruhm, verbunden mit seiner treuen Anhänglichkeit an König Friedrich Wilhelm IV., ihn als die geeignetste Persönlichkeit für die Lösung einer solchen Aufgabe erscheinen ließ. So war dem Historiker schon im Februar 1869 vom Hausministerium die Erlaubnis erteilt worden, den Briefwechsel des Königs mit Bunsen einzusehen; im Winter 1871/72 begann er dann die eigentliche Bearbeitung [4].

Ein solches Unternehmen widersprach nun freilich einigermaßen der Regel, die er für gewöhnlich in seinen Werken zu befolgen pflegte: nämlich nur solche Zeiträume ausführlich zu

[1] S.W. 49/50 S. 343 ff.

[2] A.D.B. Bd. VII S. 729 ff.; S.W. 51/2 S. 405 ff.

[3] Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen. Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von seiner Witwe. Deutsch von Fr. Nippold. 3 Bde. Leipzig 1868—71. Vgl. auch das durch die Lektüre dieses Buches angeregte Tagebuchblatt Rankes „Bunsen, März 1871“ S.W. 53/4 S. 592 ff.

[4] Vgl. „Deutsche Revue“, November 1891, S. 172; Oktober 1904, S. 55.

behandeln, welche ein überwiegend geschichtliches Interesse darboten und politischen Mißdeutungen wenig oder gar nicht ausgesetzt waren. In diesem Falle bewogen ihn aber außergewöhnlich starke Gründe, von dieser charakteristischen Gepflogenheit einmal abzugehen. Nicht nur lag ein dringender Wunsch der von ihm innig verehrten Königin vor, es handelte sich auch um ein Material, das ihm einen ganz außerordentlich hohen Wert sowohl für die deutsche Literatur wie für die zeitgenössische Geschichtsforschung zu besitzen schien[1]; es galt, eine historisch bedeutsame Figur an der Hand authentischer Dokumente zu objektivem Verständnisse zu bringen und so der entstellenden Tradition entgegenzuwirken, welche die Gestalt gerade dieses Königs zu verzerren liebte. Allerdings darf man bezweifeln, ob dieses rein wissenschaftliche Erkenntnisinteresse allein genügt haben würde, um seine instinktiven Bedenken gegen ein solches aktuelles Thema zu überwinden. Mehr als Ranke sich eingestehen mochte, trieb ihn doch auch die Pietät gegen den verstorbenen Gönner, dessen Andenken nach Möglichkeit von dem Makel zu reinigen, der für das politische Zeitempfinden daran haftete, den Vorwurf ideologischer Impotenz zu entkräften, der von allen Seiten gegen die Politik seines romantischen Mäzens erhoben wurde.

Vergessen wir nicht, worauf diese pietätvolle Treue, diese bewundernde Verehrung für Friedrich Wilhelm IV. hauptsächlich beruhte: die innere Wesensverwandtschaft, die gemeinsame Denker- und Dichternatur war es doch recht eigentlich gewesen, welche den autonomen Historiker und den geistvollen König zusammengeführt hatte. Eben gegen diese Eigenart seines toten Gönners richteten sich aber vornehmlich die Angriffe der realpolitisch gestimmten Nachwelt; durch sie fühlte sich Ranke also auch in seinem eigenen Wesenskern getroffen und beleidigt. Das Buch wurde ihm so unter der Hand zu einer Art Apologie des Zeitalters der politischen Romantik, zu welchem er selbst trotz seiner

[1] S.W. 49/50 S. 344.

intellektuellen Klarheit wenigstens als Politiker zu rechnen ist, zu einer Rechtfertigung auch seines eigenen historisch-politischen Strebens vor dem Forum eines späteren und, wie er notgedrungen zugeben mußte, politisch erfolgreicheren Geschlechtes. Denn auch die großen Ereignisse von 1866 bis 1871 haben einen entscheidenden Anteil an der Entstehung dieses Werkes; es wäre wohl kaum ohne sie geschrieben worden. Einmal glaubte er, daß der durch die Reichsgründung erreichte Abschluß der preußisch-deutschen Entwicklung ein besseres Verständnis, eine objektivere Anschauung der vorangehenden Epoche möglich mache[1], dann aber reizte ihn dieser Erfolg und die Selbstgerechtigkeit, mit welcher diese jüngere Generation im Vollgefühl des Sieges auf die äußerlich gescheiterten Bestrebungen des früheren Regimes herabsah, den vorbereitenden Anteil dieser scheinbar unfruchtbaren Vergangenheit an der vielgepriesenen Gegenwart ans Licht zu ziehen, indem er an den Ideen und Taten des viel verleumdeten Königs nachwies, daß er im Grunde auch nur dasjenige gewollt habe, auf dessen Erreichung die Politiker des neuen Reiches so stolz waren. Damit verteidigte er dann zugleich auch, wie gesagt, seine eigene Politik, die ja mit derjenigen des verstorbenen Königs im wesentlichen Hand in Hand gegangen war.

Es war nun nicht zu vermeiden, daß eine solche, das politische Gebiet nahe streifende Arbeit vor ihrem Erscheinen noch eine ganze Reihe von politischen Instanzen passieren mußte, welche das Buch auf seine politische Wirkung prüften und es wohl auch in ihrem Sinne zu beeinflussen suchten. Bezeichnenderweise ist aber Ranke ihnen gegenüber nach Kräften und nicht ohne Erfolg für den unabhängigen Charakter seiner Publikation eingetreten. So hatte er zunächst allerlei Bedenken der Königin-Witwe Elisabeth und des Hausministeriums zu bekämpfen, welche sich gegen die Veröffentlichung allzu kräftiger Stellen in den Briefen des verstorbenen Königs richteten[2]. Mit echter Forscher-

[1] „Deutsche Revue", Oktober 1904, S. 55.

[2] „Deutsche Revue", November 1891, S. 177; Oktober 1904, S. 55.

gewissenhaftigkeit suchte Ranke demgegenüber von dem ursprünglichen Texte so viel wie möglich beizubehalten[1], wenn er sich auch berechtigten Wünschen schließlich nicht verschloß. Namentlich die Vorhaltungen Edwin von Manteuffels mögen in dieser Hinsicht Eindruck auf ihn gemacht haben, der ihm vorstellte, daß solche Kraftausdrücke den König in ein schiefes Licht rücken und so die Wirkung der Publikation beeinträchtigen könnten[2]. Überhaupt nahm Manteuffel, damals Oberkommandierender der Okkupationsarmee in Frankreich, an dem Buche des Freundes so regen Anteil, daß man ihn fast als Mitarbeiter bezeichnen möchte. Er erhielt die Korrekturbogen zugeschickt und unterstützte den Historiker durch persönliche Informationen, durch Übersenden von auf das Thema bezüglichen Zeitungsveröffentlichungen, durch eingehende Erörterung der einzelnen politischen Aktionen Friedrich Wilhelms IV.[3]. Manche von diesen Manteuffelschen Angaben, Anregungen und Einwendungen hat Ranke auch dankbar verwertet. Aber der General suchte noch darüber hinaus die politische Tendenz des Werkes zu verstärken und ihm namentlich auch eine gewisse Richtung gegen den liberalen Kurs der siebziger Jahre zu geben. „Diese Idee, die jetzige Regierung als Fortsetzung der früheren hinzustellen, wird die konservative Partei freier denkend und die Leiter der Regierung unwillkürlich konservativer machen. Beides ist wünschenswert", schrieb er dem Freunde am 13. März 1872[4] und forderte ihn auf, das im Vorworte ausdrücklich auszusprechen; denn den Massen müsse die Auffassung „oktroyiert" werden. Der Historiker hütete sich indessen wohlweislich, diesem verfänglichen Rate zu folgen, welcher die Schwierigkeiten der Veröffentlichung noch vermehrt haben würde. Noch mußte ja das Buch die beiden obersten politischen

[1] „Fast unmöglich ist es für mich, in dem ursprünglichen Text Weglassungen vorzunehmen", schrieb er an Manteuffel. Dove, Ausgewählte Schriftchen, S. 247.

[2] Dove, a. a. O. S. 247.

[3] Vgl. die von Dove veröffentlichten Briefe Manteuffels aus den Jahren 1871—73. Ausgewählte Schriftchen, S. 240 ff.

[4] Dove, a. a. O. S. 249.

Instanzen passieren, deren Genehmigung für sein Erscheinen unerläßlich war, nämlich den Reichskanzler und den Kaiser; beide hätten aber an einer solchen Stelle, die eine deutliche Kritik ihrer politischen Haltung in sich geschlossen haben würde, leicht Anstoß nehmen können. Daß Bismarck vor allen Dingen für das Buch gewonnen werden müsse, hatte übrigens auch Manteuffel gefühlt; er hatte daher dem Reichskanzler schon im Februar 1872 vertraulich Mitteilung von Rankes Unternehmen gemacht und sich für die Beschleunigung der Veröffentlichung verwandt[1]. Daraufhin war der Historiker von dem allmächtigen Minister um nähere Auskunft gebeten worden[2]; es folgte eine befriedigende Unterredung mit Bismarck[3], welcher die Rankesche Arbeit nach eingehender Prüfung mit geringen Modifikationen freigab[4]. Der mit der Berichterstattung über die Angelegenheit betraute Unterstaatssekretär von Thile meldete dem Kaiser schon im Mai, daß der Veröffentlichung von seiten des Auswärtigen Amtes nichts im Wege stehe[5]. Etwas länger dauerte es dann freilich, bis auch Wilhelm I. seine Zustimmung erteilte. In seiner vornehmen Pietät gegen den verstorbenen Bruder befürchtete er nämlich von den drastischen Wendungen in den Briefen gleichfalls eine Schädigung des Andenkens Friedrich Wilhelms IV., auch besorgte er, daß sich noch lebende Personen dadurch verletzt fühlen könnten. Noch am 25. Dezember, als die offizielle Genehmigung zur Publikation schon längst erteilt worden war[6], mußte Ranke diese Bedenken ausführlich widerlegen[7]. Dafür hatte er dann aber auch die Genugtuung, daß

[1] Dove, a. a. O. S. 248.

[2] „Deutsche Revue", Oktober 1904, S. 56.

[3] Dove, Ausgewählte Schriftchen, S. 249.

[4] Zwei Schriftstücke, welche Ranke hatte veröffentlichen wollen, wurden von Bismarck beanstandet. „Deutsche Revue", November 1891, S. 176. In einer Anmerkung ebendaselbst teilt Wiedemann eine charakteristische Korrektur mit, welche Bismarck an dem Rankeschen Text vornahm.

[5] „Deutsche Revue", Oktober 1904, S. 56.

[6] Sie wurde am 8. Oktober 1872 erteilt. „Deutsche Revue", Oktober 1904, S. 57.

[7] „Deutsche Revue", a. a. O. S. 57 f.

ihm der Kaiser in einem Schreiben vom 7. April 1873 seine Befriedigung über das Wirken seiner „feinfühlenden Hand" aussprach[1]. Man wird sich diese Schwierigkeiten bei der Beurteilung des Buches vor Augen halten müssen; gar manches, was man ihm vorgeworfen hat, ist durch die Rücksichten mit verschuldet worden, welche Ranke notgedrungen nehmen mußte. Sein Grundgedanke wird dadurch allerdings nicht berührt; von ihm, der seiner wissenschaftlichen und politischen Überzeugung entstammte, hätte auch der Historiker schwerlich etwas Wesentliches auf fremden Wunsch hin aufgegeben.

Dieser Grundgedanke des Werkes besteht nun darin, daß Ranke die vielumstrittene Figur des verstorbenen Königs, wie es ihm das Gesetz seiner autonomen Historie vorschreibt, zunächst einmal aus ihren eigenen Tendenzen heraus zu erfassen und dann in die kausale Entwicklung des 19. Jahrhunderts einzuordnen sucht. Im Anschlusse an die veröffentlichten Briefstellen würdigt er so eingehend die Ideenwelt Friedrich Wilhelms IV. und zeigt, wie sie als individuelles Produkt aus dem Boden des beginnenden Jahrhunderts herauswächst, zwischen dessen Gegensätzen sie in Gedanke und Tat einen Ausgleich herzustellen strebt. Er zeigt weiter, wie ihr dieses zeitgemäße Ziel tatsächlich in mehr als einer Beziehung gelungen ist, wie ihr so endlich ein wesentliches vorbereitendes Verdienst um die Ereignisse von 1866 bis 1871 zukommt, welche die von ihr angebahnte Entwicklung vollenden. Sowohl an den kirchlichen, wie an den ständischen, an den preußisch-deutschen, wie an den europäisch-orientalischen Velleitäten Friedrich Wilhelms IV. wird dieser Gedanke eingehend durchgeführt. So ergibt sich als wesentlicher Erfolg dieser Regierung einmal die Behauptung des hauptsächlichen Bestandteils der alten Großmacht Preußen: der überwiegenden monarchischen Autorität mit ihren Stützen Heer und Beamtentum, und dann auch die Durchdringung des Staatswesens mit konstitutionellen und nationalen Tendenzen, welche es später be-

[1] „Deutsche Revue", a. a. O. S. 58.

fähigen sollten, auch die neuen Aufgaben des 19. Jahrhunderts erfolgreich zu lösen. Eben diese ausgleichende und vorbereitende Tätigkeit entsprach nach Ranke durchaus den Erfordernissen der Zeit; sie mußte vorangehen, ehe die endgültige Entscheidung fallen konnte. Vor ihr mußte daher auch die energische Führung der auswärtigen Geschäfte zurücktreten: „In der Mitte der miteinander ringenden Weltkräfte, die einander das Gleichgewicht hielten, war für den preußischen Staat eine neutrale Politik geboten, nicht eigentlich um das Gleichgewicht zu erhalten, sondern vor allem um sich selbst zu behaupten“ [1]. Gerade die angefochtene Individualität seines verstorbenen Mäzens aber befähigte ihn nach Rankes Überzeugung zu dieser historischen Mission: „Dazu gehörte ein Mann von der idealen und doch strengen, der im einzelnen biegsamen und im ganzen festen Gesinnung, von der geistvollen, aber in die Institutionen und das Leben alter Zeit versenkten Weltauffassung, die ihm eigen waren. Eine Überzeugung von einer Nachhaltigkeit und Tiefe, wie sie ihm inne wohnte, war erforderlich, um die konservativen Grundsätze, die aus einer großen Vergangenheit stammten, nicht untergehen zu lassen für Zukunft und Welt“ [2].

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese Rankesche Auffassung dem Standpunkte der reinen Erkenntnis entspricht, der für die Geschichte als Wissenschaft maßgebend sein muß. Schon das Gesetz des kontinuierlichen historischen Geschehens verbietet, diese Regierung und ihren Träger einfach als unnütze Episode zu verurteilen, wie es so häufig geschehen ist; denn nach ihm ist jede historische Erscheinung ein Glied in der Kette der geschichtlichen Entwicklung und durch die vorangegangene Zeit bedingt. Der blendende Glanz der großen Ereignisse von 1866 bis 1871 darf also den reinen Historiker nicht abhalten, die Wurzeln dieser mächtigen Erfolge in der vorhergehenden Epoche der politischen Romantik zu suchen und zu finden. Für eine große und einflußreiche Richtung der deutschen Geschichtschreibung

[1] S.W. 49/50 S. 582.
[2] S.W. 49/50 S. 581.

wurde freilich der überwältigende Eindruck dieser Jahre bestimmend. Die Amalgamierung zwischen dem preußischen und dem nationalen Element, wie sie nach langen Kämpfen im neuen Reiche endlich gelang, ließ beide Mächte in der Vorstellungswelt dieser neuen Generation so in eins verfließen, daß das Bewußtsein ihrer Verschiedenheit und ihres selbst heute noch nicht ganz verschwundenen Gegensatzes mehr und mehr erstarb. Das Verständnis für das Ringen der rivalen deutschen Mächte im 19. Jahrhundert wurde so getrübt; es gab von diesem politischen, wesentlich nationalliberalen Standpunkte aus keine andere genügende Erklärung für diese anscheinend zwecklosen Kämpfe als die politische Verbohrtheit und Unzulänglichkeit der handelnden Personen. Die politischen Sünden der Romantiker und der Doktrinäre mußten für alles herhalten. Daß aber hinter diesen ideologischen Hüllen höchst reale und notwendige Gegensätze sich verbargen, daß weiter dieser ganze romantisch-doktrinäre Seelenzustand eine notwendige und interessante Entwicklungsstufe im Werden der neuesten Zeit darstellte, kam in dieser Auffassung wenig oder gar nicht zum Ausdruck. So erklärt sich die merkwürdige Erscheinung, daß ein Heinrich von Treitschke seine Liebe der Figur König Friedrich Wilhelms III. zuwandte, der doch tatsächlich für die deutsch-nationale Ideenwelt Treitschkes so gut wie kein Verständnis gehabt hätte, während er Friedrich Wilhelm IV. geringschätzig beurteilte, der ihr doch in Wahrheit ganz erheblich näher stand. Es ist ein Verdienst des Rankeschen Buches, daß es in diese Auffassung Bresche gelegt und der gerechteren Würdigung König Friedrich Wilhelms IV. vorgearbeitet hat, welche heute mehr und mehr in der deutschen Geschichtswissenschaft üblich wird.

Muß man nun auch Rankes Schrift zugestehen, daß sie die großen Umrißlinien der Gestalt und Zeit König Friedrich Wilhelms IV. klar und eindrucksvoll wiedergibt, so läßt sich doch zugleich nicht leugnen, daß darin im einzelnen manches verzeichnet ist, daß vor allem ein gewisses allzu vorteilhaftes Kolorit über der politischen Figur des Königs liegt. Zum Teil

beruhen diese Mängel auf dem unzureichenden Material, das ihm für dieses Werk zur Verfügung stand. Denn wenn auch der ausgedehnte Briefwechsel mit Bunsen über die Gesamttendenz des Monarchen und über viele Einzelheiten hinreichend unterrichtete, so reichte er doch nicht aus, um den genaueren Verlauf der politischen Aktionen dieser Regierung einwandfrei darzustellen, und außer ihm und den immerhin ziemlich unsicheren persönlichen Erinnerungen seines Freundes Manteuffel konnte Ranke aus den Archiven nur noch für die Kölner Irrungen die Denkschrift eines Gegners der Bunsenschen Politik benutzen [1]. Ausdrücklich wies er in seinem Vorworte darauf hin und betonte, daß die Zeit für eine kritische Geschichte Friedrich Wilhelms IV. noch nicht gekommen sei [2].

Zu dieser verzeihlichen Fehlerquelle tritt dann allerdings noch die oben erwähnte apologetische Tendenz, die ihn zu der Abfassung des Buches wesentlich mit bestimmt hatte. Man darf dabei freilich nicht an eine bewußte Abkehr von der rein geschichtlichen Betrachtungsweise denken; subjektiv blieb er vielmehr vollkommen davon überzeugt, daß er die Grenzen der autonomen Historie nirgends überschritten habe. Es sind mehr die alten, in seiner seelischen Struktur begründeten Schwächen des politischen Urteils, wie wir sie in seinen eigenen politischen Versuchen und sogar hin und wieder in seinen Geschichtswerken beobachten konnten, welche sich hierbei besonders deutlich bemerkbar machen. Bezeichnenderweise verweilt seine Darstellung mit Vorliebe bei der Ideenwelt Friedrich Wilhelms IV., die sie eingehend zu analysieren und verständlich zu machen sucht. Wichtiger als diese ideelle und intellektuelle Seite ist aber wohl für die Bewertung einer politischen Figur ihre Fähigkeit zu praktischem Handeln, welche sich auf den Seelenmächten des Willens und der Leidenschaft aufbaut. Gewiß ist Ranke viel zu klarblickend und gewissenhaft, um die verhängnisvolle Schwäche des Königs in dieser Hinsicht gänzlich zu verschweigen, mehrfach übt er dar-

[1] „Deutsche Revue", November 1891, S. 172.
[2] S.W. 49/50 S. 343.

auf bezügliche Kritik an der politischen Haltung seines verstorbenen Gönners[1], aber man erhält doch von seiner Darstellung den entschiedenen Eindruck, daß ihm dieser große Mangel vor den moralisch-ideellen und intellektuellen Vorzügen des Königs zurücktritt, daß er ihn darüber nicht selten vergißt, ja, daß ihm seine entscheidende Bedeutung für die politischen Mißerfolge seines toten Mäzens gar nicht so recht zum Bewußtsein kommt. Die Grenzen, die ihm durch sein eigenes Denker- und Dichterwesen gezogen waren, setzen eben auch seinem historisch-politischen Urteil Schranken; bei der Erörterung seiner eigenen praktisch-politischen Versuche haben wir oft genug auf sie hingewiesen.

Es wurde schon oben erwähnt, daß in dem Buche zugleich auch eine Art Apologie des Politikers Ranke steckt, der sich durch die allgemein übliche Verdammung der Politik seines Mäzens mitgetroffen fühlte. An mehr als einer Stelle erklärt und rechtfertigt er die politische Haltung des Königs mit Gedanken und Erwägungen, welche wir schon aus den Zeitschriftaufsätzen und den Denkschriften kennen; sogar charakteristische Wendungen aus diesen eigenen politischen Schriften kehren nicht selten wieder. So etwa, wenn er als das politische Ziel des Kronprinzen die „Regeneration der Welt in konservativem Sinne, der aber die wahrhaft freie Entwicklung begünstigen und fördern soll", bezeichnet[2], oder wenn er dessen kirchliches Ideal in die Worte faßt: „Der Staat ist hienach eine nach Umständen und Volkstümlichkeiten beschränkte Gemeinschaft, mit der Kirche verbunden, aber nicht mit ihr identisch; denn in dieser erscheint der Begriff der Menschheit und ihrer allgemeinen Vereinigung in dem

[1] So, wenn er a. a. O. S. 475 die kirchlichen und deutschen Pläne des Königs „mehr Phantasie und Ideal als Programm" nennt. In der Schlußbetrachtung S. 581 entschlüpft ihm der bezeichnende Ausruf: „In der Politik kann man überhaupt zwei Direktionen unterscheiden: das Ergreifen der beherrschenden Ideen und die Verwaltung der laufenden Geschäfte. Glücklich der Regent, für den beide zusammenfallen und ein einziges Ganzes bilden!"

[2] S.W. 49/50 S. 355.

Glauben an den Gott-Menschen“[1]. Wie in den politischen Denkschriften ferner beherrscht der Gegensatz und die Auseinandersetzung zwischen der konservativen Macht des preußischen Staates und den vorwärtsdrängenden nationalen und liberalen Zeitkräften die Auffassung der Regierungszeit des Königs, namentlich der Jahre von 1848 bis 1851; die Notwendigkeit des Kampfes mit den territorialen Rivalen, vor allem mit Österreich, tritt dagegen merklich zurück, wenn sie auch nicht ganz außer acht gelassen wird[2]. Jedenfalls bildet aber in diesem Buche die erfolgreiche Bismarckische Lösung der preußisch-deutschen Frage nicht das durchgreifende oberste Kriterium für die Beurteilung der deutschen Politik Friedrich Wilhelms IV. Sogar an recht bedenklichen Argumenten in dieser Beziehung, wie wir sie in den Denkschriften antrafen, hält Ranke auch jetzt noch mit bemerkenswerter Zähigkeit fest. So z. B. möchte er immer noch an die Möglichkeit einer friedlichen Auseinandersetzung mit Österreich im Jahre 1848/49 glauben, weil dessen „Rekonstruktion als europäischer Gesamtstaat“ es eigentlich zum gutwilligen Aufgeben seiner damit unvereinbaren deutschen Machtstellung hätte bewegen müssen[3]. Mit ähnlicher Hartnäckigkeit will er bei der Besprechung des Krimkrieges das „wichtigste“ Moment dieses orientalischen Dramas in dem innertürkischen Gegensatz zwischen der moslimischen und der christlichen Bevölkerung sehen und den internationalen Feind-

[1] S.W. 49/50 S. 393.

[2] An einer Stelle heißt es geradezu: „In diesem Gegensatz der beiden Mächte, der im ersten Augenblick erschien, lag bei weitem die größte Schwierigkeit der deutschen Frage“. a. a. O. S. 476. Auf Manteuffels Drängen hin (Dove, Ausgewählte Schriftchen, S. 253) betonte er im Anschluß daran besonders scharf, daß auch das deutsche Ideal Friedrich Wilhelms IV. die tatsächliche Hegemonie Preußens über das außerösterreichische Deutschland involvierte, und daß man das in Wien sehr gut gefühlt habe (S.W. 49/50 S. 476 f.). Ebenfalls auf Manteuffels Wunsch (Dove a. a. O. S. 268) möchte er es am Schlusse seines Buches so hinstellen, als ob der König am Ende seiner Regierung von der Notwendigkeit einer gewaltsamen Auseinandersetzung mit Österreich überzeugt gewesen sei (S.W. 49/50 S. 584).

[3] S.W. 49/50 SS. 509, 526.

schaften nur eine mehr akzessorische Rolle zuerkennen[1]. Kurz, man fühlt deutlich, daß in diesem Buche der Historiker Ranke auch den Politiker Ranke zu erklären und zu rechtfertigen bemüht ist.

Neben dieser interessanten Tendenz, zugleich mit der Politik seines verstorbenen Mäzens auch die eigene in historisch-politischen Zusammenhang mit der glänzenden Zeit von 1866 bis 1871 zu setzen und so nach Möglichkeit zu verteidigen, macht sich in dem Buche eine Beziehung auf die innerpolitischen Kämpfe der siebziger Jahre kaum bemerkbar, obwohl Manteuffel den Verfasser in dieser Richtung hatte beeinflussen wollen. Ganz fehlt es ja nicht an solchen Andeutungen und Hinweisen. So z. B. wenn er bei Besprechung der Kölner Irrungen einen Blick auf „die späteren Ereignisse" wirft und dabei betont, daß der Gegensatz zwischen Staat und Kirche „an sich durch keine Theorie auszugleichen, sondern nur durch gegenseitige Anerkennung und praktische Nachgiebigkeit zurückzuhalten" sei[2]; oder wenn er mit augenscheinlicher Zustimmung ausführt, daß Friedrich Wilhelm IV. das liberale System hauptsächlich deshalb verworfen habe, „weil er keine greifbare Grenze zwischen den Grundbegriffen der Liberalen und Radikalen entdecken konnte"[3], weil ihn die dahinter stehenden, destruktiven sozialen Tendenzen bei ihrem „Mangel an aller Religion" mit Schmerz und Sorge für die Zukunft der Welt erfüllt hätten[4]. Doch fallen diese Anspielungen kaum irgendwie auf, wie auch die oben besprochene Apologie der eigenen politischen Bestrebungen sich im Ausdrucke vornehmer Zurückhaltung befleißigt und erst dem Kenner der Rankeschen Politik voll verständlich wird.

Mit seinen Vorzügen und Schwächen ist so das Buch wesentlich von Rankes autonomem Denker- und Dichtertum abhängig. Dieses klare intellektuelle Medium läßt die großen Konturen und

[1] S.W. 49/50 S. 548 f.
[2] S.W. 49/50 S. 364.
[3] S.W. 49/50 S. 580.
[4] S.W. 49/50 S. 439.

viele Einzelheiten der historischen Figur des verstorbenen Königs mit bemerkenswerter Deutlichkeit vor das Auge des Beschauers gelangen. Manche Strahlen freilich, die ein im Erkenntnissinne trüberes Element einseitig durchgelassen hätte, während es für jene Hauptsachen vielleicht undurchdringlich geblieben wäre, werden davon fast unmerklich absorbiert. Ihr Fehlen erzeugt dann beim politisch gestimmten, für diese Eigentümlichkeiten Friedrich Wilhelms IV. besonders — wenn auch im negativen Sinne — empfänglichen Leser leicht ein Gefühl des Mißbehagens über Rankes Darstellung.

Wie mit fast allen seinen Schriften, die eine größere oder geringere Beimischung von politischen Bestandteilen aufweisen, hatte der Historiker auch mit diesem Buche wenig Glück bei dem breiten Publikum. In einem Briefkonzepte an Alfred von Reumont[1] hob Ranke zwar hervor, daß der Briefwechsel seiner Meinung nach dem öffentlichen Urteil über Friedrich Wilhelm IV. doch eine andere Wendung gegeben habe, bezog sich aber dafür auf Aussprüche von „Staatsmännern", welche über die innere Folgerichtigkeit in den Handlungen des Königs überrascht gewesen seien. Schon Reumont indessen hatte in einem Briefe an Ranke vom 29. Dezember 1873 angedeutet, daß mehr als eine Partie des Buches ihm bei einer kritischen Besprechung „Schwierigkeiten" gemacht haben würde[2], und den „wehmütigen Eindruck" erwähnt, den ihm der Briefwechsel hinterlasse, „weil ein Mißverhältnis zwischen Erstrebtem und Erreichtem sich darin herausstellt". Wesentlich schärfer urteilte der verbissene alte Kamarillist Ludwig von Gerlach[3]. Er erschrak noch nachträglich über das „Übermaß" an „Phantasterei des Königs", das sich in den Briefen zeige, und über sein enges Verhältnis zu dem revolutionär-liberalisierenden Pantheisten Bunsen. „Ihnen beiden gegenüber

[1] „Deutsche Revue", Oktober 1904, S. 60 f.

[2] „Deutsche Revue" a. a. O. S. 59. Vermutlich paßte dem zum Ultramontanismus neigenden Reumont die Darstellung der Kölner Irrungen nicht recht.

[3] Ernst Ludwig von Gerlach, Aufzeichnungen aus seinem Leben und Wirken. Bd. II. S. 362 f.

‚der Porzellan-Bukett-Maler Ranke', wie Leo ihn nennt[1], der das alles recht kurios findet, aber an sich vorbeigehen läßt, ohne sich zu engagieren". Daß Ranke sich umgekehrt zuviel zugunsten Friedrich Wilhelms IV. engagiere, fand dagegen Heinrich von Treitschke: „. . . ich glaube nicht, daß Rankes neuestes Buch über Friedrich Wilhelm IV. und Bunsen das Rechte trifft. Ranke war mit dem unglücklichen König persönlich befreundet, und er ist zu sehr Hofmann, um über große Herren die ganze Wahrheit zu sagen", heißt es in einem Briefe, welchen der leidenschaftliche Politiker und Historiker am 28. März 1873 an L. Vuillemin schrieb[2]. Bis in die neueste Zeit hinein hat das Buch und ebenso der Biographieartikel eine wenig günstige Beurteilung erfahren[3].

Es ist daher verständlich, wenn Ranke sich dann im Jahre 1877 scheute, diesen biographischen Artikel über Friedrich Wilhelm IV.[4] für die von der Münchener historischen Kommission herausgegebene „Allgemeine Deutsche Biographie" zu schreiben. Da ihn aber Reumont, auf den er gehofft hatte, im Stich ließ[5], so mußte er die Arbeit übernehmen und widmete sich ihr voll dankbarer Erinnerung an seinen innig verehrten Mäzen[6]. Wieder

---

[1] Vgl. die von Varrentrapp in der „Historischen Zeitschrift", Dritte Folge, Bd. 3, S. 117 f. Anm. mitgeteilte Briefstelle Leos an Johannes Schulze, worin er Ranke einen „Blumenmaler von größter Genialität" nennt, der Blumen aus dem Garten der Geschichte abschneide, in Buketts ordne und auf „Porzellanvasen von Geschichtsbüchern" male.

[2] „Historische Zeitschrift", neue Folge, Bd. 59, S. 270 f.

[3] Vgl. den Aufsatz von G. Kaufmann „Ranke und die Beurteilung Friedrich Wilhelms IV.", „Hist. Ztschr.", Neue Folge, Bd. 52, S. 436 ff.

[4] A.D.B. Bd. VII S. 729 ff.; S.W. 51/52 S. 405 ff. Außerdem schrieb Ranke noch für die A.D.B. die Biographie Friedrichs des Großen (A.D.B. Bd. VII S. 656 ff.; S.W 51/2 S. 359 ff.), eine geniale Improvisation, die er ohne Hilfe von Büchern lediglich aus seiner umfassenden Kenntnis der preußischen Geschichte des 18. Jahrhunderts heraus während eines Landaufenthaltes bei Manteuffel im Sommer 1877 verfaßte (G. Winter, Erinnerungen an L. v. Ranke in „Nord und Süd", Bd. 38, S. 218 f.).

[5] S.W. 53/4 S. 534.

[6] Vgl. die oben erwähnten Erinnerungen G. Winters S. 213 ff.

stand Manteuffel dem Freunde nach Kräften bei[1], der sich über die anfänglichen Bedenken mit dem Gedanken tröstete, „daß die historische Forschung, insofern sie wirklich Platz greifen konnte, auf diesem Wege in die Geschichte unserer Tage eindringt“[2].

Mehr noch als der Briefwechsel macht der Biographieartikel den Eindruck des Lückenhaften und Ungleichen. Ranke war sich auch wohl bewußt, nur einen Beitrag zur Geschichte des Königs liefern zu können[3], denn nur über zwei Punkte hatte er eingehendere Forschungen auf Grund authentischer Aktenstücke anstellen können, nämlich über die Erziehung Friedrich Wilhelms IV. und über die Berufung und die Verhandlungen des ersten Vereinigten Landtages[4]. Die Darstellung dieser beiden Dinge nimmt denn auch den überwiegenden Teil des Aufsatzes ein, während namentlich die Ereignisse von 1848 ab nur ganz summarisch behandelt werden. Die leitende Idee der Arbeit ist, wie es denn nicht anders sein kann, die gleiche wie die des Briefwechsels. Die Verschmelzung des altpreußischen Staates mit den Kräften des 19. Jahrhunderts erscheint als die wesentliche Aufgabe dieser Regierung; an ihr wird die Leistung Friedrich Wilhelms IV. gemessen und wieder durchaus günstig beurteilt. Und wie im Briefwechsel tritt die Neigung hervor, das Bild des Königs in allzu helles Licht zu rücken, obwohl es nicht an aller und jeder Kritik fehlt[5]. Auch hier wird man dafür in erster Linie das eigentümliche Denker- und Dichterempfinden Rankes verantwortlich machen müssen, welches für die politischen Mängel des königlichen Romantikers kein rechtes Organ besaß. Unwillkürlich verquickt sich endlich auch in dieser Schrift mit der historisch-

[1] Vgl. die Briefe Manteuffels in Dove, Ausgewählte Schriftchen, S. 281 ff.

[2] S.W. 53/4 S. 535.

[3] S.W. 53/4 S. 534.

[4] S.W. 51/2 S. 405 f.

[5] So z. B. S.W. 51/2 S. 474, wo er vom Könige bekennt: „Er hatte vielleicht mehr Gemüt, als der Staat ertragen kann. Seine ideale Anschauung stieß mit den Realitäten der Dinge vielfältig zusammen. Und in seiner persönlichen Eigenart lag etwas, das die Opposition erweckte“.

politischen Rechtfertigung seines Mäzens wieder eine leise Apologie der eigenen Politik. Neben mehrfachen persönlichen Reminiszenzen an Personen und Ereignisse dieser Zeit flicht Ranke in die Darstellung Gedanken und Ausdrücke ein, welche an Stellen aus seinen politischen Arbeiten erinnern[1]. Kurz, für diesen Artikel gilt im allgemeinen das gleiche, was schon über den Briefwechsel gesagt wurde; seine Vorzüge sind die des autonomen Historikers, seine Schwächen die des Politikers Ranke, der aber im letzten Grunde auch nur eine Modifikation des reinen Erkenntnismenschen darstellt.

Mit derartigen Werken, in welchen sich sein spezifisches Wesenselement infolge von politischen Hemmungen doch nicht völlig frei betätigen konnte, sollte nun aber die Lebensarbeit des autonomen Historikers Ranke nicht abschließen; ein Klang von großartigster und erhabenster Reinheit sollte vielmehr dieses dem Gottesdienste der absoluten Erkenntnis geweihte Dasein ausläuten. Eben im Jahre 1877, demselben Jahre, in welchem jener Brief an Bismarck geschrieben wurde, der vom wahren Historiker den Verzicht auf jegliche aktive Politik verlangt, faßte der beinahe 82jährige Greis den ersten Entschluß zu demjenigen seiner Werke, welches der Anlage und Konzeption nach als das großartigste von allen schriftstellerischen Unternehmen Rankes erscheint, nämlich zur Weltgeschichte. Es soll das während eines Landaufenthaltes in Topper, dem Gute Edwin von Manteuffels, im August 1877 geschehen sein, auch soll der Feldmarschall wichtigen Anteil an diesem Entschlusse haben, während der ursprüngliche Impuls dazu dem greisen Geschichtschreiber vom Kronprinzen gekommen sein soll[2]. Jedenfalls finden wir Ranke

[1] So etwa, wenn er die halkyonische Epoche der 20er und 30er Jahre als eine Zeit hoher Kultur in Wissenschaft und Kunst lobt. a. a. O. S. 419/20. Die Besprechung der Revolution von 1848 leitet er mit demselben Gedanken ein, welcher die erste Denkschrift eröffnet: „Die Revolution von 1848 betrachte ich nicht als ein preußisches Ereignis, sondern als ein allgemeines, in dessen Strömungen Preußen fortgerissen wurde". a. a. O. S. 464.

[2] Vgl. darüber die Angaben G. Winters in „Nord und Süd" Bd. 38

schon gleich nach der Rückkehr von Topper mit theologischer Lektüre und Studien über das Volk Israel beschäftigt[1]; unterbrochen von den Arbeiten für die Herausgabe der späteren Bände seiner Sämtlichen Werke, zogen sich diese Quellenstudien zur ältesten Geschichte bis 1880 hin. Gegen Ende dieses Jahres erschien dann der erste Teil der Weltgeschichte, welchem von nun an Jahr für Jahr weitere folgten. Ein besonderes Verdienst um die Ausgestaltung und Erweiterung des ursprünglich beschränkter gedachten Unternehmens soll dabei noch Carl Geibel, Rankes Verleger, zukommen[2].

Aber nicht auf die Anregung des einen oder anderen seiner Gönner und Freunde ist letzten Endes dieses Werk zurückzuführen. Rankes stets auf das Universale gerichteter Denker- und Dichtergeist hatte ja von Anfang an die tiefsten Erschütterungen, die heiligsten Erregungen vom Anblicke des historischen Gesamtgeschehens empfangen, von jenem Steigen und Sinken der gewaltigen Weltmächte kultureller und politischer Art, deren endlos verflochtenes Werden und Vergehen unter geheimnisvoller göttlicher Leitung für ihn die Summe des Menschheitsgeschickes, die eigentliche „Mär der Weltgeschichte" ausmachte. Selbst auf die detaillierteste Spezialuntersuchung, die scharfsinnigste Einzelkritik in seinen Werken war doch immer ein Abglanz von jener universalhistorischen Stimmung gefallen; denn nie hatte er die geschichtliche Einzelerscheinung nur um ihrer selbst willen geliebt, stets war ihm im Besonderen zugleich das Allgemeine erschienen, das jenem erst den höchsten Erkenntniswert verlieh. Aus dieser das Ganze der Menschheitsentwicklung umfassenden Denker- und Dichterleidenschaft heraus ist recht eigentlich Rankes Weltgeschichte geboren worden[3]. In einer Fülle bedeutender, epochemachender

S. 219 ff.; ferner „Deutsche Revue", Februar 1892, S. 216; Zu L. v. Rankes Heimgang S. 8.

[1] S.W. 53/4 SS. 537 f., 539 f.

[2] „Deutsche Revue", Februar 1903, S. 201.

[3] Vgl. die Wg. IV S. 513 (Textausgabe) mitgeteilten Eingangssätze der ursprünglichen Vorrede Rankes zur Weltgeschichte und die daran geknüpften Bemerkungen A. Doves.

Werke hatte er in einem langen, arbeitsreichen Leben die universalen Geschicke der neueren Jahrhunderte bis in die jüngste Vergangenheit hinabgeführt; jetzt gedachte er, die ihm noch verbleibenden Jahre der zusammenfassenden Verkündigung alles dessen zu widmen, was ihm der innerliche Gott je offenbart hatte, und damit seiner heiligen Historie den größten und erhabensten Tempel zu erbauen, den er ihr überhaupt zu errichten fähig war.

Dazu gehörte nun freilich auch, daß die äußeren Verhältnisse der Zeit, daß namentlich die politischen Zustände im Reiche eine Gestalt annahmen, die ihm ein solches, auf reinste Erkenntnis gerichtetes Schaffen gestatteten. Wir berührten schon, wie der innere Umschwung der Reichspolitik Ende der siebziger Jahre seine bis dahin manchmal wankende Überzeugung von der haltbaren Natur der deutschen Neubildung befestigte, wie der endgültige Sieg der konservativen Mächte seiner Historie die Aussicht auf neues Blühen und Gedeihen eröffnete. Von jeher war politische Leidenschaft, politische Erregung die gefährlichste Gegnerin seines Wesens gewesen, das Nachlassen der politischen Spannung infolge des Unterliegens der politisch energischen, erkenntnisfeindlichen revolutionären Kräfte flößte ihm erst den rechten Mut zu seinem großen Unternehmen ein, welches angesichts seines hohen Alters beinahe wie ein vermessenes Wagnis erscheinen konnte.

Es würde zu weit von unserem eigentlichen Thema ablenken, wollten wir uns in die Einzelheiten von Rankes Weltgeschichte vertiefen, zudem ist die Ideenwelt des autonomen Historikers, welche ihr das charakteristische Gepräge gibt, schon hinreichend in den früheren Abschnitten dieser Untersuchung erörtert worden. Es genüge die Andeutung, daß sie dem Leser zugleich mit dem politischen Auf- und Abstieg der großen historischen Weltmächte des antiken und abendländischen Kulturkreises auch ihre Leistung für den geistigen Allgemeinbesitz der Menschheit vorführt, dessen Vermehrung doch immer das vornehmste Zeugnis für die weltgeschichtliche Bedeutung eines solchen politischen Gebildes ablegt. Was hier glüht, ist reinstes Denker- und Dichterfeuer; nirgends

in diesen Bänden wird die Erkenntnisleidenschaft durch fremde politische oder konfessionelle Tendenzen verfälscht. Wenn er hin und wieder Personen und Ereignisse einer fernen Vergangenheit mit denen der Gegenwart zusammenstellt, wenn ihm etwa in dem vorwärtsdrängenden Idealisten Tiberius Gracchus das typische Bild eines modernen Kämpfers für den Fortschritt erscheint[1], wenn ihn der Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum unter Ludwig dem Frommen zu der Bemerkung veranlaßt, daß dieser Konflikt noch heute fortdauere[2], so liegt in solchen Hinweisen doch keine Spur von politischer Absicht. Dem umfassenden Blicke des großen Historikers stellt sich eben das Ferne und das Nahe in seiner Gleichheit und Verschiedenheit dar, beides ist ihm aber nur Erkenntnisobjekt, nur Geschichte.

Fürwahr ein großartiger Anblick, dieser neunzigjährige Greis, der, geplagt von quälenden Schmerzen, behaftet mit mancherlei Wunderlichkeiten des hohen Alters, alle körperliche Schwäche vergißt, alle seelische Hemmung überwindet, sobald die heilige Historie ihn zu ihrem Dienste ruft! Mit fremden Augen, fremden Händen muß er ihren Dienst versehen; denn schon seit Jahren versagen ihm die eigenen, seit Jahren vermag er keine Feder mehr zu führen, kein Buch mehr zu lesen. Aber mit unbegreiflicher geistiger Spannkraft beherrscht und leitet er die Arbeit seiner Gehilfen, deren Augen und Hände ihm als Ersatz dienen müssen. Mit vor innerer Erregung leuchtendem Blicke diktiert er ihnen, was sein gewaltiger Geist in den Jahrhunderten der Vergangenheit erschaut, nicht selten sinkt seine Stimme dabei zu einem raschen, unverständlichen Murmeln hinab. Staunend fügen sie sich diesem Phänomen und führen gehorsam seinen Willen aus, obwohl er im Dienste seiner Göttin weder für sich noch für sie Schonung kennt. Wochen- und Festtage sind ihm gleich; denn es gilt, jeden ihm verbleibenden Augenblick zur Vollendung des großen Werkes auszunutzen. Bis ans Mystische streift der un-

[1] Wg. Textausgabe. Bd. I S. 556.
[2] Wg. Textausgabe. Bd. III S. 290.

erschütterliche Glaube an seine Mission; er meint, dem Tode gebieten zu können; er hat „mit dem lieben Gott einen Pakt" gemacht, daß er ihn noch 5 bis 6 Jahre leben lasse, um die Weltgeschichte zu vollenden. So verzehrt sich sein Leben in grandioser, ruheloser Arbeit zu Ehren der reinsten Erkenntnis. Noch als ihn ein Sturz bereits auf sein letztes Lager gestreckt hat, arbeitet sein Geist unermüdlich an der Fortsetzung des siebenten Bandes. Hut ab vor einer solchen Offenbarung des innerlichen Gottes! Erst als ihn ein schwerer Schüttelfrost am 13. Mai 1886 von dem nahen Ende überzeugt, ist jeder Gedanke an Arbeit wie abgeschnitten; nach langem Todeskampfe ist er dann am Abend des 23. Mai verschieden.

Wie alles wahrhaft Große hat Rankes Werk seinen Schöpfer überdauert. Es übt nach wie vor den nachhaltigsten Einfluß auf die deutsche und europäische Geschichtswissenschaft aus und zwingt jeden, der sich eingehend mit Geschichte befaßt, Stellung dazu zu nehmen. Die Entwicklung der Dinge im Deutschen Reiche ist dem Rankeschen, auf absolute Erkenntnis gerichteten Geiste bisher günstig gewesen; keine politische Richtung hat es noch vermocht, sich die deutsche Geschichtsforschung in nennenswertem Umfange zu unterwerfen. Ob das freilich in alle Zukunft hinein so bleiben wird, sei dahingestellt. Ein starkes Anwachsen der innerpolitischen Spannung, eine wesentliche Verschiebung der politischen Machtverhältnisse in Deutschland und Europa müßte fast mit Notwendigkeit auch eine Rückwirkung auf das Denken und Dichten der Nation hervorrufen; denn keine geistige Richtung vermag sich auf die Dauer isoliert von den treibenden Kräften des Lebens zu behaupten. Wie dem auch sei, eins scheint gewiß: auch ein solcher im Dienste der praktischen Politik schreibender und lehrender Geschichtsforscher der Zukunft müßte auf Rankes Lebenswerk Rücksicht nehmen; denn in ihm sind soviele politische Erkenntniswerte enthalten, daß selbst ein vorwiegend aufs Handeln gerichteter Geist daraus eine Fülle praktischer Anregungen zu schöpfen vermöchte. Der Staatsmann vor allem, der schon durch seine Stellung gezwungen ist,

die Dinge von einer höheren Warte aus zu betrachten als der Parteihäuptling, wird in der Rankeschen Lehre von der großen Macht stets etwas seinem eigenen Wesen Kongeniales erkennen und schätzen, wie das ja auch Bismarck mehr als einmal ausgesprochen hat. In diesem Sinne darf man also schließen, daß auch für eine solche immerhin mögliche, rein politische Historikergeneration der Zukunft Rankes autonome Historie nicht abgetan sein wird, daß sie vielmehr eine Wirkung ausüben wird bis in fernste Zeiten. Der Politiker Ranke vermochte sich nicht recht zur Geltung zu bringen, der Historiker aber wird der Welt wohl noch etwas zu sagen haben, wenn die politischen Kräfte der Gegenwart längst der Vergangenheit angehören werden.

Ranke, Leopold von 245661
Author Diether, Otto
Title Leopold von Ranke als Politiker.
HG.B
R 1984
Ya

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 11 15 11 016 5